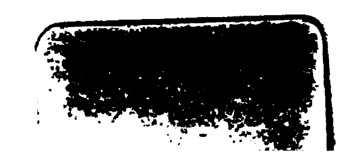


Thomas Carlyle's

ausgewählte Schriften.

Dritter Band.

Thomas Carlyle's ausgewählte Schriften.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Jean Paul Friedrich Richter. — Boswell's Lebensgeschichte Johnson's. — Sir Walter Scott. — Ueber Geschichte.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1855.

Jean Paul Friedrich Richter*).

Erster Artikel.

(1827.)

Als Dr. Johnson zuerst von Boswell's Absicht hörte, seine Lebensgeschichte zu schreiben, erklärte er mit ziemlicher Entschiedenheit, er werde, wenn er glaubte, daß Boswell wirklich gesonnen sei, sein Leben zu schildern, dies dadurch verhindern, daß er Boswell das seine nähme!

Daß große Autoren sich wirklich einer solchen Vorbeugungsmaßregel gegen schlechte Biographen bedienen sollen, möchten wir freilich keineswegs gutheißen, gleichwohl aber ist es wahr, daß, so reich wir auch an Biographien sind, doch eine gutgeschriebene Lebensgeschichte fast eben so selten ist, als ein gut angewendetes Leben, und es giebt sicherlich weit mehr Menschen, deren Geschichte geschrieben zu werden verdient, als Leute, welche geneigt und fähig wären, sie zu schreiben.

Ueber große Männer aber muß, wie über die alten ägyptischen Könige, ein Todtengericht gehalten werden, ehe man sie einbalsamiren kann, und was sind auch in der That jene „Skizzen", „Anas", „Gespräche", „Stimmen" u. dergl. anderes als die Erklärungen und Reden eben so vieler schlecht unterrichteter Advocaten, Geschworenen und Richter, aus deren Widersprüchen am Ende ein richtiger Wahrspruch hervorgehen soll?

Zum Unglück sind schwache Augen gerade die, welche glänzende Gegenstände am meisten lieben und nicht sobald scheidet ein großer Mann und läßt seinen Charakter als öffentliches Eigenthum zurück, so stürzt auch so-

---

*) Jean Paul Friedrich Richter's Leben, nebst Charakteristik seiner Werke; von Heinrich Döring. Gotha, Hennings, 1826.

gleich ein Schwarm kleiner Menschen darauf zu. Hier versammeln sie sich, blinzeln mit der Sehkraft, die ihnen eben beschieden, daran hinauf, spähen von fern und flattern bald von dieser, bald von jener Seite daran vorbei, während jeder sich schlau und mit aller Kunst bemüht, einen Reflex in seinem kleinen Spiegel aufzufangen, obschon sehr oft dieser Spiegel durch Vertiefungen oder Erhabenheiten so verzerrt und obendrein so außerordentlich gering von Umfang ist, daß keine Rede davon sein kann, ein wahres Bild oder überhaupt ein Bild darin zu sehen.

Richter war weit gutmüthiger als Johnson und nahm viele ärgerliche Dinge mit dem Geiste eines Humoristen und Philosophen hin; auch können wir nicht glauben, daß ein so guter Mensch, selbst wenn er dieses Werk Döring's vorausgesehen hätte, so weit gegangen wäre, ihn deswegen zu ermorden.

Döring ist ein Mann, den wir schon seit mehrern Jahren als Compilator, Uebersetzer und Dichterling kennen, dessen Hauptunternehmen aber seine „Galerie Weimarischer Autoren“ ist, eine Reihe seltsamer kleiner Biographien, welche mit Schiller anfangen und sich schon über Wieland und Herder erstrecken, jetzt auch, wahrscheinlich mit dem Rechte der Eroberung, Klopstock, und zuletzt, kraft eines gewissen droit d'aubaine, Jean Paul Friedrich Richter umfassen, obschon keiner dieser beiden letztern Weimar angehörte.

Schriftsteller, das muß man zugeben, sind glücklicher daran, als der alte Maler mit seinen Hähnen, denn sie schreiben ganz ungenirt und ohne Furcht sich lächerlich zu machen, den Namen ihres Werks auf das Titelblatt und von nun an ist der Zweck und die Tendenz eines jeden Bandes unbestreitbar. Döring kommt dieses Privilegium zuweilen sehr zu statten, außerdem möchte seine Zusammenstellungsweise, da sie gar so eigenthümlich ist, dann und wann Schwierigkeiten verursachen.

Biographien sind nach Döring's Methode eine sehr einfache Sache. Zuerst ersieht man aus dem Leipziger Conversationslexikon oder aus Jörden's Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten oder Flögel oder Koch, oder irgend einem andern dergleichen Compendium oder Handbuch das Datum und den Ort der Geburt des betreffenden Individuums, seine Herkunft, seinen Erwerbszweig, seine sonstigen Verhältnisse und die Titel seiner Werke; den Tag seines Todes weiß man schon aus der Zeitung, und dies zusammengenommen bildet die Grundlage des Gebäudes. Dann geht man seine Schriften und alle anderen Schriften durch, in welchen von ihm und seinem

Wirken gesprochen wird und überall, wo man eine Stelle findet, in der sein Name vorkommt, schneidet man diese heraus und legt sie auf die Seite. Auf diese Weise wird eine Masse Material zusammengebracht und das Bauen kann dann losgehen. Ein Stein wird auf den andern gelegt, gerade wie er in die Hände fällt; hier und da wirft man ein paar Kellen biographischen Mörtel als Kitt dazwischen und so steigt das seltsamste Gebäude plötzlich in die Höhe. Gestaltlos ragt es nach allen Richtungen hin, nur nicht nach dem Himmel empor. Hier liegt ein Granitblock, dort eine Masse Pfeifenthon und wenn das Material alle ist, so hört der Bau auf und bleibt als ein architektonisches Räthsel für die Nachwelt stehen.

Diese Art und Weise, eine Lebensgeschichte zu schreiben, hat aber auch, ohne Bild gesprochen, ihre Schattenseiten. Erstens kann die Composition nicht wohl das sein, was die Kritiker harmonisch nennen, und allerdings sind auch Herrn Döring's Uebergänge oft ziemlich schroff. Der Held wechselt seinen Gegenstand und seine Beschäftigung auf die unerklärlichste Weise von Seite zu Seite, ja oft von Satz zu Satz. Eine Vergnügungsreise und eine fünfzehnjährige Krankheit werden mit gleicher Kürze abgemacht. In einem Augenblick findet man ihn verheirathet und auch schon als Vater von drei hübschen Kindern. Nicht weniger plötzlich stirbt er. Er studirt wie gewöhnlich, schreibt und dichtet, empfängt Besuche, ist voll Leben und Thätigkeit, bis plötzlich ein Paragraph sich wie eine der Fallthüren in Mirza's Traum unter ihm öffnet und er ohne Weiteres in das Reich der Schatten hinabstürzt. Allerdings vielleicht nicht auf immer, denn wir haben Beispiele, daß er nach seinem Tode wieder aufsteht und seine Angelegenheiten ordnet. In frühern Zeiten war der Mensch todt, wenn das Gehirn einmal heraus war, Döring aber weiß das anders einzurichten.

Trotzdem aber hegen wir keinen Groll gegen den armen Döring; im Gegentheile kaufen wir seine Waare regelmäßig und es macht uns wahrhaftes Vergnügen, zu sehen, daß seine Laune sich seitdem wir ihn zuerst kennen lernten, so sehr gebessert hat. In der „Lebensgeschichte Schiller's“ schien sein Zustand ein ziemlich unerquicklicher zu sein und er zeigte eine schüchterne, unterwürfige und niedergeschlagene Miene, als ob er wie Sterne's Esel sagen wollte: „Prügelt mich nicht; — wenn Ihr aber einmal wollt, so thut es!“ Jetzt jedoch durch bedeutenden Absatz und Lob von diesem und jenem Literaturblatt, welches seinen Fleiß, seine Treue und seltsamerweise auch seine Methode gerühmt hat, ermuthigt, schreitet er aufrecht und mit

festem Hufe einher und schlägt sogar verächtlich gegen Die aus, welche ihn beleidigen wollen. Glück auf den Weg! ist das Schlimmste, was wir ihm wünschen.

Diese vorläufigen Bemerkungen mögen uns entschuldigen, wenn wir über sein „Richter's Leben" nur wenig sagen. Er prahlt in seiner Vorrede, daß alles wahr und ächt sei, denn Richter's Wittwe hatte, wie sich ergiebt, durch eine öffentliche Ankündigung die Welt gewarnt, weil eine andere Biographie theils von dem berühmten Todten selbst, theils von Otto, seinem ältesten Freunde und beauftragten Herausgeber seiner Werke, schon in Vorbereitung war. Dies reizt Döring zur Entrüstung und er behauptet standhaft, daß, weil seine Documente durchgängig authentisch seien, diese Biographie keine Pseudobiographie sei.

Mit noch größerer Wahrheit hätte er behaupten können, daß es gar keine Biographie sei. Wohl weiß er eben so gut wie Hennings in Gotha, daß dieses Machwerk von Bruchstücken und Fetzen blos des Verkaufs wegen zusammengeflickt worden ist. Mit Ausnahme einiger Briefe an Kunz, den Buchhändler in Bamberg, welche sich hauptsächlich um den Ankauf von Brillen und die Besorgung und Befrachtung zweier Kästchen drehen, die zwischen Richter und Kunz' Leseinstitut hin und her zu gehen pflegten, nebst drei oder vier Briefchen von ähnlicher Wichtigkeit und größtentheils an andere Buchhändler, finden wir hier keine biographischen Documente, die nicht für Europa eben so offen dagelegen hätten, wie für Heinrich Döring. In der That besteht fast die eine Hälfte der eigentlichen Lebensgeschichte aus einer Beschreibung des Leichenbegängnisses, und was dazu gehört, wie die sechzig Fackeln „nebst einer Anzahl von Laternen und Pechpfannen" geordnet waren; wie dieser oder jener Patrizier oder Professor den Trauerwagen durch die Friedrichstraße, Kanzleistraße und andere Straßen von Baireuth begleiteten und wie endlich die Fackeln alle ausgehen, während Dr. Gabler und Dr. Spazier bombastische Reden am Grabe halten. Dann wurden, wie wir sehen, noch in andern Theilen Deutschlands Versammlungen zur Feier von Richter's Andenken abgehalten. Unter andern eine in dem Museum zu Frankfurt am Main, wo ein Dr. Börne wieder eine lange Rede und zwar womöglich in noch bombastischerem Tone hält. Dann kommen Thränodien von allen vier Winden, größtentheils in sehr hinkenden Versen. Und alles dies wird hier der wohlwollenden Vergessenheit der Zeitungen entrissen und lebt auf diese Weise einen Tag länger.

Wir achten Richter's Name viel zu hoch, als daß es uns einfallen könnte, über diese unglücklichen Thränodiker und Panegyriker zu lachen, von welchen einige Alles, was wir Engländer im epicedischen Style aufzuweisen haben, weit übertreffen. Sie bezeugen vielmehr, wenn auch auf ungeschickte Weise, daß die Deutschen ihren Verlust gefühlt haben, der auch in der That einer für ganz Europa ist. Sie flößen uns sogar ein gewisses Gefühl von Wehmuth ein, wenn wir bedenken, wie eine himmlische Stimme verstummen mußte und nun an ihrer Stelle nichts zu hören ist, als das Geheul durch und durch irdischer Stimmen, welche klagen oder thun, als ob sie klagten. Fern sei von uns alle Erinnerung an Döring und Compagnie, während wir von Richter sprechen. Seine eigenen Werke jedoch gestatten uns einige Einblicke in sein eigenthümliches und edles Wesen und unsere Leser werden einige Worte über diesen Mann, sicherlich einen der merkwürdigsten seiner Zeit, nicht überflüssig finden.

Jean Paul Friedrich Richter ist, ausgenommen dem Namen nach, außerhalb Deutschland wenig bekannt. Das Einzige, was in Bezug auf ihn nach England gedrungen, ist, glauben wir, sein von Frau von Staël importirter und von den meisten Journalkritikern dankbar eingesteckter Ausspruch: „Die Vorsehung hat den Franzosen die Herrschaft über das Land gegeben, den Engländern über das Meer, den Deutschen über die — Luft!“

Dieses letztere Element scheint allerdings das zu sein, in welchem sein eigener Genius heimisch war, so phantastisch bunt, weitgreifend und in jeder Beziehung außerordentlich ist seine Schreibweise. Ihn treu zu übersetzen ist fast unmöglich, ja es ist sogar wenigstens der Anfang eines Wörterbuchs zu seinen Werken für den Gebrauch deutscher Leser erschienen!

Diese Umstände haben seinen Wirkungskreis auf sein eigenes Vaterland beschränkt und werden ihn vielleicht noch lange darauf beschränken. Dafür ist er aber auch hier ein Liebling erster Klasse, der trotz aller seiner Subtilitäten und Sonderbarkeiten mit aufrichtiger Bewunderung und einer Liebe studirt wird, welche vieles duldet. Während der letzten vierzig Jahre hat er in verschiedenen Gestalten fortwährend vor dem Publikum gestanden und ist in der Achtung aller Kritiker immer höher gestiegen, bis endlich

seine Widersacher entweder zum Schweigen gebracht oder überzeugt worden sind, und Jean Paul, den man anfangs für halb wahnsinnig hielt, hat schon längst seine Eigenthümlichkeiten zu beinahe allgemeiner Zufriedenheit vindicirt und verbindet jetzt Popularität mit wirklicher Tiefe der Begabung in vielleicht höherem Grade als irgend ein anderer Schriftsteller, denn in dem letztern Punkte steht er kaum mehr als einem seiner Zeitgenossen nach, in dem erstern aber keinem.

Die Biographie eines so ausgezeichneten Mannes kann nicht anders als höchst interessant sein, besonders seine Selbstbiographie, welche wir demgemäß erwarten und später vielleicht unsern Lesern vorführen werden. Mittlerweile kann die Geschichte seines Lebens, so weit äußere Ereignisse sie charakterisiren, in kurzen Worten mitgetheilt werden.

Er war geboren zu Wunsiedel in Baireuth im März 1763. Sein Vater war untergeordneter Lehrer an dem dortigen Gymnasium und ward spyter als Prediger nach Schwarzenbach an der Saale versetzt. Richter's früheste Erziehung war von der dürftigsten Art, aber seine herrlichen Fähigkeiten und sein unermüdeter Fleiß ergänzten jeden Mangel. Da er nicht die Mittel hatte, um Bücher zu kaufen, so lieh er, was er bekommen konnte und schrieb aus ihnen oft einen großen Theil des Inhalts ab, — eine Gewohnheit des Excerpirens, die er während seines ganzen Lebens beibehielt und welche in mehr als einer Beziehung auf seine Art und Weise zu schreiben und zu studiren Einfluß äußerte. Bis zum letzten Augenblick war er ein unersättlicher und universeller Leser, so daß seine Excerpte sich anhäuften, bis sie „ganze Kisten" füllten.

Im Jahre 1780 ging er auf die Universität Leipzig und zwar, trotz der Hindernisse, mit welchen er zu kämpfen gehabt, mit den besten Zeugnissen seiner Talente und Kenntnissen versehen. Eben so wie sein Vater war er zum Theologen bestimmt; bald aber vertiefte sich sein unruhiger Genius in die Poesie und Philosophie, so daß er seine eigentliche Bestimmung darüber vernachlässigte und endlich ganz aufgab. Da er nicht recht wußte, was er nun anfangen sollte, so nahm er eine Hauslehrerstelle in einer vornehmen Familie an, unterrichtete später Schüler in seiner eigenen Wohnung, wechselte aber damit wie mit seiner Lebensweise sehr oft, denn er war mittlerweile ein Autor geworden und ließ während seiner Wanderungen in Deutschland bald hier, bald da die seltsamsten Bücher unter den seltsamsten Titeln erscheinen, z. B. „Grönländische Prozesse", „Biogra-

phische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin", „Auswahl aus des Teufels Papieren" und dergleichen.

In diesen unbeschreiblichen Leistungen konnten die glänzenden Fähigkeiten des Verfassers, in so tollem Gewühl sie auch schwelgten, nicht streitig gemacht werden, eben so wenig wie bei all seiner Extravaganz die Urkraft, Redlichkeit und Zartheit seiner Natur. Das Genie söhnt die Menschen mit Vielem aus. Allmälig begann man Jean Paul nicht mehr als ein seltsames hirnverbranntes Gemisch von Schwärmer und Narr zu betrachten, sondern als einen Mann von unendlich viel Humor, Empfindsamkeit, Kraft und Scharfsinn.

Seine Schriften erwarben ihm Freunde und Ruhm und endlich auch ein Weib und ein festes Einkommen. Mit Karoline Mayer und einer Pension, die ihm durch den Fürsten Primas, den edlen Dalberg, ausgewirkt und später vom König von Baiern ausgezahlt ward, ließ er sich in Baireuth, der Hauptstadt seiner heimathlichen Provinz nieder, wo er von nun an fleißig und berühmt in vielen neuen Fächern der Literatur lebte und wirkte und, geliebt sowohl als bewundert von allen seinen Landsleuten, am meisten aber von denen, die ihn am genauesten gekannt hatten, am 14. November 1825 starb.

Ein großer, starker, unregelmäßiger Mann, sowohl an Geist als an Körper — denn sein Portrait ist ein förmliches physiognomisches Studium — voll Feuer, Kraft und Ungestüm, scheint Richter gleichzeitig im höchsten Grade sanft, gutmüthig und menschenfreundlich gewesen zu sein. Er liebte die Unterhaltung und war wohl geeignet, darin zu glänzen. Er sprach wie er schrieb, in einem ihm eigenthümlichen Styl, voll wilder Kraft und Reize, welcher durch seinen angebornen Baireuther Accent oft einen um so größern Eindruck machte.

Und dennoch liebte er die Zurückgezogenheit, das Land und alles Natürliche. Von seiner Jugend an hatte er, wie er uns selbst erzählt, fast nur im Freien gelebt; in Hainen und auf Wiesen studirte, ja schrieb er oft. Selbst in den Straßen von Baireuth, hat man uns erzählt, sah man ihn selten ohne eine Blume an der Brust. Ein Mann von ruhigen, stillen Geschmacksrichtungen war er und von warmer leidenschaftlicher Zuneigung. Seine Freunde muß er geliebt haben, wie wenige Menschen ihre Freunde lieben.

Von seiner armen bescheidenen Mutter spricht er oft hindeutungsweise und niemals ohne Verehrung und überwallende Zärtlichkeit. „Unglücklich ist der," sagte er, „welchem seine eigene Mutter nicht alle anderen Mütter ehrwürdig gemacht hat!" Und an einer andern Stelle: „O du, der du noch einen Vater oder eine Mutter hast, danke Gott dafür an dem Tage, wo deine Seele voll Freudenthränen ist und eine Brust bedarf, an der sie sie vergießen kann."

Wir heben die folgende Stelle aus Döring's Buche aus, fast das einzige Merkwürdige, was es enthält:

„Richter's Studier- oder Wohnstube bot damals (1793) ein wahres und schönes Bild seines einfachen und edlen Sinnes dar, der das Hohe und Niedere zugleich umfaßte. Während seine Mutter, die damals bei ihm war, sich der Wirthschaft thätig annahm und am Ofen und auf Bänken sich damit beschäftigte, saß Jean Paul in einer Ecke desselben Zimmers an einem einfachen Schreibtische von wenig oder gar keinen Büchern umgeben, doch mit einigen Regalen, welche Excerpte und Manuscripte enthielten. Das Geräusch der wirthschaftlichen Vorkehrungen schien ihn eben so wenig zu stören, als das Girren der Tauben, welche in der übrigens ziemlich geräumigen Stube umherflatterten."

Unser ehrwürdiger Hooker vernahm, wie wir uns entsinnen, auch gern während er schrieb, „das Geräusch der wirthschaftlichen Vorkehrungen" und das noch zweifelhaftere Geräusch schwatzhafter Zungen obendrein; aber die gute, betriebsame Mutter und die girrenden Tauben fehlten. Richter lebte später in schöneren Wohnungen und in Gesellschaft vornehmer und gelehrter Leute, aber die sanften Empfindungen jener Tage blieben ihm treu und sein ganzes Leben hindurch war er derselbe fernige, entschlossene und doch schüchterne und duldsame Mensch. Es ist selten, daß so viel rauhe Energie auf so wohlthuende Weise gemildert werden kann, daß ein so hoher Grad von Heftigkeit und Weichheit sich neben einander finden.

Die erwartete Ausgabe von Richter's Werken soll sechzig Bände umfassen, deren Inhalt ein nicht weniger bunter als umfangreicher ist und sich über Gegenstände aller Art verbreitet, von den höchsten Problemen der transcendentalen Philosophie und den leidenschaftlichsten poetischen Schilderungen an bis herab zu „Goldenen Regeln für Wetterpropheten" und Unterweisungen in der „Kunst, einzuschlafen." Seine vorzüglichsten Werke sind Erzählungen: „Die unsichtbare Loge", „die Flegeljahre", „Leben des

Quintus Fixlein", „der Jubelsenior", „die Reise des Feldpredigers Schmelzle nach Flätz", „Doctor Katzenberger's Badereise", „Fibel's Leben", nebst vielen kleineren Sachen und zwei Werken höherer Gattung, „Hesperus" und „Titan", den größten und besten seiner Erzählungen.

Die erstere dieser beiden letztern erwarb ihm zuerst (1795) entschiedene und allgemeine Achtung bei seinen Landsleuten; die letztere betrachtete er selbst — und die urtheilsfähigsten seiner Kritiker stimmten darin mit ihm überein — als sein Meisterwerk. Der Name Romanschreiber aber, was wir in England darunter verstehen, würde einen so umfassenden und vielseitigen Genius durchaus nicht richtig bezeichnen, denn bei all seinen grotesken, wild durcheinander springenden Witzworten ist Richter ein Mann von wahrhaft ernstem, ja hohem und feierlichem Charakter und schreibt selten ohne einen tieferliegenden Sinn, der weit über die Sphäre gewöhnlicher Romanschreiber hinausgeht. „Hesperus" und „Titan" selbst haben, obschon sie der Form nach weiter nichts sind, als Romane aus dem wirklichen Leben, wie die „Minerva Press" sagt, massives Metall genug in sich, um ganze Leihbibliotheken damit zu versorgen, wenn man es zu dem gewöhnlichen Filagran aushämmern wollte, und Vieles, was, wir möchten es verdünnen, wie wir wollten, kein Abonnent im Stande wäre, fortzutragen.

Unterhaltung ist oft, zum Theil fast immer, für Richter nur ein Mittel, selten aber oder niemals sein höchstes Ziel. Seine Gedanken, seine Gefühle, die Schöpfungen seines Geistes gehen in wunderbaren Gestalten, in bunten, sich stets verändernden Gruppen vor uns umher; sein wesentlicher Charakter aber, wie er ihn auch verhehlen möge, ist der eines Philosophen und Moraldichters, dessen Studium die menschliche Natur gewesen ist und dessen Freude und bestes Streben Allem angehört, was in dem Loos oder der Geschichte des Menschen schön, zärtlich und geheimnißvoll erhaben ist.

Dies ist die Tendenz seiner Schriften, möge ihre Form die der Dichtung oder die der Wahrheit sein; dies ist der Geist, welcher seine Schilderungen des alltäglichen Lebens, seine wilden, wunderlichen Träume, Allegorien und dunklen Phantasiegebilde nicht weniger durchdringt und veredelt, als seine Abhandlungen von unmittelbar wissenschaftlicher Gattung.

Aber auch in diesem letztern Fache hat Richter viel geleistet. Seine „Vorschule der Aesthetik" ist ein Werk über poetische Kunst, basirt auf Prinzipien von nicht gewöhnlicher Tiefe, reich an edlen Anschauungen und,

trotz seines übersprudelnden Witzes, an gesunder und erhabener Kritik, die selbst in Deutschland Anerkennung fand, wo die Kritik schon so lange als eine Wissenschaft betrachtet und von Männern, wie Winckelmann, Kant, Herder und die Schlegel's gehandhabt worden ist. Von diesem Werke könnten wir lange sprechen, wenn die uns gesteckten Grenzen es erlaubten. Wir fürchten, es würde manchen ehrlichen Collegen von uns, wenn er es läse, in Erstaunen setzen und, wenn er es zufällig verstünde, seine gereiftesten Ansichten vollständig verwirren und über den Haufen werfen.

Richter hat auch ein Werk über die Erziehung unter dem Titel „Levana" geschrieben, welches sich durch praktischen Scharfblick sowohl als durch hohen Sinn und eine gewisse nüchterne Gedankenpracht auszeichnet, während das Ganze in jenem eigenthümlichen Style dargeboten wird, welcher diesen Autor charakterisirt. Deutschland ist reich an Werken über Erziehung, gegenwärtig reicher als irgend ein anderes Land, denn nur hier hört man noch ein Echo der von dieser hochwichtigen Angelegenheit sprechenden Lockes und Miltons und zwar in der Sprache der Jetztzeit, mit Einsicht in die wirklichen Bedürfnisse, Vorzüge, Gefahren und Aussichten. Unter den Schriftstellern über diesen Gegenstand nimmt Richter einen hohen Rang ein und, wenn wir hauptsächlich auf Tendenz und Zweck sehen, vielleicht den höchsten.

Die Clavis Fichtiana ist ein uns nur vom Hörensagen bekanntes scherzhaftes Geistesprodukt; doch soll Richter das Verdienst besitzen, Fichte, während er über ihn lacht, auch zu verstehen, ein Verdienst, welches nicht alle Kritiker Fichte's besitzen.

So kennen wir auch, wie wir zu unserm Leidwesen gestehen müssen, ebenfalls nur vom Hörensagen das „Campaner Thal", eigentlich eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, ein Lieblingsthema Richter's oder vielmehr das Leben seiner ganzen Philosophie, welches fast in jeder seiner Schriften durchblickt.

Er starb, während er trotz fast gänzlicher Erblindung mit weiterer Ausführung und Umgestaltung dieses Campaner Thals beschäftigt war; das unbeendete Manuscript lag bei seinem Begräbnisse oben auf dem Sarge und Klopstock's Hymne „Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du" kann selten mit passenderer Anwendung gesungen worden sein, als an dem Grabe Jean Paul's.

Auch der gleichgültigste oder eingenommenste Leser kann diese Werke nicht lesen, ohne den Eindruck zu gewinnen, daß er es hier mit etwas Herrlichem, Wunderbarem und Kühnem zu thun habe. Sie wollen aber nicht blos gelesen, sondern auch studirt sein und zwar mit nicht gewöhnlicher Geduld, wenn der Leser, besonders der ausländische Leser, ihre Wahrheit, oder auch ihren Mangel an Wahrheit richtig verstehen will. Wollte man ihn nach diesem oder jenem als gültig anerkannten Maßstabe beurtheilen, so würde man sehr bald mit ihm fertig werden. Man würde ihn für einen Mystiker, einen deutschen Träumer, einen voreiligen und anmaßenden Neuerer erklären und somit ganz gleichgültig, ja vielleicht mit einem gewissen Jubel in die Rumpelkammer werfen, wo alle dergleichen Alfanzereien und Windbeuteleien hin gehören.

Die Originalität ist eine Sache, die wir fortwährend stürmisch verlangen und dennoch fortwährend anfeinden, als ob, wie unser Autor selbst bemerkt, von irgend einer andern Originalität als der unseren erwartet werden könne, daß sie uns befriedigen werde! In der That sind alle seltsamen Dinge ohne ihre Schuld geeignet, uns auf den ersten Anblick zu befremden, und unglücklicherweise ist kaum etwas vollkommen klar, was nicht auch vollkommen gewöhnlich ist. Die landesübliche Münze geht durch alle Hände und wird, sei sie Gold oder Silber oder Kupfer, genommen, weil ihr Werth bekannt ist; mit ausländischen Barren dagegen und Medaillen von korinthischem Erz ist der Fall ein ganz anderer.

Es giebt wenig Schriftsteller, bei welchen besonnene Ueberlegung und sorgfältiges Mißtrauen gegen den ersten Eindruck nothwendiger wären als bei Richter. Schon auf den ersten oberflächlichen Blick erkennt man in ihm eine ungewöhnliche Erscheinung. Seine Eigenthümlichkeit ist eine unverhohlene und entschlossene, seine Sprache selbst ist ein Stein des Anstoßes für den Kritiker; für Kritiker von der grammatischen Art ein unverzeihlicher, oft unübersteiglicher Fels des Anstoßes. Nicht als ob er von Grammatik oder Orthographie nichts verstünde, wohl aber bewegt er sich in dieser Beziehung mit großer Ungenirtheit, handhabt Parenthesen, Gedankenstriche und eingeschobene Sätze mit erstaunlicher Liberalität, erfindet hunderte von neuen Worten, oder kettet und fesselt sie durch Bindestriche zur widerstrebendsten Vereinigung, kurz, er producirt Sätze von ganz heterogener, ungelenker und unendlicher Art. Seine Bilder sind unzählig, ja das Ganze ist ein einziges Gewebe von Metaphern, Gleichnissen und Anspielungen auf alle

Reiche der Erde, des Meeres und der Luft, gespickt mit epigrammatischen Floskeln, heftigen Ausbrüchen oder sardonischen Wendungen, Interjectionen, Witzworten, Wortspielen und sogar Flüchen! Ein förmliches indisches Dschungel scheint ein solches Werk zu sein; ein grenzenloses, beispielloses Chaos; auf allen Seiten nichts als Nacht, Mißklang und Verwirrung!

Dabei stimmt der Styl des Ganzen in Bezug auf Verworrenheit und Extravaganz mit dem der Theile vollkommen überein. Jedes Werk, sei es nun ein Phantasiegebild oder eine ernsthafte Abhandlung ist in irgend ein phantastisches Gewand gehüllt, während irgend eine tolle Geschichte das Dasein desselben rechtfertigt und mit dem Autor in Verbindung bringt, der gewöhnlich, ehe noch alles vorüber ist, eine Person in dem Drama selbst wird.

Uebrigens lernen wir in seinen Erzählungen eine ganz neue Geographie von Europa kennen, so z. B. die Städte und Fürstenthümer Flachsenfingen, Haarhaar, Scheerau u. s. w. mit ihren Fürsten, Geheimräthen und Durchlauchten, von welchen die meisten, in jeder Beziehung ziemlich sonderbare Käuze, mit Richter persönlich bekannt sind, mit ihm — noch dazu in dem reinsten Tory-Dialekte — über Staatsangelegenheiten sprechen und ihn oft auffordern, in seiner Arbeit fortzufahren. In jeder Geschichte kommen die ungeheuerlichsten Abschweifungen vor und eine unabsehbare Schleppe schlängelt sich hinterdrein. Dann und wann kommt ein „Extrablatt“ mit einer satyrischen Petition, einem Programm oder anderem wundersamen Einschiebsel vor, dessen Zweck kein Sterblicher zu begreifen vermag.

Es ist in der That ein gewaltiges Labyrinth und oft bemüht sich der keuchende Leser vergebens, dem Verfasser nachzukommen oder bleibt außer Athem und entrüstet stehen und zieht sich vielleicht auf immer zurück.

Alles dies ist, wie wir bekennen müssen, von Richter wahr, aber es ist auch noch vieles Andere wahr. Wir dürfen uns nicht nach dem ersten flüchtigen Blicke von ihm abwenden und glauben, daß wir mit den Worten Rhapsodie und Affectation ihn abgefunden haben. Diese Worte sind sehr wohlfeil und doch von großer Bedeutung, weshalb wir darauf zu sehen haben, daß wir sie nicht vorschnell anwenden, denn viele Dinge in Richter's Werken stimmen mit einer solchen Theorie durchaus nicht überein. Es steigen Strahlen der kühnsten Wahrheit, ja feste Säulen wissenschaftlichen Lichtes in diesem Chaos empor. Ist es in der That ein Chaos oder sind vielleicht unsere Augen blos mit endlicher, anstatt mit unendlicher Sehkraft be-

gabt und vermögen blos den Plan nicht zu fassen? Wenig „Rhapsodiker“ sind Männer von Wissenschaft, tüchtiger Gelehrsamkeit, gründlichen Studien und genauen umfänglichen, ja universellen Kenntnissen, wie er ist.

Auch in Bezug auf Affectation läßt sich viel sagen. Das Wesen der Affectation beruht darin, daß es angenommen werden muß; der Charakter wird gleichsam mit Gewalt in eine fremde Form gepreßt, weil man hofft, ihm dadurch eine neue und schönere Gestalt zu geben. Der Unglückliche überredet sich, er sei in der That ein neues Geschöpf vom wunderbarsten Ebenmaße geworden und so schreitet er mit dünkelhafter Miene einher, obschon jede Bewegung nicht Ebenmaß, sondern Verrenkung verräth. Dies nennt man affectiren oder mit eitler Prahlsucht einherschreiten.

Die Seltsamkeit allein aber ist noch kein Beweis von Eitelkeit. Viele Menschen, die sich ganz glatt auf den althergebrachten Eisenbahnen der Gewohnheit bewegen, haben, wie man finden wird, ihre Affectation, während vielleicht hier und da einem von der geraden Linie abweichenden Genius dieser Fehler mit Unrecht zur Last gelegt wird. Ehe wir einen Menschen tadeln, daß er etwas zu sein scheint, was er nicht ist, müssen wir erst genau wissen, was er ist. Was Richter speziell betrifft, so können wir nicht umhin, zu bemerken, daß so seltsam und verworren er auch erscheinen mag, in seinen Schriften doch eine gewisse freundliche Gelassenheit sichtbar ist — eine Milde, eine Freudigkeit, eine Frömmigkeit in so schöner Verschmelzung, daß dadurch nicht ein erheuchelter, sondern ein ächter Gemüthszustand, nicht ein fieberhafter und kranker, sondern ein gesunder und rüstiger Zustand sich verräth.

Das Geheimniß bei der Sache ist das, daß Richter mehr Studium verlangt, als die meisten Leser ihm zu widmen geneigt sind. So wie wir uns mehr nähern, wird uns Vieles klarer. In seiner eigenen Sphäre herrscht Consequenz. Je weiter wird darin vorrücken, sehen wir die Verwirrung sich mehr und mehr zur Ordnung entfalten, bis endlich, aus seinem eigenen Mittelpunkt betrachtet, sein intellectuelles Universum aufhört, eine verzerrte zusammenhangslose Reihe von Luftbildern zu sein und zu einem compakten Ganzen zusammenfließt, einer unermeßlichen, prachtvollen, bunten Landschaft voll der wunderbarsten Produkte, vielleicht wild und unregelmäßig, aber prachtvoll, segenspendend, groß, geschmückt mit dem schönsten Grün und strahlend im hellsten freundlichsten Sonnenschein.

Richter ist ein intellectueller Koloß genannt worden und in der That

erscheint er uns fast in diesem Lichte. Seine Fähigkeiten sind alle von riesiger Form, schwerfällig und unbeholfen in ihren Bewegungen, mehr groß und glänzend als harmonisch oder schön, aber dennoch in lebendiger Vereinigung und von ganz außerordentlicher Kraft und Umfänglichkeit. Er besitzt einen heftigen, schonungslosen, unwiderstehlichen Verstand, der die härtesten Probleme in Stücken schlägt, in die verborgensten Combinationen der Dinge eindringt und nach den fernsten greift; eine düstere, strahlende, oder entsetzliche Einbildungskraft, die über den Abgründen des Seins brütet, durch die Unendlichkeit schweift und uns in ihrem düsteren religiösen Licht glanzvolle, erhabene oder Schreckensgestalten vorführt — eine buchstäblich beispiellos üppige Phantasie, denn sie strömt ihre Schätze mit einer Verschwendung aus, die keine Grenzen kennt, indem sie gleich der Sonne einen Diamanten an jeden Grashalm hängt und die ganze Erde mit orientalischen Perlen übersäet.

Tiefer aber als alles dies liegt der Humor, Richter's vorherrschende Eigenschaft, gleichsam das Centralfeuer, welches sein ganzes Wesen durchdringt und belebt. Er ist Humorist von seiner innersten Seele heraus; er denkt wie ein Humorist, er fühlt, phantasirt und handelt als Humorist — Spiel ist das Element, in welchem seine Natur lebt und wirkt Ein stürmisches Element für eine solche Natur, und er tummelt sich weidlich darin herum! Ein Titan in seinem Spiel sowohl wie in seinem Ernste überspringt er alle Schranken und empört sich gegen Gesetz und Maß. Er thürmt den Pelion auf den Ossa und wirft das Weltall zusammen und durch einander, wie einen Kasten voll Spielzeug. Der Mond als rebellischer Trabant bombardirt die Erde; der Mars predigt den andern Planeten sehr eigenthümliche Lehren, ja sogar Zeit und Raum spielen phantastische Streiche — es ist eine unendliche Maskerade und die ganze Natur hat sich in die seltsamsten Trachten vermummt.

Und doch ist die Anarchie nicht ohne ihren Zweck. Diese Visire sind nicht blos hohle Larven; es stecken lebendige Gesichter dahinter und dieser Mummenschanz hat seine Bedeutung. Richter besitzt Witz und frohe Laune, aber dennoch läßt er sich selten oder nie zum Lustigmacher herab. Ja, trotz seiner Extravaganz möchten wir sagen, daß sein Humor von allen seinen Begabungen in ihrem innersten Wesen die schönste und ächteste ist. Sie hat so bezaubernde Wendungen und es liegt in ihr etwas so launenhaft Muthwilliges, so Sonderbares, so Herzliches! Aus seiner Cyklopenwerkstatt

und ungeheuern unförmigen Maschinerie tritt die kleine, verschrumpfte, wunderlich verdrehte Figur endlich so vollkommen und so lebensvoll heraus, daß man sie fortwährend belachen und lieben muß!

So launenhaft er zu sein scheint, so arbeitet er doch nicht ohne Ueberlegung und kann wie Rubens ein lachendes Gesicht mit einem einzigen Strich in ein weinendes verwandeln. Aber selbst in seinem Lächeln liegt vielleicht ein rührendes Pathos verborgen, ein Kummer, der für Thränen zu tief ist.

Er ist ein Mensch von Gefühl im edelsten Sinne dieses Wortes, denn er liebt alles Lebende mit dem Herzen eines Bruders. Seine Seele schweift in Sympathie mit Freude und Kummer, mit Güte oder Größe über die ganze Schöpfung. Jede sanfte und edelmüthige Regung, jeder Funke von hohem Sinn erweckt in seiner Brust ein Echo, ja entlockt seinem Geiste harmonische Laute; eine wilde Musik, wie von Aeolsharfen umtönt uns bald brausend, bald weich und schmeichelnd wie Sphärengesang! Der Widerwille selbst ist bei ihm nicht Haß; er verachtet viel, aber mit Recht und dabei mit Toleranz, Freundlichkeit und sogar einem gewissen Grad von Liebe.

Die Liebe ist in der That die Atmosphäre, in welcher er athmet; das Medium, durch welches er blickt. Sein ist der Geist, welcher Allem, was er umfängt, Leben und Schönheit giebt. Sogar die leblose Natur ist nicht mehr ein gefühlloses Gemisch von Farben und Wohlgerüchen, sondern eine geheimnißvolle Umgebung, mit welcher er in unaussprechlichen Sympathien verkehrt. Wir könnten ihn, wie er einst Herder nannte, einen Priester der Natur, einen milden Bramin nennen, der unter duftenden Hainen und segenspendenden Himmeln wandelt.

Die unendliche Nacht mit ihren erhabenen Erscheinungen, der Tag und die freundliche Annäherung des Abends und Morgens sind für ihn von hoher Bedeutung. Er liebt die grüne Erde mit ihren Strömen und Wäldern, ihren blumigen Wiesen und ihrem ewigen Himmel; er liebt sie mit Leidenschaft in all ihren Wechseln von Licht und Schatten; sein Geist schwelgt in ihrer Größe und in ihren Reizen und verbreitet sich wie die Luft über Wald und Wiese, über Berg und Thal, Wohlgeruch stehlend, Wohlgeruch spendend.

Man hat sich zuweilen verwundernd darüber ausgesprochen, daß so widerstrebende Dinge neben einander gehen oder mit andern Worten, daß Menschen von Humor oft auch Menschen von Empfindsamkeit sind. Nach

unserer Meinung aber wäre es eher ein Wunder, wenn man diese Eigenschaften getheilt sähe und wahren ächten Humor in einem unzarten oder harten Gemüth fände. Das innerste Wesen des Humors ist eben Empfindsamkeit, warmes zartes Mitgefühl mit allen Formen des Daseins. Ja, wir möchten sagen, daß die Empfindsamkeit, wenn sie nicht durch den Humor gewürzt und geläutert wird, sehr leicht ausartet und in Krankheit, Verstellung oder mit einem Worte Sentimentalität übergeht. Beweise hiervon sind Rousseau, Zimmermann, in einigen Punkten auch St. Pierre; lebender Beispiele oder der Kotzebues und übrigen bleichen Schaar schmerzerfüllter Jammerer zu geschweigen, deren Wehklagen gleich dem Geheul einer irischen Leichenwacht von Zeit zu Zeit das Ohr des Publikums zerrissen hat. „Die höchste Vervollkommnung unserer Fähigkeiten," sagt Schiller mit einer viel tieferen Wahrheit, als auf den ersten Anblick scheint, „ist, daß ihre Thätigkeit, ohne ihren Ernst und ihre Sicherheit zu verlieren, Spiel werde." Wahrer Humor ist Empfindsamkeit in der allgemeinsten und tiefsten Bedeutung, aber er ist dieses Spiel der Empfindsamkeit, gesund und daher vollkommen, gleichsam die muthwillige neckende Zärtlichkeit einer Mutter gegen ihr Kind.

Jenes Talent zur Ironie, zur Karrikatur, welches oft mit dem Namen des Humors bezeichnet wird, hauptsächlich aber in einer gewissen oberflächlichen Verzerrung oder Umkehrung der Gegenstände besteht und im besten Falle mit Gelächter endet, hat mit Richter's Humor keine Aehnlichkeit. Ein sehr seichtes Talent ist das und oft mehr eine Gewohnheit als ein Talent. Es ist blos ein dürftiges Bruchtheil von Humor oder vielmehr, es ist der Körper, dem die Seele fehlt, denn der Grad von Leben, den es allenfalls hat; ist erheuchelt, künstlich und unvernünftig.

Aechter Humor entspringt aus dem Herzen eben so wohl, als aus dem Kopfe; er ist nicht Verachtung, sondern sein innerstes Wesen ist Liebe; er bricht nicht in Gelächter aus, sondern in stilles Lächeln, welches weit tiefer liegt. Er ist eine Art umgekehrter Erhabenheit, welche gleichsam in unsere Neigungen heraufhebt, was unter uns, während die eigentliche Erhabenheit in unsere Neigungen herabzieht, was über uns ist. Die erstere ist kaum weniger kostbar oder herzergreifend, als die letztere; vielleicht ist sie noch seltener und als Prüfstein des Genies noch entscheidender. Sie ist in der That die Blume und der Duft, der reinste Ausfluß einer tiefen, schönen, liebenden Natur, einer Natur, die in Harmonie mit sich selbst ist, ausgesöhnt mit der Welt und ihrer Armseligkeit und ihren Widersprüchen, ja

eben in diesen Widersprüchen neue Elemente der Schönheit sowohl als der Güte findend.

Unter unseren vaterländischen Schriftstellern muß Shakspeare in diesen wie in allen anderen Fächern der Poesie einen Platz finden, wiewohl nicht den ersten, denn sein Humor ist herzlich, überwallend und warm, aber selten der zarteste oder subtilste. Swift neigt sich mehr zur einfachen Ironie, und doch besaß er auch ächten Humor und zwar von keiner lieblosen Art, obschon er, wie der Ben Johnson's, in eine sehr bittere und kaustische Rinde gehüllt war. Ihm zunächst kommt Sterne, unser letztes Exemplar des Humors, und bei allen seinen Fehlern unser bestes, unser schönstes, wo nicht unser stärkstes, denn „Yorick" und „Korporal Trim" und „Onkel Toby" haben weiter keinen Bruder als „Don Quixote", so hoch dieser auch über ihnen steht.

Cervantes ist in der That der reinste von allen Humoristen, — so sanft und genial, so voll und doch so ätherisch in seinem Humor und in solcher Uebereinstimmung mit sich selbst und seiner ganzen edlen Natur.

Von dem italienischen Geiste sagt man, er besitze einen Ueberfluß an Humor, aber doch scheinen uns die Klassiker dieser Nation kein rechtes Bild davon zu geben, und ausgenommen vielleicht in Ariost zeigt sich in ihrer Poesie wenig, was bis in die Region des ächten Humors hinaufreichte.

In Frankreich scheint er seit den Tagen Montaigne's so ziemlich erloschen zu sein. Voltaire erhebt sich, wie sehr er auch den Spott handhabte, niemals zum Humor und selbst bei Molière ist er weit mehr eine Sache des Verstandes als des Charakters.

Daß Richter in diesem Punkte alle deutschen Autoren übertrifft, gereicht ihm zum hohen Ruhme und ist in voller Wahrheit begründet. Lessing besitzt auch Humor, von scharfer, schroffer, kerniger und, im Ganzen genommen, genialer Art, aber doch ist der überwiegende Hang seines Geistes zur Logik. So besitzt auch Wieland Humor, obschon derselbe durch die Geschwätzigkeit seines Wesens verdünnt und durch den Einfluß eines kalten, mageren, französischen Skepticismus noch mehr beschränkt wird. Unter den Rammlers, Gellerts und Hagedorns aus der Zeit Friedrich des Zweiten finden wir eine reichliche und in ihrer Art auch verfeinerte Masse jenes leichten Stoffes, den die Franzosen plaisanterie nennen, aber wenig oder nichts, was den Namen Humor verdient.

In der Jetztzeit jedoch haben wir Goethe, mit seiner reichen vollen

Aber ächten Humors, der in höchster und feinster Potenz seinen ganzen Geist durchdringt. Auch Tieck ist unter seinen vielen schönen Begabungen nicht ohne einen warmen empfänglichen Sinn für das Lächerliche und einen Humor, der, obschon nur kurz und vorübergehend und aus einer weit tieferen Atmosphäre, an das Poetische anstreift.

Unter allen diesen Männern aber ist keiner, der an Tiefe, Vielseitigkeit und Stärke des Humors mit Jean Paul verglichen werden könnte. Er allein existirt im Humor, lebt, webt und ist in ihm. Bei ihm ist der Humor nicht sowohl mit seinen andern Eigenschaften, Verstand, Phantasie und moralischem Gefühl verbunden, als diese vielmehr mit dem Humor verbunden sind und in seiner Wärme gedeihen, wie in einem ihm zusagenden Klima.

Nicht als ob wir damit behaupten wollten, sein Humor sei in allen Fällen vollkommen natürlich und rein, ja nicht oft extravagant, unwahr, oder sogar abgeschmackt, aber dennoch ist im Ganzen genommen das Mark und Leben desselben ächt, subtil und geistig. Nicht ohne Grund haben seine Panegyriker ihn „Jean Paul den Einzigen“ genannt. In einem oder dem andern Sinne, entweder als Lob oder als Tadel, müssen auch seine Kritiker dieses Epitheton anerkennen, denn sicherlich sehen wir uns in dem ganzen Kreise der Literatur vergebens nach seines Gleichen um. Man geselle den Muthwillen eines Rabelais und die beste Empfindsamkeit Sterne's zu dem Eifer, Ernste und, wenn auch nur in kleinen Theilen, der Sublimität eines Milton, und lasse das Mosaikgehirn des alten Burton die Wirkungen dieses seltsamen Gemisches mit der Feder eines Jeremy Bentham zu Tage fördern!

Zu sagen, wie bei einer so eigenthümlichen natürlichen Begabung Richter seinen Geist durch Kultur geformt habe, ist weit schwerer, als zu sagen, daß er ihn falsch geformt habe. Von Affectation wollen wir ihn weder ganz freisprechen, noch sehr laut derselben beschuldigen.

Daß seine Art und Weise zu schreiben eigenthümlich, ja in der That eine abenteuerlich complicirte Arabeske ist, kann Niemand leugnen. Die eigentliche Frage aber ist: In wieweit repräsentirt diese Art und Weise zu schreiben, seine wirkliche Art und Weise zu denken und zu existiren? Mit welchem Grade von Freiheit gestattet sie dieser besonderen Form des Seins sich kundzugeben, oder welche Fesseln und Beschränkungen legt sie einer solchen Kundgebung auf?

Das große Gesetz der Kultur ist nämlich: Laßt Jeden alles werden,

was er fähig geschaffen ward zu sein; er möge sich, dafern es thunlich ist, zu seiner vollen Größe entfalten, allen Hindernissen widerstehen, alle fremdartigen, besonders alle schädlichen Anhängsel von sich stoßen und sich endlich in seiner eigenen Gestalt und Größe zeigen, mögen diese sein von welcher Art sie wollen. Es giebt keine Gleichförmigkeit der Vortrefflichkeit, weder in der physischen noch in der geistigen Natur — alle ächten Dinge sind, was sie sein sollten. Das Rennthier ist gut und schön, eben so der Elephant. In der Literatur ist es eben so; „Jedermann," sagt Lessing, „hat seinen eigenen Styl, eben so wie seine eigene Nase." Allerdings giebt es Nasen von wunderbaren Dimensionen, aber dennoch hat das Publikum kein Recht, eine solche Nase zu amputiren. Darum trage Jeder eine wirkliche Nase und keine hölzerne, die er um der bloßen Täuschung willen und um sie nur zur Schau zu tragen aufsetzt.

Doch ernst gesprochen, Lessing meint — und wir stimmen mit ihm überein — daß der äußere Styl nach den innern Eigenschaften des Geistes zu beurtheilen ist, welche er verkörpern soll; — daß, wohl verstanden, ohne Präjudiz für die Angemessenheit — der Erstere so viel Gestalten annehmen kann, als der Letztere annimmt; daß mit einem Worte, die Hauptsache für einen Schriftsteller nicht ist, dieser oder jener äußeren Form und Mode anzugehören, sondern in jeder Form ächt, kräftig und lebendig zu sein, — lebendig mit seinem ganzen Wesen, selbstbewußt und zu nutzenbringenden Zwecken.

Legt man diesen Maßstab an, so wird man, glauben wir, Richter's wilde Manier weniger unvollkommen finden, als manche sehr zahme. Seiner Individualität ist sie vielleicht durchaus nicht unangemessen. In dieser eigenthümlichen Form liegt ein Feuer, ein Glanz, eine wohlwollende Energie, welche uns veranlaßt, Vieles, was außerdem beleidigen würde, zu dulden, ja zu lieben. Vor allen Dingen ist dieser Mann, so viele Mängel er auch haben mag, consequent und zusammenhängend; er ist eins mit sich selbst, erkennt sein Ziel und verfolgt es mit aufrichtigem Herzen, freudig und mit ungetheiltem Willen. Eine harmonische Entwickelung des Seins, das erste und letzte Ziel aller wahren Kultur, ist erlangt worden; wenn nicht vollständig, doch wenigstens vollständiger, als man es unter tausend gewöhnlichen Menschen bei einem findet.

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß bei einer solchen Natur dieses Ziel nicht leicht zu erreichen war, und daß da, wo es viel zu entwickeln gab,

diese oder jene Unvollkommenheit verziehen werden muß. Allerdings führen die gebahnten Pfade der Literatur am sichersten zum Ziel und das Talent gefällt uns am meisten, welches sich darein findet, in alten Formen mit neuer Grazie zu glänzen. Auch ist der edelste und eigenthümlichste Geist nicht zu edel oder zu eigenthümlich, um nach vorgeschriebenen Gesetzen zu wirken. Sophokles, Shakspeare, Cervantes und, in Richter's eigenem Zeitalter, Goethe, — wie wenig neuerten sie an den gegebenen Formen des Gedankenausdrucks, wie viel dagegen an dem Geiste, den sie in dieselben hauchten!

Alles dies ist wahr und Richter muß im Verhältniß damit an unserer Achtung verlieren. Viel jedoch wird ihm davon noch bleiben und warum sollten wir mit dem Hohen zürnen, weil es nicht das Höchste ist? Richter's schlimmste Fehler stehen mit seinen besten Vorzügen in enger Verbindung, denn sie bestehen größtentheils in einem Ueberwallen des Guten, in einem Verschleudern seines Reichthums und in dem Blenden, welches eine Folge des Uebermaßes an wahrem Lichte ist. Diese Dinge können um so leichter verziehen werden, da sie so leicht nicht nachgeahmt werden.

Hierbei dürfen wir nicht übersehen, daß das Genie seine eigenen Vorrechte hat. Es wählt sich seine eigene Bahn und sei diese noch so excentrisch, so müssen, wenn sie in der That eine himmlische Bahn ist, wir bloßen Sterngucker uns endlich damit einverstanden erklären; wir müssen aufhören, Ausstellungen dagegen zu machen, sondern vielmehr beginnen, sie zu beobachten und ihre Gesetze zu berechnen. Daß Richter ein neuer Planet an dem intellectuellen Himmel sei, wagen wir nicht zu behaupten; ein bloßes atmosphärisches Meteor ist er aber auch nicht, vielleicht ein Komet, welcher, obschon mit langen Aberrationen und in einen nebelhaften Schleier gehüllt, dennoch am Firmament seinen Platz hat.

Von Richter's einzelnen Werken, von seinen Ansichten, seiner allgemeinen Lebensphilosophie zu sprechen, ist uns bei dem noch übrigen beschränkten Raum nicht verstattet. In Bezug auf seine Erzählungen können wir sagen, daß dieselben, ausgenommen in wenigen Fällen und dann hauptsächlich, wenn sie zur kürzeren Gattung gehören, nicht das sind, was man im strengen Sinne Einheiten nennt, denn bei einem hohen Grade von callida junctura der Theile ist es selten, daß eine dieser Erzählungen den Eindruck eines vollkommenen, homogenen, untheilbaren Ganzen auf uns macht. Ein ächtes Kunstwerk muß in dem Geiste seines Schöpfers gleichsam geschmolzen werden und aus seiner Phantasie, wenn auch nicht aus seiner Feder, wie aus einem

Gusse hervorgehen. Richter's Werke tragen nicht immer genügende Spuren, daß sie geschmelzt sind, doch sind sie auch nicht blos zusammengenietet, sondern, um das Wenigste zu sagen, geschweißt.

Eine ähnliche Bemerkung gilt von vielen seiner Charaktere, in der That mehr oder weniger von ihnen allen, ausgenommen von solchen, die durch und durch humoristisch sind oder einen großen Anflug von Humor haben. In diesem letztern Bereich ist er zu Hause, ein ächter Poet, ein Schöpfer; sein „Siebenkäs", sein „Schmelzle", sogar sein „Fibel" und „Fixlein" sind lebende Gestalten. In seinen heroischen, leidenschaftlichen und massiven Gestalten sehen wir, so gewaltig er auch ist, kaum je ein vollständiges Ideal; die Kunst hat es noch nicht bis zum Verbergen ihrer Selbst gebracht.

Mit seinen Heldinnen dagegen gelingt es ihm besser; diese sind oft wahre Helden, obschon vielleicht mit einer zu geringen Mannigfaltigkeit des Charakters; geschäftige, rüstige Mütter und Hausfrauen mit all' den Launen, Verkehrtheiten und dem warmen hülfreichen Edelmuth der Frauen; oder weiße, halb englische Wesen, schüchtern, still, duldend, hochsinnig, mit den zartesten Neigungen und gebrochenen, aber keine Klage laut werden lassenden Herzen.

Uebernatürliche Gestalten hat er nicht versucht und zwar wohlweislich, denn er kann nicht schreiben, ohne zu glauben. Und dennoch zeigt er oft eine Phantasie von einer Eigenthümlichkeit, ja im Ganzen genommen von einer Wahrheit und Größe, die nirgends ihres Gleichen findet. In seinen „Träumen" liegt eine geheimnißvolle Düsterheit und zwischen den nebelhaften riesigen, zuweilen entsetzlichen Schatten brechen dann und wann Strahlen eines zauberhaften Glanzes hervor, die fast an die Visionen eines Ezechiel erinnern. Leser, welche den „Traum in der Neujahrsnacht" studirt haben, werden uns nicht mißverstehen.

Auf Richter's Philosophie, einen Gegenstand von nicht gewöhnlichem Interesse, sowohl weil sie mit der gewöhnlichen Philosophie Deutschlands übereinstimmt, als auch, weil sie davon abweicht, können wir vor der Hand nicht eingehen. Eine einzige Bemerkung jedoch wollen wir darüber machen. Sie ist nämlich nicht mechanisch oder skeptisch; sie geht nicht aus dem Forum oder dem Laboratorium hervor, sondern aus den Tiefen des menschlichen Geistes, und gewährt als ihr schönstes Ergebniß ein edles System der Moralität und die festeste Ueberzeugung von der Wahrheit der Religion.

In diesem letztern Punkte erachten wir ihn des Studiums ganz besonders würdig. Einem oberflächlichen Leser könnte er als der wildeste Ungläubige erscheinen, denn nichts geht über die Freiheit, mit welcher er die Dogmen der Religion, ja zuweilen die höchsten Gegenstände der christlichen Ehrerbietung hin und her wirft. Es kommen Stellen dieser Art vor, die jedem seiner Leser auffallen werden, die wir aber, um nicht in den Fehler zu verfallen, den wir schon an Frau von Staël getadelt haben, hier nicht anführen wollen. Mehr Licht ist in der folgenden: „Oder," fragt er in seiner gewöhnlichen abrupten Weise, „oder sind Moscheen, Episkopalkirchen, Pagoden, Filiale, Stiftshütten und Pantheen etwas Anderes als der Heidenvorhof zum unsichtbaren Tempel und zu dessen Allerheiligstem?"

Und dennoch ist, abgesehen von allen Dogmen, ja vielleicht trotz vieler derselben, Richter im höchsten Sinne des Worts religiös. Ehrfurcht, nicht eigennützige Scheu, sondern edle Ehrfurcht vor dem Geist aller Güte bildet die Krone und den Ruhm seines Kultus. Die feurigen Elemente seiner Natur sind unter heiligen Einflüssen gereinigt und durch ein Prinzip der Gnade und Demuth zu Frieden und Wohlthun geläutert worden. Ein inniger und fortwährender Glaube an die Unsterblichkeit und angeborene Größe des Menschen begleitet ihn. Aus den Strudeln des Lebens blickt er zu einem himmlischen Leitstern empor und die Lösung Dessen, was sichtbar und vergänglich ist, findet er in Dem, was unsichtbar und ewig ist. Er hat gezweifelt, er leugnet und dennoch glaubt er. „Wenn in Eurer letzten Stunde," sagt er, „wenn in Eurer letzten Stunde, bedenkt es, alles im gebrochenen Geiste abblüht und herabstirbt, Dichten, Denken, Streben, Freuen: so grünt endlich nur noch die Nachtblume des Glaubens fort, und stärkt mit Duft im letzten Dunkel."

Diese scheinbaren Widersprüche zu versöhnen, die Gründe, die Art und Weise, die Uebereinstimmung von Richter's Glauben zu erklären, kann hier nicht versucht werden. Wir empfehlen ihn dem Studium, der Toleranz und selbst dem Lobe Aller, welche in diese höchste aller Fragen mit ächtem Geiste, mit der Furchtlosigkeit eines Märtyrers, aber auch mit der Ehrfurcht eines Märtyrers eingedrungen sind; Aller, welche die Wahrheit lieben und von Lügen nichts wissen wollen. Ein freimüthiger, furchtloser, ehrlicher und doch wahrhaft geistiger Glaube ist von allen Dingen in unserer Zeit das seltenste.

Unsere Leser werden vielleicht von Schriften, die wir, obschon mit

vielen Vorbehalten, so hoch gepriesen, eine Probe verlangen. Für Ungläubige haben wir unglücklicherweise von überzeugender Art keine zu geben. Man verlange nicht von uns, daß wir von den peruvianischen Wäldern durch drei in ihnen gepflückte Zweige, oder von den Fällen des Nil durch eine Handvoll seines Wassers einen Begriff geben sollen! Denen jedoch, welche Zweige blos als abgerissene Zweige, und eine Handvoll Wasser blos als so viele Tropfen betrachten, legen wir das folgende Bruchstück vor.

„Wir wurden alle zu sehr bewegt. Wir rissen uns endlich aus wiederholten Umarmungen, und mein Freund entwich mit der Seele, die er liebt — ich blieb allein zurück bei der Nacht.

„Und ich ging ohne Ziel durch Wälder, durch Thäler und über Bäche und durch schlafende Dörfer, um die große Nacht zu genießen wie einen Tag. Ich ging und sah gleich dem Magnet, immer auf die Mitternachtsgegend hin, um das Herz an der nachglimmenden Abendröthe zu stärken, an dieser heraufreichenden Aurora eines Morgens unter unsern Füßen. Weiße Nachtschmetterlinge zogen, weiße Blüthen flatterten, weiße Sterne fielen, und das lichte Schneegestöber stäubte silbern an dem hohen Schatten der Erde, der über den Mond steigt und der unsere Nacht ist. Da fing die Aeolsharfe der Schöpfung an zu zittern und zu klingen, von oben herunter angeweht, und meine unsterbliche Seele war eine Saite auf dieser Laute. — Das Herz des verwandten ewigen Menschen schwoll unter dem ewigen Himmel, wie die Meere schwellen unter der Sonne und unter dem Mond. — Die fernen Dorfglocken schlugen um Mitternacht gleichsam in das fortsummende Geläute der alten Ewigkeit. — Die Glieder meiner Todten berührten kalt meine Seele und vertrieben ihre Flecken, wie todte Hände Hautausschläge heilen. — Ich ging still durch kleine Dörfer hindurch und nahe an ihren äußern Kirchhöfen vorbei, auf denen morsche herausgeworfene Sargbreter glimmten, indeß die funkelnden Augen, die in ihnen gewesen waren, als graue Asche stäubten. — Kalter Gedanke! greife nicht wie ein kaltes Gespenst an mein Herz: ich schaue auf zum Sternenhimmel und eine ewige Reihe zieht sich hinauf, und hinüber und hinunter, und alles ist Leben und Gluth und Licht und alles ist Göttlich oder Gott . . .

„Gegen Morgen sah' ich deine späten Lichter, kleine Wohnstadt, in die ich gehöre diesseits des Sarges; ich kam auf die Erde zurück und in deinen Thürmen schlug es, hinter der vorübergezogenen großen Mitternacht, halb drei Uhr: da ging um diese Stunde 1794 der Mars in Westen unter

und der Mond in Morgen auf; und meine Seele wünschte, beklommen vom Bedauern des edlen kriegerischen Bluts, das noch auf die Frühlingsblumen strömt: „ach, blutiger Krieg, weiche wie der röthliche Mars, und, stiller Friede! komme wie der milde zertheilte Mond!“ — “

So haben wir aus düsterer Ferne und in einigen raschen flüchtigen Umrissen ein Bild von Jean Paul Friedrich Richter und seinen Werken entworfen. Deutschland liebt ihn schon lange; auch England muß er eines Tages bekannt werden, denn ein Mann von dieser Größe gehört nicht einem Volke, sondern der Welt an. Wie unsere Landsleute über ihn urtheilen werden und welches Schicksal ihm von der Nachwelt beschieden werden wird, darüber wollen wir keine Prophezeihung aufzustellen versuchen. Die Zeit äußert auf manch einen weit ausgebreiteten Ruhm einen seltsamen zusammenziehenden Einfluß, von Richter jedoch läßt sich behaupten, daß er Vieles überleben werde. Es liegt in ihm Das, was nicht stirbt, jene Schönheit und Innigkeit der Seele, jener Geist der Humanität, der Liebe und milder Weisheit, worüber die Wechselfälle der Mode keine Gewalt haben. Er besitzt jene Vortrefflichkeit der innersten Natur, welche allein Schriften unsterblich macht; jenen Zauber, der trotz jeder Veränderung uns an die Schriften unserer Hookers, Taylors und Brownes fesselt, wenn ihre Denkweise schon längst aufgehört hat, die unserige zu sein und die geschätztesten ihrer blos intellectuellen Ansichten, eben so wie dereinst die unseren mit den Umständen und Ereignissen, in welchen sie ihre Entstehung oder Form fanden, hinweggeschwunden sind. Für Menschen von rechtem Geiste wird in Richter noch lange Vieles liegen, was Anziehungskraft und Werth besitzt.

In der moralischen Wüste der gemeinen Literatur mit ihren Sandwüsten und verdorrten, bitteren und nur zu oft giftigen Gesträuchen werden die Schriften dieses Mannes in ihrer wilden Ueppigkeit emporragen, um gleich einer Gruppe von Dattelbäumen mit ihrem grünen Rasen und ihrer sprudelnden Quelle den Wanderer in der schwülen Einöde mit Nahrung und Schatten zu erquicken.

Jean Paul Friedrich Richter *).

Zweiter Artikel.

(1830.)

Es sind etwa sechs Jahre her, seitdem der Name Jean Paul Friedrich Richter zuerst mit englischen Typen gedruckt ward und etwa sechsundvierzig, seitdem er am literarischen Himmel Deutschlands in voller Glorie strahlt — eine Thatsache, welche, wenn wir die Geschichte eines so manchen Kotzebue und Chateaubriand innerhalb dieser Zeit betrachten, den alten Erfahrungssatz bestätigt, daß die beste Berühmtheit sich nicht immer am schnellsten ausbreitet, sondern vielmehr im Gegentheile, eben so wie mit Luft gefüllte Blasen weit leichter getragen werden als Metallmassen, obschon goldene, von gleichem Umfange, so auch der Dramenschmied, Poetaster und Pseudophilosoph oft siegreich über Land und Meere schwebt, während der Dichter und Philosoph ruhig daheim bleiben. So ist der natürliche Verlauf. Ein Spurzheim fliegt innerhalb eines Jahres von Wien nach Paris und London; ein Kant gelangt vielleicht erst in einem Jahrhundert von Königsberg bis zu uns; Newton brauchte, um blos den schmalen Kanal zu überschreiten, fünfzig Jahre, und Shakspeare drei Mal so lange.

Allerdings giebt es auch Beispiele vom Gegentheil, und dann und wann taucht in Folge eines seltenen Zufalls ein Goethe und ein Cervantes in der Literatur auf, und Könige lachen über Don Quixote, „ehe das Buch noch fertig ist“, und Scenen aus Werther's Leiden werden auf chine-

*) Wahrheit aus Jean Paul's Leben, erstes bis drittes Heftlein. Breslau, 1826—28.

fische Theetassen gemalt, während der Verfasser noch ein ganz junger Mann ist.

Dies ist jedoch nicht die Regel, sondern es sind die Ausnahmen, ja, richtig aufgefaßt, die Ausnahmen, welche sie bestätigen. Im Allgemeinen hat diese plötzliche lärmende Popularität ihren Grund mehr in einem theilweisen Delirium auf beiden Seiten als in klarer Einsicht, und ist für alle dabei Betheiligten von schlimmer Vorbedeutung. Wie viele laute Bacchusfeste dieser Art haben wir als Pseudo-Bacchanalien sich erweisen und gerade mit dem Gegentheil von Orgien enden sehen! Von seinem Löwengespann gezogen kommt der muntere Gott als ein wirklicher Gott mit all' seinen Thyrsen, Cymbeln, Phallophoren und Mänaden einhergezogen; Luft und Erde hallen wieder von ihrem Jubel, aber ach, nach kurzer Zeit schon zeigt das Löwengespann lange Ohren und wird zu unverkennbar ein Eselsgespann in Löwenhäuten, die Mänaden drehen sich entsetzt herum, und der muntere Gott wird von seinem Wagen herabgezerrt und als ein trunkener Sterblicher in den Koth getreten.

Daß Richter in seinem Vaterlande keine solche Apotheose beschieden war und nun auch in keinem andern eine zu erwarten steht, können wir nicht umhin, als einen natürlichen und keineswegs unglücklichen Umstand zu betrachten. Die Göttlichkeit, welche in ihm liegt, verlangt eine ruhigere Verehrung und von einer ganz andern Klasse von Verehrern. Eben so wenig wollen wir trotz dieses vierzigjährigen Wartens England einer ungewöhnlichen Blindheit gegen ihn anklagen; ja, Alles erwogen, möchten wir den Umstand, daß er nun wirklich festen Fuß bei uns gefaßt, als einen Beweis von nicht blos vermehrter Raschheit des literarischen Verkehrs, sondern auch als eine wesentliche Verbesserung in der Art und Weise und in den Gegenständen desselben betrachten.

Unser Gefühl für ausländische Vortrefflichkeit muß, hoffen wir, wahrer werden; unser Insulanergeschmack muß sich mehr und mehr zu einem europäischen ausbilden. Richter ist nämlich durchaus nicht ein Mann, dessen Vorzüge, eben so wie seine Sonderbarkeiten, sich dem allgemeinen Blicke aufdrängen, ja, ohne große Geduld und einen bedeutenden Katholicismus der Gesinnung hat kein Leser Aussicht, sich wirklich mit ihm zu befreunden. Er besitzt ein schönes, hohes, ganz ungewöhnliches Talent, und seine Art, demselben Ausdruck zu geben, ist vielleicht noch ungewöhnlicher. Er ist durch und durch und von ganzem Herzen Humorist, nicht blos in niedrigen

Bereichen des Denkens, wo dies gewöhnlicher ist, sondern auch in den höchsten Regionen, wo er fast keinen Vorgänger hat, und indem er so in toller Lust mit Sonne und Mond Fangeball spielt, gestaltet er die seltsamste ideale Welt, welche auf den ersten Anblick nicht viel besser aussieht als ein Chaos.

Die Deutschen selbst haben ihre Schwierigkeiten mit ihm, und für Leser von irgend einer andern Nation ist er ein grenzenloses, gewaltiges, verwickeltes Labyrinth, in welchem der Grundriß oder die Spuren eines Grundrisses nirgends sichtbar sind. Weit entfernt, den Geist seiner Schriften nach seinem ganzen Umfange würdigen zu können, finden es Ausländer im höchsten Grade schwierig, auch nur ihren grammatischen Sinn richtig zu fassen. Wahrscheinlich giebt es in keiner modernen Sprache einen so schwierigen Schriftsteller, der einen so unermeßlichen Ueberfluß an dunklen Anspielungen in der verwickeltsten Phraseologie darbietet, Parenthese in Parenthese schiebt, ohne dabei Auslassungen, plötzliche Sprünge und alle Arten unerklärlicher Grillen zu vergessen, während das Ganze in der heitersten Weise sich fortbewegt, keineswegs aber in militairischen streng geregelten Reihen, sondern gleichsam in bunten, wunderlich gemischten Volkshaufen.

Wie Ausländer mit der Lectüre seiner Werke zurechte kommen, mögen unsere Leser am besten nach der Thatsache beurtheilen, daß vor etwa zwanzig Jahren zum Gebrauch für Richter's eigene Landsleute der Anfang eines Werks erschien, welches den Titel führte: „K. Reinhold's Wörterbuch zu Jean Paul's sämmtlichen Schriften, oder Erklärung aller in dessen Schriften vorkommenden fremden Wörter und ungewöhnlichen Redensarten, nebst kurzen historischen Notizen der angeführten Personen aus der Geschichte u. s. w. und faßlichen Verdeutschungen der schwierigsten Stellen im Zusammenhange. Ein nothwendiges Hülfsbuch für Alle, welche jene Schriften mit Nutzen lesen wollen."!

So viel über das Gewand oder die Einkleidung von Richter's Gedanken. Ferner aber bedenke man noch, daß die Gedanken selbst oft von der abstrusesten Art sind, so daß nur nach eifrigem Nachdenken irgend eine nennenswerthe Quantität, sei es nun Wahrheit oder Unwahrheit, erkannt werden kann, und wir haben in ihm einen Mann, von welchem Leser mit schwachen Nerven und einem einigermaßen krankhaften Geschmack nicht verfehlen werden, mit einem vielleicht an Entsetzen grenzenden Gefühl zurückzuprallen.

Und dennoch findet Richter trotz aller dieser Schattenseiten, wie wir oben gesagt, in England schon einen gewissen Grad von Anerkennung. Er hat seine Leser und Bewunderer. Verschiedene Uebersetzungen seiner Werke sind bei uns erschienen, auch Recensionen, denen man eine klare Einsicht in den Gegenstand nicht absprechen kann und denen es daher auch durchaus nicht an Beifall gefehlt hat. Und allem diesen hat, so weit unser Blick reicht, selbst der nichtdeutsche Theil unseres Publikums mit einiger Neugier und hoffnungsvoller Erwartung Gehör geschenkt.

Aus diesen Symptomen können wir Zweierlei schließen, was uns in unserer gegenwärtigen Eigenschaft beides sehr tröstlich ist: Erstens, daß die alte steifgeschnürte mikroskopische Sekte von Belletristen, deren Gottheit die „Eleganz“ war, ein Glaube, der auf französischem Boden gewachsen, und mehr für Damenschneider als für Kritiker und Philosophen taugt, auf unsern Inseln in rascher Abnahme begriffen sein muß; und zweitens — was eine weit persönlichere Rücksicht ist — daß wir, indem wir diesen wundersamen Jean Paul einer nochmaligen Besprechung und Erörterung unterziehen, etwas versuchen, was vielen unserer Leser kein unwillkommener Dienst sein wird.

Unsere Besprechung zerfällt natürlich in zwei Theile, in den biographischen und in den kritischen, in Bezug auf welche beide wir nach der Reihe einige Bemerkungen zu machen und — was wir, wenigstens in Bezug auf den letzten Theil, als nützlicher betrachten — einige interessante Documente vorzulegen haben.

Es scheint nicht, als ob Richter's Leben äußerlich betrachtet in seinen allgemeinen Beziehungen wesentlich verschieden von dem anderer Literatoren gewesen wäre, welches größtentheils so arm an Ereignissen ist. Der Anfang bewegte sich in ziemlich knappen Umständen, ohne sich auf andere Weise auszuzeichnen; der letztere und geschäftigste Theil war gleichfalls ein gänzlich privater und ward größtentheils in Provinzialstädten und fern von vornehmen Regionen oder Personen zugebracht. Die Hauptereignisse in Richter's Leben waren die neuen Bücher, die er schrieb, und sein ganzer Lebenslauf ein geistiger und stiller.

Er ward in seinem neunzehnten Jahre schon Schriftsteller und blieb dieser Beschäftigung mit gewissenhaftem Eifer treu, so daß er jede Unterbrechung oder Störung derselben, wäre es auch nur auf einen Tag oder eine

Stunde gewesen, nicht blos nicht suchte, sondern ihr auch sorgfältig aus dem Wege ging.

Trotzdem ist es uns, wenn wir diese seine sechzig Bände betrachten, als ob Richter's Geschichte noch ein anderes und viel tieferes Interesse gehabt haben müsse, als äußere Ereignisse ihm mittheilen konnten, denn der Geist, welcher mehr oder weniger vollständig durch seine Schriften hindurchblickt, ist ein Geist von dauerndem Werth, selten in allen Zeiten und Situationen und vielleicht nirgends und zu keiner Zeit seltener, als in dem literarischen Europa zur gegenwärtigen Zeit.

Wir sehen in diesem Manne einen hohen, selbstständigen, originellen und in vielen Beziehungen sogar großen Charakter. Er zeigt sich als ein Mann von wunderbaren Gaben und mit vielleicht einer noch glücklicheren Combination derselben, in welchem Philosophie und Poesie sich nicht blos versöhnt, sondern zu etwas unendlich Höherem und Reinerem, zu Religion, verschmolzen haben; der bei der weichsten umfassendsten Sympathie für äußere Dinge innerlich ruhig und undurchdringlich ist, durch alle Versuchungen und Drangsale hindurch still und doch unbeugsam seinen Weg verfolgt; als ächter Mann der Literatur unter tausend unächten, mit einem Worte als ein Mann, der das neunzehnte Jahrhundert versteht und mitten darin lebt, und dessen Leben doch gewissermaßen ein heroisches und aufopferndes ist.

Wir wissen, daß ein Charakter dieser Art sich nicht ohne mannigfache und siegreiche Kämpfe mit der Welt bildet und die Erzählung solcher Kämpfe, des Wenigen, was davon erzählt oder gedeutet werden kann, gehört der höchsten Gattung der Geschichte an. Das Leben eines solchen Mannes, hat man gesagt, ist gleichsam eine Bibel, ein Evangelium der Freiheit, welches allen Menschen gepredigt wird und wodurch wir unter so vielen ungläubigen Seelen erfahren, daß hoher Sinn noch nicht unmöglich geworden ist; woran wir, von grenzenloser Trivialität und Verächtlichkeit umgeben, doch erkennen, daß die Natur des Menschen unauslöschlich göttlich ist, und worin wir eine Mahnung finden, fest zu halten an Dem, was der wichtigste Glaube ist, dem Glauben an uns selbst.

Wenn aber das Leben eines pius vates ein so hoher Gegenstand ist, so muß die Lebensgeschichte, welche, wenn sie angemessen geschrieben, eine Uebersetzung und Deutung desselben ist, ebenfalls großen Werth haben.

Man hat gesagt, kein Dichter stehe mit seinem Gedicht auf gleicher

Höhe, welcher Ausspruch zum Theil wahr ist; in einer tiefern Bedeutung aber kann man auch und zwar mit noch größerer Wahrheit behaupten, daß kein Gedicht mit seinem Dichter auf gleicher Höhe stehe. Nun ist es aber die Biographie, welche uns erst sowohl den Dichter als das Gedicht giebt, indem sie durch die Bedeutung des einen die des andern erläutert und vervollständigt. Jener ideale Umriß von sich selbst, den ein Mensch unbewußt in seinen Schriften andeutet und welcher, richtig entziffert, treuer ist als irgend eine andere Darstellung von ihm, hat der Biograph zu einem wirklichen zusammenhängenden Bild auszufüllen und unserer Erfahrung oder wenigstens unserer klaren, nicht mehr zweifelnden Bewunderung einzuprägen, um uns dadurch auf mancherlei Weise zu belehren und zu erbauen.

Nach diesen Grundsätzen gehandhabt, könnte die Biographie großer Männer, besonders großer Dichter, das heißt im höchsten Grade edelsinniger und weiser Männer, eine der würdigsten und werthvollsten Gattungen von Schriften werden.

Wie die Sachen stehen, giebt es freilich wenig Biographien, welche etwas dieser Art leisten. Die meisten sind bloße Register zu einer Biographie, die jeder Leser bei der Durchsicht dann selbst schreiben muß, nicht der lebende Körper, sondern die trockenen Gebeine eines Körpers, welcher lebendig sein sollte. Eine solche Tugend des Prometheus von einem gewöhnlichen Lebensgeschichtsschreiber erwarten, wäre unbillig genug. Wie soll diese unglückliche biographische Brüderschaft, anstatt wie Registermacher und Amtscopisten zu schreiben, plötzlich von einigen Funken der Intelligenz oder sogar genialen Feuers entzündet werden und nicht blos Data und Thatsachen sammeln, sondern indem sie davon Gebrauch macht, durch die Oberfläche und ökonomische Form eines Menschenlebens in sein innerstes Wesen und seinen Geist hineinschauen?

Die Wahrheit ist, daß Biographien sich in einem ähnlichen Falle befinden, wie Predigten und Lieder. Sie haben ihre wissenschaftlichen Regeln und ihr Ideal von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, wie alle Dinge haben; bis jetzt aber sind ihre Regeln gleichsam nur unsichtbare Naturgesetze, nicht kritische Parlamentsacten, und bedrohen uns mit keiner unmittelbaren Strafe. Ueberdies können im Gegensatz zu Tragödien und epischen Gedichten solche Werke Etwas sein, ohne Alles zu sein; die Einfachheit der Form wird dabei oft für Leichtigkeit der Ausführung angesehen und deshalb haben wir auf einen Künstler in diesem Fache tausend Stümper.

Wollten wir mit spezieller Beziehung auf Richter sagen, seine biographische Behandlung sei schlechter gewesen als gewöhnlich, so würden wir damit vielleicht zu viel sagen; aber schlimmer als wir erwarteten, ist sie sicherlich gewesen. Verschiedene Lebensgeschichten Jean Paul's, die eifrig bedacht waren, die öffentliche Aufregung zu benutzen, so lange sie dauerte, und in einem gegebenen Raume fast ein Minimum von Belehrung mittheilen, sind von uns innerhalb der letzten vier Jahre mit keiner großen Täuschung gelesen worden. Wir bemüheten uns dankbar, das Wenige zu nehmen, was sie zu geben hatten und sahen hoffnungsvoll jener versprochenen „Selbstbiographie" entgegen, in welcher alle Mängel ergänzt werden sollten.

Mehrere Jahre vor seinem Tode nämlich hatte Richter beschlossen, die Geschichte seines Lebens zu schreiben und mit gewohnter Redlichkeit begonnen, gründliche Vorbereitung zur Lösung dieser Aufgabe zu treffen. Nachdem er manche Pläne, unter denen sich viele ziemlich sonderbare befanden, überlegt, ward er endlich über die Form mit sich einig und hatte mit einer halb scherzenden Anspielung auf Goethe's „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben", seinem Werke den Titel „Wahrheit aus meinem Leben" vorgesetzt. Die sonderbare Idee, seinen Lebenslauf auch als Dichtung und Parallele mit der Lebensgeschichte des Apothekers Nikolaus Markgraf, der nur als Held eines seiner letzten Romane existirte, zu schreiben, hatte er als unpraktisch aufgegeben.

In diesem Werke, welches durch dringendere Arbeiten dann und wann verzögert worden, war er schon bedeutend vorgeschritten, und nach Richter's erfolgtem Ableben übernahm Herr Otto, ein Mann von Talenten, der ein halbes Menschenalter lang sein intimer Freund gewesen, die Herausgabe und Vollendung nicht ohne wiederholte Verkündung und Behauptung — die mittlerweile glaubhaft genug war — daß nur ihm der Posten eines Biographen Jean Paul's gebühren könne.

Drei kleine Bände dieser „Wahrheit aus Jean Paul's Leben", im Laufe eben so vieler Jahre erschienen, liegen endlich vor uns.

Der erste Band, welcher 1826 erschien, verursachte einige Ueberraschung und manche Erwartung sah sich getäuscht, doch blieb immer noch Raum zur Hoffnung. Es war der Anfang einer wirklichen Autobiographie und mit einem hohen Grade von Treuherzigkeit und Würde geschrieben, obschon von einem ganz unerwarteten Gesichtspunkte aufgefaßt; dabei aber in jenem Geiste genialen Humors und heiteren Ernstes, welcher bei all' seinen

seltsamen phantastischen Beimischungen doch Jean Paul so anmuthig stand und dem auf jeden Fall kein Leser seiner Werke fremd sein konnte. Kraft eines autographischen Ukases hatte Jean Paul sich selbst zum „Professor seiner eigenen Geschichte" ernannt, und hielt dem Universum drei schöne „Vorlesungen" über diesen Gegenstand, wobei er sich allerdings mit vollem Rechte rühmte, daß er in seinem speziellen Fach besser unterrichtet sei, als sonst Jemand. Dabei hatte er auch seine oratorischen Geheimnisse und professorenmäßigen Gewohnheiten, und so wie Mr. Wortley, als er seine Parlamentsrede niederschrieb, um sie aus seinem Hute vorzulesen, an verschiedenen Stellen bemerkt hatte: „Hier wird gehustet", so hatte auch Jean Paul mit mehr Kürze eine willkürliche Hieroglyphe unter seinen Papieren angebracht, welche, wie er uns mittheilt, bedeutete: „Meine Herren, Niemand scharre, Niemand gähne" — eine Hieroglyphe, die, wie wir ausdrücklich bemerken müssen, viele öffentliche Redner weit nothwendiger brauchen möchten, als er.

Unglücklicherweise kamen in dem zweiten Bande keine weiteren Vorlesungen an's Licht, sondern nur eine Reihe unzusammenhängender, ganz heterogener Notizen, welche zu weiterer Umarbeitung bestimmt gewesen waren, und der volle freie Strom des Redevortrags löste sich in ungenügende Tropfen auf.

Mit dem dritten Bande, welcher bei weitem der längste ist, tritt Herr Otto entschiedener in seiner eigenen Person auf, obschon immer noch mehr mit der Scheere als mit der Feder, und bemüht sich hinter einer Menge Verschanzungen und Vorposten seine Geschichte ein weniger vorzuschieben, nachdem die Vorlesungen sie fast an der Schwelle stehen gelassen haben. Sein eigenthümlicher Plan und die allzudeutliche Absicht, in Jean Paul's Manier weiter zu sprechen, hemmen seinen Fortschritt sehr, der auch in der That so unbedeutend ist, daß wir am Ende dieses dritten Bandes, das heißt, nach gegen siebenhundert kleinen Octavseiten, den Helden kaum über das zwanzigste Jahr hinaus und die eigentliche Geschichte noch gleichsam beim Anfange finden.

Wir können nur bedauern, daß Herr Otto, dessen Talent und gute Absicht, auch abgesehen von seinem Verhältniß zu Richter, Anspruch auf unsere Berücksichtigung haben, nicht einen geraderen Weg eingeschlagen und Das, was er uns über diese Sache zu sagen hatte, in schlichter Prosa heraussagt, die für ihn ein weit natürlicherer Dialekt zu sein scheint. Anstatt einer

bunten Combination, die so langsam vielleicht gar nicht zur Einheit führt, hätte er ohne jene „Vorlesungen“ oder irgend eine werthvolle Notiz wegzulassen, uns eine directe Erzählung geben können, welche, wenn ihr auch die Schönheitslinie fehlte, doch vielleicht die noch weit unentbehrlichere Linie der Regelmäßigkeit gehabt hätte und auf alle Fälle weit kürzer gewesen wäre.

So lange Herrn Otto's Werk nicht vollständig vorliegt, können wir kein positives Urtheil abgeben; mittlerweile aber müssen wir sagen, daß es ein eben nicht verheißungsvolles Ansehen hat und der Befürchtung Raum läßt, daß Richter's Lebensgeschichte vielleicht noch lange ein Problem bleibe.

Was uns selbst betrifft, so können wir bei diesem Stande der Dinge zur Charakteristik von Jean Paul's praktischem Leben weiter nichts beitragen, als einige aus Otto's und einigen andern Werken geschöpfte kleine Thatsachen, die selbst in unseren eigenen Augen außerordentlich ungenügend sind.

Richter war geboren zu Wonsiedel (unrichtiger Wunsiedel) am Fichtelgebirge, im Jahre 1763, und da sein Geburtstag auf den 21. März fiel, so ward zuweilen witzigerweise gesagt, daß er und der Frühling mit einander geboren seien. Er selbst erwähnt dies und zwar in lobenswerther Absicht. „Diesen Einfall,“ sagt er, „daß ich Professor und der Frühling mit einander geboren worden, habe ich in Gesprächen wohl schon hundertmal vorgebracht; aber ich brenne ihn hier absichtlich wie einen Ehrenkanonenschuß zum hundert und ersten Male ab, damit ich mich durch den Abdruck außer Stand setze, einen durch den Preßbengel schon an die ganze Welt herumgegebenen Bonmot-Bonbon von Neuem anzubieten.“

Das Schicksal, scheint er zu glauben, machte noch einen andern Witz auf ihn, weil das Wort Richter im Deutschen nicht blos ein Eigenname, sondern auch ein Appellativname ist.

Seinen Taufnamen, Jean Paul, den man lange für einen Einfall von ihm selbst und einen Pseudonamen hielt, hatte er, wie wir hier lesen, ganz ehrlich von seinem mütterlichen Großvater Johann Paul Kuhn, einem ehrlichen Tuchmacher in Hof, entlehnt, und später blos das deutsche Johann in das französische Jean übersetzt.

Die Richter waren seit wenigstens zwei Generationen Schulmeister gewesen und hatten sich durch nichts als durch ihre Armuth und ihre Frömmigkeit ausgezeichnet. Des Großvaters gedachte man in seinem kleinen Cirkel noch als eines Mannes von ganz außerordentlicher Unschuld und Heiligkeit.

„In Neustadt,“ sagt sein Enkel, „zeigt man noch ein Bänkchen hinter der Orgel, wo er jeden Sonntag betend gekniet; und eine Höhle, die er sich selber in den sogenannten kleinen Culm gemacht, um darin zu beten.“ Obschon er drei Schul- und Kirchenämter bekleidete und nach besten Kräften versah, so belief sich sein jährliches Einkommen doch auf nicht mehr als höchstens hundertundfünfzig Gulden und „an dieser gewöhnlichen Baireuthischen Hungerquelle für Schulleute stand der Mann fünfunddreißig Jahre lang und schöpfte.“ Mit seiner Beförderung war es langsam gegangen, „endlich aber,“ erzählt Jean Paul, „traf es sich im Jahre 1763 — eben in meinem Geburtsjahr — daß er am 6. August, wahrscheinlich durch besondere Connexionen mit Höheren steigend, eine der wichtigsten Stellen erhielt, wogegen freilich Rectorat und Stadt und der Culmberg leicht hinzugeben waren, und zwar zählte er gerade erst 76 Jahre 4 Monate und 8 Tage, als er die gedachte Stelle wirklich erhielt, im Neustädter — Gottesacker; seine Gattin aber war ihm schon zwanzig Jahre vorher dahin vorausgegangen in die Nebenstelle. — Meine Eltern waren mit mir als fünf Monat altem Kinde zu seinem Sterbelager gereiset. Er war im Sterben, als ein Geistlicher (wie mir mein Vater öfter erzählte) zu meinen Eltern sagte: Lasset doch den alten Jakob die Hand auf das Kind legen, damit er es segne. Ich wurde in das Sterbebett hineingereicht und er legte die Hand auf meinen Kopf. — Frommer Großvater! oft habe ich an Deine im Erkalten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunklen Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an Deinen Segen festhalten, in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und beseelten Welt.“

Der Vater, welcher damals den bescheidenen Posten eines Tertius und Organisten in Wonsiedel bekleidete, ward kurz darauf zum Prediger in dem Dorfe Jodits befördert und von da nach einigen Jahren nach Schwarzenbach an der Saale versetzt. Auch er war von ächt frommer Gesinnung, obschon er damit mehr Energie des Charakters und wie es scheint, mehr allgemeines Talent verband, denn er war in seiner Gegend als ein muthiger, eifriger Prediger, und in größeren Kreisen als verdienstvoller Componist von einigen guten Kirchenmusiken bekannt. An Armuth scheint er seinem Vater, der sein Lebenlang fast nichts genoß als Brod und Bier, nicht ganz gleich gekommen zu sein, aber arm genug war er deswegen immer und nicht weniger heiter als arm. Die Tochter des wohlhabenden Bürgers, die er zur Frau nahm, hatte, wie wir vermuthen, kein Geld mitgebracht, sondern blos Ge-

wohnheiten und Bedürfnisse, die für einen Schulmeister oder Pfarrer keineswegs vortheilhaft sind; auf alle Fälle hatte der würdige Mann, so bescheiden auch sein Haushalt war, mit fortwährenden Schwierigkeiten zu kämpfen und hinterließ sogar Schulden.

Paul, der in jenen Tagen Fritz genannt ward, erzählt in heiterem Tone, wie seine Mutter ihn nach Hof, ihrer Geburtsstadt, zu schicken pflegte, mit einem Quersack auf dem Rücken und unter dem Vorwande, dort wohlfeiler einzukaufen, in der That aber, um seine Gewürze und Delikatessen von der Großmutter gratis geliefert zu bekommen. Er pflegte seinem Großvater hinter dem Webstuhle die Hand zu küssen und mit ihm zu sprechen, während die gute alte Frau, kargend gegen alle Welt, aber verschwenderisch gegen die Ihrigen, heimlich seinen Quersack mit Dem füllte, was er bringen sollte und ihm sogar Mandeln für sich selbst gab, die er jedoch für eine Freundin aufhob.

Einen andern kleinen Zug, der in kirchlichen Annalen ganz neu ist, müssen wir hier mittheilen. Indem Paul die Freuden seiner Existenz in Jodiz erzählt, erwähnt er unter andern auch folgende:

„In den Herbstabenden (noch dazu an trüben) ging der Vater im Schlafrocke mit Paul und Adam auf ein über der Saale gelegenes Kartoffelfeld. Der eine Junge trug eine Grabhaue, der andere ein Handkörbchen. Draußen wurden nun neue Kartoffeln, so viel für das Abendessen nöthig waren, vom Vater ausgegraben; Paul warf sie aus dem Beete in den Korb, während Adam an dem Haselnußgebüsche die besten Nüsse erklettern durfte. Nach einiger Zeit mußte dieser von den Aesten herunter und Paul stieg seinerseits hinauf. Und so zog man denn mit Kartoffeln und Nüssen zufrieden nach Hause; und die Freude, auf eine Viertelstunde weit und eine Stunde lang ins Freie gelaufen zu sein und zu Hause bei Lichte das Erntefest zu feiern, male sich jeder selber so stark wie der Empfänger.“

Den Leuten, welche meinen, daß die Achtbarkeit des Tuches von dem Preise abhängt, den es bei dem Tuchmacher hat, muß es überraschend erscheinen, daß ein protestantischer Geistlicher, der nicht blos nicht im Stande war, Fuchshunde zu halten, sondern es auch angemessen fand, seine Kartoffeln selbst auszugraben, nicht mit allgemeiner Verachtung betrachtet oder sein nützliches Wirken bedeutend beeinträchtigt ward. Davon wird jedoch in der Geschichte dieses Pfarrers von Jodiz durchaus nichts sichtbar. Wir sehen in ihm einen Mann, der seinem Amt kräftig vorstand und von seiner

Heerde geliebt und verehrt ward, ja er besuchte nach Belieben und stets als geehrter Gast die Häuser des voigtländischen Adels, allerdings nicht in dem Charakter eines Edelmanns, aber doch in dem eines Priesters, den er viel höher stellte. „Gleich einem alten lutherischen Hofprediger," sagt sein Sohn, „erkannte er die unabsehliche Größe des Standes wie das Erscheinen der Gespenster an, ohne vor beiden zu beben." Die Wahrheit ist, der Mann hatte ein heiteres, reines, religiöses Herz, war fleißig in seinem Amte und feurigen Geistes, und fand in allen Verhältnissen des Lebens, daß er damit so ziemlich auskam.

Für unsern Professor wie für Dichter überhaupt haben die Erinnerungen der Kindheit stets etwas Ideales, fast Himmlisches. Oft schildert er in seinen Phantasien solche Scenen mit liebender Genauigkeit; auch ist Armuth darin keine tödtliche, ja nicht einmal eine unwillkommene Ingredienz. Im Grunde genommen ist es doch auch nicht das Geld oder der Werth des Geldes, wodurch und wofür der Mensch lebt. Ist nicht Gottes Weltall in unserm Kopfe, möge derselbe nun auswendig eine zerrissene Mütze oder ein königliches Diadem tragen? Es möge daher Niemand glauben, daß Paul's Jugendjahre unglücklich gewesen seien und noch viel weniger, daß er auf sentimental weinerliche Weise oder mit der leisesten Spur von Prahlerei oder Wehklagen darauf zurückgeblickt hätte. Noch weit härtere Armuth als diese wäre ihm etwas Leichtes gewesen, denn eine gütige Mutter, die Natur selbst, hatte schon dafür gesorgt und gleich der Mutter des Achilles ihn gegen äußere Dinge unverwundbar gemacht. Es war ein kühner, kecker, freudiger Geist, der durch diese jungen Augen schauete und für einen solchen Geist hat die Welt nichts Armes, sondern Alles ist reich und voll von Lieblichkeit und Wunder.

Um unsere Leser einen Blick in dieses deutsche Pfarrhaus werfen zu lassen, theilen wir hier einige Sätze aus Paul's zweiter Vorlesung mit, wodurch sie zugleich einen Begriff von seinem Professorenstyle erhalten.

„Um das Joditzer Leben unseres Hans Paul — denn so wollen wir ihn einige Zeit lang nennen, jedoch immer mit andern Namen abwechseln — am treuesten darzustellen, thun wir, glaub' ich, am besten, wenn wir dasselbe durch ein ganzes Idyllenjahr durchführen, und das Normaljahr in vier Jahrzeiten als eben so viele Idyllenquatember abtheilen; vier Idyllen erschöpfen sein Glück.

„Niemand übrigens wundere sich über ein Idyllenreich und Schäfer-

weltchen in einem kleinen Dörfchen und Pfarrhaus. Im schmalsten Beete ist ein Tulpenbaum zu ziehen, der seine Blüthenzweige über den ganzen Garten ausdehnt; und die Lebensluft der Freude kann man aus einem Fenster so gut einathmen, als im weiten Wald und Himmel. Ist denn nicht selbst der Menschengeist (mit allen seinen unendlichen Himmelsräumen) eingepfählt in einen fünf Fuß hohen Körper mit Häuten und malpigischem Schleim und Haarröhren und hat nur fünf enge Weltfenster von fünf Sinnentreffern aufzumachen für das ungeheure rundaugige und rundsonnige All; — und doch sieht und wiedergebärt er ein All.

„Kaum würd' ich wissen, mit welchem unter den vier Idyllenquatembern anzufangen wäre; denn jeder ist ein kleiner Vorhimmel des nächsten; indeß geräth doch, wenn wir mit dem Winter und Januar anheben, das Steigern der Freuden am besten. In der Kälte war der Vater, wie eine Sonne, gewöhnlich von der Treppenhöhe der Studierstube herabgezogen und hielt zur Freude der Kinder sich in der Ebene der allgemeinen Wohnstube auf. Am Morgen saß er an einer Fensterecke und lernte seine Sonntag-Predigt auswendig, und die drei Söhne Fritz, das bin ich selbst, und Adam und Gottlieb (denn Heinrich kam erst gegen das Ende des Jodizer Idyllenlebens dazu) trugen abwechselnd die volle Kaffeetasse zu ihm, um noch froher die leere zurückzuholen, weil der Träger aus ihr die ungeschmolzenen Reste des gegen Husten genossenen Kandiszucker frei nehmen durfte. Draußen deckte zwar der Himmel alles mit Stille zu, den Bach durch Eis, das Dorf mit Schnee; aber in der Wohnstube war Leben, unter dem Ofen ein Taubenstall, an den Fenstern Zeisig- und Stieglitzhäuser, auf dem Boden die unbändige Bullenbeißerin, unsere Bonne, die Nachtwächterin des Pfarrhofs, und ein Spitzhund, und der artige Scharmantel, ein Geschenk der Frau von Plotho, — und darneben die Gesindestube mit zwei Mägden; und weiter gegen das andere Ende des Pfarrhauses der Stall mit allem möglichen Rind-, Schwein- und Federvieh und dessen Geschrei; unsere auch vom Pfarrhofe umschlossenen Drescher könnt' ich mit ihren Flegeln auch rechnen. So von lauter Gesellschaft umgeben, brachte nun leicht der ganze männliche Theil der Wohnstube den Vormittag mit Auswendiglernen zu, nahe neben dem weiblichen Kochen.

„Ferien fehlen keinem Geschäfte in der Welt; und so hatt' auch ich die Luftferien — ähnlich den Brunnenferien — daß ich in den Schnee des Hofs gehen durfte und an die dreschende Scheune. Ja, war im Dorfe ein

schweres Redegeschäft auszurichten, z. B. bei dem Schul- oder bei dem Schneidermeister, so wurde ich dahin mitten aus meinen Lerngeschäften verschickt, und so kam ich denn immer ins Freie und Kalte und konnte mich mit dem neuen Schnee messen. Mittags konnten wir Kinder noch vor unserem Essen die hungrige Freude haben, daß wir die Drescher in der Gesindestube einbeißen und aufessen sahen.

„Der Nachmittag wurde schon bedeutender und freudenreicher. Der Winter verkürzte und versüßte die Lernstunden. In der langen Dämmerung ging der Vater auf und ab, und die Kinder trabten unter seinem Schlafrock nach Vermögen an seinen Händen. Unter dem Gebetläuten stellten sich alle in Einen Kreis und beteten das Lied einstimmig ab: „Die finstre Nacht bricht stark herein.“ Nur in Dörfern — nicht in der Stadt, wo es eigentlich mehr Nacht- als Tagarbeiten giebt — hat das Abendläuten Sinn und Werth und ist der Schwanengesang des Tags; die Abendglocke ist gleichsam der Dämpfer der überlauten Herzen und ruft, als der Kuhreigen der Ebene, die Menschen von ihren Läufen und Mühen in das Land der Stille und des Traums. — Nach dem süßen Warten auf den Mondaufgang des Talglichtes unter der Thüre des Gesindestübchens, wurde die weite Wohnstube zu gleicher Zeit erleuchtet und verschanzt, nämlich die Fensterladen wurden zugeschlossen und eingeriegelt, und das Kind fühlte nun hinter diesen Fensterbasteien und Brustwehren sich traulich eingehegt und hinlänglich gedeckt gegen den Knecht Ruprecht, der draußen nicht hereinkam, sondern nur vergeblich brummte.

„Um dieselbe Zeit geschah es dann, daß wir Kinder uns auskleiden und in bloßen langen Schleppphemden auf und ab herumhüpfen durften. Idyllenfreuden verschiedener Art wechselten. Entweder trug der Vater in eine mit leeren Folioblättern durchschossene Quartbibel bei jedem Verse die Nachweisung auf das Buch ein, worin er über ihn etwas gelesen; oder er hatte gewöhnlicher sein rastriertes Folioschreibbuch vor sich, worauf er eine vollständige Kirchenmusik mit der ganzen Partitur mitten unter dem Kinderlärmen setzte: in beiden Fällen, im letzten aber am liebsten, sah ich dem Schreiben zu und freute mich besonders, wenn durch Pausen mancher Instrumente schnell ganze Viertelseiten sich füllten. Er dichtete seine innere Musik ganz ohne alle äußere Hülftöne — was auch Reichard den Tonsetzern anrieth — und unverstimmt vom Kinderlärm. Die Kinder saßen spielend alle am langen Schreib- und Eßtische, ja sogar auch unter ihm — — —

„Wie stieg wöchentlich vollends der Winterabend an Werth, wenn die alte Botenfrau mit Schnee überzogen mit ihrem Frucht- und Fleisch- und Waarenkorbe aus der Stadt in die Gesindestube einlief, und wir alle im Stübchen die ferne Stadt im Kleinen und Auszuge vor uns hatten und vor der Nase, wegen einiger Butterwecken!"

So können in einförmiger Winterkerkerhaft unter allen Arten von Rind-, Schweine- und Federvieh mit ihrem Geräusch idyllische Freuden gefunden werden, wenn nur ein Auge da ist, sie zu sehen und ein Herz, um Geschmack daran zu finden. In der That, das Glück ist wohlfeil, dafern wir es nur bei dem rechten Krämer suchen. Paul warnt uns jedoch, zu glauben, daß in diesem idyllischen Leben nicht auch saure Tage, Scheltworte u. dergl. in Jodiz vorgekommen seien; doch hatte er im Ganzen genommen guten Grund, sich seiner Eltern zu freuen. Sie liebten ihn innig; sein Vater, erzählt er, vergoß Thränen, wenn der kleine Fritz einen Beweis von Talent oder rascher Fassungskraft gab; sie waren auch tugendhaft und fromm, was am Ende besser ist als reich sein. „Zuweilen," sagt er, „hörte ich meinen Vater erzählen, wie er und andere Geistliche ihre Kleidungsstücke den Armen geschenkt. Er erzählte es mit Freude, nicht als Anmahnung, sondern als Nothwendigkeit. O Gott! ich danke Dir für meinen Vater!"

Richter's Erziehung war von eben so bescheidener Art, als seine Wohnung und Beköstigung. Ein kleiner Zwist mit dem Schulmeister in Jodiz hatte den Pfarrer bewogen, seine Söhne aus der Schule zu nehmen und sie selbst zu unterrichten. Diesen Entschluß führte er allerdings treulich aus, aber in der beschränktesten Weise. Seine Methode war nämlich keine Pestalozzi'sche, sondern einfach das alte Aufgabesystem mit Hülfe einer lateinischen Grammatik und eines Wörterbuchs, und die beiden Knaben saßen jahraus jahrein zu Hause, ohne andere geistige Nahrung, als daß sie lange Wörterreihen auswendig lernen mußten. Fritz lernte jedoch redlich und rechtschaffen und ohne sich an das schlechte Beispiel seines Bruders Adam zu kehren.

Uebrigens mangelte es ihm gänzlich an Büchern, mit Ausnahme der theologischen seines Vaters, wenn er einmal auf verstohlene Weise dazu gelangen konnte. Diese verschlang er in Ermangelung anderer und besserer aufs begierigste, ohne jedoch, wie er selbst sagt, etwas von ihrem Inhalt zu verstehen. Mit nicht weniger Ungestüm und nicht weniger Nutzen las er auch die veralteten Stöße Zeitungen, welche eine freundliche Gönnerin, die

schon erwähnte Frau von Plotho, seinem Vater zu leihen pflegte, aber nicht in einzelnen Nummern, sondern in monatlichen Stößen.

Dies war seine ganze Lectüre. Dabei war Jodiz ein ungemein abgelegenes Dorf, besaß weder natürliche noch künstliche Schönheit, und wer hier wohnte, bekam sein ganzes Leben lang nichts Merkwürdiges zu sehen. Aber trotzdem stand es doch unter einem unermeßlichen Himmel und in einer ganz wundersamen Welt, und Blicke in die unendlichen Räume des Weltalls und sogar in die unendlichen Räume der menschlichen Seele konnten hier eben so gut gethan werden als anderwärts. Fritz hatte trotz der Schulmeister seine eigenen Gedanken. Eine kleine himmlische Saat des Wissens, ja der Weisheit, war in ihn gestreut worden und wuchs, ohne einen andern Gärtner als die Natur, still empor. Einigen unserer Leser wird der folgende Umstand höchst sonderbar, wo nicht unbegreiflich, andern aber keineswegs so erscheinen.

„In der künftigen Kulturgeschichte unseres Helden wird es zweifelhaft werden, ob er nicht vielleicht mehr der Philosophie als der Dichtkunst zugeboren war. In frühester Zeit war das Wort Weltweisheit — jedoch auch ein zweites Wort Morgenland — mir wie eine offene Himmelspforte, durch welche ich hineinsah in lange, lange Freudengärten. Nie vergeſſ' ich die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Hausthür und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht, ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine blos im verhangenen Allerheiligsten des Menschen vorgefallene Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte.“

Er stand in seinem dreizehnten Jahre, als seine Familie nach Schwarzenbach zog, wo sein Vater eine etwas bessere Stelle erhalten hatte, mit welcher Veränderung, so weit der Schulunterricht in Frage kam, die Aussichten für unsern Helden sich bedeutend freundlicher gestalteten. Der dortige Lehrer war nicht gerade ein großer Gelehrter oder tiefer Denker, aber doch ein lebhafter, freundlicher Mann, der sich für seine Schüler interessirte und unter

diesen unsern Fritz als einen Knaben von überaus hoher Begabung bald auszeichnen lernte. Was aber noch wichtiger war, Fritz bekam nun Bücher in die Hände, begann sofort einen Kursus sehr gemischter, selbstgewählter Lectüre und sah unter Romanen, Gedichten, philosophischen und theologischen Schriften sich ringsum ein erstaunliches Schauspiel vor seinen Augen öffnen. Sein Latein und Griechisch wurden nun besser gelehrt, ja er fing sogar an Hebräisch zu lernen. Zwei Geistliche der Umgegend fanden, so jung er auch noch war, Vergnügen an seiner Gesellschaft und waren ihm jetzt und später von großem Nutzen. Unter ihren Auspicien begann er schriftliche Ausarbeitungen und theologische Studien, wobei er sich stark auf die heterodoxe Seite neigte.

In dem Familienzimmer jedoch gestalteten sich die Dinge nicht ganz so gedeihlich. Die drei Vorlesungen des Professors schließen vor dieser Zeit; aus seinen Notizen aber entnehmen wir, daß trübe Wolken über Schwarzenbach hingen, daß seine bösen Tage hier begannen. Der Vater hatte vielfältigere Pflichten zu erfüllen als früher, war oft vom Hause abwesend, hatte sich in Schulden gesteckt und verlor seine frühere Heiterkeit des Temperaments. Für seine Söhne sah er keinen andern Ausweg, als das erbliche Schulmeisterhandwerk und ließ die Sache dabei bewenden, ohne sich weiter viel darum zu bekümmern. Nach etwa drei Jahren schied der arme Mann von Sorgen niedergebeugt aus diesem Leben und hinterließ seine finanziellen Angelegenheiten, die er durch das bessere Einkommen in Schwarzenbach zu verbessern gedachte, in traurig zerrüttetem Zustande.

Mittlerweile war Friedrich nach Hof auf das Gymnasium geschickt worden, wo er ungeachtet des eben erwähnten Ereignisses einige Zeit blieb — im Ganzen zwei Jahre, wie es scheint, die gewinnreichste Periode seines ganzen Unterrichts, ja die einzige Periode, wo er im eigentlichen Sinne des Worts noch einen andern Lehrer hatte, als sich selbst. Der gute, alte, tuchmachende Großvater und die Großmutter nahmen ihn in ihr Haus und in ihre Pflege und er hatte eine Menge Lehrer, die alle in ihren Fächern Tüchtiges leisteten.

Otto schildert ihn als einen trefflichen, zuverlässigen, sanften, aber doch entschlossenen Jüngling, der seine Bevorzugungen, Zurücksetzungen, Studien, Freundschaften und anderen Schulschicksale auf höchst rühmliche Weise durchmachte und beweist dies ausführlich durch verschiedene That-

schon erwähnte Frau von Plotho, seinem Vater zu leihen pflegte, aber nicht in einzelnen Nummern, sondern in monatlichen Stößen.

Dies war seine ganze Lectüre. Dabei war Jobitz ein ungemein abgelegenes Dorf, besaß weder natürliche noch künstliche Schönheit, und wer hier wohnte, bekam sein ganzes Leben lang nichts Merkwürdiges zu sehen. Aber trotzdem stand es doch unter einem unermeßlichen Himmel und in einer ganz wundersamen Welt, und Blicke in die unendlichen Räume des Weltalls und sogar in die unendlichen Räume der menschlichen Seele konnten hier eben so gut gethan werden als anderwärts. Fritz hatte trotz der Schulmeister seine eigenen Gedanken. Eine kleine himmlische Saat des Wissens, ja der Weisheit, war in ihn gestreut worden und wuchs, ohne einen andern Gärtner als die Natur, still empor. Einigen unserer Leser wird der folgende Umstand höchst sonderbar, wo nicht unbegreiflich, andern aber keineswegs so erscheinen.

„In der künftigen Kulturgeschichte unseres Helden wird es zweifelhaft werden, ob er nicht vielleicht mehr der Philosophie als der Dichtkunst zugeboren war. In frühester Zeit war das Wort Weltweisheit — jedoch auch ein zweites Wort Morgenland — mir wie eine offene Himmelspforte, durch welche ich hineinsah in lange, lange Freudengärten. Nie vergess' ich die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Hausthür und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht, ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine blos im verhangenen Allerheiligsten des Menschen vorgefallene Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte."

Er stand in seinem dreizehnten Jahre, als seine Familie nach Schwarzenbach zog, wo sein Vater eine etwas bessere Stelle erhalten hatte, mit welcher Veränderung, so weit der Schulunterricht in Frage kam, die Aussichten für unsern Helden sich bedeutend freundlicher gestalteten. Der dortige Lehrer war nicht gerade ein großer Gelehrter oder tiefer Denker, aber doch ein lebhafter, freundlicher Mann, der sich für seine Schüler interessirte und unter

diesen unsern Fritz als einen Knaben von überaus hoher Begabung bald auszeichnen lernte. Was aber noch wichtiger war, Fritz bekam nun Bücher in die Hände, begann sofort einen Kursus sehr gemischter, selbstgewählter Lectüre und sah unter Romanen, Gedichten, philosophischen und theologischen Schriften sich ringsum ein erstaunliches Schauspiel vor seinen Augen öffnen. Sein Latein und Griechisch wurden nun besser gelehrt, ja er fing sogar an Hebräisch zu lernen. Zwei Geistliche der Umgegend fanden, so jung er auch noch war, Vergnügen an seiner Gesellschaft und waren ihm jetzt und später von großem Nutzen. Unter ihren Auspicien begann er schriftliche Ausarbeitungen und theologische Studien, wobei er sich stark auf die heterodoxe Seite neigte.

In dem Familienzimmer jedoch gestalteten sich die Dinge nicht ganz so gedeihlich. Die drei Vorlesungen des Professors schließen vor dieser Zeit; aus seinen Notizen aber entnehmen wir, daß trübe Wolken über Schwarzenbach hingen, daß seine bösen Tage hier begannen. Der Vater hatte vielfältigere Pflichten zu erfüllen als früher, war oft vom Hause abwesend, hatte sich in Schulden gesteckt und verlor seine frühere Heiterkeit des Temperaments. Für seine Söhne sah er keinen andern Ausweg, als das erbliche Schulmeisterhandwerk und ließ die Sache dabei bewenden, ohne sich weiter viel darum zu bekümmern. Nach etwa drei Jahren schied der arme Mann von Sorgen niedergebeugt aus diesem Leben und hinterließ seine finanziellen Angelegenheiten, die er durch das bessere Einkommen in Schwarzenbach zu verbessern gedachte, in traurig zerrüttetem Zustande.

Mittlerweile war Friedrich nach Hof auf das Gymnasium geschickt worden, wo er ungeachtet des eben erwähnten Ereignisses einige Zeit blieb — im Ganzen zwei Jahre, wie es scheint, die gewinnreichste Periode seines ganzen Unterrichts, ja die einzige Periode, wo er im eigentlichen Sinne des Worts noch einen andern Lehrer hatte, als sich selbst. Der gute, alte, tuchmachende Großvater und die Großmutter nahmen ihn in ihr Haus und in ihre Pflege und er hatte eine Menge Lehrer, die alle in ihren Fächern Tüchtiges leisteten.

Otto schildert ihn als einen trefflichen, zuverlässigen, sanften, aber doch entschlossenen Jüngling, der seine Bevorzugungen, Zurücksetzungen, Studien, Freundschaften und anderen Schulschicksale auf höchst rühmliche Weise durchmachte und beweist dies ausführlich durch verschiedene That-

sachen und Einzelnheiten, deren Mittheilung uns jedoch hier zu weit führen würde.

Als ein Beispiel von Paul's intellectuellen Eigenschaften mag hier erwähnt werden, daß er damals in Geschichte oder Geographie fast gar keine Fortschritte machte, obschon er sich in allen andern Fächern des Lernens sehr gut anließ. Hierbei war nicht blos der etwas langweilige Lehrer zu tadeln, sondern auch der Schüler, welcher keine Lust hatte. Lange nachher erst überwand oder unterdrückte er seine Verachtung für diese Studien und erwarb sich durch eigene Anstrengung einige Fertigkeit in denselben *). Wir haben ein Gleiches auch von andern Dichtern und Philosophen gehört, besonders wenn ihre Lehrer zufällig prosaisch und unphilosophisch waren.

Richter rühmt sich, daß er in der Schule niemals gestraft ward; doch bestand zwischen ihm und dem historisch-geographischen Conrector durchaus kein gutes Einvernehmen. Bei einer gewissen tragikomischen Gelegenheit anderer Art kamen sie in noch entschiednere Collision.

Der eifrige Conrector, ein sehr braver, thätiger Mann, welcher sein Gymnasium so viel als möglich einer Universität ähnlich zu machen wünschte, hatte geglaubt, daß eine Reihe von Disputationen als Vorgeschmack von den auf der Universität üblichen sehr nützlich sein, oder doch auf jeden Fall der Schule zur Zierde gereichen würden. Unglücklicherweise hatte der würdige Präsident eine Thesis aus der Dogmatik zum Thema einer solchen Disputation gewählt. Ein Schüler sollte das Dogma vertheidigen und Paul es angreifen — eine Aufgabe, zu deren Ausführung er, wie wir schon oben andeuteten, ganz besonders befähigt war. Nun wußte der ehrliche Paul durchaus nichts von den Grenzen eines solchen Streites, sondern glaubte er könne, wie nun auch der Ausgang sein möge, mit voller Kraft darauf losgehen. Nach wenigen Gängen schon ward daher sein Gegner so gut wie todt vom Kampfplatze getragen und der Conrector selbst mußte, als er die Gefahr sah, gleichsam von seinem Präsidentenstuhle herabsteigen, um die

*) „Die ganze Geschichte," schreibt er in seinem zweiunddreißigsten Jahre, „ist, insofern sie ein Gewächs des Gedächtnisses ist, nichts als eine kraft- und saftlose Distel für pedantische Stieglitzen, aber insofern ist sie, wie die Natur Alles werth, inwiefern wir, wie aus dieser, den unendlichen Geist errathen und ablesen, der mit der Natur und Geschichte wie mit Buchstaben an uns — schreibt. Wer einen Gott in der physischen Welt findet, findet auch einen in der moralischen, welches die Geschichte ist: die Natur dringet unsern Herzen einen Schöpfer, die Geschichte eine Vorsehung auf."

dem Respondenten aus der Hand geschlagene Waffe in die eigene erfahrnere zu nehmen. Paul aber rückte ihm, ohne sich einschüchtern zu lassen, eben so herzhaft zu Leibe, ja trieb ihn, wie Allen immer klarer ward, ebenfalls sehr bald in die schauderhafteste Enge. Dem Conrector drohte die Zunge am Gaumen kleben zu bleiben, denn sein Gehirn schwindelte, während sein Verstand stillstand; nur seine Galle war noch in thätiger Bewegung. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als mit einem „Halt's Maul!" die Debatte zu schließen und mit einem Gesicht (gleich dem des weit berühmteren Subrectors Hans von Füchslein) von gemischter Farbe „wie rother Bolus, grüne Kreide, Rauschgelb und vomissement de la reine" das Zimmer zu verlassen.

Mit seinen Studien auf der Universität Leipzig, wohin er sich im Jahre 1781 begab, beginnt eine weit wichtigere Aera für Paul, eigentlich die Aera seiner Mannheit und ersten gänzlichen Abhängigkeit von sich selbst.

In Bezug auf literarische oder wissenschaftliche Ausbildung ist es nicht klar, ob er in Leipzig viel dafür gewann, wenigstens scheint es nicht viel mehr gewesen zu sein, als die bloße Nähe von Bibliotheken und Mitstudirenden ihm überall gewährt haben würde. Gewisse Collegia besuchte er allerdings und mit Fleiß, aber zu sehr in der Eigenschaft eines Kritikers sowohl als eines Schülers. Er war gewohnt, sich mit Männern, die an Alter und Ansehen hoch über ihm standen, geistig zu messen und es dauerte nicht lange, so hatte sich seine Achtung vor vielen derselben bedeutend vermindert. Was sein ursprünglicher Studienplan war oder ob er überhaupt einen festen Plan hatte, erfahren wir nicht. In Hof war er, ohne Wahl oder Widerspruch von seiner Seite, für die Theologie vorgebildet worden; dieses und jedes andere Fachziel aber schwand in Leipzig in Folge einer Menge von Ursachen bald wieder hinweg und Richter, der jetzt noch weit entschiedener ein Selbstlehrer war, sagte sich von allen gelehrten Zünften los und suchte sich durch Ausbildung seines Geistes wie in anderen Beziehungen eine eigene Basis zu gründen. Er las Massen von Büchern und schrieb ganze dicke Hefte Excerpte und Notizen, arbeitete in allen Richtungen mit unersättlicher Gier, erhielt aber von der Universität wenig Anleitung und erwartete auch bald keine. Ernesti, der einzige wahrhaft ausgezeichnete Mann des Platzes, war kurz nach Paul's Ankunft daselbst gestorben.

Uebrigens war es nicht blos freie Wahl, sondern auch Nothwendigkeit, was ihn von den Fachstudien abwendig machte; er hatte nicht die nöthigen

Mittel, eins derselben zu beenden. Ganz andere und weit drückendere Sorgen umlagerten ihn. Nicht wie er in Zukunft bequem leben, sondern wie er in der Gegenwart überhaupt leben könne, war die große Frage, die ihn beschäftigte. Wie es nun auch in Bezug auf intellectuelle Gegenstände sein mochte, so war doch sicherlich in moralischer Beziehung Leipzig seine wahre Schule, wo die Erfahrung ihm unter vielen Streichen die weisesten Lehren beibrachte. Hier sah er zuerst die Armuth, nicht in der Gestalt der Sparsamkeit, sondern in der weit drohenderen des wirklichen Mangels, und ungesehen und allein, mit dem Schicksal auf Leben und Tod kämpfend, bewies er, was für eine tiefgewurzelte, unbezähmbare Stärke unter seiner freundlichen Milde wohnte, und aus einem hoffnungsvollen, von dräuenden Wolken umlagerten Jüngling vervollkommnete er sich zu einem klaren, freien, gütigen und hochsinnigen Manne.

Mittlerweile ward ihm der Weg zur Erreichung dieses Ziels ziemlich sauer gemacht. Sein alter Schullehrer in Schwarzenbach, selbst ein Leipziger, hatte ihm wiederholt versichert, daß er in Leipzig fast umsonst leben könne, so leicht wären Freitische, Stipendien, Privatunterricht u. dergl. für tüchtige junge Männer zu haben. Daß Richter zu dieser Kategorie gehörte, hatte ihm der Rector des Gymnasiums zu Hof auf ehrenvolle Weise bezeugt und in seinem Testimonium die Würdenträger Leipzigs aufgefordert, dem jungen Manne selbst auf den Zahn zu fühlen; ja er hatte ihn — denn die Beiden waren zusammengereist — bei verschiedenen einflußreichen Leuten persönlich vorgestellt, aber alles dies nützte ihm nichts.

Die Professoren fand er von einem Heer hungriger Schmarotzer belagert, deren ganze Taktik ihm viel zu widerlich war, als daß er Lust gehabt hätte, sie nachzuahmen, und von allen Seiten vernahm er den niederschlagenden Ausspruch: Lipsia vult expectari, die Wohlthaten Leipzigs wollen erwartet sein. Nun war aber das Warten von allen Dingen für den armen Richter das Unbequemste. In seiner Tasche hatte er wenig; Freunde, mit Ausnahme eines einzigen Mitstudenten, keine, und zu Hause war das Finanzdepartement in einen Zustand gerathen, der sich mit schnellen Schritten dem gänzlichen Ruin näherte. Der würdige alte Tuchmacher war gestorben, seine Gattin folgte ihm bald nach und die Wittwe Richter, ihre Lieblingstochter, welche, obschon gegen den Rath aller Freunde, nach Hof gezogen war, um in ihrer Nähe zu sein, stand jetzt mit ihren Kindern allein und zwar unter den beklagenswerthesten Umständen. Allerdings war sie Haupt-

erben, aber die früher empfangenen Wohlthaten hatten weit weniger zu erben übrig gelassen, als sie vielleicht erwartete, ja die andern Verwandten machten das ganze Arrangement streitig und sie mußte ihre noch übrige Habe durch Prozesse vergeuden, so daß es ihr kaum möglich ward, durch Aufnahme von Darlehen und Verkauf von allerlei Gegenständen so viel zusammenzubringen, als sie zum täglichen Brode brauchte.

Auch war es nicht Armuth allein, was sie zu dulden hatte, sondern auch Verachtung und Schmähung; die Klatschschwestern von Hof beschuldigten sie öffentlich der Verschwendung und erwähnten, anstatt ihr beizustehen, bei ihrem Kaffee das alte Sprichwort: „Der Sparer will einen Zehrer haben." Allen diesen Uebeln vermochte sie nichts weiter entgegenzusetzen, als eitles Klagen.

Die gute Frau scheint bei der rechtschaffensten Gesinnung doch nicht mit übergroßer Klugheit begabt gewesen zu sein, wenigstens nicht mit so viel, als ihre gegenwärtigen kritischen Umstände erheischten. Otto sagt, Richter's Portrait von Lenette in den „Blumen-, Frucht- und Dornenstücken" enthalte viele Züge seiner Mutter. Lenette ist ein aufrichtiges, aber gewöhnliches und beschränktes Gemüth; bis zum Uebermaß fleißig im Kehren und Scheuern; treuherzig und fromm nach ihrer Weise, aber voll von Unzufriedenheit, Mißtrauen und eigensinnigen Grillen, ein stets geplagtes und plagendes Weib, wie der brave Stanislaus Siebenkäs, dieser ächte Diogenes dürftiger Armenadvocaten, an ihrer Seite oft schmerzlich empfinden mußte.

Die Familie der Wittwe Richter stand eben so wie ihr Vermögen unter schlechter Leitung und gerieth in immer tieferen Verfall. Adam, der früher als Paul's Genoß beim Lateinischlernen und Kartoffelgraben erwähnte Bruder, hatte jetzt sogar den bescheidenen Anspruch, ein Schulmeister oder überhaupt irgend etwas zu werden, aufgegeben, denn nach längerem Herumstreichen ging er unter die Soldaten und zog nun weiter in der Welt herum, bis ihn endlich der große Quartiermeister Tod zur Ruhe brachte. Das Schiff der Familie Richter war von seinem alten Ankergrunde losgerissen und ward jetzt durch Wind und Fluth immer schneller verhängnißvollen Strudeln und Untiefen zugetrieben.

Bei diesem Zustande der Dinge konnte dem Mangel in Leipzig durch den Ueberfluß von Hof keineswegs abgeholfen werden, sondern die beiden Haushalte standen einander mehr wie concave Spiegel gegenüber, die einer

des andern Hunger zu noch größerem für beide reflectirten. Welche Aussicht für den armen neunzehnjährigen Philosophen! Sogar sein mageres Frühstück von Brod und Milch war nicht umsonst zu haben und es war ein bedenklicher Umstand für ihn, daß der Schuhmacher, der seine Stiefel besohlen sollte, keinen Credit gab. Weit entfernt, ihm hinreichendes Geld zu schicken, hätte es seine bedrängte Mutter gern gesehen, wenn er für ihre eigenen Bedürfnisse Geld geborgt hätte und sie lag ihn unaufhörlich an, seinen Brüdern ein Unterkommen zu verschaffen.

Richter fühlte überdies, daß trotzdem er so arm und hülflos dastand, doch diese Brüder und diese alte Mutter keine weitere Stütze auf Erden hätten als ihn. Es giebt Menschen, bei welchen es wie bei Schiller's Wallenstein heißt: „Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne strahlen." Auf diesen armen verlassenen jungen Mann schien das Schicksal seine Spürhunde losgelassen zu haben und der hungrige Ruin witterte ihn schon. Außer ihm gab es keine Hülfe und keinen Rath, aber in ihm lag eine Riesenkraft, und aus den Tiefen dieser Leiden und Erniedrigung erhob seine bessere Seele sich geläutert und unüberwindlich wie Herkules von seinen langen Arbeiten.

Ein hoher, heiterer Stoicismus wuchs in ihm empor. Armuth, Schmerz und alle Uebel lernte er nicht als Das, was sie schienen, sondern als Das, was sie waren, betrachten; er lernte sie verachten, ja mit ihnen spielen wie mit wilden Bestien, die er überwunden und gezähmt. „Was ist Armuth," sagte er; „wer ist der Mann, der deswegen wehklagt? Der Schmerz ist nur der wie beim Durchbohren des Ohrs für ein Mädchen und man hängt Juwelen in die Wunde."

Finstere Gedanken hatte er allerdings zuweilen, aber sie vermochten die Heiterkeit seines Geistes nicht auf die Dauer zu trüben. „Zuweilen," sagt Otto, „geschah es, daß er mit einer schmerzlichen Bewegung der Hand über die Stirne einen Ideengang, den er beseitigen wollte, gleichsam ab- und hinwegstreifte;" weitere Klagen äußerte er nicht *).

---

*) Bei Körperschmerzen zeigte er dieselbe Ausdauer und Gleichgültigkeit. Während einer Periode seines Lebens litt er an heftigen Kopfschmerzen, die ihn, um sich eine kleine Linderung zu verschaffen, zwangen, den Kopf vollkommen gerade zu halten. Trotzdem aber sah man ihn mit ruhigem Antlitz und all seiner gewohnten Heiterkeit an der Unterhaltung Theil nehmen und nur seine Haltung verrieth, daß er Schmerzen litt.

Während dieser für ihn so traurigen Zeit schrieb er für sich selbst ein kleines Handbuch über praktische Philosophie und nannte es „Andachtsbuch.“ Dasselbe enthält Maximen, wie z. B. folgende:

„Jede unangenehme Empfindung ist ein Zeichen, daß ich meinen Entschlüssen untreu werde. — Epiktet war nicht unglücklich.

„Nicht der Zufall, sondern ich verschulde meinen Schmerz.

„Es wäre ein unmögliches Wunder, wenn Dich keiner anfiele. Stelle Dir daher seine Ankunft vor; jeden Tag mache Dich auf viele gefaßt.

„Sage nie, wenn nur diese Leiden nicht wären, andere ertrügest Du besser.

„Denke Dir das Weltenheer und die Plagen auf diesem Weltstäubchen. — Der Tod vernichtet die ganzen Leidensscenen.

„Zur Tugend bin ich da; wenn einer aber über seine Geschäfte alles vergisset und aufopfert, warum Du nicht?

„Erwarte Beleidigungen, da die Menschen schwach sind und Du selbst welche zufügst.

„Erweiche Dich durch die Ausmalung der Leiden des Feindes; denke Dir ihn als einen geistig Gebrechlichen, der Mitleid verdient.

„Die meisten Menschen urtheilen so elend; warum willst Du von einem Kinde gelobt werden? — Niemand achtet Dich in einem Bettelrock; sei also nicht auf eine Achtung stolz, die man dem Kleide bezeigt.“

Dies sind allerdings weise Maximen für einen so jungen Mann; noch weiser aber war, daß er sich nicht mit bloßen Maximen begnügte, die, so wahr sie auch immer sein mögen, doch so lange ein todter Buchstabe bleiben, bis das Handeln ihnen Leben und Werth giebt. Er betete fromm zu den Göttern und stemmte sich mit eigener Schulter gegen das Rad. „Das Uebel,“ sagt er, „ist wie ein nächtlicher Alp; in dem Augenblicke, wo man dagegen zu kämpfen und sich zu rühren beginnt, ist es auch schon zu Ende.“

Ohne weiter lange Worte zu verlieren, begann Richter demgemäß stehenden Fußes mit seinem Schicksal zu ringen und war fest entschlossen, sich selbst zu helfen. Sein Mittel war allerdings von keineswegs viel versprechender Art, aber dennoch das einzige, das er hatte, nämlich Bücher schreiben!

Er begann auch sofort damit. Die „Grönländischen Prozesse“, eine

Sammlung satyrischer, ungemein witziger und scharfsinniger Skizzen, wurden in jenen mißlichen Tagen der unbezahlten Milchrechnungen und unbesohlten Stiefel geschrieben und leben noch, obschon der Verfasser, abgesehen von allen anderen drückenden Umständen, damals erst in seinem neunzehnten Lebensjahre stand.

Der schwierigste Theil des Geschäfts aber, nämlich einen Käufer und Verleger zu finden, war mit dem Schreiben nicht erledigt. Richter schickte sein Manuscript bei sämmtlichen Buchhändlern in ganz Leipzig herum; sie verriethen sammt und sonders jene gänzliche Verachtung der Regeln der Grammatik, worüber sich schon Jedediah Cleisbotham beklagte — sie „deklinirten den Artikel.“ Paul mußte, wie so viele Andere, zusehen, wie man seine Sonnenstrahlen auf einer Heuwage wog und wie die Heuwage sich nicht rührte.

Paul's Herz aber war eben so unerschütterlich als die Wage. Da Leipzig nun erschöpft war, so stand ihm die ganze übrige Welt offen und es blieb ihm auch nichts weiter übrig, als zu suchen, bis er fände oder bis er über dem Suchen stürbe. Endlich regte sich ein gewisser Voß in Berlin, nahm das Buch an, druckte es und bezahlte ihm sogar sechzehn Louisd'or dafür.

Welch ein Potosi hatte sich nun erschlossen! Paul beschloß, von nun an Autor und nichts als Autor zu sein, da er doch nun Aussicht hatte, durch den Ertrag dieses Handwerks wenigstens Seele und Leib zusammenzuhalten. Seine Mutter glaubte, als sie hörte, er habe ein Buch geschrieben, er könne vielleicht auch sogar eine Predigt schreiben und forderte ihn auf, nach Hof zu kommen, um in der Spitalkirche einmal zu predigen. „Was ist eine Predigt,“ entgegnete Paul, „die jeder miserable Student machen kann? Oder glauben Sie, daß alle Geistlichen in Hof eine Zeile von meinem Buche verstehen, geschweige machen können?“

Unglücklicherweise aber war sein Potosi wie andere Minen; die goldhaltige Ader hielt nicht aus und es blieb nun nichts übrig, als weiter in den harten Felsen hineinzuhauen. Die „Grönländischen Prozesse“ fanden, obschon sie gedruckt waren, keinen Absatz; das Publikum verlangte Brei und Syrup, aber keine so stark gepfefferte Sauce wie diese. Die Recensentenwelt nahm größtentheils keine Notiz davon; nur ein einziger armer Hund in Leipzig hob das Bein dagegen auf.

„Es mag vielleicht," sagte er, „Vieles, wo nicht Alles wahr sein, was hier (in den Skizzen) der Autor in einem bittern Ton über Schriftstellerei, Theologen, Weiber, Stutzer u. s. w. sagt; allein die Sucht witzig zu sein, reißt ihn durch das ganze Werkchen zu sehr hin, daß wir nicht zweifeln, die Lectüre desselben werde jedem vernünftigen Leser gleich beim Anfang so viel Ekel erregen, daß er sich solches aus der Hand zu legen genöthigt sehen wird." Und damit läuft der unglückliche Vierfüßler weiter, als ob gar nichts Besonderes geschehen wäre. „Sonderbar!" setzt Otto hinzu, „diese Recension, die bei ihrem Erscheinen auf eine ephemere Aufmerksamkeit Anspruch machen mochte und sie wohl auch erhielt, würde in ewige Vergessenheit gerathen sein, wofern sie derselben nicht auf kurze Zeit wegen eben derselben Schrift hätte entrückt werden müssen, welche jeder Leser nach dem ersten Hineinblick mit Ekel aus der Hand legen oder vielmehr gar nicht in die Hand nehmen soll!"

Ein Augenblick, sagen wir, ist genug. Möge sie wieder hinabsinken in die endlosen Tiefen jenes schlammigen Pfuhls, denn alles Fleisch, auch Recensentenfleisch, ist schwach und verdient Nachsicht.

Richter's nächstes Buch war bald fertig, aber bei diesem Stande der Dinge wollte kein Mensch es kaufen. Die „Auswahl aus den Papieren des Teufels" — so lautete der wundersame Titel — blieb ihm aus ganz andern Gründen, als welche Horaz angiebt, sieben lange Jahre liegen. Vergebens schickte er das Manuscript umher und correspondirte und ließ keinen Stein unumgewendet und durchwühlte die Welt nach einem Verleger. Es war nirgends einer zu finden.

Nun versuchte der unermüdliche Richter andere Wege. Er übersendete an Journalredacteure allerhand Aufsätze und Abhandlungen, von denen vielleicht von zehnen einer angenommen ward; er machte gemeinsame Geschäfte mit gewissen Provinzialliteraten der Umgegend von Hof, welche Geld hatten und ihre Sachen selbst verlegten; zuweilen borgte er, ließ sich aber eben nicht angelegen sein, sehr schnell wiederzubezahlen; er lebte wie die jungen Raben, er war in Gefahr zu verhungern. „Die Gefangenkost," sagte er, „besteht aus Brod und Wasser, ich hatte aber blos das letztere."

„Nirgends," bemerkt Richter bei einer andern Gelegenheit, „sammelt man die Noth- und Belagerungsmünzen der Armuth lustiger und philosophischer, als auf der Universität; der akademische Bürger thut dar, wie

viele Humoristen und Diogenesse Deutschland habe.**) Durch diese ausgetrocknete Sahara pilgernd, von nichts umgeben als von öder sandiger Einsamkeit und ohne eine Landmarke auf Erden, nur Leitsterne am Himmel erblickend, scheint Richter doch nirgends auf seinem Wege wankend geworden zu sein und keinen Augenblick den Muth oder auch nur die frohe Laune verloren zu haben. „Der Mann, der den Tod nicht fürchtet," sagt der griechische Dichter, „schreckt vor keinem Schatten zurück." Paul hatte der Verzweiflung in das Antlitz geschaut und gefunden, daß sie für ihn nichts Verzweiflungsvolles hatte. Hart bedrängt von außen, nahm seine innere Energie und seine Kraft, sowohl des Denkens als der Entschließung, immer mehr zu und fußte auf einer immer sichreren Grundlage. Er stand wie ein Felsen unter dem Tosen ununterbrochener Stürme, ja wie ein Felsen, der mit grünem Laub geschmückt ist und in seinen Spalten Blumen vom süßesten Wohlgeruch nährt.

Denn in ihm lebte leidenschaftliches Feuer eben so wie stoische Ruhe; die zarteste Liebe wohnte hier neben frommer Ehrfurcht und über Allem lag ein tiefer Humor wie warmer Sonnenschein ausgegossen, der Alles zu leichter spielender Harmonie verschmolz. In diesen harten Prüfungen stellte sich das Edelste, was seine Natur besaß, in noch reinerer Klarheit heraus. Hier lernte er Das, was im Menschen ewig und unvergänglich ist, vom Irdischen und Vergänglichen unterscheiden und das Letztere, selbst wenn es Königskronen und Siegeswagen wären, nur als die Umhüllung des Juwels oder

---

*) Ueber das deutsche Burschenleben oder das Thun und Treiben der jungen Leute auf den deutschen Universitäten ist bei uns in England viel geschrieben und gesprochen worden. Wir müssen bedauern, daß bei Besprechung dieser Angelegenheit, da man sie einmal der Besprechung würdig erachtete, nicht auch zugleich auf die wahre Bedeutsamkeit und Seele aufmerksam gemacht worden ist. Abgesehen von seinen Duellfinessen und Commersliedern und Tabakrauchen und anderen dergleichen Spielereien, welche für den deutschen Studenten weiter nichts als was Kutschenfahren und Pferdehandel und andere ähnliche Spielereien für den englischen sind, hat das Burschenthum seine Bedeutung eben so gut als der Oxfordismus oder Cambridgismus. Der Bursch bemüht sich in der stärksten Sprache, die ihm zu Gebote steht, zu sagen: „Seht! ich bin ein Gelehrter ohne Geld und ein freier Mann;" der Oxforder und Cambridger Student dagegen sagt: „Seht, ich bin ein Gelehrter mit Geld und ein aufgeweckter Gentleman." Nach unserer Meinung ist von diesen beiden Erklärungen die des Burschen die profitablere.

gleichsam als das feinere oder gröbere Papier schätzen, auf welches das Heldengedicht des Lebens geschrieben werden soll.

Ein hoher unzerstörbarer Glaube an die Würde des Menschen bemächtigte sich seiner, eben so wie ein Unglaube an alle andern Würden, und die gemeine Welt und was sie ihm geben oder vorenthalten konnte, war in seinen Augen nur eine Kleinigkeit. Ja, er hatte eine Stimme für diese Dinge gefunden, welche, obschon Niemand darauf hören wollte, doch, wie er fühlte, eine ächte war, und eben so fest war er überzeugt, daß, wenn diese Stimme ächt wäre, kein Ton davon ganz verloren gehen könne.

Laut die Weisheit predigend, die er aus dem finstern tiefen Brunnen des Mißgeschicks heraufgezogen, fühlte er sich stark, muthig, sogar heiter. Er besaß eine innere Welt, die ihn vor dem Frost und der Hitze der äußeren schützte. In dieser Gemüthsstimmung studirend und schreibend, obschon der grimmige Mangel durch die Fenster hineinblickte, betrachtete er diesen Dämon mit ruhigem, halbsatyrischem Auge. Allerdings würden wir keiner edelmüthigen genialen Natur ein solches Schicksal wünschen, und doch ist ein einziger solcher Mann, unter diesen harten, die nackte Wahrheit predigenden Einflüssen groß geworden, mehr werth, als tausend populäre Dichterlinge und geschniegelte vornehme Literaten, die durch lügenhafte Einflüsse in fortwährender Kindheit erhalten werden.

„In meinen historischen Vorlesungen wird zwar das Hungern immer stärker vorkommen — bei dem Helden steigt's sehr — und wohl so oft als das Schmausen in Thümmel's Reisen und das Theetrinken in Richardson's Klarissa; aber ich kann doch nicht umhin, zur Armuth zu sagen: sei willkommen! sobald du nur nicht in gar zu späten Jahren kommst. Reichthum lastet mehr das Talent als Armuth — unter Goldbergen und Thronen liegt vielleicht mancher geistige Riese erdrückt begraben. Wenn in die Flammen der Jugend und vollends der heißeren Kräfte zugleich noch das Oel des Reichthums gegossen wird: so wird wenig mehr als Asche vom Phönix übrig bleiben; und nur ein Goethe hatte die Kraft, sogar an der Sonne des Glücks seine Phönixflügel nicht kürzer zu versengen. Der arme historische Professor hier möchte um vieles Geld nicht in der Jugend viel Geld gehabt haben. Das Schicksal macht es mit Dichtern, wie wir mit Vögeln, und verhängt dem Sänger so lange den Bauer finster, bis er endlich die vorgespielten Töne behalten, die er singen soll."

Es hat viele Johnsons, Heynes und andere geringere Naturen in

jedem Lande gegeben, die eine eben so harte Prüfung wie die unseres Richter durchgemacht und dauernde Spuren ihrer guten und verderblichen Einflüsse an sich behalten haben. Einige verbanden mit ihrer Bescheidenheit und ruhigen Duldung eine krankhafte Muthlosigkeit, andere Stumpfheit oder sogar Tod des Herzens; ja, es giebt deren, welche das Unglück nicht lehren, sondern nur erbittern kann; welche, weit entfernt, sich von dem Spiegel ihrer Eitelkeit, wenn er in Stücken getreten wird, zu trennen, lieber die hundert Scherben desselben zusammenlesen und mit größerem Eifer und größerer Bitterkeit als je nicht ein, sondern hundert Bilder ihres Ich darin erblicken. Für solche Menschen ist der Schmerz ein reines Uebel und ihr harter Lehrmeister wird sie als ungelehrige Schüler peitschen bis an's Ende.

In der neuern Zeit jedoch und selbst unter den besseren Beispielen können wir uns kaum eines Menschen entsinnen, der von Armuth und Leiden so ungemischten Gewinn gezogen hätte, wie Jean Paul. Er erlangt dadurch nicht blos herkulische Stärke, sondern auch die zarteste Weichheit der Seele und eine Ansicht von der Menschheit und dem menschlichen Leben, die nicht weniger heiter, ja sogar spielend, als tief und ruhig ist. Furcht ist ihm fremd; nicht blos der Zorn der Menschen, sondern auch die Trümmer der Natur würden ihn als einen Furchtlosen treffen, und dennoch besitzt er ein Herz, in welchem die zartesten Regungen wohnen, eine innige liebende Sympathie mit allen geschaffenen Wesen.

Es liegt — wir müssen dies sagen — etwas Altgriechisches in dieser Geistesform, aber etwas Altgriechisches unter den neuen Bedingungen unserer Zeit, nicht eine heidnische, sondern eine christliche Größe. Richter hätte als treuer, obschon etwas rebellischer Jünger, neben Socrates stehen oder, noch besser, er hätte Rede und Gegenrede mit Diogenes tauschen können, der, wenn er nirgends Menschen finden konnte, wenigstens hätte zugeben müssen, daß auch dies ein junger Spartaner wär. Diogenes und er würden, trotz ihrer Verschiedenheit, die größtentheils zum Nachtheil des letztern entschied, Vieles mit einander gemein gehabt haben, besonders jene entschlossene Unabhängigkeit und entschiedene Gleichgültigkeit gegen die Macht der öffentlichen Meinung.

Von dieser letztern Eigenschaft sowohl wie von verschiedenen andern Eigenschaften Richter's haben wir einen merkwürdigen Beweis in der Episode, welche Otto hier über die Costümsstreitigkeiten zum ersten Male genau und ausführlich erzählt. Es liegt in dieser ganzen Costümgeschichte etwas

Großes sowohl als etwas Lächerliches, was wir beides hier nicht übergehen dürfen.

Im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Leipzig, wo wir gesehen haben, daß seine Umstände durchaus nicht zu den glänzendsten gehörten, glaubte Richter, da er sah, daß die Welt ihm ihre Gunst versagte, er werde wohl daran thun, wenn er so weit als thunlich, den Wünschen, vernünftigen Befehlen und sogar Grillen seines einzigen anderen Gönners, nämlich seiner eigenen Person, einige Aufmerksamkeit schenkte. Nun waren ihm die langen Besuche des Friseurs mit seinem Puder, seinen Puderquasten und Pomaden entschieden zuwider und sogar zu kostspielig. Ueberdies bewog ihn seine Liebe zu Swift und Sterne die Engländer und ihre Moden zu lieben, und in Anbetracht aller dieser Dinge nahm Paul sich die Freiheit, seinen Zopf ganz und gar abzuschneiden und nach Vornahme noch einiger anderen Abänderungen in seinem Costüm nach sogenannter englischer Weise gekleidet auf die Straße zu gehen.

Wir vermuthen, daß diese Mode in gewissen Punkten eine nur pseudoenglische war; wenigstens erzählt die Tradition nichts davon, daß damals oder zu irgend einer andern Zeit eine Mode in diesen Details bei uns in England herrschend gewesen sei. Außer dem abgeschnittenen Zopfe trug er nämlich Hemden à la Hamlet mit offener Brust ohne Halstuch. So erschien er öffentlich. Die Menschen erstaunten nicht wenig. Deutsche Studenten genießen in der Wahl eines phantastischen Costüms mehr Freiheit als andere Menschen, aber der bloße Hals und der Mangel eines Zopfes schien doch über das Bereich dieser Freiheit hinauszugehen.

Wir denken uns den stark und groß gewachsenen Cyniker und mit welchem in seinem Auge funkelnden Humor er unter die eleganten Herren heraustrat, gleich jenem, den Missionairen der Wiedertäufer wohlbekannten Götzen Ramdaß, fühlend, daß er Feuer genug in seinem Leibe hätte, um alle Sünden der Welt hinwegzubrennen. Es war eine Art Stolz, ja wir wollen zugeben, vielleicht Geckenhaftigkeit, aber eine zähe muskulöse Art, gleich der, welche in zerlumptem Gewande den Stolz Plato's mit Füßen trat.

Ein gewisser Magister, der in Richter's Nachbarschaft wohnte, betrachtete die Sache jedoch keineswegs von einem so toleranten Gesichtspunkte. Der arme Richter, arm an Geld, aber übrigens reich, hatte sich damals ein kleines Gartenhaus gemiethet, um während des Sommers bei seinen Studien einige frische Luft zu genießen. Der Magister, der in demselben Garten

ein größeres und schöneres Haus inne hatte, begegnete natürlich ihm, dem Zopflosen und Nackthalsigen, auf seinen Spaziergängen, und da ihm auch vielleicht sein trotz seines ehrlichen und wohlwollenden Ausdruckes sardonisch verzogenes Gesicht nicht gefiel, so nahm er es sehr übel, daß so ein illegitimer Charakter es wagen konnte, neben ihm die Natur genießen zu wollen.

Jedoch was war zu thun? Hochmüthige, ja sogar zornige Blicke richteten nichts aus; das sardonische Gesicht verrieth deswegen nicht die mindeste Furcht. Der Magister schrieb an den Hauswirth und verlangte, daß dieses Aergerniß abgestellt werde. Richter schrieb mit lobenswerther Friedensliebe an den Magister und versprach zu thun, was er könnte. Er wollte sich dem Hause des Magisters nicht wieder so weit nähern, als gestern Abend, blos Abends und am Morgen den Garten besuchen und auf diese Weise seinem Nachbar größtentheils den Anblick der Kleidung ersparen, die ihn Bequemlichkeit, Armuth und Gesundheit tragen ließen.

Dies waren ganz annehmbare Bedingungen eines Grenztractats, der Magister aber legte sie in allzubuchstäblichem Sinne aus und fand bald Grund, Beschwerde zu führen, daß sie übertreten worden seien. Er griff wieder zu Tinte und Feder und stellte in peremptorischer Sprache vor, daß Paul eine gewisse Statue überschritten habe, die allerdings innerhalb des streitigen Terrains stand. Er drohte ihm daher mit Herrn Körner's, des Hauswirths, Rache und daß er seine eigene Verachtung und gerechte Wuth gegen ihn öffentlich an den Tag legen werde.

Paul antwortete ebenfalls schriftlich, er habe keineswegs sein Versprechen gebrochen, denn die erwähnte Statue oder irgend eine andere Statue habe nicht das mindeste damit zu thun; nun aber wolle er sein Versprechen vollständig wieder zurücknehmen und werde künftig gehen, wann und wohin es ihm beliebe, da er ja auch die Erlaubniß dazu bezahle. „Herr Körner," bemerkte er, „ist mir nicht fürchterlich," und für den Magister selbst fügte er die denkwürdigen Worte hinzu: „Sie verachten meinen geringen Namen, aber merken Sie ihn auch, denn Sie werden das Letzte nicht lange gethan haben und das Erste nicht mehr thun können. Ich scheine unverständlich, um nicht unbescheiden zu scheinen."

Gleichzeitig müssen wir bemerken, daß Richter mit edler Nachgiebigkeit dennoch neue Unterhandlungsbedingungen vorschlug, welche angenommen wurden und in deren Folge er mit Sack und Pack den Garten sofort räumte

und in seine städtische Wohnung in den Drei Rosen in der Petersstraße zurückkehrte. „So verließ er," wie Otto mit einigem Dünkel bemerkt, „sein Paradies eben so unverschuldet als unfreiwillig wegen einiger Hals- und Brustentblößung, ungeachtet die ersten Eltern das ihrige nur so lange behalten konnten, als sie sich unschuldig fühlten bei gänzlicher Nacktheit." Was der Magister von dem „geringen Namen" einige Jahre später dachte, erfahren wir nicht.

Wenn aber so tragische Dinge in Leipzig vorgingen, wie viel mehr mußte dies der Fall sein, wenn er während der Ferien nach Hof kam, wo die Richter's auf jeden Fall in keinem großen Ansehen standen. Unsere Leser werden erstaunen, wenn sie erfahren, daß Paul mit der starksten Hartnäckigkeit allen Vorstellungen seiner Freunde und Verfolgungen seiner Feinde in dieser großen Sache Widerstand leistete und nicht weniger als sieben ganze Jahre à la Hamlet einherging! Er selbst schien sich ein wenig bewußt zu sein, daß es Affectation war, aber er wollte einmal seinen Willen durchsetzen. „Ueberhaupt," sagt er, „halte ich die beständige Rücksicht, die wir in allen unsern Handlungen auf fremde Urtheile nehmen, für das Gift unserer Ruhe, unserer Vernunft und unserer Tugend. An dieser Sklavenkette habe ich lange gefeilt, aber ich hoffe kaum, sie jemals ganz zu zerreißen. Ich wünsche mich an den Tadel Anderer zu gewöhnen und scheine ein Narr, um die Narren ertragen zu lernen."

So spricht der junge Diogenes und umarmt, um sich zu üben, die eisige Säule, als ob die Welt nicht Eissäulen dieser Art genug darböte, ohne daß der Mensch vom Wege abzuweichen brauchte, um sie zu suchen! Besser ist jene andere Maxime: „Wer in wichtigen Dingen von der Welt abweicht, muß sich ihr in gleichgültigen um so sorgfältiger anbequemen." Ja, allmälig sah Richter dies selbst ein, und nachdem er nun genügend dargethan, daß er seinen Willen wohl durchsetzen konnte, wenn er sonst wollte, richtete er an seine Freunde (hauptsächlich die oben erwähnten Literaten des Voigtlands) das folgende Rundschreiben:

„Avertissement.

„Endesunterschriebener steht nicht an, bekannt zu machen, daß, da die abgeschnittenen Haare so viele Feinde haben, wie die rothen, und da die nämlichen Feinde zugleich es von der Person sind, worauf sie wachsen; da

ferner so eine Tracht in keiner Rücksicht christlich ist, weil sonst Personen, die Christen sind, sie haben würden; und da besonders dem Endesunterschriebenen seine Haare so viel geschadet, wie dem Absalon die seinigen, wiewohl aus umgekehrten Gründen; und da ihm unter der Hand berichtet worden, daß man ihn in's Grab zu bringen suchte, weil da die Haare unter keiner Scheere wüchsen, so macht er bekannt, daß er freiwillig so lange nicht passen will. Es wird daher einem gnädigen hochedelgeborenen ꝛc. Publikum gemeldet, daß Endesunterzeichneter gesonnen ist, am nächsten Sonntage in verschiedenen wichtigen Gassen (Hofs) mit einem kurzen falschen Zopfe zu erscheinen, und mit diesem Zopfe gleichsam wie mit einem Magnet und Seile der Liebe und Zauberstabe sich in den Besitz der Liebe eines Jeden, er heiße wie er wolle, gewaltsam zu setzen."

„So ehrenvoll endete," wie Otto meint, „das lange Kleidermartyrthum," aus dessen Verlaufe wir, abgesehen von der darinliegenden komischen Wirkung, Zweierlei lernen können: erstens, daß es Paul keineswegs an einer gehörigen Gleichgültigkeit gegen den populären Wind fehlte und er bei passender oder unpassender Gelegenheit nach Gutdünken in seinen Mantel gehüllt fest auf der selbstgewählten Basis stehen konnte, und zweitens, daß er einen so elastischen Humor des Geistes besaß, daß außer dem Gegendruck gegen Armuth und sogar Hunger noch ein klarer Ueberschuß da war, um damit phantastische Streiche zu spielen, über welche die Engel allerdings nicht weinen, wohl aber die Köpfe schütteln und lächeln konnten.

Wir kehren jedoch zu unserer Geschichte zurück.

Mehrere Jahre vor dem Datum dieses Avertissements, nämlich im Jahre 1784, kam Paul, der sich nun fest vorgenommen hatte, mit oder ohne Leser immer weiter zu schreiben, da er in Leipzig weiter nichts fand als Hunger und Drangsal, auf den Einfall, daß er ja eben so gut in Hof bei seiner Mutter schreiben könne. Seine Verleger, wenn er deren hatte, lebten in andern Städten und die beiden Hauswirthschaften konnten wie zwei verglimmende Funken vielleicht noch eine Weile glühen, wenn sie auf geschickte Weise zusammengelegt wurden. Er verließ Leipzig demgemäß nach einem dreijährigen Aufenthalte und begann nun vollständig auf eigene Faust zu leben.

Wahrscheinlich enthält die ganze Geschichte der Literatur kein zweites Beispiel von einem literarischen Hauswesen, wie das in Hof war, so schmucklos und unabhängig, so einfach, um nicht zu sagen, ganz und gar unmöblirt.

Die geführten Erbschaftsprozesse hatten das Ihre gethan und die Wittwe Richter lebte mit ihrer Familie in einem Hause, welches ein einziges Wohnzimmer enthielt. Paul hatte weiter keine Bücher, als zwölf geschriebene Bände Excerpte und die bedeutende Bibliothek, die er in seinem Kopfe trug, und das Publikum konnte, besonders da er noch keinen Zopf trug, nicht recht einsehen, was bei diesen geringen Hülfsmitteln aus ihm werden sollte.

Zwei große Vortheile aber besaß er, welche das Publikum nicht genug zu würdigen verstand: Einen wirklichen Kopf auf seinen Schultern, nicht, was gewöhnlicher ist, ein bloßes huttragendes, leeres Bild von einem Kopfe, und das seltsamste, tapferste, in der That ein ganz edles Herz im Leibe. Hier konnte er nun in der That, wie die Pflicht des Menschen es verlangt, seine Existenz höher schätzen, als seine Art und Weise zu existiren, welche allerdings sehr leicht geringzuschätzen war. Mochte daher kommen, was da wollte, so war er entschlossen, auf seine eigene Kraft hin, den Kampf mit dem Schicksale bis aufs Aeußerste fortzusetzen, ja während er wie ein Ajax focht, „dem Glück in's Gesicht zu lachen, bis es ebenfalls anfinge zu lachen“ und aufhörte, ihm zu zürnen.

Er verlor bei seiner Schriftstellerei daher niemals den Muth, sondern fuhr hartnäckig fort, daran als an seinem rechten Werke zu arbeiten, mochte das Wetter nun sonnig oder stürmisch sein. Uebrigens stand die Armuth an den Pfosten seiner Thür angeschrieben und Jeder, der vorbeiging, konnte in großen Buchstaben lesen: „Lieben Christen, Ihr sehet, daß ich nicht viel Geld habe; welchen Schluß zieht Ihr daraus?“

So dauerte der Kampf weiter und noch zeigten sich für Paul keine Aussichten auf Sieg. Erst 1788 fand er einen Verleger für seine „Papiere des Teufels“ und selbst dann wenig Leser. Aber keine Entmuthigung vermochte ihn niederzubeugen; die Schriftstellerei war, wie er ein für allemal fühlte, sein wahrer Beruf, und darin fand er eine Aufforderung, auf alle Gefahr hin auszuharren. Eine kurze Zeit war er Hauslehrer gewesen und erhielt wieder ein weit verlockenderes Anerbieten von derselben Art, schlug es aber aus und nahm sich vor, hinfort keine Kinder weiter zu erziehen, als seine eigenen — seine Bücher, möge der Hunger dazu sagen, was er wolle.

„Mit seiner Mutter,“ sagt Otto, „und zuweilen zugleich mit mehrern Brüdern, immer aber mit einem, lebte er in einer ärmlichen Wohnung, d. i. in einer einzigen Stube zusammen, und dies fand sogar noch statt,

als — nach dem Erscheinen der Mumien — sein Glücksstern aufzugehen anfing, um immer höher zu steigen und nie wieder unterzugehen. — — —

„Gleich wie Paul in den Charakteren von Walt und Vult*) — diese Andeutung hat er wörtlich hinterlassen — sich selber schildern wollte, so darf wohl auch bemerkt werden, daß ihm bei der Schilderung Lenetten's seine Mutter in dem Zeitpunkte mit vorschwebte, wo die durch lange Leiden gedemüthigte und niedergedrückte Frau wieder aufzuleben und sich einigermaßen emporzurichten begann**), weil sie an der Wahrheit seiner Voraus-verkündigung einer beglückenden Schriftstellerei nicht mehr zu zweifeln vermochte. Sie besorgte nun auch um so emsiger in einem und demselben Zimmer, worin Paul schrieb und studirte, kochend, waschend, reinigend und den Besen rührend, die häuslichen Geschäfte und spann, wenn diese vollbracht waren, Baumwolle. Ueber den kümmerlichen Erwerb, den sie sich dadurch verschaffte, führte sie Buch und Rechnung. Ein solches Einnahmebüchlein ist unter dem Titel „Was ich ersponnen“ über die Monate vom März 1793 bis zum September 1794 noch vorhanden. Darin ist die Einnahme vom März des ersten Jahrs mit 2 Fl. 51 Kr. 3 Pf.; die vom April mit 4 Fl. 3 Kr., die vom Mai mit 4 Fl. 9 Kr. 3 Pf. u. s. w., zuletzt die vom August 1794 mit 1 Fl. 24 Kr., die vom September desselben Jahres mit 2 Fl. 1 Kr. aufgeführt und noch auf der letzten Seite des Büchleins bemerkt, daß Samuel (der jüngste Sohn) am 9. des nämlichen Septembermonats neue Stiefeln bekommen, „die drei Thaler kosteten“, — beinahe die Einnahme eines ganzen Vierteljahres!

Wir haben bei diesem Theile von Paul's Geschichte um so länger verweilt, weil wir ihn für ganz besonders interessant halten und weil, wenn der Anblick eines großen Mannes, der mit dem Unglück kämpft, ein Schau-

---

*) Gottwalt und Quoddeusvult, zwei Brüder (siehe Paul's „Flegeljahre“) von den entgegengesetztesten Temperamenten — der erstere ein stiller, weichherziger thränenvoller Enthusiast; der andere ein toller Humorist, von Herzen ehrlich, aber bei jeder Gelegenheit den seltsamsten Grillen, theoretischen sowohl als praktischen, huldigend.

**) Ganz emporrichten konnte sie sich nie mehr, und in stiller Demuth und sich den lauten Ausdruck der Freude versagend, erlebte sie noch und genoß furchtsam und freudig zweifelnd die Wonne, den Werth des Sohnes noch öffentlich anerkannt und diesen von den bedeutendsten Menschen aufgesucht und auch sich dabei, wie zuvor nie, geehrt zu sehen.

spiel ist, welches verdient, daß die Götter darauf herabblicken, es für gewöhnliche Mitsterbliche noch weit erhebender und lehrreicher sein muß, zu ihm hinaufzuschauen. Für uns im literarischen England vor allen Dingen hat ein solches Leben und Handeln wie Richter's noch ein ganz besonderes Interesse, das Interesse vollständiger Neuheit. Von allen literarischen Phänomenen kann das, daß ein Literat an seine Armuth zu glauben wagt, als das seltenste betrachtet werden. Kann ein Mensch ohne Kapital wirklich den Mund öffnen und zur Menschheit sprechen? Hatte er also wirklich kein Grundeigenthum, keine Connexion mit den höheren Klassen? Nach den uns vorliegenden Documenten scheint es so. Er war weder ein Edelmann noch ein Gentleman, sondern einfach ein Mann.

Welch ein wunderbarer Geist der Vornehmthuerei beseelt überhaupt unsere britische Literatur der gegenwärtigen Zeit! Wir haben jetzt keine Schriftsteller mehr, sondern blos literarische Gentlemen. Samuel Johnson war der Letzte, welcher in jener erstern Eigenschaft zu erscheinen und ohne gekaufte oder gestohlene Krücken auf seinen eigenen Beinen zu stehen wagte, der naturwüchsige alte Samuel, der letzte aller Römer! Es gab eine Zeit, wo in der englischen Literatur eben so wie im englischen Leben das Lustspiel „Jeder nach seiner Laune" täglich unter uns aufgeführt ward; jetzt dagegen hält das armselige französische Wort — französisch in jeder Beziehung — „Qu'en dira-t-on?" uns alle wie ein Zauber umschlossen und es bleibt uns nichts übrig, als einander zu einer gleichförmigen Nation von Gentlemen abzurichten und zu dressiren, wie ein Regiment Soldaten.

Der, welcher Heldengedichte schreiben will, muß zunächst sein Leben zu einem Heldengedicht machen. Wir dagegen sagen, wer Heldengedichte schreiben will, möge Geld in den Beutel stecken; oder wenn er keine Goldmünzen hat, so möge er Kupfermünzen oder Kiesel hineinthun und damit wie mit ächtem Metall vor den Ohren der Menschen herumklimpern, damit sie ihm Gehör schenken. Hierin besteht jetzt das Geheimniß des Gutschreibens, wie das des Gutlebens immer darin bestanden hat. Als wir das erste Mal Grubstreet besuchten und mit entblößtem Haupte und einem „Salve, magna parens!" dem Genius des Ortes unsere Ehrfurcht bezeigten, waren wir ganz erstaunt, auf unsere Erkundigung zu erfahren, daß die Autoren nicht mehr hier wohnten, sondern schon seit vielen Jahren weiter nach Westen gezogen seien, um sich mehr dem Leben der feinen Welt zu nähern.

Ohne Zweifel hat das Bedürfniß unserer Zeit es so verlangt und die

Folgen davon werden nicht ausbleiben. Eine dieser Folgen zeigt sich auch jetzt schon in einem Grade von Stümperei und Dilettantismus, der in der Geschichte der Literatur nicht seines Gleichen hat und schon an und für sich hinreicht, uns den Neid der übrigen Nationen zuzuziehen, denn der einst für die Ruhe der Gesellschaft so gefährliche Schriftsteller ist jetzt vollkommen unschädlich geworden, so daß er vor einem Blick erzittert und sich mit einem baumwollenen Fädchen Hände und Füße binden läßt.

Es ist bei uns die gegründetste Hoffnung vorhanden, daß fortan weder Kirche noch Staat durch die Literatur in Gefahr gebracht werden. Der alte Schriftsteller stand, wie wir schon oben sagten, auf seinen eigenen Beinen, trug ein ganzes ungetheiltes Herz in der Brust und konnte zu Mancherlei gereizt werden. Der neue Schriftsteller dagegen kann gar nicht anders stehen, als in einem Schnürleibe. Er muß erst seine schwachen Seiten mit dem Fischbein eines gewissen fashionablen, vornehmen Air aufgürten, sei das Fischbein nun geerbt, gekauft oder, was wahrscheinlicher ist, geborgt oder gestohlen, und damit steht er ein wenig ohne zusammenzufallen. Und wenn nun ein solcher Mensch sein Brummeisen spielt, um den Kindern ein Vergnügen zu machen, was ist dann von ihm zu fürchten oder was kann man mehr von ihm verlangen?

Ernsthaft gesprochen, müssen wir es jedenfalls als eine merkwürdige Erscheinung betrachten, daß jeder Engländer ein „Gentleman“ sein will oder sein soll, daß in einem so demokratischen Lande unser gemeinsamer Ehrentitel, den Alle für sich in Anspruch nehmen, einer ist, welcher anerkanntermaßen mehr von der Stellung und vom Zufall als von Eigenschaften oder, im besten Falle, wie Coleridge es erklärt, „von einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Geldangelegenheiten“ abhängt, welche gewisse Gleichgültigkeit wiederum weise oder unsinnig sein muß, je nachdem einer viel oder wenig Geld besitzt!

Nach unserer Meinung ist der Grund hiervon in dem Handelsgeist der Nation zu suchen, welcher ihrem politischen Geiste entgegenwirkt und diesen unterdrückt, denn die Amerikaner sollen sich in dieser Beziehung noch mehr auszeichnen als wir. Aber welch eine hohle windige Leere des inneren Charakters verräth dies, wenn wir anstatt eines wackeren tüchtigen Herzens nur eine volle Börse aufzuzeigen bemüht sind und Alles sich nach einem falschen Ziele hindrängt und stößt. Der Höfling muß seine Hühneraugen immer weiter und weiter zurückziehen, damit ihm der Bauer nicht mit dem Absatze

darauf trete und daß wir auf allen Seiten anstatt Glaube, Liebe und Hoffnung weiter nichts als Armuth, Habgier und Eitelkeit sehen, das ist so ziemlich handgreiflich.

Narren, die wir sind! Warum rutschen wir uns die Knie wund und schlagen bekümmert an unsere Brust und beten Tag und Nacht zum Mammon, der, wenn er uns auch hören wollte, uns doch fast nicht einmal etwas zu geben hat? Denn selbst angenommen, daß der taube Gott unsere Opfer erhörte, daß er unser vergoldetes Messing in massives Gold verwandelte und uns alle aus hungrigen Nachäffern des Reichthums und der Vornehmheit, morgen zu wirklichen Rothschilds und Howards machte, was hätten wir weiter davon? Sind wir nicht schon Bürger dieses wunderbaren England mit seinen erhabenen Shakspeares und Hampdens, ja dieses wunderbaren Weltalls mit seinen Milchstraßen und Ewigkeiten und seinem unaussprechlichen Glanze, daß wir uns so plagen und abmühen und einander in Stücken reißen, um einige Acker (ja noch öfter nur den Schein einiger Acker) mehr oder weniger zu gewinnen, während das größte dieser Besitzthümer, der Sutherland selbst, schon von dem Monde aus nicht mehr zu sehen ist?

Narren, die wir sind, in diesen unseren Aeckern, selbst wenn wir deren haben, zu graben und zu bohren wie Regenwürmer und weit entfernt, die himmlischen Lichter zu betrachten und uns ihrer zu freuen, sie blos vom unbeachteten und ungeglaubten Hörensagen zu kennen! Sollen gewisse Pfund Sterling, die wir vielleicht in der Bank von England haben oder die Gespenster gewisser Pfunde, deren Besitz wir heucheln, uns die Schätze verbergen, zu denen wir alle in dieser, der „Gottesstadt“ geboren sind?

Wenn wir aber auch die Geldwechsler, Ehren- und Aemterjäger und dergleichen ihre eigenen klugen Wege, von welchen sie einmal nicht abweichen, ruhig gehen lassen, so müssen wir es doch als einen eigenthümlichen Umstand erwähnen, daß derselbe Geist in solchem Umfange auch in der Literatur hat Platz ergreifen können. Die Literatur ist das Auge der Welt, welches Alles erhellt und anstatt des Scheins der Dinge uns die Dinge selbst zeigt. Ist nun auch das Auge blind geworden? Hat der Dichter und Denker die Philosophie des Gewürzkrämers und Livreebedienten angenommen? Hören wir Lord Byron selbst über diesen Gegenstand.

Vor mehrern Jahren erschienen in den „Magazinen“ und zur Bewunderung der meisten Leute vom Fache gewisse Auszüge aus Briefen von Lord Byron, welche diese Philosophie ziemlich weit trieben. Seine Lordschaft

erwähnte darin, daß alle Regeln der Poesie keinen Pfifferling werth seien; nach welchem Aphorismus seine Lordschaft weiter behauptete, der große Ruin aller britischen Dichter habe seinen Grund in einer sehr einfachen Ursache, nämlich in dem Umstande, daß sie in den höchsten Klassen der Gesellschaft keinen Zutritt hätten. Er für seine Person und Thomas Moore wären mit diesem Leben der feinen Welt vollkommen vertraut, er in Folge seiner Geburt, Moore in Folge eines glücklichen Zufalls, und deshalb könnten sie beide Gedichte schreiben; die andern dagegen wären damit nicht vertraut und könnten daher keine schreiben.

Sicherlich wird es nun die höchste Zeit, daß alle dergleichen Dinge aus unserem Planeten hinausgetrommelt werden, um nie wieder zu kommen.

Richter seinerseits war von dem Westend Hof's vollständig ausgeschlossen, denn auch Hof hat sein Westend. Jeder Sterbliche sehnt sich nach seinem Paradeplatz und wünscht bei Banketten und Gelagen sich eines oder des andern Sitzes zu bemeistern, worin er diese oder jene gerupfte Gans der Nachbarschaft überragt. — Der arme Richter konnte demzufolge nur zu dem Westend des Weltalls Zutritt erhalten, wo er allerdings ein prachtvolles Besitzthum inne hatte. Die juristischen, theologischen und anderen Honoratioren von Hof hätten, wenn sie Lust gehabt, ihm einige Bücher leihen, einige Lügen weniger von ihm erzählen oder glauben und auf diese Weise positiv und negativ dem jungen Abenteurer manchen kleinen Dienst erweisen können; sie hatten aber einmal keine Lust dazu und glücklicherweise sah er sich in den Stand gesetzt, auch ohne sie zurecht zu kommen.

Heiter, sanft und fröhlich wie ein Lamm, und doch stark, großmüthig und königlich muthig wie ein Löwe, arbeitete er beim Scheuern der Kessel, beim Zischen und Sprudeln der Kochtöpfe, beim summenden Spinnrad seiner Mutter immer weiter und nicht ohne stolzes Gefühl hört unser Leser — denn auch er ist ein Mensch — daß der Sieg endlich errungen ward und daß Werke, welche die denkendste Nation Europa's als klassisch betrachtet, unter solchen Umständen geschrieben wurden.

Eben an diesem tiefsten Punkte der Erzählung aber macht Otto vorläufig Halt und giebt uns nur die Versicherung, daß bessere Tage im Anzuge sind, so daß wir in Bezug auf den ganzen steigenden und herrschenden Theil von Richter's Geschichte auf unsere eigenen Hülfsquellen angewiesen sind. Aus diesen haben wir nur einige dürftige Andeutungen geschöpft, die wir hier mit freilich sehr unverhältnißmäßiger Kürze summiren.

Die „unsichtbare Loge“, die im Jahre 1793 aus der Spinnstube zu Hof hervorging, war, wie es scheint, das erste seiner Werke, welches entschiedene Gunst und beifällige Aufnahme fand. Eine lange Prüfung, denn der Verfasser hatte nun seit länger als zehn Jahren die Citadelle der Literatur belagert, ohne daß eine Bresche sich zeigte! Mit dem Erscheinen des „Hesperus“, einer abermaligen wunderbaren Erzählung, welche aus demselben „einzigen Wohnzimmer“ im Jahre 1796 hervorging, endete die Belagerung so zu sagen durch einen kühnen Sturm und Jean Paul, von welchem die Meisten nicht wußten, was sie denken sollten, der hier und da von manchem Schwachkopf ohne Bedenken für halb wahnsinnig erklärt worden war, setzte es allgemein außer Zweifel, daß er, obschon noch von dämmerigen Dünsten umhüllt und nur in seltsamen vielfarbigen, unregelmäßigen Strahlen glänzend, doch einer der himmlischen Lichtkörper seiner Zeit und seiner Generation sei und sein werde. Die intellectuelle Energie, welche er im „Hesperus“ entfaltete, noch mehr der Adel der Gesinnung, die Sympathie mit der Natur, die warmen, ungestümen, aber doch reinen und erhabenen Schilderungen der Freundschaft und Liebe, im geringeren Grade vielleicht der wilde geräuschvolle Humor, der überall darin vorherrscht, erwarben Richter nicht blos Bewunderer, sondern auch persönliche Gönner in allen Gegenden seines Vaterlandes.

Gleim z. B. konnte, obschon damals achtzig Jahr alt und zu den letzten noch lebenden Jüngern einer ganz andern Schule gehörend, sich vor Entzücken gar nicht fassen. „Welch ein Gottgenius,“ so schrieb er einige Zeit später, „ist unser Friedrich Richter! Ich lese seine Blumenstücke zum zweiten Male. Hier ist mehr als Shakspeare, sagte ich, bei fünfzig angestrichenen Stellen! Welch ein Gottgenius! Ich bewundere durchaus den Menschenkopf, aus welchem diese Ströme, diese Bäche, diese Rheinfälle, diese blandusischen Quellen auf die Menschheit sich ergießen, die Menschheit zu Menschheit machen wollen, und bin ich heute mit einigen Worten, mit solchen, die die Musen nicht eingeben, bin ich mit dem Plane heut nicht zufrieden, so bin ich's morgen.“

Der gutmüthige muntere Greis hatte ihm, wie sich später ergab, einen freundlichen „Septimus Fixlein“ unterzeichneten Brief mit einem Geldgeschenk übersendet, den Richter mit großer Herzlichkeit und einiger Neugier, das Geheimniß zu durchdringen, in eben diesen „Blumenstücken“ beantwortete und so entstand bald eine freudige Bekanntschaft und Freundschaft.

Paul stattete einen Besuch in Halberstadt ab, wo er die herzlichste Aufnahme fand und sich malen ließ, welches Portrait nach dem Oelgemälde von Pfenninger in Gleim's „Ehrentempel“ noch jetzt zu sehen ist.

Ungefähr um dieselbe Zeit that auch die Recensentenwelt nach langem gewissenhaften Stillschweigen wieder ihren dicken Mund auf und in einer ganz andern Sprache, indem sie ein heiseres Nunc Domine dimittas mit bedeutender Lungenkraft hervorkreischte. Zur Ehre unserer Zunft hätten wir gewünscht, daß die Recensentenwelt ihr Dimittas ein wenig eher angestimmt hätte.

Im Jahre 1797 ward die Wittwe Richter dem seltsamen veränderlichen Klima dieser Welt enthoben und, wie wir hoffen, in ein sonnigeres aufgenommen. Ihre Kessel hingen ungescheuert an der Wand und die so oft mit ihrem baumwollenen Faden gefüllte und mit ihren Thränen benetzte Spindel drehete sich nicht mehr. Arme, alte, schwerbeladene Seele! Und dennoch fiel auch auf sie ein Lichtstrahl von oben herab und die „drei Thaler für Samuel's neue Stiefel“ waren reichlicher und gesegneter als das Lösegeld manches Königs. Ja sie sah, ehe sie von hinnen schied, daß sie, auch sie, einen großen Menschen zur Welt geboren, und der Sonnenschein ihrer Jugend, der so lange durch Ueberschwemmungen ersäuft worden, blickte am Abend mit freundlichem Lebewohl wieder hervor.

Nachdem der Haushalt in Hof auf diese Weise sich aufgelöst hatte, führte Richter einige Jahre lang ein wanderndes Leben. Im Laufe dieses selben Jahres 1797 finden wir ihn wieder in Leipzig und zwar unter ganz anderen Umständen als ehemals. Denn anstatt geschniegelter anmaßender Magister, die ihn nicht einmal seine gemiethete Hundehütte in Frieden bewohnen lassen wollten, ward er jetzt hier mit drei, mit allen Reizen des Körpers und des Geistes geschmückten Prinzessinnen, den Töchtern der Herzogin von Hildburghausen, bekannt. Der Herzog, welcher seinen außerordentlichen Verdiensten ebenfalls Gerechtigkeit widerfahren ließ, verlieh ihm einige Jahre später den Titel eines Legationsraths.

Ueberhaupt scheint Jean Paul von dieser Zeit an einen für uns überraschenden Zutritt bei Fürsten und Fürstinnen gehabt zu haben. So z. B. in den geselligen Cirkeln, in welchen die Herzogin Amalia von Weimar die talentvollsten Männer erst in Ettersburg und später in Tieffurt zu versammeln pflegte; dann bei dem Herzog von Meiningen in Coburg, der ihn mit dringender Freundlichkeit eingeladen hatte; bei dem Fürst Primas Dalberg,

der es nicht bei einer bloßen Einladung bewenden ließ; später bei der hochbegabten Herzogin Dorothea in Löbichau, welchen Besuch er als festliche Tage selbst verewigt hat u. s. w. u. s. w.

Alle diese kleinen Umstände sollten von jener Klasse britischer Philosophen in Erwägung gezogen werden, die in manchem intellectuellen Theecirkel so lästig sind und den „deutschen schlechten Geschmack" aus unserem eigenen alten ewigen „Mangel an Umgang" herleiten, wornach, wenn es ihnen so gutdünkte, ihr Thee, so lange nicht eine weniger sich von selbst verstehende Behauptung aufgestellt würde, mit einem gewissen „stolzen und steifen Schweigen" consumirt werden könnte.

In dem nächsten Jahre (1798) jedoch ward Paul eines noch weit größeren Glückes theilhaftig, nämlich eines guten Weibes, welches, wie Salomo schon längst geschrieben, ein „hohes Gut" ist. Er war, immer noch fleißig schreibend, von Leipzig nach Berlin gereist und während eines längern Aufenthalts in dieser letztern Stadt, sagt Döring, reichte ihm Karoline Mayer, Tochter des königlich preußischen Geheimraths und Professors der Medizin, Dr. Johann Andreas Mayer (dies sind seine Titel alle), ihre Hand, ja sie drückte ihm, wie uns der mikroskopische Döring erzählt, den Brautkuß auf eigenen Antrieb auf. Aber noch mehr zu verwundern ist, daß sie allen vorhandenen Nachrichten zufolge wirklich eine Auserwählte ihres Geschlechts war, die wie ein sanfter, die Sorgen verscheuchender Schutzgeist ihn auf seinem ganzen fernern Lebenspfad begleitete.

Bald nach diesem großen Ereigniß begab sich Paul mit seiner jungen Gattin nach Weimar, wo er einige Jahre gewohnt und bei Allem, was diese Stadt Berühmtes enthielt, in hoher Gunst gestanden zu haben scheint. Der erste Eindruck, den er auf Schiller machte, ist ziemlich charakteristisch.

„Vom Hesperus," schreibt Schiller an Goethe, „habe ich Ihnen noch nichts geschrieben. Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete; fremd wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur ein Mal und kann also noch wenig von ihm sagen." — Goethe giebt in seiner Antwort ebenfalls seinen Wohlgefallen an Richter zu erkennen, „aber," sagt er, „wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im theoretischen viele Anmuthung zu uns zu haben scheint."

Hesperus bewies später, daß er mehr „Organ“ besaß, als Schiller ihm zutraute, nichtsdestoweniger war Goethe's Zweifel nicht ungegründet gewesen. Herder war es namentlich, an den Paul sich hauptsächlich anschloß; die Andern schätzte er als hochbegabte befreundete Männer, aber blos Herder als Lehrer und geistigen Vater, von welchem letzteren Verhältniß und der warmen Liebe und Dankbarkeit, welche es von Paul's Seite begleiteten, seine Schriften häufige Beweise enthalten. „Wenn Herder kein Dichter war,“ sagt er einmal, „so war er etwas mehr, — ein Gedicht!“

Auch mit Wieland stand er auf dem freundschaftlichsten Fuße und besuchte ihn oft draußen in Osmanstedt, wohin sich der alte Mann jetzt zurückgezogen hatte.

Vielleicht gehörten diese in Weimar im vertrauten Umgange mit so vielen ausgezeichneten Personen verlebten Jahre, in Bezug auf äußere Dinge, zu den lehrreichsten in Richter's Leben; in Bezug auf innere Dinge hatte er schon und zwar mit Ehren anderwärts eine schwere Lehrzeit durchgemacht.

Wir dürfen nicht vergessen, zu erwähnen, daß „Titan“, eins seiner Hauptwerke (1800 in Berlin erschienen), während seines Aufenthalts in Weimar geschrieben ward; eben so die „Flegeljahre“ und die Lobrede auf Charlotte Corday, welche letztere, obschon ursprünglich nur ein Journalartikel, doch wegen ihrer kühnen Beredsamkeit und des antiken republikanischen Geistes, der sich darin ausspricht, besondere Beachtung verdient.

Was „Titan“ betrifft, welcher nebst seinem „komischen Anhange“ sechs sehr außerordentliche Bände ausmacht, so war Richter bei allen Gelegenheiten gewohnt, dieses Werk für sein Meisterstück und überhaupt das Beste zu erklären, was er jemals zu leisten hoffen könne, obschon es nicht an Lesern fehlt, welche „Hesperus“ fortwährend den Vorzug geben.

Wir für unsern Theil müssen erklären, daß wir „Titan“, nachdem wir so viel davon gehört, mit einem gewissen Grad von getäuschter Erwartung gelesen haben, im Ganzen genommen aber uns der Meinung des Autors zuneigen. Früher oder später hoffen wir dem britischen Publikum eine Skizze von diesen beiden Werken vorzulegen, in Betreff deren gesagt worden ist, daß sie massives Metall genug in sich enthalten, um ganze Leihbibliotheken damit zu versorgen, wenn man es zu dem gewöhnlichen Filagran aushämmern wollte und Vieles, was, wir möchten es verdünnen, wie wir wollten, kein Abonnent im Stande wäre, fortzutragen.

Richter's andere vor dieser Periode herausgegebene Romane sind die „unsichtbare Loge", „Siebenkäs oder Blumen-, Frucht- und Dornenstücke", „Quintus Fixlein" und der „Jubelsenior", während „Jean Paul's Briefe und künftige Geschichte", das „Frühstück in Kuhschnappel" und die „biographischen Belustigungen unter der Hirnschale einer Riesin" kaum zu dieser Gattung gehören. Die später geschriebenen Romane, die wir gleich hier mit anführen können, sind: das „Leben Fibel's", „Katzenberger's Badereise", „Schmelzle's Reise nach Flätz", und „der Komet", auch „Nikolaus Markgraf" genannt.

Ungefähr um das Jahr 1802 erhielt Paul von dem Fürsten Primas von Dalberg, einem wegen seiner Freigebigkeit berühmten Prälaten, von welchem wir bereits oben gesprochen, eine Pension ausgesetzt. Wie viel dieselbe betrug, finden wir nicht angegeben*), sondern blos, daß sie ihm die Mittel zu einem bequemen Leben sicherte und ihm später, wir vermuthen nach dem Ableben des Fürsten Primas, von dem König von Baiern ausgezahlt ward.

Auf den Grund dieses sicheren Einkommens hin etablirte nun Jean Paul seinen eigenen Haushalt, und wählte zu diesem Zwecke nach verschiedenen Wanderungen die Stadt Baireuth mit ihrer freundlichen malerischen Umgebung, wo er mit nur kurzen gelegentlichen Ausflügen fortfuhr zu leben und zu schreiben. Wir haben gehört, daß er dort allgemein geliebt und geachtet ward. Er war freundlich, treuherzig und edelsinnig, redselig und humoristisch, zufrieden mit einfachen Menschen und einfachen Freuden, ein Mann der einfachsten Gewohnheiten und Wünsche. Er hatte drei Kinder und einen Schutzengel, der ohne Zweifel nicht ganz ohne alle Mängel war, aber doch ein ganz vernünftiger Engel war. Für einen Mann, dessen Brust mit einem so verhärteten Stoicismus wie mit dreifachem Erz gepanzert war und in welcher so sanfte tiefliegende ewige Quellen der Liebe sprudelten, mag dies alles wohl ein glückliches Leben ausgemacht haben.

Ueberdies besaß Paul einen exemplarischen, unermüdlichen Fleiß in seinem Berufe und hatte so zu allen Zeiten dauernde und feuerfeste Freuden, nämlich Beschäftigungen.

Außer dem letzteren Theil der obengenannten Romane, welche aber wie

*) Sie betrug 1000 Gulden.

A. d. U.

die andern sämmtlich mehr oder weniger ächt poetische Productionen sind, und die wir daher mit einem so gewöhnlichen Namen wie Roman nur ungern bezeichnen, gehören seine philosophischen und kritischen Leistungen, besonders die „Vorschule der Aesthetik“ und die „Levana“ ganz dem Wirken in Baireuth an, abgesehen von einer Menge vermischter Schriften — über moralische, literarische und wissenschaftliche Gegenstände; aber stets in einem humoristischen, phantastischen und poetischen Gewande — die schon an und für sich das Glück eines nicht gewöhnlichen Menschen hätten machen können. Sein Herz und sein Gewissen waren eben so wie sein Kopf und seine Hand bei der Arbeit, von welcher keine Versuchung ihn abwendig machen konnte.

„Ich halte es eben für meine Pflicht,“ sagt er in diesen biographischen Notizen, „nicht zu genießen oder zu erwerben, sondern zu schreiben — so viel Zeit es auch koste oder Geld weggehe — ja so viel Freude z. B. die Schweiz zu sehen, mir blos das Opfer der Zeit versagt.“ — „Ich versage mir mein Vespereſſen, um zu arbeiten, aber ich kann mir die Störungen durch meine Kinder nicht versagen.“ — Ferner: „Ein Dichter, der zu erfreuen glauben darf, sollte alle Bequemlichkeiten, deren Opfer seinen Schöpferkräften nichts entziehen, verschmähen und gern entbehren, um vielleicht ein Jahrhundert und ein ganzes Volk zu erfreuen.“

Wie glücklich war Richter in vorgerückten Jahren, daß er von sich sagen konnte: „Wenn ich so anschaue, was gemacht ist von mir, so danke ich Gott, daß ich nach nichts Aeußerlichem fragte, weder nach Zeit, noch Kosten, noch Papier und Zeit — die Sache ist da und die Hebezeuge habe ich selber vergessen und Niemand weiß sie sonst. — Auf diese Weise wird die unbedeutende Folge von Momenten in etwas Höheres, Stehendes verwandelt.“ — „Ich habe so Vieles geschildert,“ sagt er an einer andern Stelle, „aber ich sterbe, ohne die Schweiz gesehen zu haben und das Meer und 2c. 2c. Doch das Meer der Ewigkeit werde ich in jedem Fall zu sehen bekommen.“

Ein schwerer Schlag traf ihn im Jahre 1821, als sein einziger Sohn, ein junger hoffnungsvoller Mann, auf der Universität starb. Paul verlor seine Fassung nicht, ward aber dadurch tief und unheilbar verwundet. „Fremdes Briefjammern über meinen Verlust lese ich kalt,“ sagt er, — „denn das heftigste hör' ich in mir selber und muß die innern Herzohren zuhalten, aber ein einziger neuer Zug von Maxens schönem Wesen reißet

das ganze wundenvolle Herz weiter auf und es kann sein Blut nur in die Augen treiben."

Neue persönliche Leiden harreten sein, Abnahme der Gesundheit und, was für einen so unermüdlichen Leser und Schreiber noch schlimmer war, eine Abnahme des Augenlichts, welche sich endlich bis zu fast gänzlicher Blindheit verschlimmerte. Auch dies ertrug er mit seiner alten Standhaftigkeit, indem er mit heiterem Muthe die Hülfe suchte, die noch zu haben war, und als keine Hoffnung mehr übrig blieb, immer noch heiter trotz Krankheit und Blindheit in seinem Berufe fortarbeitete. Obschon äußerlich von Nacht umhüllt, strahlte doch in seinem Innern ein helles Licht und er war noch mit seinem Lieblingsthema, der Unsterblichkeit der Seele, beschäftigt, als am 14. November 1825 der Tod kam und Paul's Werk nun vollendet und jene große Frage für ihn auf einen weit höheren und unwiderleglichen Beweis hin entschieden war. Der unbeendete Band, den wir jetzt unter dem Titel „Selina“ besitzen, ward ihm bei seiner Bestattung auf den Sarg gelegt, denn sein Leichenbegängniß war öffentlich und in Baireuth sowohl als anderwärts wurden seinem Andenken alle möglichen Ehren erwiesen.

In Bezug auf Paul's Charakter als Mensch haben wir wenig mehr zu sagen, als was die Thatsachen dieser Erzählung schon deutlicher gesagt haben, als es in Worten geschehen kann. Wir hören von allen Seiten in einem oder dem andern Dialekt, daß die reine, hohe Moral, welche seine Schriften schmückt, sich auch seinem Leben und Thun aufprägte. Er war ein zärtlicher Gatte und Vater und gegen seine Freunde und Alle, die in seine Nähe kamen, die Güte selbst. Die Bedeutsamkeit eines solchen Geistes wie Richter's, der sich in einem solchen Leben praktisch kundgab, ist tief und mannigfach und verdient in unserem Zeitalter sorgfältiges Studium. Vor der Hand jedoch müssen wir sie in diesem Grade von Klarheit der eigenen Betrachtung des Lesers anheimgeben, da eine andere und noch unmittelbarer dringende Seite unserer Aufgabe uns übrig bleibt.

Richter's intellectueller und literarischer Charakter ist vielleicht in höchst merkwürdigem Grade das Seitenstück und Ebenbild seines praktischen und moralischen Charakters. Seine Werke scheinen uns ein mehr als gewöhnlich treues Transscript seines Geistes und mit großer Wärme direct aus dem Herzen geschrieben zu sein, denn es ist eben so wie er wild, stark, originell und aufrichtig. Man betrachte ihn von welchem Gesichtspunkte man

wolle, ob als Denker, Moralist, Satyriker oder Poet, so ist er eine wunderbare Erscheinung; eine unermeßliche, vielseitige, unruhige und doch edle Natur, seiner Mängel wie seiner Vorzüge wegen „Jean Paul der Einzige“.

In allen Fächern finden wir in ihm eine bezwingende Kraft, aber eine gesetzlose, ungeschulte, gleichsam halb barbarische Kraft. So ist uns z. B. kein Verstand bekannt, der einen unwiderstehlicheren Charakter besäße, als Richter's, aber seine Kraft ist eine naturwüchsige, alle künstliche Waffen verschmähende. Er unterminirt nicht erst schlau seinen Gegenstand, um ihn durch syllogistische Werkzeuge oder nach den Regeln der Kunst bloszulegen; sondern er zerdrückt ihn in seinen Armen, tritt ihn nicht ohne wilden Triumph in Trümmer und legt so auf fast ungeheuerliche Weise und doch mit durchdringender Klarheit das innerste Herz und Mark des Feindes vor Aller Augen blos.

In der Leidenschaft entwickelt er dieselbe wilde Vehemenz. Es ist eine Stimme des weichsten Mitleids, endloser, grenzenloser Wehklage, eine Stimme wie die der Rahel, als sie ihre Kinder beweinte; oder auch das grimmige Gebrüll des Löwen im schauerlichen Walde.

So liebt er auch nicht blos die Natur, sondern er schwelgt in ihr; er stürzt sich hinab in ihren unendlichen Schooß und füllt sein ganzes Herz bis zur Betäubung mit ihren Reizen. Er erzählt uns, daß er gewohnt war, unter freiem Himmel zu studiren, zu schreiben, fast zu leben und kein Anblick des Himmels war für ihn so abschreckend, daß er für ihn gänzlich der Schönheit entbehrt hätte. Wir kennen keinen Dichter mit einem so innigen, leidenschaftlichen und allgemeinen Gefühl für die Natur. Von den erhabenen Gestaltungen des gestirnten Himmels an bis zu dem einfachen Blümchen der Wiese herab ist sein Auge und sein Herz ihren Reizen und ihrer geheimnißvollen Bedeutung offen.

Was aber die angeborene wesentliche Stimmung von Paul's Geist am meisten verräth, ist die spielende Laune, der wilde, herzinnige Humor, der sich in seiner höchsten wie in seiner tiefsten Stimmung stets als ein vollkommen unzertrennliches Element darstellt. Sein Humor ist bei all seiner Wildheit von der ernstesten und gutmüthigsten Art, ein ächter Humor, der sich mit dem größten Ernste verträgt oder vielmehr mit dem Mangel desselben unvereinbar ist.

Ueberhaupt ist es ihm unmöglich, auf andere als humoristische Weise zu schreiben, möge sein Gegenstand sein, welcher er wolle. Seine philo-

sophischen Abhandlungen, ja, wie wir gesehen haben, sogar seine Selbstbiographie, Alles, was von ihm kommt, ist in einen sonderbaren phantastischen Rahmen gefaßt und schalkhafte Augen schauen uns, obschon mit einer seltsamen Sympathie für die Sache — denn sein Humor ist, wie wir gesagt haben, herzlich und ächt — durch manche ernste Schilderung hindurch an. In seinen Romanen vor allen Dingen ist sie stets eine unerläßliche Eigenschaft und kündet sich in der Regel gleich zu Anfange oft schon auf dem Titelblatt an. Man denke z. B. an jene „Auswahl aus den Papieren des Teufels"; „Hesperus oder 45 Hundposttage"; „Siebenkäs' Ehestand, Tod und Hochzeit" und so weiter.

„Der erste Anblick dieser Eigenthümlichkeiten," sagt einer von Richter's englischen Kritikern, „kann uns nicht zu seinen Gunsten einnehmen. Wir werden dadurch zu sehr an theatralische Effecthascherei und literarische Charlatanerie erinnert, und wenn man eins dieser Werke selbst aufschlägt, so wird die Sache dadurch nicht viel gebessert. Durchdringende Gedankenblitze entgehen uns nicht; eigenthümliche Wahrheiten in eben so eigenthümliche Formen eingekleidet; pathetische, prachtvolle, weithin tönende Stellen, Ergüsse voll Witz, Kenntniß und Phantasie, aber schwer unter irgend eine Rubrik zu bringen; kurz alle Elemente eines herrlichen, aber so wild durch einander geworfenen Verstandes, daß ihre Reihenfolge das leibhafte Ideal der Verwirrung zu sein scheint. Der Styl und Bau des Buches scheinen eins so unverständlich zu sein wie das andere. Der Gang der Erzählung wird fortwährend unterbrochen, um Platz zu machen für ein „Extrablatt" oder eine abenteuerliche Abschweifung über irgend einen Gegenstand, nur nicht den vorliegenden. Die Sprache stöhnt von unbeschreiblichen Metaphern und Anspielungen auf alle möglichen menschlichen und göttlichen Dinge; dahinströmend nicht wie ein Fluß, sondern wie eine Ueberschwemmung, in tausendfachen Strudeln bald dahin bald dorthin schäumend und gurgelnd, bis die eigentliche Strömung unter dem grenzenlosen Aufruhr aus den Augen entschwindet. Wir schließen das Buch mit einem gemischten Gefühl von Erstaunen, Bedrückung und Verwirrung und Richter steht vor uns in glänzender und dennoch umwölkter Unbestimmtheit, eine riesige Masse von Verstand, aber ohne Form, Schönheit oder begreiflichen Zweck.

„Lesern, welche glauben, daß innerliche Vorzüge von oberflächlichen unzertrennlich sind und daß nichts gut oder schön sein kann, was sich nicht augenblicklich durchschauen läßt, kann Richter nur wenig Schwierigkeit ver-

ursachen. Sie geben zu, daß er ein Mann von ungeheurer natürlicher Begabung sei, dabei aber fehlt es ihm nach ihrer Meinung an aller Ausbildung und Beherrschung seiner Gaben; er ist voll von monströser Affectation, der leibhafte Hohepriester des schlechten Geschmacks; versteht nicht die Kunst des Schreibens, ja weiß kaum, daß es eine solche Kunst giebt; ein übergeschnappter Träumer, der ewig in nebeligen Träumen schwebt, welche die feste Erde seinen Blicken entziehen; kurz ein intellectueller Polyphem, ein monstrum horrendum, informe, ingens (sorgfältig hinzusetzend), cui lumen ademptum; und sie schließen ihren Urtheilsspruch rücksichtsvoll mit seiner eigenen lobenswerthen Maxime: ‚Die Vorsehung hat den Engländern die Herrschaft des Meeres gegeben, den Franzosen die des Landes, den Deutschen die — der Luft.‘

„Auf diese Weise wird die Sache entschieden — kurz, bequem und falsch. Das Kästchen war schwer zu öffnen; erkannten wir schon an seiner äußern Gestalt, daß nichts darin sei und daß wir es ohne Weiteres in das Meer werfen könnten? Affectation ist oft Eigenthümlichkeit, aber Eigenthümlichkeit ist nicht immer Affectation. Wenn die Natur und das Wesen eines Menschen wirklich und wahrhaft, nicht eingebildet und unwahr eigenthümlich ist, so wird auch seine Manier so sein oder sollte es wenigstens sein. Affectation ist die Frucht der Lüge, einer schweren Sünde und Mutter zahlreicher schwerer Sünden; man strafe sie daher streng, klage aber Niemanden derselben allzuleichtsinnig an. Schwerlich ist irgend ein Sterblicher ganz frei davon, wahrscheinlich Richter auch nicht; doch sind es Geister anderer Art als der seine, in welchen sie das herrschende Produkt wird. Ueberdies ist er durchaus kein Träumer, sondern man wird bei allen seinen Träumen finden, daß er die feste Erde in allen ihren Gestalten und Beziehungen weit deutlicher sieht als Tausende solcher Kritiker, welche nur zu wahrscheinlich nichts Anderes sehen können. Dabei ist er weit entfernt, ungebildet oder ungeschult zu sein und jene Kritiker werden überrascht sein, zu entdecken, daß wenige Menschen die Kunst des Schreibens und viele andere Künste außerdem sorgfältiger studirt haben als er; daß seine „Vorschule der Aesthetik“ eine Fülle von tiefgedachten und schlagenden kritischen Maximen enthält, in deren Verlaufe viele schwierige Werke, unter andern auch seine eigenen, streng und gerecht geprüft und sogar die Schönheiten und kleinsten Eigenthümlichkeiten des Styls keineswegs übersehen oder unangemessen behandelt werden.

„In Richter liegt etwas, was uns zur zweiten, zur dritten Lesung seiner Werke auffordert. Seine Werke sind schwer zu verstehen, aber sie haben stets eine Bedeutung, oft eine wahre und tiefe. Werfen wir einen genaueren, umfassenderen Blick darauf, so tritt ihre Wahrheit mit neuer Deutlichkeit hervor, der Irrthum zerstreut sich und tritt zurück, geht in etwas Erlaubtes, oft sogar in Schönheit über und endlich schmilzt der dicke Nebel, welcher die Gestalt des Verfassers umgab, hinweg und er steht in seinen wahren Zügen vor uns da, als kolossaler Geist, erhabener origineller Denker, ächter Dichter, hochsinniger, wahrer und höchst liebenswürdiger Mensch.

„Ich habe ihn einen kolossalen Geist genannt, denn dieser Eindruck erhält sich in uns. Bis zuletzt steht er als etwas Gigantisches vor uns da, denn alle Elemente seines Baues sind unermeßlich und mehr in lebender und belebender, als in schöner oder symmetrischer Ordnung zusammengestellt. Sein Verstand ist scharf, ungestüm; weitgreifend, geeignet, den hartnäckigsten Stoff in Stücken zu reißen und die verborgenste und widerspenstigste Wahrheit aus ihnen herauszupressen. In seinem Humor spielt er mit dem Höchsten und dem Niedrigsten; er kann mit Sonne und Mond Ball spielen. Seine Phantasie öffnet uns das Land der Träume; wir segeln mit ihm durch den grenzenlosen Abgrund, und die Geheimnisse des Raums, der Zeit, des Lebens und der Vernichtung umschweben uns in düsteren nebeligen Gestalten und Finsterniß, Unermeßlichkeit und bange Scheu umhüllen und überschatten uns.

„Ja, auch wenn er den geringsten Stoff behandelt, bearbeitet er ihn mit den Werkzeugen eines Riesen. Eine gewöhnliche Wahrheit wird aus ihren alten Combinationen herausgerissen und uns in neuem, noch nie dagewesenem Gegensatz mit dem ihr entgegenstehenden Irrthum dargeboten. Eine Kleinigkeit, ein geringfügiger Charakter, ein Scherz oder ein geistiges Spielzeug erhält eine höchst sonderbare und doch oft wahrhaft lebende Gestalt, aber durch den Hammer des Vulkan und mit drei Schlägen, die eine Aegis schmieden könnten. Die Schätze seines Geistes sind von ähnlicher Art wie der Geist selbst; seine Kenntniß ist aus allen Reichen der Kunst, Wissenschaft und Natur zusammengetragen und liegt in ungeheuren unförmlichen Haufen um ihn herum. Sogar seine Sprache ist titanisch, tief, stark, unzähmbar, in tausend Farben glänzend, aus tausend Elementen zusammengeschmolzen und in labyrinthischen Gängen sich windend.

„Unter Richter's Begabungen," fährt dieser Kritiker fort, „ist die erste, welche uns als wahrhaft groß erscheint, seine Phantasie; denn er liebt es, in den erhabensten und feierlichsten Regionen des Denkens zu wohnen; seine Werke enthalten eine Fülle von geheimnißvollen Allegorien, Visionen und Bildern; seine Träume besonders bewegen sich in einem düsteren unermeßlichen Raume, dessen Nacht dann und wann, hier und da durch wilden weithin schießenden Glanz unterbrochen wird, und nebelhafte bedeutungsvolle Gestalten steigen aus dem Schooße der leeren Unendlichkeit empor. Und doch ist, wenn ich nicht irre, der Humor seine herrschende Eigenschaft, die Eigenschaft, welche am tiefsten in seiner innern Natur lebt und auf sein Wesen den stärksten Einfluß äußert. Hinsichtlich dieser seltenen Begabung, denn keine ist seltener als ächter Humor, steht er in seinem Vaterlande und unter den modernen Schriftstellern aller übrigen Länder unerreicht da. Den Humor zu beschreiben, ist stets schwierig, und würde in Richter's Falle vielleicht mehr als gewöhnlich schwierig sein. Gleich allen seinen andern Eigenschaften ist sein Humor unermeßlich, schroff und unregelmäßig, oft vielleicht überladen und extravagant, und doch ist es im Grunde ächter Humor, der Humor eines Cervantes und Sterne, das Produkt nicht des Hohnes, sondern der Liebe, nicht oberflächlicher Verzerrung natürlicher Formen, sondern inniger, obschon muthwilliger Sympathie mit allen Formen der Natur. — — —

„So lange als der Humor ihm zur Seite steht, kann man seine Behandlung selbst höherer und stärkerer Charaktere als glücklich bezeichnen; überall aber, wo der Humor aufhört, ist sein Erfolg mehr oder weniger unvollkommen. In der Behandlung eigentlicher Helden ist er selten vollständig glücklich. Sie schießen unter seinen Händen zu überwuchernden Gestalten empor; ihre Empfindsamkeit wird zu vorherrschend und thränenreich, ihr Edelsinn zu wild, wunderlich und radikal. In einigen wenigen Fällen sind sie fast vollständig verfehlt. Im Vergleich mit ihren weniger ehrgeizigen Brüdern sind sie fast von gemeiner Art und bei all ihrem Glanze und ihrer Kraft jener positiven, entschlossenen, vulkanischen Klasse von Menschen, die wir in Romanen so häufig antreffen, zu ähnlich. Sie nennen sich Menschen und thun ihr Aeußerstes, um die Behauptung zu beweisen, aber sie können uns nicht daran glauben machen, denn bei all ihrem Dampfen und Stürmen sehen wir recht wohl, daß sie blos Maschinen sind. Sie haben nicht mehr Leben, als das Modell des Freigeistes in Martinus Scriblerus,

jener Nürnberger Mensch, der durch eine Combination von Röhren und Hebeln agirte, und obschon er vollkommen athmen und verdauen und sogar so gut wie die meisten Landprediger philosophiren konnte, doch blos aus Holz und Leder gemacht war. In der allgemeinen Behandlung solcher Geschichten und Schilderungen erscheint Richter selten auf vortheilhafte Weise; die Ereignisse sind oft unerwartet und extravagant; der ganze Bau der Erzählung hat ein unebenes, zerrissenes, unförmliches, erkünsteltes Ansehen und widerstrebt der Wahrheit und Natürlichkeit. Und dennoch sind alle Klüfte wunderbar mit den köstlichsten Stoffen ausgefüllt; eine Welt, ein Universum von Witz, Wissenschaft und Phantasie hat ihre schönsten Erzeugnisse geliefert, um das Gebäude zu schmücken; die rauhen zerspaltenen, cyclopischen Mauern glänzen von Juwelen und geschlagenem Gold; ein reiches herrliches Laubwerk schirmt sie, die duftigsten Wohlgerüche umschweben sie, wir stehen erstaunt, entzückt und bezaubert durch den Künstler und seine Kunst."

Wir sehen wenig Grund, uns mit diesen Ansichten, so weit sie eben gehen, nicht einverstanden zu erklären. Ohne Zweifel liegt eine tiefere Bedeutung in der Sache, doch ist vielleicht jetzt nicht die Zeit, sie zu entwickeln. Mit wahrer wissenschaftlicher Genauigkeit den wesentlichen Zweck und Charakter von Richter's Genius und literarischem Streben zu schildern; wie dieses Streben entstand, wohin es abzielt, wie es sich zu den allgemeinen Tendenzen der Welt in unserer Zeit verhält; vor allen Dingen, was sein Werth und sein Mangel an Werth für uns selbst ist, dies kann eines Tags ein nothwendiges Problem werden, würde aber, wie die Sachen gegenwärtig stehen, ein sehr schwieriges und nicht sehr nutzenbringendes sein. Das englische Publikum hat Richter noch nicht gesehen und muß ihn kennen, ehe es ihn beurtheilen kann. Für uns erachten wir es daher in den gegenwärtigen Umständen angemessener, einige Proben seiner Arbeit selbst vorzulegen, anstatt daß wir versuchen sollten, sie nochmals oder besser zu beschreiben. Der allgemeine Umriß seiner intellectuellen Gestaltung, so wie sie von dem bereits citirten Kritiker gezeichnet wird, mag hier als Vorrede zu diesen kleinen Auszügen dienen. Was darin auch fehlen mag, so enthält sie doch, wie schon oben der Fall war, nichts, womit wir nicht einverstanden wären.

„Jean Paul's Werke zu charakterisiren," sagt er, „würde selbst nach dem gründlichsten Studium sehr schwierig sein; sie englischen Lesern zu

schildern, wäre aber fast geradezu unmöglich. Sie mögen nun poetisch, philosophisch, didaktisch oder phantastisch sein, so scheinen sie alle mehr oder weniger vollständige Embleme des eigenthümlichen Geistes zu sein, aus welchem sie hervorgegangen sind. Als Ganzes betrachtet ist die erste Lesung derselben, ganz besonders einem Ausländer, fast stets widerwärtig, und weder ihre Bedeutung noch ihre Nichtbedeutung sind ohne langes und eifriges Studium zu erforschen. Sie sind eine tropische Wildniß voll endloser Krümmungen; aber mit den schönsten Blumen und den kühlsten Quellen, uns bald mit hohem schattigem Dunkel überwölbend, bald sich zu langen prächtigen Fernsichten öffnend. Wir wandeln in ihnen und freuen uns ihrer wildromantischen Schönheit und allmälig geht unsere halbverächtliche Verwunderung über den Autor in Ehrerbietung und Liebe über. Sein Antlitz war uns lange verhüllt, aber wir sehen ihn endlich in der festen Gestalt geistiger Mannheit — eine unermeßliche eigenthümliche Natur, deren Eigenthümlichkeit aber durch die Kraft, Schönheit und Milde, von welchen sie durchdrungen ist, gerechtfertigt wird. Wir nehmen ihn mit einem Worte freudig für Das an, was er ist und was er sein will. Die Anmuth, die Politur, die muntere Eleganz, welche Schriftstellern von leichterer Gattung eigen sind, können wir bei ihm nicht suchen und nicht von ihm verlangen. Seine Bewegung ist in ihrem Wesen langsam und schwerfällig, denn er rückt nicht mit einer Fähigkeit, sondern mit ganzem Geiste vorwärts; mit Intelligenz, Pathos, Witz, Humor und Phantasie bewegt er sich weiter wie eine gewaltige buntgemischte, schwerfällige, unregelmäßige, unwiderstehliche Schaar. Er ist nicht luftig, brillant und präcis, sondern tief, stürmisch und unermeßlich. Die Melodie seiner Natur ist nicht in gewöhnlichen Noten ausgedrückt und auch nicht nach der kritischen Scala niedergeschrieben, denn sie ist wild und mannigfach; ihre Stimme ist gleich der Stimme von Wasserfällen und dem Brausen der Urwälder. Für schwache Ohren ist sie Mißklang, aber für Ohren, die sie verstehen, eine gewaltige majestätische Musik *)."

Als erste Probe, die auch zum Beweis dienen kann, daß Richter, indem er seinen eigenen außerordentlichen Styl beibehielt, dies mit klarem Bewußtsein Dessen that, was Vortrefflichkeit des Styls und die verschiedenen Arten und Grade dieser Vortrefflichkeit eigentlich zu bedeuten haben, wählen wir aus seiner schon oben erwähnten und empfohlenen Vor-

*) German Romance, III. 6, 18.

schule der Aesthetik die folgenden kleinen Skizzen. Der mit den darin genannten Personen bekannte Leser wird diese Urtheile ungemein treffend und präcis finden.

„Besucht Herder's Schöpfungen, wo griechische Lebens-Frische und indische Lebens-Müde sich sonderbar begegnen: so geht ihr gleichsam in einem Mondschein, in welchen schon Morgenröthe fällt, aber Eine verborgne Sonne malt ja beide.

„Aehnlich, aber periodologischer, ist Jacobi's straffe, kerndeutsche Prose, musikalisch in jedem Sinne; denn sogar seine Bilder sind oft von Tönen hergenommen. Der seltene Bund zwischen schneidender Druck-Kraft und der Unendlichkeit des Herzens giebt die gespannte metallene Saite mit dem weichen Tönen.

„In Goethe's Prose bildet — wenn in der vorigen die Töne poetische Gestalten legen — umgekehrt die feste Form den Memnons-Ton. Ein plastisches Ründen und zeichnerisches Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen stillen Bilder- und Abgußsaal.

„Hamann's Styl ist ein Strom, den gegen die Quelle ein Sturm zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe darauf gar nicht anzukommen wissen.

„Luther's Prose ist eine halbe Schlacht; wenige Thaten gleichen seinen Worten.

„Klopstock's Prose, dem Schlegel zu viel Grammatik nicht ganz unrichtig vorwarf, zeigt häufig eine fast stoff-arme Sprech-Schärfe, was eben Grammatikern eigen ist, welche am meisten gewiß, aber am wenigsten viel wissen. Aus Mangel an Stoff denkt man leicht zu sehr an die Sprache. Neue Welt-Ansichten, wie die genannten vorigen Dichter, gab er wenig. Daher kommen die nackten Winteräste in seiner Prose — die Menge der circumskriptiven Sätze — die Kürze — die Wiederkehr der nämlichen nur scharf umschnittenen Bilder, z. B. der Auferstehung als eines Aehrenfeldes.

„Die vollendete Prunk- und Glanzprose schreibt Schiller; was die Pracht der Reflexion in Bildern, Fülle und Gegensätzen geben kann, giebt er; ja oft spielet er auf den poetischen Saiten mit einer so reichen zu Juwelen versteinerten Hand, daß der schwere Glanz, wenn nicht das Spielen, doch das Hören stört."

Daß Richter's eigenes Spielen und Malen von dem aller dieser

Schriftsteller weit verschieden war, hat der Leser schon gehört und kann sich nun selbst davon überzeugen. Man nehme z. B. die folgende Naturschilderung, als Probe von den tausenden, die sich in seinen Schriften finden, keineswegs als die beste, sondern einfach als die kürzeste.

„Einen solchen Mai wie den heurigen (von 1794) hat die Natur bei Menschengedenken nicht — angefangen: denn wir haben erst den fünfzehnten. Leute von Einsichten mußten sich seit Jahrhunderten jedes Jahr einmal ärgern, daß die deutschen Sänger Mailieder machten, da andere Monate eine poetische Nachtmusik weit eher verdienen; und ich bin oft so weit gegangen, daß ich den Sprachgebrauch der Marktweiber angriff, und statt Maibutter Juniusbutter sagte, desgleichen nur Junius-März-Aprillieder. — Aber du, heuriger Mai! verdienest alle Lieder auf deine rauhen Namensvettern auf einmal! — Beim Himmel! wenn ich jetzt aus der gaukelnden helldunkeln Akazienlaube des Schloßgartens, in der ich dieses Kapitel schreibe, heraustrete in den weiten lebendigen Tag, und zum wärmenden Himmel aufsehe, und über seine unter ihm aufquellende Erde: so thut sich vor mir der Frühling wie ein volles kräftiges Gewitter mit einem blauen und grünen Glanze auf. — Ich sehe die Sonne am Abendhimmel in Rosen stehen, in die sie ihren Strahlenpinsel, womit sie heute die Erde ausgemalet, hineinwirft, — und wenn ich mich ein wenig umsehe in ihrer Gemäldeausstellung: so ist ihre Schmelzmalerei auf den Bergen noch heiß, — auf dem nassen Kalk der nassen Erde trocknen die Blumen mit Saftfarben gefüllt, und an den Bächen die Vergißmeinnicht mit Miniaturfarben — unter die Glasur der Ströme hat die Malerin ihr eignes Auge gefasset, und die Wolken hat sie wie ein Decorationsmaler nur mit wilden Umrissen und einfachen Farben gezeichnet; und so steht sie am Rande der Erde und blickt ihren großen vor ihr stehenden Frühling an, dessen Faltenwurf Thäler sind, dessen Brustbouquet Gärten und dessen Erröthen ein Frühlingsabend ist und der, wenn er sich aufrichtet, der — Sommer wird."

Oder die folgende, in welcher überdies noch zwei glückliche lebende Gestalten, eine Braut und ein Bräutigam an ihrem Hochzeitstage vorkommen.

„Er führte sie aus dem schwülen Tanzsaal in den kühlenden Abend. Warum legt der Abend, warum die Nacht heißere Liebe in unser Herz? Ist's der nächtliche Druck der Hülflosigkeit oder ist's die erhebende Absonderung aus dem Lebensgewühle, die Verhüllung der Welt, worin der Seele

nichts mehr bleibt als Seelen, ist's darum, weswegen die Buchstaben, womit der geliebte Name in unserem Innern steht, gleich als wären sie Phosphor-Schrift, zu Nachts brennend erscheinen, indeß sie am Tage nur im bewölkten Umriß rauchen? —

„Er ging mit seiner Braut in den Schloßgarten: sie eilte schnell durch das Schloß und vor dessen Gesindstube vorüber, wo die schönen Blumen des Jugendlebens unter einem langen Druckwerk breit und trocken gepresset wurden, und ihre Seele that sich groß und athmend im freien offnen Garten auf, in dessen Blumenerde das Schicksal den ersten Blumensamen ihres heutigen Lebensflores ausgeworfen hatte. Stilles Eden! Grünes mit Blüthen zitterndes Helldunkel! — Der Mond ruht unter der Erde, wie ein Todter; aber jenseits des Gartens sind der Sonne helle rothe Abendwolken wie Rosenblätter abgefallen, und der Abendstern, der Brautführer der Sonne, schwebt wie ein glänzender Schmetterling über dem Rosenroth und nimmt, bescheiden wie eine Braut, keinem einzigen Sternchen sein Licht.

„Die zwei Menschen kamen an die alte Gärtners Hütte, die zugeschlossen und stumm mit finstern Stuben im lichten Garten stand, wie eine Vergangenheit in der Gegenwart. Entblößtes Gezweig der Bäume verschränkte sich mit fetten halben Blättern über dem dichten sich durchgreifenden Laubwerk der Stauden. — Der Frühling stand als Sieger neben dem zu Füßen liegenden Winter. — Im blauen Teiche ohne Blut war ein dunkler Abendhimmel ausgegraben, und sein Abfluß wässerte rauschend die Beete. — Die Silberfunken der Sternbilder sprangen auf dem Altare des Morgens auf, und fielen erloschen in das rothe Meer des Abends nieder. — —

„Der Wind schwirrte wie ein Nachtvogel lauter durch die Bäume, und gab der Akazienlaube Töne, und die Töne riefen den Menschen, die in ihr einstmals glücklich wurden, zu: „trete herein, neues Menschenpaar, und denk an das, was vergangen ist, und an mein Verwelken und an Deines, und sei heilig wie die Ewigkeit, und weine nicht blos vor Freude, sondern auch vor Dankbarkeit!" — — —

„Sie kamen vor dem rauschenden leuchtenden Hochzeithause an; aber ihre erweichten Herzen suchten Stille auf und fremdes Anstreifen störte wie am blühenden Wein, die Blumen-Vermählung der Seelen: sie kehrten lieber wieder um, und wandten sich in den Gottesacker hinauf, um ihre Rührungen zu bewahren. Groß stand auf Gräbern und Bergen die Nacht vor dem Herzen und machte es groß. Ueber dem weißen Thurm-Obeliskus ruhte

der Himmel **blauer** und **dunkler**, und hinter ihm flatterte der abgedorrte Gipfel des niedrigern Maienbaums mit entfärbter Fahne. Da erblickte der Sohn das Grab seines Vaters, auf dem der Wind die kleine Thüre des metallenen Kreuzes knarrend auf- und zuschlug, um das auf Messing eingeätzte Jahr seines Todes lesen zu lassen. —— Eine heiße Wehmuth ergriff mit heftigen Thränenströmen sein losgerissenes Herz und trieb ihn an den verfallnen Hügel, und er führte seine Braut an das Grab und sagte: „Hier schläft er, mein guter Vater — schon im zweiunddreißigsten Jahre ging er hier ein zur ewigen Ruhe. — O Du guter, theurer Vater, könntest Du doch heute die Freude Deines Sohnes sehen wie meine Mutter! — Ach Du bester Vater, Deine Augenhöhle ist leer und Deine Brust voll Asche und Du siehst uns nicht.“ — Er verstummte. — Die bedrängte Braut weinte laut, sie sah die morschen Särge ihrer Eltern aufgehen und die zwei Todten sich aufrichten und sich umschauen nach ihrer Tochter, die so lange von ihnen verlassen auf der Erde blieb. — Sie stürzte an sein Herz und stammelte: O Theurer, ich habe weder Vater noch Mutter, verlaß mich niemals.

„O Du, der Du noch einen Vater oder eine Mutter hast, danke Gott an dem Tage dafür, wo Deine Seele voll Freudenthränen ist und eine Brust bedarf, an der sie sie vergießen kann. . . .

„Und mit dieser edeln Umarmung am Grabe eines Vaters schließe sich heilig dieser Freudentag! —“

In solchen Stellen, so kurz sie auch sind, wird, glauben wir, ein erfahrenes Auge einige Züge von Originalität sowohl als allerdings auch von Seltsamkeit finden; ein offener Sinn für Natur, ein weiches Herz, eine warme reiche Phantasie und hier und da eine tieferliegende Strömung des Humors sind deutlich genug erkennbar.

Von dieser letztern Eigenschaft, welche, wie oft gesagt worden, Richter's hervorragendste und stärkste Seite ist, möchten wir unsern Lesern gern einen richtigen Begriff geben, wissen aber nicht recht, wie wir es machen sollen. Da es ächt poetischer Humor ist, keine bloße Witzelei oder gemeine Karrikatur, so ist er gleichsam wie eine feine Essenz, wie eine Seele. Wir entdecken ihn nur in ganzen Werken und Schilderungen, eben so wie die Seele nur im lebenden Körper, nicht in einzelnen Gliedern und Bruchstücken zu sehen ist.

Richter's Humor nimmt eine große Menge Gestalten an, von welchen

einige ziemlich grotesk und buntscheckig sind. Sie erstrecken sich von der leichten freundlich komischen Ader Sterne's in seinem „Trim“ und „Onkel Toby“ über alle dazwischenliegenden Grade bis zu dem Grimmigschroffen, Possenhafttragischen, wie wir es zuweilen in Hogarth's Zeichnungen sehen, ja bis zu noch schwärzeren und unheimlicheren Bildern als diesen.

Zu der erstern Gattung gehören seine Charaktere Firlein, Schmelzle, Fibel; zu den letztern sein Vult, Giannozzo, Leibgeber und Schoppe, welche letztern eigentlich ein und derselbe sind. Von diesen und dem Geiste, der in ihnen herrscht, würde es uns durch Auszüge oder Uebertragungen und Umschreibungen nicht möglich sein, eine andere als höchst unangemessene und sogar unrichtige Idee zu geben.

Nicht ohne Widerstreben haben wir daher diese ursprünglich gefaßte Absicht wieder aufgegeben und müssen uns mit einem „Extrablatt“ oder einer andern leicht auszuhebenden Stelle begnügen, welche, wenn sie auch kein Emblem von Richter's Humor gewährt, doch das Annäherndste ist, was wir unter diesen Umständen bieten können. Von den „Extrablättern“ im „Hesperus“ allein könnte man ein ziemlich umfängliches Buch zusammenstellen, welches zu den seltsamsten seiner Gattung gehören dürfte. Die meisten davon sind jedoch national, würden ohne Commentar kaum verstanden werden und selbst dann immer noch verlieren, denn der Humor darf nicht durch ein Glas betrachtet werden, sondern man muß ihn von Angesicht zu Angesicht schauen.

Das nachstehende Extrablatt ist keins der besten, doch dreht es sich um einen europäischen Gegenstand; auf jeden Fall ist es ein englischer.

„Extrablatt über töchtervolle Häuser!

„Das Haus des Ministers war ein offner Buchladen, dessen Werke (die Töchter) man da lesen, aber nicht nach Hause nehmen konnte. Obgleich die fünf andern Töchter in fünf Privatbibliotheken als Weiber standen, und eine in der Erde zu Maienthal die Kindereien des Lebens verschlief; so waren doch in diesem Töchter-Handelshaus noch drei Freiexemplare für gute Freunde feil. Der Minister gab bei den Ziehungen aus der Aemter-Lotterie gern seine Töchter zu Prämien für große Gewinnste und Treffer her. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er, wenn nicht Verstand, doch eine Frau. In einem tochterreichen Hause müssen, wie in der Peterskirche, Beichtstühle für alle Nationen, für alle Charaktere, für alle Fehler stehen, damit

die Töchter als Beichtmütter darin sitzen und von Allem absolviren, blos die Ehelosigkeit ausgenommen. Ich habe oft als Naturforscher die weisen Anstalten der Natur zur Verbreitung der Töchter und Kräuter bewundert; ist's nicht eine weise Einrichtung, sagt' ich zum naturhistorischen Göze, daß die Natur gerade denen Mädchen, die zu ihrem Leben einen reichen mineralischen Boden brauchen, etwas Anhäkelndes giebt, womit sie sich an elende Ehe-Finken setzen, die sie an fette Oerter tragen? So bemerkt Linnée*), wie Sie wissen, daß Saamenarten, die nur in fetter Erde fortkommen, Häkchen anhaben, um sich leichter an's Vieh zu hängen, das sie in den Stall und Dünger trägt. Wunderbar streuet die Natur durch den Wind — Vater und Mutter müssen ihn machen — Töchter und Fichtensaamen in die urbaren Forstplätze hin. Wer bemerkt nicht die Endabsicht, daß manche Tochter darum von der Natur gewisse Reize in benannten Zahlen hat, damit irgend ein Landsasse, ein infulirter Abt, ein Cardinaldiakonus, ein apanagirter Prinz oder ein bloßer Land-Edelmann herkomme und besagte Reizende nehme, und als Brautführer oder englischer Brautvater sie schon ganz fertig irgend einem sonstigen Tropfen übergebe, als eine auf den Kauf gemachte Frau? Und finden wir bei den Heidelbeeren eine geringere Vorsorge der Natur? Merket nicht derselbe Linnée in derselben Abhandlung an, daß sie in einen nährenden Saft gehüllet sind, damit sie den Fuchs anreizen, sie zu fressen, worauf der Schelm — verdauen kann er sie nicht — so gut er weiß, ihr Säemann wird? —

„O mein Inneres ist ernsthafter als ihr meint, die Eltern ärgern mich, die Seelenverkäufer sind; die Töchter dauern mich, die Negersklavinnen werden — ach ist's dann ein Wunder, wenn die Töchter, die auf dem westindischen Markte tanzen, lachen, reden, singen mußten, um vom Herrn einer Plantage heimgeführt zu werden, wenn diese, sag' ich, eben so sklavisch behandelt werden, als sie verkauft und eingekauft wurden? Ihr armen Lämmer! — Und doch, ihr seid eben so arg wie eure Schaf-Mütter und Väter — was soll man mit seinem Enthusiasmus für euer Geschlecht machen, wenn man durch deutsche Städte reiset, wo jeder Reichste oder Vornehmste, und wenn er ein weitläuftiger Anverwandter vom Teufel selbst wäre, auf dreißig Häuser mit dem Finger zeigen und sagen kann: „ich weiß nicht, soll ich aus dem perlfarbenen, oder nußfarbenen, oder stahlgrünen Hause eine heirathen:

*) S. dessen amoen. acad. die Abhandlung von der bewohnten Erde.

offen sind die Kaufläden alle!" — Wie, ihr Mädchen, ist denn euer Herz so wenig werth, daß ihr's wie alte Kleider, nach jeder Mode, nach jeder Brust zuschneidet, und wird's denn wie eine sinesische Kugel, bald groß, bald winzig, um in eines männlichen Herzens Kugelform und Ehering-Futteral einzupassen? — „Es muß wohl, wenn man nicht sitzen bleiben will, wie die heilige NN.", antworten mir die, denen ich nicht antworte, weil ich mich mit Verachtung wegwende von ihnen, um der sogenannten heiligen NN. zu sagen: „Verlassene, aber Geduldige! Verkannte und Verblühte! Erinnere dich der Zeiten nicht, wo du noch auf bessere hofftest, als die jetzigen, und bereue den edeln Stolz deines Herzens nie! Es ist nicht allemal Pflicht, zu heirathen, aber es ist allemal Pflicht, sich nichts zu vergeben, auf Kosten der Ehre nie glücklich zu werden, und Ehelosigkeit nicht durch Ehrlosigkeit zu vermeiden. Unbewunderte, einsame Heldin! in deiner letzten Stunde, wo das ganze Leben und die vorigen Güter und Gerüste des Lebens in Trümmer zerschlagen voraus hinunterfallen, in jener Stunde wirst du über dein ausgeleertes Leben hinschauen, es werden zwar keine Kinder, kein Gatte, keine nassen Augen darin stehen, aber in der leeren Dämmerung wird einsam eine große, holde, englisch-lächelnde, strahlende, göttliche und zu den Göttlichen aufsteigende Gestalt schweben und dir winken, mit ihr aufzusteigen — o steige mit ihr auf, die Gestalt ist deine Tugend." —

Wir haben, und zwar mit Wärme, bereits oben von Jean Paul's Phantasie, von seiner frommen erhabenen Gesinnung gesprochen, und es würde uns nicht anders als angenehm sein, wenn wir unsern Lesern auch hiervon Proben vorlegen könnten. Leider müssen sie sich jedoch auch in dieser Beziehung mit einigen unvollkommenen Einblicken begnügen. Welchen religiösen Ansichten und Bestrebungen er speziell huldigte, wie dieser edelste Theil des menschlichen Interesse sich in einem solchen Geiste darstellte — dazu bedürfte es einer langen Auseinandersetzung, auch wenn wir es mit Gewißheit wüßten. An einer Stelle seiner Werke deutet er an, daß „die Seele, welche von Natur himmelwärts blickt, in dieser unserer Zeit ohne Tempel sei", in welchem kleinen Satze der denkende Leser viel entziffern wird.

„Ja, es wird zwar ein anderes Zeitalter kommen," sagt Paul, „wo es licht wird und wo der Mensch aus erhabnen Träumen erwacht und die Träume — wieder findet, weil er nichts verlor als den Schlaf. —

„Die Steine und Felsen, welche zwei eingehüllte Gestalten, Nothwendigkeit und Laster, wie Deukalion und Pyrrha hinter sich werfen nach den Guten, werden zu neuen Menschen werden. —

„Und auf dem Abendthore dieses Jahrhunderts steht: Hier geht der Weg zur Tugend und Weisheit; so wie auf dem Abendthor zu Cherson die erhabene Inschrift: Hier geht der Weg nach Byzanz. — —

„Unendliche Vorsicht, du wirst Tag werden lassen. —

„Aber noch streitet die zwölfte Stunde der Nacht: die Nachtraubvögel ziehen; die Gespenster poltern; die Todten gaukeln; die Lebendigen träumen."

Wunderbare Erzeugnisse des Jean Paul'schen Geistes sind seine „Träume". Mit seltsamer poetischer Gewalt beherrscht er hier jenes Chaos der geistigen Natur und verkörpert in ihr eine ganze Welt voll Nacht, die nur von bleichen Schimmern oder grellen Lichtblitzen unterbrochen wird und mit ungeheuerlichen, abenteuerlichen, aber großartigen und bedeutungsvollen Gestalten bevölkert ist. Kein uns bekannter Dichter, nicht einmal Milton, besitzt eine so unermeßliche Einbildungskraft, einen solchen hinreißenden, tiefsinnigen althebräischen Geist, wie Richter in diesen Scenen. In seinen biographischen Notizen erwähnt er den Eindruck, den die folgenden Zeilen aus Shakspeare's „Sturm" auf ihn machten:

„Wir sind solcher Stoff
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf."

„Die Stelle in Shakspeare," sagt er, „mit Schlaf umgeben, von Plattner ausgesprochen, erschuf ganze Bücher in mir."

Hiermit müssen wir, vor der Hand wenigstens, unsere Lucubrationen über Jean Paul schließen. Die spezifischen Eigenthümlichkeiten eines solchen Genius und seines Wirkens und seiner Erfolge in den vielfältigen Regionen, in welchen er wohnte und thätig war, mit nur annähernder Genauigkeit zu schildern und zu malen, wäre eine langwierige Aufgabe, zu welcher wir vielleicht hier einigen Grund gelegt haben und die wir bei passender Gelegenheit mit großem Vergnügen wieder aufnehmen werden.

Wahrscheinlich werden unsere Leser, wenn sie all diese seltsamen Dinge überdenken, nur zu oft an jene „Costüm-Episode" Paul's zurückdenken und sich der Meinung zuneigen, daß er wie im Leben, so auch im Schreiben ein Sonderling gewesen sei und fortwährenden Affectationen gehuldigt habe. Wir wollen über diesen Punkt nicht streiten und uns nicht in das Labyrinth hineinwagen, in welches ein solcher Streit uns führen würde.

Gleichzeitig aber hoffen wir, daß Viele, im Einverständniß mit uns, Richter so wie er war, ehren und trotz seiner hundert wirklichen und seiner zehntausend scheinbaren Fehler unter diesem wunderbaren Gewand den Geist eines ächten Dichters und Philosophen erkennen werden.

Als einen Dichter, und zwar als einen der größten seiner Zeit, müssen wir ihn betrachten, obschon er keine Verse schrieb; als einen Philosophen, obschon er keine Systeme aufstellte, denn die „göttliche Weltidee" stand in klarem ätherischem Lichte vor seinem Geiste; er erkannte das Unsichtbare selbst unter den niedrigen Formen dieser Tage und strebte mit hohem, starkem, begeistertem Herzen, es in dem Sichtbaren darzustellen und seinen Mitmenschen zu verkünden.

Diese eine Tugend, die Grundlage aller anderen, und die uns durch gründliches Studium in Jean Paul immer deutlicher und deutlicher enthüllt wird, bedeckt weit größere Sünden, als die seinen waren. Sie hebt ihn in eine ganz andere Sphäre, als die der tausend zierlichen süßlichen Sänger und von Ursache und Wirkung schwatzenden Philosophen seines Vaterlandes sowohl als anderer Nationen, der Million Romanfabrikanten, Skizzenschmierer und dergleichen zu geschweigen.

Einen solchen Mann können wir mit Recht zum allgemeinen Studium empfehlen, während wir Die, welche bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge ihn vielleicht am meisten tadeln, an den alten Spruch erinnern: „Außerordentliche Erscheinungen muß man stets mit eigenen Augen zu betrachten suchen."

Boswell's Lebensgeschichte Johnson's*).

(1832.)

Aesop's Fliege, die auf der Axe des Wagens saß, ist sehr ausgelacht worden, weil sie ausrief: „Was für einen Staub jage ich doch in die Höhe!" Und wer von uns hätte sich in seiner Art und Weise nicht zuweilen einer ähnlichen Lächerlichkeit schuldig gemacht? Ja, so thöricht sind die Menschen, daß sie oft ganz bequem als Zuschauer auf der Heerstraße stehend, freiwillig von der Fliege — ohne dieselbe Versuchung zu haben wie diese — ausrufen und zwar zu demselben Zwecke: „Was für einen Staub jagst du in die Höhe!" Ganz kleine Sterbliche erscheinen oft groß, wenn sie durch die Umstände in die Höhe gehoben werden und ganz kleine mit ihnen in Verbindung stehende Erscheinungen werden als wichtig behandelt, emsig nach allen Seiten hin untersucht und mit lauter Emphase besprochen.

Daß Mr. Croker eine neue Ausgabe von Boswell's Lebensgeschichte Johnson's veranstaltete, war ein lobenswerthes, aber keineswegs wunderbares Unternehmen; auch konnte die Vollendung eines solchen in einer Epoche wie die unsere keineswegs als ein Ereigniß in der allgemeinen Weltgeschichte betrachtet werden, und die richtige oder unrichtige Ausführung war in der That und Wahrheit ein ganz unbedeutender Gegenstand.

Und dennoch saß dieses kleine Ereigniß in großer Umgebung auf der Axe eines hohen, schnell dahinrollenden Parlamentswagens und alle Welt hat über dasselbe und seinen Autor ausgerufen: „Was für einen Staub jagst du empor!" Man sehe die Revuen und anderen „Organe der öffent-

---

*) The Life of Samuel Johnson, L. L. D.; including a Tour to the Hebrides: By James Boswell, Esq. — A new Edition, with numerous Additions and Notes: By John Wilson Croker, L. L. D., F. R. S. 5 vols. London, 1831.

lichen Meinung", von dem National Omnibus an aufwärts. Tadelnde und lobende Kritiken entströmen ihren tausend metallenen oder ledernen Kehlen; hier lobsingende Jo-paeans, dort grollender Donner oder heftiges Spitzmausgequike, bis das Ohr des Publikums davon fast betäubt ward. Boswell's Buch hatte im Vergleich mit dieser neuen Ausgabe von Boswell's Buch eine sehr geräuschlose Geburt. Andererseits erwäge man, mit welchem Geräusch das „verlorene Paradies" und die „Iliade" Milton's ins Publikum eingeführt wurden.

Einen solchen Lärm noch mehr zu erhöhen oder über seine Zeit hinaus zu verlängern, scheint keineswegs hier unser Beruf zu sein. Im äußersten Falle sind wir vielleicht verbunden, mit aller möglichen Kürze einfachen Lesern mitzutheilen, welche Art von Leistung dies ist, besonders ob sie nach unserer bescheidenen Meinung verdient, daß man drei Pfund Sterling dafür ausgebe oder nicht. Die ganze Sache gehört unverkennbar den niedrigen Reihen der trivialen Klasse an.

Wir wollen daher bereitwilligst zugestehen, daß, wie Johnson einmal sagte und der Herausgeber wiederholt, „alle Werke, welche öffentliche Sitten schildern, in sechzig oder siebzig Jahren oder auch noch eher mit Noten versehen werden müssen"; daß demgemäß eine neue Ausgabe von Boswell wünschenswerth war und daß Mr. Croker eine solche gegeben hat. Zu dieser Aufgabe hatte er verschiedene Befähigungen: seinen eigenen freiwilligen Entschluß, sie zu übernehmen; seine hohe Stellung in der Gesellschaft, die ihm alle Archive erschloß; nicht weniger vielleicht eine gewisse natürliche oder erworbene anekdotisch-biographische Geistesrichtung, wir meinen eine Vorliebe für die kleineren Ereignisse der Geschichte und Talent zur Erforschung derselben.

Hierbei müssen wir auch ferner zugeben, daß er sehr fleißig gewesen ist; mit der größten Ausdauer nah und fern Nachforschungen angestellt, auch aus seinen eigenen reichen Vorräthen in umfassender Weise geschöpft zu haben scheint, und auf diese Weise uns dem Anscheine nach ganz genau Vieles erzählt, was er nicht auf den Heerstraßen gefunden, sondern suchen und ausgraben mußte.

Zahlreiche Personen, größtentheils von vornehmem Stande, treten in diesen Anmerkungen auf; wann und auch wo sie das Licht der Welt erblickten, angestellt oder befördert, aus dem Leben abgerufen und begraben wurden — nur was sie außer ihrer Verdauung noch thaten, bleibt oft zu

geheimnißvoll — ist ziemlich treu angegeben. Alles, was ihre verschiedenen und ohne Zweifel weit umhergestreuten Grabsteine uns hätten lehren können, wird uns hier mit einem Male in einem gebundenen Buche vorgelegt.

Auf diese Weise ist ein unzweifelhafter, obschon kleiner Sieg über unsern großen Feind, die alles vernichtende Zeit, errungen und soll uns als solcher willkommen sein.

Ja, wir müssen auch hinzufügen, daß der Geist des Fleißes, welcher in dieser Beziehung entwickelt worden, dem Herausgeber bis an's Ende seines Werks treulich zur Seite zu stehen scheint. Er behält den Text überall scharf im Auge; bringt das Entfernte mit dem Gegenwärtigen in Einklang oder deutet wenigstens die Unvereinbarkeit an und bedauert sie; er erläutert und glättet und übt in jeder Beziehung nach seinen besten Kräften eine strenge redactionelle Aufsicht. Jede kleine lateinische, oder auch griechische Phrase ist, und zwar größtentheils mit vollkommener Genauigkeit, in's Englische übertragen; die vorkommenden Citate sind nach Befinden berichtigt worden.

Dabei ist überdies nach allen Seiten hin ein gewisser Geist des Anstandes aufrecht erhalten und durchgeführt; wir bemerken, wenn auch nicht gute Moral, doch gute Sitten, und wenn auch nicht Religion und ein frommes christliches Herz, doch Orthodoxie und einen saubern schaufelhütigen Blick, — was im Vergleich mit dem platten Nichts schon etwas sehr Bedeutendes ist.

Ein nicht zu verachtender Triumph dieses letztern Geistes liegt auch darin, daß, obschon der Herausgeber als ein entschiedener Politiker und Parteimann bekannt ist, er doch sorgfältig alle Versuchungen zu Ueberschreitungen nach dieser Seite hin sorgfältig niedergekämpft hat, und ausgenommen an ganz unwillkürlichen Andeutungen und gleichsam der vorherrschenden Stimmung des Ganzen, könnte man nicht entdecken, unter welcher politischen Fahne er steht und kämpft.

Dies ist, wie wir schon bemerkt haben, ein großer Triumph des Anstandsprinzips und dafür wie für jene anderen Leistungen gebührt dem Herausgeber alles Lob.

Damit jedoch erreicht das Lob unglücklicherweise schon sein Ende. Fleiß, Treue, Anstand sind gut und unerläßlich und dennoch reichen sie ohne Fähigkeit und ohne Licht nicht aus. Zugleich mit jener Leichensteinbelehrung, vielleicht sogar ohne einen großen Theil derselben, hätten wir gern

auf eine oder die andere Weise eine Antwort auf die wichtige Frage vernommen: Was und wie war das englische Leben in Johnson's Zeit; worin ist das unsere im Laufe der Zeit abgewichen? Mit andern Worten: Welche Dinge haben wir zu vergessen und welche uns vorzustellen und in's Gedächtniß zurückzurufen, ehe wir aus einer solchen Entfernung uns an Johnson's Stelle setzen und so im vollen Sinne des Worts ihn, seine Worte und seine Thaten verstehen können?

Dies war in der That ganz speziell die Aufgabe, welche ein Commentator und Herausgeber zu lösen hatte. Eine vollständige Lösung derselben wäre seine Pflicht gewesen; sein ganzes Denken hätte von vollkommener Einsicht in dieselbe durchdrungen sein sollen. Sowohl im Wege ausdrücklicher Abhandlung, als auch beiläufiger Auseinandersetzung und Andeutung würden sich Gelegenheiten genug dargeboten haben, auf dieses Ziel hinzuarbeiten. Was in der Gestalt der Vergangenheit dunkel war, wäre dadurch aufgeklärt worden; Boswell wäre nicht blos dem Scheine und den Worten nach, sondern in der That und Wahrheit wieder neu und für uns, die wir von ihm getrennt sind, eben so leserlich gemacht worden, wie er für seine Zeitgenossen war.

Von allem diesen ist aber hier sehr wenig versucht worden, während die Ausführung sich auf sehr wenig oder geradezu auf nichts reducirt.

Ohne Zweifel wird es für diese Unterlassung nicht an Entschuldigungen fehlen, eben so wenig wie für unzählige andere Versäumnisse und Ungehörigkeiten, wie wenn z. B. der Herausgeber sorgfältig etwas erklärt, was schon sonnenklar ist und dann wieder mit ziemlich naiver Offenheit zugiebt, daß er dies und jenes nicht verstehe oder begreife, während doch größtentheils der Leser nicht umhin kann, die fraglichen Stellen recht wohl zu verstehen und zu begreifen.

Wenn daher z. B. Johnson an einer Stelle sagt, daß englische Eigennamen in lateinischen Versen nicht gebraucht werden sollten und sich dann in dem nächsten Satze tadelnd darüber ausspricht, daß „Carteret" als Dactylus gebraucht worden, wird da wohl die Mehrzahl der Sterblichen etwas Unklares entdecken? Oder wiederum, wo der arme Boswell schreibt: „Ich entsinne mich sehr oft einer Bemerkung, welche eine in Frankreich erzogene türkische Dame gegen mich machte, indem sie sagte: ‚Ma foi, monsieur, notre bonheur dépend de la façon que notre sang circule;' — wo ist da, obschon die türkische Dame hier englisch-französisch spricht, die Nothwendigkeit

zu einer Anmerkung vorhanden, wie folgende: „Mr. Boswell glaubte ohne Zweifel, diese Worte hätten eine gewisse Bedeutung, sonst würde er sie schwerlich citirt haben; worin aber diese Bedeutung besteht, vermag der Herausgeber nicht zu errathen"? Der Herausgeber ist offenbar kein Hexenmeister im Räthselrathen.

Für diese und ähnliche Mängel ist die Entschuldigung, wie wir schon oben sagten, zur Hand; die Thatsache aber, daß sie existiren, ist nicht weniger gewiß und bedauerlich.

In der That ist es gleich von vornherein auf betrübende Weise ersichtlich, wie sehr es dem Herausgeber, der doch mit allen äußeren Mitteln so wohl versehen ist, innerlich an den Mitteln fehlt, sich selbst einen richtigen Begriff von Johnson und Johnson's Leben zu machen und deshalb mit großer Hoffnung auf etwas Erbauliches über diesen Gegenstand zu sprechen.

Viel zu leichtsinnig ist gleich von Haus aus für ausgemacht angenommen, daß der Hunger, die große Basis unseres Lebens, auch dessen Gipfelpunkt und letzte Vollkommenheit sei; daß so wie „Dürftigkeit, Habgier und Ehrgeiz" die Haupteigenschaften der meisten Menschen sind, so auch kein Mensch, nicht einmal ein Johnson, nach irgend einem andern Prinzip handelt oder auch nur denkt zu handeln. Alles, was daher nicht auf die beiden ersten Kategorien (Armuth und Habgier) zurückgeführt werden kann, wird ohne weitere Umstände unter die letztere rangirt.

Dies ist der eigentliche Punkt, wo unser Herausgeber lästig und für schwächere Leser sogar anstößig wird. „Was kann es nützen," werden diese ausrufen, „wenn wir noch einen schwachen Schatten von Glauben hatten, daß der Mensch etwas Besseres sei, als eine egoistische Verdauungsmaschine, was kann es dann nützen, bei jeder Gelegenheit zu erklären, wie dies und das, was uns an dem alten Samuel edel erschienen, im Grunde genommen, gemein und niedrig sei, daß es auch für ihn nichts Wirkliches gegeben, als den Magen, und daß mit Ausnahme von Pudding und der feineren Art Pudding, welche man Lob nennt, das Leben keinen Nahrungsstoff für ihn hatte? Warum zum Beispiel, wenn wir wissen, daß Johnson sein Weib liebte und ausdrücklich sagt, daß ihre Verheirathung von beiden Seiten eine Liebesheirath gewesen, — warum, fragen wir, öffnen sich dann zwei geschlossene Lippen, um uns weiter nichts zu sagen, als: „Ist es nicht möglich, daß der offenbare Vortheil, eine erfahrene Frau zu besitzen, welche ein Institut dieser Art (seine Schule) beaufsichtigen konnte, viel zum Abschluß

einer Heirath beigetragen haben mag, die in Bezug auf die Lebensjahre eine so ungleiche war. — Ed." ? — Oder wenn in dem Texte der ehrliche Cyniker ungenirt von seiner früheren Armuth spricht und es bekannt ist, daß er einmal längere Zeit von fünfthalb Pence täglich lebte, — braucht dann wohl ein Commentator vorzutreten, um die Bemerkung zu machen: „Wenn wir finden, daß Dr. Johnson unangenehme Wahrheiten zu oder von andern Leuten sagt, so dürfen wir nicht vergessen, daß er sich auch selbst nicht geschont zu haben scheint und zwar bei Gelegenheiten, wo es ihm zu verzeihen gewesen wäre, wenn er es gethan hätte?" — „Mit einem Worte," fährt der erbitterte Leser fort, „warum stehen Noten dieser Art gleichsam mir zum Trotze da, wo es eigentlich gar keiner Note bedurft hätte?"

Lieber Leser, antworten wir, erzürne Dich nicht. Was konnte ein ehrlicher Commentator weiter thun, als Dir das Beste geben, was er hatte? So war das Bild und Theorem, welches er sich von der Welt und von dem menschlichen Thun in derselben gemacht; nimm es hin und ziehe weise Schlüsse daraus. Wenn es wirklich einen Anführer der öffentlichen Meinung und Vorkämpfer der Orthodoxie in der Kirche eines Jesus von Nazareth gegeben, welcher der Meinung war, der Ruhm des Menschen bestehe darin, nicht arm zu sein und daß ein Weiser und Prophet seiner Zeit nothwendig erröthen muß, weil die Welt ihm nicht mehr bezahlt als fünfthalb Pence per diem, — war nicht die Thatsache einer solchen Existenz des Wissens und des Beachtens werth?

Von weit milderer Färbung und doch für uns praktisch von ganz entstellender und für das gegenwärtige Unternehmen höchst nachtheiliger Art, ist ein zweiter großer Hauptfehler, der letzte, dessen Darlegung wir hier für unsere Pflicht halten.

Dieser Fehler besteht darin, daß unser Herausgeber auf verderbliche und fast überraschende Weise die Grenzen der Function eines Herausgebers verkannt hat und so, anstatt mit seiner Feder am Rande zu arbeiten und nach besten Kräften zu erläutern, kühn mit seiner Scheere mitten in das Blatt hineinfährt und nach Gutdünken darin herumschneidet! Vier Bücher hatte Mr. C. von ihm, aus welchen er Licht für das fünfte schöpfen konnte, welches von Boswell herrührte. Aber was macht er? Er schneidet ganz ungenirt sämmtliche fünf Bände in Stücke und nähet sie ganz nach seiner Bequemlichkeit in ein sextum quid zusammen und giebt Boswell für den Verfasser des Ganzen aus.

Aber durch welche Zauberei, werden unsere Leser fragen, hat er dies bewirkt? Wir antworten: Auf die einfachste Weise von der Welt, nämlich durch Klammern. Noch nie zuvor hat die Klammer in diesem Maße gezeigt, was sie vermag. Man beginnt einen Satz unter Boswell's Leitung und glaubt von derselben glücklich hindurchgeführt zu werden. Aber damit ist es nichts, denn in der Mitte, vielleicht nach einem Semikolon und einem darauffolgenden „denn" taucht eine jener Klammerverbindungen empor und zwingt den Leser, statt einer halben Seite, zwanzig oder dreißig Seiten eines Hawkins, Tyers, Murphy oder Piozzi durchzumachen, so daß man oft die alte wehmüthige Betrachtung anstellen muß: Wo wir sind, das wissen wir; aber wohin wir gerathen, das weiß kein Mensch!

Eben so sagt man auch sehr wahr: „Zwischen dem Becher und der Lippe liegt noch Vieles;" hier aber ist die Sache noch trauriger, denn erst nach reiflicher Erwägung kann man, wenn der Becher schon an der Lippe steht, ermitteln, was für eine Flüssigkeit es ist, die man einschluckt — ob Boswell's französischer Wein, mit welchem man begann, oder Piozzi's Ingwerbier oder Hawkins' Doppelbier oder vielleicht irgend eines andern großen Brauers Kofent oder sogar Essig, der auf verstohlene Weise untergeschoben worden. Eine originelle Situation, die man nicht gern zum zweiten Male versucht! Welchen Begriff Mr. Croker von einem literarischen Ganzen und dem Dinge hat, welches man ein Buch nennt und wie es kam, daß nicht sogar der Preßbengel sich gegen ein solches Sammelsurium empörte und sich weigerte, es zu drucken, — das ist uns unerklärlich.

Doch nun haben wir gesagt, was wir sagen wollten. Alle Fehler sind, wie die Morallehrer uns sagen, eigentlich blos Unzulänglichkeiten; sogar Verbrechen sind weiter nichts als ein Nichtgenugthun, ein Kampf, aber mit unzulänglicher Kraft. Wie weit mehr muß daher bei bloßer Handarbeit und zwar nach redlicher Anstrengung eine solche Unzulänglichkeit entschuldigt werden! Mr. Croker sagt: „Das Schlimmste, was geschehen kann, ist, daß Alles, was der gegenwärtige Herausgeber beigetragen hat, wenn es dem Leser beliebt, als etwas Ueberflüssiges betrachtet werde." Es ist unsere angenehme Pflicht, das, was er gegeben hat, herzlich willkommen zu heißen und uns selbst für das zu bedanken, was er zu geben gedachte. Zunächst aber und schließlich ist es unsere schmerzliche Pflicht, da nöthig, laut zu erklären, daß sein Geschenk, wenn man es gegen das schwere Geld wiegt, welches die Buchhändler dafür verlangen, nach unserer Ansicht

viel zu leicht ist. Es ist demgemäß kein Theil unseres kleinen schwebenden Kapitals in diesem Geschäft angelegt worden und soll es auch nie werden, und wollten wir auch wirklich Geld für so etwas ausgeben, so giebt es doch einfach keine Ausgabe von Boswell, welcher diese letztere vorzuziehen wäre. Und nun genug und mehr als genug!

Zunächst nun haben wir ein Wort über James Boswell zu sprechen. Boswell ist schon vielfach commentirt worden, mehr aber in tadelnder, als in wahrhaft anerkennender Weise. Er war ein Mann, der sich den Augen der Welt sehr häufig vorführte. Er bekannte selbst, daß er frühzeitig nach Ruhm, oder wenn ihm dies nicht möglich war, wenigstens Aufsehen zu erregen trachtete, welches letztere ihm in größerem Maße gelang, als er eigentlich zu verdienen schien. Das Publikum ward nicht blos durch seine natürliche Liebe zu Skandal, sondern auch durch einen speziellen Grund des Neides angeregt, ihm so viel Uebles nachzusagen, als ihm nur immer nachgesagt werden konnte. Von den fünfzehn Millionen, welche damals lebten und auf den britischen Inseln Kost und Schlafstelle hatten, hat uns dieser Mann ein größeres Vergnügen verschafft, als irgend ein anderes Individuum, auf dessen Kosten wir uns jetzt belustigen. Vielleicht hat er uns auch einen Dienst geleistet, wie außer ihm höchstens nur Zwei oder Drei. Und dennoch — so undankbar sind wir — existirt nirgends eine geschriebene oder gesprochene Lobrede auf James Boswell; sein Lohn an materiellem Pudding — in so weit sein Honorar in Frage kam — war nicht sehr reichlich, und was leeres Lob betrifft, so ist es ihm gänzlich versagt worden. Die Menschen sind thörichter als Kinder, denn sie kennen nicht die Hand, welche sie füttert.

Boswell war ein Mann, dessen niedrige oder schlechte Eigenschaften dem Auge der Welt offenkundig und auch dem blödesten Blicke sichtbar waren. Seine guten Eigenschaften dagegen gehörten nicht der Zeit an, in welcher er lebte. Sie waren damals weit entfernt, gewöhnlich zu sein und hatten in einem solchen Grade fast nicht ihres Gleichen. Daher wurden sie auch nicht so leicht erkannt und es konnte sogar — so selten waren sie geworden — geschehen, daß man sie mit den Lastern vermengte, an welche sie angrenzten und woraus sie entsprungen waren. Daß er ein Weinsäufer war und gefräßig nach Allem haschte, was ihm einigen Genuß bereitete, wäre es auch blos für den Magen gewesen, das läßt sich fast nicht leugnen. Daß er eitel, leichtsinnig und ein Schwätzer war, bald den Schmarotzer, bald den

Prahler, bald den Gecken spielte; daß er sehr stolz that, wenn der Schneider durch einen Galaanzug einen neuen Menschen aus ihm gemacht hatte; daß er bei dem Shakspeare-Jubiläum mit einem Band, auf welchem die Worte „Corsika Boswell" standen, um den Hut erschien, und mit einem Worte keinen Tag seines Lebens verbrachte, ohne mehr zu sagen und zu thun, als eine einzige prätentiöse Albernheit — alles dies ist unglücklicherweise so klar, wie die Sonne am Himmel.

Sogar aus der Physiognomie Boswell's scheint sich dies schließen zu lassen. Diese aufgestülpte Nase, welche so gestaltet zu sein scheint, theils um über seine schwächeren Mitmenschen zu triumphiren, theils um den Geruch des kommenden Vergnügens einzusaugen und ihn von weitem zu wittern; diese wie halbgefüllte Weinschläuche herabhängenden Backen, dieser hervorragende Mund, diese fette wammige Unterkehle — wer sieht nicht in allem diesen Sinnlichkeit, Anmaßung und dreiste Dummheit! Der untere Theil von Boswell's Gesicht hat mit einem Worte einen niedrigen, fast thierischen Charakter.

Unglücklicherweise ist dagegen das Große und wahrhaft Gute, was in ihm lag, keineswegs so von selbst ersichtlich. Daß Boswell geistigen Notabilitäten nachjagte, daß er sie liebte und sogar kroch und rutschte, um nur in ihre Nähe zu kommen; daß er erst — um die Worte des alten Touchwood Auchinleck zu gebrauchen — „sich mit Paoli einließ und dann, nachdem er sich mit dem corsikanischen Landstreicher verunreinigt, sich zu einem Schulmeister gesellte, der eine Schule hielt und es eine Akademie nannte", daß er alles dies that und nicht umhin konnte, es zu thun, das rechnen wir ihm zu einem ganz besonderen Verdienst an. Er hatte ein für allemal einen „offenen Sinn", ein offenes liebendes Herz, welches so Wenige haben; wenn eine geistige Größe sich zeigte, so fühlte er sich gedrungen, sie anzuerkennen; er fühlte sich zu ihr hingezogen und konnte — mochte der alte Schwefelbrand von einem Laird sagen, was er wollte — nicht anders als mit ihr gehen, — wenn nicht als Herr oder auf gleichem Fuße, dann als Untergeordneter und Lakai; auf jeden Fall besser so als gar nicht.

Wenn wir nun bedenken, daß diese Liebe zu geistiger Größe nicht blos über eine üble Natur triumphiren mußte, sondern auch welch eine Erziehung und gesellige Stellung ihr widerstand und sie niederdrückte, so kann die angeborene Kraft, welche alles dies überwand, uns mit Recht in Erstaunen setzen. Man bedenke, welch ein innerer Impuls vorhanden gewesen

sein muß, wie viele hindernde Berge auf die Seite geschafft werden mußten, ehe der schottische Laird als bescheidener Diener die Knie — die Brust war ihm nicht erlaubt — des englischen Dominie umfassen durfte. „Der schottische Lord," sagt ein englischer Schriftsteller jener Zeit, „kann als der hungrigste und eitelste aller bekannten Zweifüßler definirt werden." Auch Boswell war ein Tory von ganz eigenthümlich feudaler, genealogischer und pragmatischer Gesinnung. Er war in einer Atmosphäre der Heraldik, zu den Füßen eines leibhaften Gamaliel in dieser Hinsicht erzogen, innerhalb nackter, nur mit Stammbäumen geschmückter Mauern, unter Dienern in fadenscheinigen Livreen, so daß alles von seiner Geburt an ihn lehrte eingedenk sein, daß ein Laird ein Laird sei.

Vielleicht lag eine spezielle Eitelkeit schon in seinem Blute. Der alte Auchinleck besaß, wenn auch nicht die prunkende, schweifspreizende Pfaueneitelkeit seines Sohns, nicht wenig von der langsam einherschreitenden, zanksüchtigen, zischenden Eitelkeit des Gänserichs — eine noch weit verderblichere Gattung. Schottische Advocaten erzählen jetzt noch, wie der alte Mann, nachdem er zufällig nach Abschaffung der erblichen Gerichtsbarkeit zum ersten königlichen Sheriff ernannt worden, gewohnt war, in eintönig schnüffelndem aufgeblähetem Tone seinen Urtheilsspruch von der Richterbank aus mit den Worten einzuleiten: „Ich, der erste königliche Sheriff in Schottland."

Und nun sehe man den würdigen Boswell, so voreingenommen und von Natur und Kunst zurückgehalten, nichtsdestoweniger wie Eisen seinem Magnete entgegenfliegen, wohin sein besserer Genius ihn rief! Man kann das Eisen und den Magnet umgeben, mit welchen Einhegungen und Einhüllungen man will — mit Holz, mit Kehricht, mit Messing; es hilft alles nichts, die beiden fühlen einander, sie streben einander rastlos zu, sie wollen beisammen sein. Das Eisen mag ein schottischer, dünkelhafter, aufgeblasener, kleiner Squire und der Magnet ein englischer Plebejer und sich bewegender stolzer, zornmüthiger, gebieterischer Lumpen- und Staubberg sein, so werden sie nichtsdestoweniger sich umarmen und unauflöslich aneinander haften!

Es ist eine der seltsamsten Erscheinungen des vergangenen Jahrhunderts, daß zu einer Zeit, wo das alte ehrfurchtsvolle Gefühl der Jüngerschaft — so wie es früher Menschen mit reichen Gaben und demüthiger Seele aus fernen Ländern zu den Füßen der Propheten führte — aus der praktischen Erfahrung der Menschen fast ganz hinweggeschwunden war und man schon glaubte, es sei nicht mehr vorhanden, obschon es dauernd und

unzerstörbar im innersten Herzen des Menschen wohnt, — James Boswell von allen andern Menschen derjenige war, welcher dieses Gefühl in so sonderbarer Gestalt der verwunderten und lange Zeit lachenden und spottenden Welt wieder vor Augen führte.

Man hat gewöhnlich gesagt: die gemeine Eitelkeit dieses Menschen war der einzige Grund, der ihn an Johnson fesselte; er wollte gern in seiner Nähe gesehen werden, er wollte sich den Anschein geben, als stünde er mit ihm in Verbindung. Nun wollen wir zugeben, daß keine aus gemeiner Eitelkeit entspringende Rücksicht James Boswell bei diesem seinem Verkehr mit Johnson oder überhaupt bei irgend einer wichtigen Handlung seines Lebens fremd sein konnte. Gleichzeitig aber frage man sich, ob eine solche Eitelkeit und nichts weiter ihn hierbei beseelte; ob dies das wahre Wesen und bewegende Prinzip der Erscheinung und nicht vielmehr ihr äußeres Gewand und die zufällige Umgebung (und Entstellung) war, in welcher sie an's Licht trat? Der Mann war von Natur und Gewohnheit eitel, ein Schmarotzer und Geck, das räumen wir ein; aber wenn auch nichts weiter als Eitelkeit in ihm gesteckt hätte, wäre dann wohl Samuel Johnson von allen Menschen der gewesen, an den er sich hätte anschließen müssen?

Gab es zu der Zeit, wo Johnson noch ein armer, in einem schäbigen Rocke einhergehender, in Temple Lane wohnender Gelehrter war, so wie überhaupt während ihres ganzen späteren Verkehrs, nicht genug Kanzler und Premierminister, liebenswürdige feine Modeherren, ehrenspendende Edelleute, Mahlzeiten spendende reiche Leute, berühmte Feuerfresser, Fechter und Charlatane von allen Farben, von welchen jeder in den Augen der Welt weit größer dastand, als es mit Johnson jemals der Fall war? Bei irgend einem dieser Subjecte hätte unser Bozzy sich durch die Hälfte jener Unterwürfigkeiten und Ausdauer empfehlen, den Neid anderer Speichellecker mit ansehen, bald einen reellen Gewinn einstecken, bald gutgekochte Speisen und Weine verschlingen und auf jeden Fall auch im schimmernden Reflex des Ruhmes glänzen können, so daß er der Beobachtete unzähliger Beobachter geworden wäre.

Aber an keinen derselben, wie emsig er auch sich sonst zeigte, schloß er sich so innig an. Dergleichen gemeine Höflingsdienste waren seine bezahlte Plackarbeit oder Erholung für seine Mußestunden; die Verehrung Johnson's dagegen war sein großes ideales und freiwilliges Geschäft. Der kaltherzige und doch enthusiastische Mann setzt sich, seine Advocatenperrücke

herunterreißend, regelmäßig auf die Post und eilt hauptsächlich um seines Weisen willen nach London wie zu einem Lauberhüttenfest, dem Sabbath seines ganzen Jahres. Der Tellerlecker und Weinsäufer versenkt sich in Bolt Court, um trüben Kaffee mit einem cynischen alten Mann und einer mürrischen, blinden alten Frau zu schlürfen, welche mit dem Finger in die Tassen hineinfühlt, um sich zu überzeugen, ob sie voll sind. Geduldig erträgt er Widersprüche ohne Ende und schätzte sich schon glücklich, wenn ihm erlaubt ward, zuzuhören und zu leben.

Ja, es hat sogar nicht einmal den Anschein, als ob der gemeinen Eitelkeit durch Boswell's Verhältniß jemals sehr hätte geschmeichelt werden können. Mr. Croker sagt, Johnson sei bis zuletzt von der großen Welt, von welcher doch für eine gemeine Eitelkeit alle Ehre wie von ihrer Quelle ausgeht, wenig geachtet worden. „Bozzy“ scheint selbst unter Johnson's Freunden und speziellen Bewunderern mehr verlacht als beneidet worden zu sein. Sein zudringliches Wesen, die täglichen Zurechtweisungen, die er erfuhr, konnten der Welt keine goldenen, sondern nur bleierne Meinungen abgewinnen. Sein eifriges Jüngerthum schien in dem Auge der Welt weiter nichts zu sein, als ein niedriges Pudelthum. Sein gewaltiges Gestirn oder die Sonne, um welche er als Trabant sich drehete, war für die große Masse der Menschen blos ein ungeheures schlechtgeputztes Talglicht und er eine schwache Nachtmotte, die thöricht es umkreiste, ohne zu wissen, was sie wollte.

Ohne Zweifel ward er wegen seines Johnsonismus ausgelacht und hörte oft selbst, daß er ausgelacht ward. Beneidet zu werden, ist das große und alleinige Ziel gemeiner Eitelkeit; gut bewirthet zu werden, das der Sinnlichkeit; um Johnson aber beneidete den armen Bozzy vielleicht kein Mensch auf der ganzen Welt und von guter Bewirthung — wenn er sie nicht selbst bezahlte — war bei dieser Bekanntschaft keine Spur. Wäre weiter nichts oder nichts Besseres als Eitelkeit und Sinnlichkeit im Spiele gewesen, so wäre Johnson und Boswell niemals zusammengekommen, oder sie hätten sich wenigstens bald und auf immer wieder getrennt.

In der That macht uns die so reichliche irdische Spreu, welche chaotisch die äußere Sphäre des Charakters dieses Mannes bildet, den himmlischen Funken von Güte, von Licht und Ehrfurcht vor der Weisheit, welche in seinem Innern wohnte und solche Hindernisse überwinden konnte, nur um so merkwürdiger und rührender. In der Liebe Boswell's zu Johnson liegt

noch Vieles unentwickelt und ist ein erheiternder Beweis in einer Zeit, welche außerdem solche Beweise gänzlich entbehrte und noch entbehrt, daß lebendige Weisheit dem Menschen unendlich kostbar, daß sie das Symbol des Göttlichen für ihn ist, was auch von schwachen Augen erkannt werden kann; daß Loyalität, daß Jüngerthum und Alles, was man je unter Heroen-Verehrung verstanden hat, dauernd in der menschlichen Brust lebt und selbst in diesen jetzigen todten Tagen nur auf die Gelegenheit wartet, sich zu entfalten, alle Menschen damit zu begeistern und die Welt wieder lebendig zu machen!

James Boswell können wir als einen praktischen Zeugen oder wirklichen Märtyrer dieser hohen ewigen Wahrheit betrachten. Ein wunderbarer Märtyrer, wenn man will, und zwar zu einer Zeit, welche ein solches Märtyrerthum doppelt wunderbar machte; und dennoch paßten die Zeit und ihr Märtyrer vielleicht ganz gut zusammen.

Ein hinfälliges todtkrankes Zeitalter, wo die Gaunersprache der Philosophie zuerst entschieden ihre gifthauchenden Lippen geöffnet hatte, um zu verkünden, daß Gottesverehrung und Mammonverehrung eins und dasselbe seien, daß das Leben eine Lüge und die Erde das Erbtheil des größten Charlatans sei; wo Alles seinem Verderben und seiner Fäulniß mit immer schnelleren Schritten entgegenging — ein solches Zeitalter verdiente vielleicht keinen bessern Propheten, als einen solchen Parteimenschen, der sich und Anderen seine prophetische Bedeutsamkeit in einem so unerwarteten Gewande verbarg. Eine kostbare Medizin lag in einer Fluth des gröbsten zusammengesetztesten Zuckersaftes verborgen. Die Welt verschlang den Zuckersaft, denn er sagte ihrem Gaumen zu und jetzt, nach einem halben Jahrhundert, kann die Medizin ebenfalls anfangen, sich zu zeigen.

James Boswell gehörte seinen verwerflichen Eigenschaften nach zu den niedrigsten Klassen der Menschheit. Er war ein thörichtes aufgeblähetes Geschöpf, welches in einem Meer von Einbildung und Dünkelhaftigkeit schwamm. In diesem Verwerflichen aber wohnte auch etwas Unverwerfliches, welches um der sonderbaren Wohnung willen, die es gewählt, um so eindringlicher und unzweifelhafter ist.

Hiernächst betrachte man, mit welchem Fleiße, welcher Kraft und welcher Lebhaftigkeit er alles Das zurückgegeben hat, was in Johnson's Nähe sein offener Sinn so begierig und treu aufgefaßt hatte. Dieses sein leicht dahinfließendes, so nachlässig aussehendes Werk ist gleichsam ein Gemälde

von einem von der Natur auserſehenen Künſtler, die beſtmögliche Nachbildung einer Wirklichkeit, gleichſam das Ebenbild davon in einem klaren Spiegel.

Und das war es auch. Man ſorge nur dafür, daß der Spiegel hell ſei, dies iſt die Hauptſache; das Bild wird und muß ächt ſein. Iſt es nicht wunderbar, wie der ſchwatzende Bozzy, nur von Liebe und der Anerkennung und Viſion, welche Liebe leihen kann, begeiſtert, allnächtlich die Worte der Weisheit, die Thaten und äußern Erſcheinungen der Weisheit niederſchreibt und ſo allmälig und ſich ſelbſt unbewußt für uns eine ganze Johnſoniade aufbaut, ein freieres, vollkommneres, helleres und ſprechenderes Bildniß, als ſeit vielen Jahrhunderten ein Menſch von dem andern gezeichnet hat!

Kaum iſt ſeit den Tagen Homer's ein ähnliches Werk vollbracht worden und in der That iſt es auch in vielen Beziehungen gewiſſermaßen ein Heldengedicht. Die unſerem unheroiſchen Zeitalter angemeſſene Odyſſee mußte geſchrieben, nicht geſungen werden; von einem Denker, aber nicht von einem Kämpfer und (in Ermangelung eines Homer) durch die erſte offene Seele, die ſich darbieten würde, ſelbſt wenn ſie durch die Organe eines Boswell ſchauete.

Wir thun der geiſtigen Begabung des Mannes ſehr unrecht, wenn wir ſie nach ihrer blos logiſchen Aeußerung bemeſſen; obſchon es auch hier nicht an einer gewiſſen phantaſiereichen Offenheit und Laune fehlt, während ſich zugleich hier und da der Schimmer einer Einſicht von mehr als gewöhnlicher Tiefe zeigt. Das größte intellectuelle Talent Boswell's aber war, wie dies immer der Fall iſt, ein unbewußtes von weit höherer Tragweite und Bedeutung als Logik und zeigte ſich im Ganzen, nicht in Theilen. Wir haben auch hier wieder eine Beſtätigung jenes alten Ausſpruches: „Das Herz ſieht weiter als der Kopf.“

So zeigt ſich der arme Bozzy uns als ein ſchlecht zuſammenpaſſendes grelles Gemiſch des Höchſten und des Niedrigſten. Was iſt auch in der That das menſchliche Leben gewöhnlich weiter, als eine Art Thiergottheit, wobei der Gott in uns immer mehr und mehr über das Thier triumphirt und ſich mehr und mehr bemüht, es zu ſeinen Füßen niederzuwerfen? Stellten nicht die Alten in ihrer weiſen, ewig bedeutſamen Manier die Natur ſelbſt, ihr geheiligtes All oder Pan, als eine Miſchung dieſer beiden Widerſprüche dar, als muſikaliſch und menſchlich in ſeinem obern Theile, aber unten in den geſpaltenen behaarten Füßen eines Bockes endend? Es

war die Verbindung des melodischen, himmlischen, freien Willens und der Vernunft mit niedriger Unvernunft und Fleischeslust, worin trotzdem eine geheimnißvolle unaussprechliche Furcht und halb toller panischer Schrecken wohnte, wie dies für Sterbliche nicht anders sein konnte!

Und ist nicht der Mensch ein Mikrokosmus oder unendlich kleiner Spiegel dieses selben Weltalls, oder ist nicht vielmehr dieses Weltall Er selbst, das Spiegelbild seines eigenen und wunderbaren Seins, „die wüste Phantasie seines eigenen Traums?“

Kein Wunder daher, daß der Mensch, daß jeder Mensch, und James Boswell wie die andern, ihm gleicht! Die Eigenthümlichkeit in seinem Falle war blos der ungewöhnliche Mangel an Amalgamation und Unterordnung. Das Höchste lag dicht neben dem Niedrigsten, nicht moralisch damit verbunden und es geistig verklärend, sondern in unregelmäßiger, halb mechanischer Combination und von Zeit zu Zeit, wie nun der tolle Wechsel traf, es bald bestrahlend, bald dadurch verdunkelt.

Die Welt ist, wie wir schon gesagt haben, nur ungerecht gegen ihn gewesen; sie sieht in ihm nur die äußere irdische und oft schmuzige Masse, ohne, wie dies gewöhnlich geschieht, ein Auge für sein inneres göttliches Geheimniß zu haben und stellt sich ihn daher keineswegs als einen guten Man vor, sondern einfach als der Thiergattung angehörig, gleich den Heerden, die auf tausend Bergen weiden. Ja, zuweilen hat man sogar eine ziemlich seltsame Hypothese über ihn aufgestellt, als ob er sein gutes Werk kraft eben dieser selben schlechten Eigenschaften zu Stande gebracht hätte, als ob er eben durch den Umstand, daß er sich unter den schlechtesten Menschen in dieser Welt befunden, befähigt worden wäre, eins der besten Bücher darin zu schreiben!

Eine unrichtigere Hypothese — wir wagen es zu sagen — ist wohl niemals in einer menschlichen Seele entstanden. Schlecht ist seiner Natur nach negativ und kann nichts thun; Alles, was uns befähigt, irgend etwas zu thun, ist eben seiner Natur nach gut. Ach, daß es noch Lehrer und sogar Schüler in Israel giebt, denen diese Thatsache, die doch so alt als die Welt, noch zweifelhaft oder sogar leugbar ist!

Boswell schrieb ein gutes Buch, weil er Herz und Auge besaß, um die Weisheit zu erkennen und eine Sprache, um sie wiederzugeben; er schrieb es in Folge seiner freien Einsicht, seines lebendigen Talentes und vor allen Dingen in Folge seiner Liebe und kindlichen Offenherzigkeit. Seine krie-

chenden Schmarotzereien, seine Habgier und Voreiligkeit, Alles, was bestialisch und irdisch in ihm war, sind eben so viele Flecken in seinem Buche, welche die Klarheit desselben trüben. Gegen Johnson jedoch war sein Gefühl nicht Schmarotzerei, welche das niedrigste, sondern Hochachtung, welche das höchste aller menschlichen Gefühle ist. Nur ein von wahrer Achtung erfüllter Mensch — was so unaussprechlich wenige sind — konnte den Weg von Boswell's Umgebung zu Johnson's Nähe finden. Was uns betrifft, so wollen wir an diesem letzten Glaubensartikel festhalten und ihn als den Anfang aller Erkenntniß, die diesen Namen verdient, betrachten: Daß weder James Boswell's gutes Buch, noch irgend etwas anderes Gutes zu irgend einer Zeit oder an irgend einem Orte von irgend einem Menschen kraft seiner Schlechtigkeit, sondern stets und einzig und allein trotz derselben zu Stande gebracht worden ist oder zu Stande gebracht werden konnte.

Was das Buch selbst betrifft, so ist ohne Zweifel die allgemeine Gunst, die es gefunden, eine wohlverdiente. Hinsichtlich seines Werthes als Buch stellen wir es über jedes andere literarische Produkt des achtzehnten Jahrhunderts. Alle Schriften von Johnson selbst stehen trotz aller ihrer Vorzüge auf einer weit niedrigeren Stufe; schon fangen sie für die gegenwärtige Generation an zu veralten und für eine künftige Generation wird ihr Werth hauptsächlich darin bestehen, daß sie als Prolegomena und erläuternde Scholien für diese Johnsoniade Boswell's dienen.

Wer von uns entsänne sich nicht als eines der Lichtpunkte seines Daseins des Tages, wo er diese Bände aufschlug, die ihn durch einen wahrhaft natürlichen Zauber fesselten! Es war, als ob der Vorhang der Vergangenheit auf die Seite gezogen würde und wir schauten geheimnißvoll in ein befreundetes Land, wo unsere Väter wohnten; in ein Land, welches uns unaussprechlich theuer war, welches aber auf ewig unsern Augen verborgen zu sein geschienen. Denn die schweigende Nacht hatte es verschlungen; alles war dahin, verschwunden, als ob es nicht gewesen wäre. Und dennoch lag es, uns auf wunderbare Weise zurückgegeben, wieder vor uns — hell, klar und blühend, eine kleine Insel der Schöpfung mitten in dem sie umgebenden Nichts.

Und da liegt sie noch wie etwas Bleibendes und Unvergängliches, worüber die wechselvolle Zeit sich umsonst aufhäuft und ihm nun nicht mehr weder schaden noch es verhüllen kann.

Wenn wir untersuchen, durch welchen Zauber die Menschen noch jetzt

an diese Lebensgeschichte Johnson's gefesselt werden, während schon so vieles Andere vergessen ist, so liegt der Haupttheil der Antwort vielleicht in jener Theorie über die Wichtigkeit des Wirklichen, die wir unlängst der Welt vorgelegt haben. Die Johnsoniade Boswell's dreht sich um Gegenstände, die in der That existirten; sie ist durch und durch wahr. Wie verschieden auch hinsichtlich des Wohlklanges, der Form, wetteifert sie doch in diesem einen Punkte mit der Odyssee oder übertrifft dieselbe sogar, denn uns sind diese gelesenen Seiten wie jene gesungenen Hexameter den ersten griechischen Hörern waren, im vollsten und umfassendsten Sinne vollständig glaubhaft.

Aller Witz und alle Weisheit, welche in Boswell's Buche liegen und so reichlich sie auch vorhanden sind, hätten es nicht retten können. Weit mehr wissenschaftliche Belehrung — bloße Aufregung und Aufklärung der Denkkraft — lassen sich in zwanzig andern Werken jener Zeit auffinden, die nur einen ganz untergeordneten Eindruck auf uns machen. Die andern Werke jener Zeit jedoch fallen unter eine von zwei Klassen. Entweder sind sie ihrer eigenen Erklärung gemäß didaktisch und in dieser Weise bloße Abstractionen und philosophische Zeichnungen, die uns kaum auf andere Weise interessiren können, als „Euclid's Elemente“ es thun; oder aber sie sind bei all ihrer Lebhaftigkeit und ihrem malerischen Farbenreichthum, Erdichtungen und nicht Wirklichkeiten. Gewaltig in der That ist die Kraft der Erwägung: Die hier vorgetragene Sache ist ein Factum; diese Gestalten, diese Localitäten sind nicht Schatten, sondern Materie. Man sehe, wie kraft solcher Vortheile sogar ein Boswell poetisch werden kann!

Die Kritiker machen dem Poeten zur Pflicht, daß er seiner Schilderung etwas Unendliches mittheile, daß er durch Höhe der Auffassung, durch jene Begabung des transcendentalen Gedankens, die man mit Recht Genius und Begeisterung nennt, das Endliche durch eine gewisse Unendlichkeit der Bedeutung belehre oder wie man zuweilen sagt, das Wirkliche zur Idealität erhebe.

Diese Kritiker haben mit ihrer Regel ganz Recht; ihre Absicht ist sehr richtig. In solchen Fällen aber, wie hier mit der Johnsoniade, ist die dunkle Größe jenes „Zeitelements“, worin die menschliche Seele hienieden gefangen gehalten wird, von der Art, daß dem Dichter bei seiner Aufgabe gleichsam die Hand geführt wird. Die Zeit selbst, die nur der äußere Schleier

der Ewigkeit ist, begleitet aus eigenem Antrieb mit ächter gefühlter „Unendlichkeit" Alles, was sie einmal in ihre geheimnißvollen Falten geschlossen hat.

Man erwäge doch, was in dem einzigen Worte Vergangenheit liegt! Welch eine pathetische, heilige, in jeder Beziehung poetische Bedeutung; eine Bedeutung, die immer klarer wird, je weiter wir in die Zeit zurückgehen, — je mehr von dieser selben Vergangenheit wir zu durchschauen haben, so daß man der seltsamen Thesis eines gewissen Philosophen eine gewisse Plausibilität nicht absprechen kann, der Thesis nämlich, daß die Geschichte im Grunde genommen die wahre Poesie, daß die Wirklichkeit, richtig gedeutet, erhabener ist als Dichtung; ja, daß sogar in der richtigen Deutung der Wirklichkeit und Geschichte die ächte Poesie besteht.

So hat für Boswell's Lebensgeschichte Johnson's die Zeit gethan und thut noch, was keine Zierde der Kunst hätte dafür thun können. Der rauhe Samuel und der glatte wedelnde James waren, sind aber nicht mehr. Ihr Leben und ihre ganze persönliche Umgebung ist in Luft zerflossen. Die Mitra-Taverne steht noch in Fleetstreet; aber wo ist jetzt der Rindfleisch und Bier liebende dickbäuchige Wirth, die rothbäckige geschäftige Wirthin mit all ihren blanken Kupferpfannen, gebohnten Tischen, wohlgefüllten Speisekammern, ihren Köchinnen, Hausknechten und Laufburschen? Verschwunden! Verschwunden! Auch der blinzelnde Kellner, der mit süßlichem Lächeln gewohnt war, Samuel und Bozzy ihr Göttermahl aufzutragen, hat schon längst seinen letzten Sixpence eingesteckt und ist mit Sixpences und Allem verschwunden, wie ein Geist beim Hahnenrufe. Die Flaschen, aus welchen sie tranken, sind alle zerbrochen; die Stühle, auf denen sie saßen, alle verfault und verbrannt; sogar die Messer und Gabeln, mit welchen sie aßen, sind durch und durch verrostet und braunes Eisenoxyd geworden, welches sich wieder mit der Erde vermischt hat.

Alles, alles ist verschwunden in der That und Wahrheit, gleich jener luftigen Vision Prospero's. Von der Mitra-Taverne ist nichts mehr übrig, als die kahlen Mauern; von London, von England, von der Welt ist nichts übrig als die kahlen Mauern und auch diese verfallen — selbst wenn sie von Diamant wären — nur langsamer. Der geheimnißvolle Fluß des Daseins rauscht dahin; eine neue Woge kommt daher und peitscht wild das alte Ufer; aber die vorhergegangene Woge mit ihrem lauten, tosenden Schäumen, wo ist sie? Wo!

Dieses Buch Boswell's nun ist so recht eigentlich ein Widerruf des Edikts des Schicksals, damit die Zeit nicht gänzlich, wenigstens mit Ausnahme einiger Jahrhunderte, uns beherrsche. Eine kleine Reihe von Naphtalampen mit ihren Streifen von Naphtalicht brennt klar und heilig in der dunkeln Nacht der Vergangenheit. Die Verschwundenen sind noch hier; obschon verborgen, werden sie enthüllt; obschon todt, reden sie doch. Da glänzt er, jener kleine wunderbar erleuchtete Pfad und verbreitet sein schwaches und immer schwächer werdendes Zwielicht in der grenzenlosen dunkeln Vergessenheit, denn Alles, was unser Johnson berührte, ist für uns hell geworden und auf diesem wunderbaren kleinen Pfade können wir noch wandeln und Wunder sehen.

Wir sprechen nicht mit Uebertreibung, sondern mit streng gemessener Besonnenheit, wenn wir sagen, daß dieses Buch Boswell's uns mehr wirkliche Einsicht in die Geschichte Englands während jener Zeit gewährt, als zwanzig andere Bücher welche fälschlich den Titel „Geschichte" führen und sich speziell diese Aufgabe stellen. Was nützt es mir, wenn unzählige Smolletts und Belshams mir fortwährend die Ohren vollleiern, daß ein Mann, Namens Georg III., geboren und erzogen ward, und ein Mann, Namens Georg II., starb; daß Walpole und die Pelhams und Chatham und Rockingham und Shelburne und North mit ihren Coalitions- oder Separations-Ministerien alle einer den andern verdrängten und sich aus Leibeskräften um das Ding balgten, was sie das Ruder des Staats nannten, was aber in der That blos der Schlüssel zur Besteuerung war? Was nützt es mir, wenn ich erfahre, daß Debatten gehalten wurden und unendliches kauderwelsches Geschwätz stattfand, und daß Chaussee-Bills und Jagdrecht-Bills und India-Bills und Gesetze, die kein Mensch zählen kann, mit welchen aber glücklicherweise sich außer in dem vorübergehenden Augenblick Niemand den Kopf zu beschweren braucht, beschlossen und in der königlichen Buchdruckerei gedruckt wurden? Daß Der, welcher im Kanzleigericht saß und vom Wollsack aus seine Spekulationen betrieb, bald ein Mann war, welcher schielte, bald ein Mann, welcher nicht schielte?

Dem hungrigen und durstigen Geist hilft dies alles so viel als nichts. Diese Menschen und diese Dinge, das wissen wir freilich, schwammen allerdings durch ihre Kraft oder auch durch ihre spezifische Leichtigkeit wie Aepfel oder wie Pferdemist mit der Strömung oben auf; aber kann man mir wohl durch sorgfältige Beobachtung des Laufes, des Drehens und Hin- und Her-

schnellens solcher leichten Waare die Natur des Stromes selbst enthüllen, dieses mächtig rollenden, lautbrüllenden Lebensstromes, der bodenlos ist, wie das Fundament des Weltalls und geheimnißvoll wie sein Schöpfer? Was ich sehen will, sind nicht Hofkalender und Parlamentsregister, sondern das Menschenleben in England; was die Menschen thaten, dachten, litten und genossen; die Form, besonders aber der Geist ihres irdischen Daseins, ihre äußere Umgebung, ihr inneres Prinzip; wie und was es war; woher es kam, wohin es zielte.

Traurig ist es in der That zu sehen, was das Geschäft, welches man „Geschichte" nennt, in diesen so aufgeklärten und erleuchteten Zeiten immer noch ist. Kannst Du wohl, und wenn Du Deine Augen noch so sehr anstrengtest, auch nur den leisesten Schatten einer Antwort auf die große Frage herauslesen: Wie die Menschen lebten und webten, wäre es auch nur in ökonomischer Beziehung, nämlich welchen Arbeitslohn sie bekamen und was sie damit kauften?

Unglücklicherweise kannst Du diese Antwort nicht herauslesen. Die Geschichte verbreitet kein Licht über dergleichen Gegenstände. Von dem Punkte an, wo die Erinnerung der Lebenden ausgeht, ist Alles in Nacht und Dunkel gehüllt und Mr. Senior und Mr. Sadler müssen noch über das einfachste aller Elemente in den Zuständen der Vergangenheit debattiren, nämlich ob die Menschen blos mit Rücksicht auf ihre Küchen und Speisekammern besser oder schlimmer dran waren als jetzt! Die Geschichte ist, so wie sie jetzt in vergoldeten Bänden dasteht, blos um einen Schatten lehrreicher, als die hölzernen Bände eines Puffspielbretes. Wie ein Premierminister ernannt wird, ist für mich weit weniger interessant, als unter welchen Bedingungen ein Hausdiener gemiethet ward. Wie gern würden wir in der jetzigen Zeit zehn gewöhnliche Geschichten von Königen und Höflingen gegen den zehnten Theil einer einzigen guten Geschichte der Buchhändler vertauschen!

Zum Beispiel, ich möchte gern die Geschichte von Schottland kennen; wer kann sie mir erzählen? Robertson, antworten unzählige Stimmen; kein Mensch besser als Robertson. — Ich schlage Robertson auf und finde hier durch lange Jahrhunderte hindurch, die für eine Erzählung viel zu verworren sind und eigentlich nur so zu sagen auszugs- und andeutungsweise dargestellt werden können, eine schlaue Antwort und Hypothese nicht auf die Frage: Durch wen und durch welche Mittel, wann und wie ward

dieses schöne, große Schottland mit seinen Künsten und Manufacturen, Tempeln, Schulen, Instituten, seiner Poesie, seinem Geiste und Nationalcharakter geschaffen und urbar, grünend, eigenthümlich und groß gemacht, so wie ich hier von dem Schloßberge von Edinburg einen herrlichen Theil davon freundlich und stark — wie einen vom Bachus gezähmten Löwen — zu meinen Füßen liegen sehe? — sondern vielmehr auf die andere Frage: Wie erhielt sich der König in jenen alten Zeiten am Leben und wie hinderte er so viele Metzger-Barone und habgierige Vasallen, sich gegenseitig mit Stumpf und Stiel auszurotten, so daß das Todtschlagen noch mit einem gewissen Grade von Mäßigung betrieben ward? In dem einzigen kleinen Briefe von Aeneas Sylvius aus Altschottland ist mehr Geschichte enthalten, als in allem diesen.

Endlich jedoch kommen wir zu einem klaren und ebenfalls höchst interessanten Zeitalter, zu dem Zeitalter der Reformation. Ganz Schottland erwacht zu einem höheren Leben; der Geist des Allerhöchsten rührt sich in jeder Brust und bewegt jedes Herz; Schottland liegt in Zuckungen, in Gährung und kämpft, eine neue Gestalt zu gewinnen; dem Hirten unter seiner Herde in abgelegenen Wäldern, dem Handwerker in seiner plumpen, mit Heidekraut gedeckten Werkstätte unter seinen rohen Zunftgenossen, den Großen und den Kleinen ist ein neues Licht aufgegangen. In Stadt und Dorf stehen Gruppen beisammen mit beredten Blicken und gelenkten oder unlenksamen Zungen; die Großen und die Kleinen ziehen zusammen aus, um zu kämpfen für den Herrn gegen die Gewaltigen.

Wir fragen mit athemloser Gier: Wie war es; wie ging es damit? Laßt es uns verstehen, laßt es uns sehen und wissen!

Zur Antwort darauf wird uns eine wirklich nette und sehr leckere kleine Skandalchronik — wie für ein Modejournal — überreicht, die von zwei Personen handelt, von Maria Stuart, einer leichtsinnigen Schönheit, und Henry Darnley, einem Krautjunker, der schöne Beine hatte. Wie diese beiden Menschenkinder erst dem Laufe der Natur gemäß sich schnäbelten und girrten, dann schmollten, zischten, zuletzt ganz wüthend wurden und einander mit Schießpulver in die Luft sprengten, dies und nicht die Geschichte von Schottland ist es, was wir in unserer Gutmüthigkeit lesen. Ja, von andern Händen ist eine ganze Wagenladung anderer Bücher geschrieben worden, um zu beweisen, daß es die leichtsinnige Schönheit war, welche den Krautjunker in die Luft sprengte oder daß sie es nicht war. Wer aber oder was es war,

nachdem die Sache ein für allemal auf so wirksame Weise geschehen, das kümmert uns wenig. Schottland in jener großen Epoche zu kennen, wäre eine werthvolle Vermehrung unseres Wissens; den armen Darnley zu kennen und ihn mit brennendem Lichte von innen heraus bis auf die Haut zu betrachten, wäre gar keine Vermehrung unseres Wissens.

So schreibt man Geschichte.

Daher kommt es, daß die Geschichte, welche die Quintessenz unzähliger Biographien sein sollte, uns, wir mögen sie befragen wie wir wollen, weniger erzählt, als eine einzige ächte Biographie ungefragt und auf die zuvorkommendste Weise. Die Zeit rückt immer näher heran, wo man die Geschichte nach ganz anderen Prinzipien zu schreiben versuchen wird; wo der Hof, der Senat und das Schlachtfeld immer mehr und mehr in den Hintergrund und die Kirche, die Werkstätte und der häusliche Heerd mehr und mehr in den Vordergrund treten, und wo die Geschichte sich nicht damit begnügen wird, eine Antwort auf die Frage zu geben: wie die Menschen damals besteuert und ruhig erhalten wurden? sondern wo sie diese andere, unendlich weitere und höhere Frage zu beantworten suchen wird: wie und was waren die Menschen damals? Nicht unsere Regierung blos, oder das Haus, in welchem unser Leben geführt ward, sondern das Leben selbst, welches wir darin führten, wird erforscht werden. Auf diesem letztern Wege wird man vielleicht finden, daß die Regierung, in der modernen Bedeutung des Worts, beim Lichte besehen nur ein untergeordneter Zustand, in der bloßen Bedeutung der Besteuerung und des Ruhigerhaltens aber ein kleinlicher, fast erbärmlicher ist.

Mittlerweile wollen wir solche Boswells, jeden nach seinem Grade, willkommen heißen, die uns ächte Beiträge, wären sie auch noch so unzureichend und unbedeutend, liefern.

Man hat gegen diese Lebensgeschichte Johnson's und alle ähnliche Unternehmungen, die wir hier empfehlen, fast von Anbeginn einen Tadel erhoben, der sich von einem Kritiker auf den andern fortgepflanzt hat und in den verschiedenartigsten Einkleidungen unterbrochen wiederholt worden ist, nämlich daß solche Niederschriften harmloser Unterredungen ein Eingriff in das gesellige Privatleben seien, ein Verbrechen gegen unsere höchste Freiheit, die Freiheit des menschlichen gegenseitigen Verkehrs.

Dieser Anklage, die wir öfter als genug gehört und gelesen, müssen wir platterdings widersprechen und sie gleich von vorn herein für gänzlich

unbegründet erklären. Nicht darin, daß gesellige Gespräche niedergeschrieben werden, liegt das Ueble, sondern darin, daß sie es nicht verdienen, niedergeschrieben zu werden. Allerdings, wenn ein Gespräch unrichtig wiedergegeben wird, so ist es einfach eine Lüge und verdient so schnell als möglich beseitigt und dem Vater der Lügen überantwortet zu werden. Kann dagegen das gesellige Gespräch authentisch aufgezeichnet werden und ist Jemand bereit, diese Aufgabe zu übernehmen, so möge er nur damit fortfahren, damit diese Gespräche so lange als möglich im Andenken erhalten werden. Ja, sollte das Bewußtsein, daß ein Mensch sich in unserer Mitte befindet, welcher sich über unser Gespräch Notizen macht, in irgend einem Grade dazu beitragen, jene Fluthen müßiger heuchlerischer Worte zu hemmen, durch welche das Denken der Menschheit so zu sagen fast ersäuft wird, — wäre dies wohl etwas anderes als unzweifelhaftester Nutzen?

Der, welcher ehrlich spricht, kümmert sich nicht darum und braucht sich nicht darum zu kümmern, ob seine Worte bis auf die fernste Nachwelt kommen; für Den, der unredlich spricht, scheint die passendste von allen Strafen diese selbe zu sein, welche in der Natur der Sache liegt. Der unredliche Sprecher, nicht blos der, welcher mit Fleiß Unwahrheiten spricht, sondern auch der, der nicht absichtlich und mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit, und die Wahrheit allein spricht, welcher schwatzt, ohne zu wissen was und seiner Zunge keinen Zügel anzulegen versteht, gehört zu den unstreitigsten Uebelthätern, welche das Criminalgesetzbuch vergessen hat oder auch erwähnt.

Für Den, der die Sache recht überlegt, ist müßiges Geschwätz eben der Anfang aller Hohlheit, aller Halbheit und alles Unglaubens; die günstige Atmosphäre, in welcher wucherndes Unkraut aller Art die Herrschaft über die edleren Früchte des menschlichen Lebens erlangt und sie unterdrückt und erstickt — eine der schreiendsten Krankheiten unserer Zeit, welcher auf jede Weise Widerstand geleistet werden muß. Weise, von einer Weisheit, die weit über unsere seichte Tiefe hinabreicht, war jene alte Regel: Hüte Deine Zunge, denn aus ihr kommt der Strom des Lebens! Der Mensch ist im Grunde genommen ein verkörpertes Wort; das Wort, welches er spricht, ist der Mensch selbst. Wurden wohl Augen in unsern Kopf eingesetzt, damit wir sehen, oder blos, daß wir uns einbilden und auf plausible Weise behaupten möchten, wir hätten gesehen? Ward uns die Zunge in den Gaumen gehängt, daß sie wahrheitgetreu erzählen, was wir gesehen und daß sie den Menschen zum Seelenbruder des Menschen machen, oder blos

daß sie eitle Töne und seelenverwirrendes Geschwätz ausstoßen und dadurch wie durch bezauberte Mauern der Finsterniß die Vereinigung des Menschen mit dem Menschen hindern sollte? Du, der Du im Besitz jenes sinnreichen, vom Himmel geschaffenen Organs, einer Zunge, bist, bedenke dies wohl. Sprich, ich bitte Dich dringend darum, nicht eher, als bis Dein Gedanke schweigend zur Reife gediehen ist, bis Du ein anderes als tolles und tollmachendes Geräusch von Dir zu geben hast; laß Deine Zunge ruhen, bis ein vernünftiger Sinn sich dahinter legt und sie in Bewegung setzt. Bedenke die Bedeutsamkeit des Schweigens; es ist grenzenlos, niemals durch Nachdenken zu erschöpfen und unaussprechlich gewinnbringend für Dich! Höre auf mit jenem chaotischen Geplauder, durch welches Deine eigene Seele verworrener, selbstmörderischer Verzerrung und Betäubung anheimfällt; in dem Schweigen ruht Deine Kraft. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold; Reden ist menschlich, Schweigen ist göttlich. Du Narr! glaubst Du, daß, weil kein Boswell mit Eselshaut und Bleistift zur Hand ist, um Dein Geschwätz zu notiren, dieses deshalb sterbe und harmlos sei? Nichts stirbt, nichts kann sterben. Das müßige Wort, welches Du sprichst, ist ein in die Zeit gestreutes Saamenkorn, welches in alle Ewigkeit wächst! Der Engel, welcher alle unsere Worte und Thaten in sein Buch einschreibt, ist — dies vergesse man nicht — keine Fabel, sondern die wahrste aller Wahrheiten; die papiernen Schreibtafeln kannst Du verbrennen, aber das „eiserne Blatt“ kann niemals verbrannt werden. — Und in der That, wenn wir dem allmächtigen Gott erlauben können, unsere Worte niederzuschreiben und sie gut genug für ihn glauben, so braucht wohl auch irgend ein armer Boswell kein Bedenken zu tragen, damit zu machen, was er Lust hat.

Wir lassen nun diese unsere englische Odyssee mit ihrem Sänger und Scholiasten ruhen, um uns zu dem Ulysses zu wenden, dem großen Samuel Johnson selbst, dem vielerfahrenen, vielduldenden Manne, dessen Arbeiten und Pilgerfahrten hier besungen werden. Ein lebensgroßes Bild seines Daseins ist uns aufbewahrt worden und er war vielleicht von allen lebenden Engländern der, welcher diese Ehre am meisten verdiente.

Denn wenn es wahr und jetzt fast sprichwörtlich geworden ist, daß das Leben des niedrigsten Sterblichen, wahrheitgetreu niedergeschrieben, selbst

für den höchsten interessant sein würde, wie viel mehr muß dies der Fall sein, wenn der fragliche Sterbliche sich durch sein Schicksal und seine natürlichen Befähigungen schon so auszeichnete, daß sein Denken und Thun nicht blos für ihn, sondern auch für die große Masse der Menschen bedeutsam war. „Ich begegne," sagt Einer, „keinem Menschen auf der Straße, dessen Lebensgeschichte ich nicht wissen möchte, wenn es sonst nur anginge."

Trotzdem und wenn auch die aufgeklärte Neugier so weit befriedigt werden könnte, muß doch zugestanden werden, daß die Biographie der meisten Menschen im höchsten Grade summarisch sein soll. Es giebt in dieser Welt so wunderbar wenig Selbstständigkeit unter den Menschen, fast gar keine Originalität (obschon dieselbe niemals gänzlich mangelt), ein Leben ist so knechtisch die Copie des andern, daß man in vielen Tausenden wenig findet, was eigentlich und wirklich neu wäre. Man hört nichts als das alte Lied mit besserer oder schlechterer Ausführung von einer neuen Stimme gesungen, hier und da mit einem Versicherungstriller und falschen Noten genug; der Grundton aber ist immer derselbe, und was den Text betrifft, so steht der Inhalt desselben gewöhnlich auf dem Leichenstein geschrieben: Natus sum; esuriebam, quaerebam; nunc repletus requiesco.

Die Menschheit macht ihre Lebensreise in ungeheuren Flotten, wobei sie einem einzigen auf den Wallfisch- oder Heringsfang ausziehenden Commodore folgt. Das Logbuch des Einzelnen weicht in keiner wesentlichen Bedeutung von dem des Andern ab; ja, die Meisten haben gar kein leserliches Logbuch, weil Nachdenken und Beobachtung nicht zu ihren Talenten gehören; sie führen keine Rechnung, sondern halten sich blos in Sicht des Flaggenschiffs und — fischen. Man lese die Papiere des Commodore, das heißt seine Lebensgeschichte und selbst der Freund jener Straßenbiographien wird das Meiste von Dem erfahren haben, was er zu erfahren suchte.

Die knechtische Nachahmungssucht, aber auch zugleich eine edlere Beziehung und geheimnißvolle Verwandtschaft, welche in diesem Nachahmen liegt, könnte auch durch den anderweiten, an und für sich keineswegs originellen Vergleich mit einer Schafheerde erläutert werden.

Die Schafe gehen aus drei Gründen heerdenweis: Erstens, weil sie von geselligem Temperament sind und gern mit einander laufen; zweitens wegen ihrer Feigheit, denn sie fürchten sich, allein zu bleiben; drittens weil die Mehrzahl von ihnen sprichwörtlich kurzsichtig ist und ihren Weg nicht selbst zu wählen versteht. Die Schafe sehen in der That so viel als gar

nichts und würden an einem himmlischen Lichte und einer gescheuerten Zinnkanne weiter nichts bemerken, als daß sie von beiden geblendet werden und daß beide einen unaussprechlichen Glanz ausstrahlen.

Wie ähnlich sind ihnen in allen diesen Beziehungen ihre der Menschengattung angehörigen Mitgeschöpfe! Auch die Menschen sind, wie wir gleich von vorn herein behaupteten, gesellig und ziehen gern heerdenweis; zweitens sind sie auch furchtsam und bleiben sich nicht gern allein überlassen; und drittens und vor allen Dingen sind sie fast bis zur Blindheit kurzsichtig.

Auf diese Weise kommt es, daß wir fortwährend in Strömen und Haufen rennen, wenn wir nämlich überhaupt rennen, und nach was für albernen gescheuerten Zinnkannen, die wir fälschlich für Sonnen halten! Auch thörichte, allem Anscheine nach übernatürliche Irrwische erfüllen ganze Nationen mit Zittern und Beben, so daß sich ihnen das Haar emporsträubt. Auch wissen wir nicht anders als in Folge blinder Gewohnheit, wo die guten Weideplätze liegen. Erst wenn das süße Gras sich zwischen unsern Zähnen befindet, wissen wir es und kauen es; auch wenn das Gras bitter und mager ist, wissen wir es, — und blöken und rennen mit den Köpfen zusammen. Diese beiden letztern Thatsachen kennen wir in der That und Wahrheit.

So spielen Menschen und Schafe ihre Rollen auf dieser Erde. Sie wandern rastlos, in großen Massen, ohne zu wissen wohin und Jeder geht meistentheils seinem Nachbar und seiner eigenen Nase nach.

Aber doch nicht immer; sieh Dich genau um und Du wirst einige finden, die, in wenn auch geringem Grade, *wissen wohin.* Schafe haben ihren Leithammel, einen mit größerer Tapferkeit und hellerem Blick als andere Schafe begabten Widder. Er führt sie über Berg und Thal nach den Wäldern, Wasserquellen in ein sicheres Versteck oder nach schönen Weideplätzen. Muthig geht er voran, springt, wenn es sein muß und kämpft mit Huf und Horn. Diesem folgen sie dreist und mit zuversichtlichem Herzen. Es ist rührend, wie jeder Hirt erzählen kann, mit welcher ritterlichen Hingebung diese wolligen Schaaren ihrem Widder anhängen und ihm nachstürzen, durch dick und dünn, gehe es nun unter ein sicheres Obdach und auf grüne anmuthige Wiesen, oder in Asphaltseen und in den Rachen grimmiger Löwen. Wir erinnern hierbei an eine schon früher von uns erwähnte Thatsache, auf welche auch Jean Paul aufmerksam gemacht hat. Wenn man nämlich dem Widder einen Stecken vorhält, so daß er nothwendig im Vor-

beigehen darüber springen muß und dann den Stecken wegzieht, so springt nichtsdestoweniger die ganze Heerde eben so wie er und das tausendste Schaf setzt eben so ungestüm über die leere Luft hinweg, wie das erste über ein nicht anders zu umgehendes Hinderniß.

Willst Du die Gesellschaft verstehen, lieber Leser, so denke wohl über dieses Thun und Treiben der Schafe nach; Du wirst finden, daß darin eine große Bedeutung liegt.

Wenn nun schon die Schafe immer ihr Oberhaupt, ihren Anführer haben müssen, wie viel mehr muß dies mit den Menschen der Fall sein! Auch der Mensch ist seiner Natur nach durch und durch dazu geschaffen, heerdenweis zu leben; ja er bemüht sich sogar, etwas Höheres zu erreichen, nämlich gesellig zu werden und nicht einmal, wenn die Gesellschaft unmöglich geworden ist, verläßt ihn dieses tiefgewurzelte Streben. Der Mensch theilt wie durch wunderbare Magie seine Gedanken und seine Gemüthsstimmung dem Menschen mit; eine unaussprechliche Gemeinschaft verbindet alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Menschen zu einem unauflöslichen Ganzen, fast zu einem einzigen lebenden Individuum, und die constanteste und eine der einfachsten Kundgebungen dieser hohen, geheimnißvollen Wahrheit ist dieser Hang, nachzuahmen, zu führen und geführt zu werden, diese Unmöglichkeit, nicht nachzuahmen.

Nachahmen! Wer von uns allen kann die Bedeutung ermessen, die in diesem einzigen Worte liegt, kraft dessen der in Woolsthorpe geborene Mensch nicht zu einem borstigen Kannibalen und Eichelfresser heranwächst, sondern zu einem Isaak Newton und Entdecker von Sonnensystemen!

So sind wir in himmlischem wie in irdischem Sinne eine Heerde, wie es keine weiter giebt. Ja, wenn wir von der niedrigen und lächerlichen Seite der Sache absehen und die erhabene und heilige — denn jede Sache hat zwei Seiten — ins Auge fassen, haben wir nicht auch einen Hirten, dafern wir nur seine Stimmen hören wollen? Unter diesen stumpfsinnigen Massen giebt es nicht einen einzigen, der nicht eine unsterbliche Seele besäße, einen Widerschein und lebendiges Bild von Gottes ganzem Weltall. Aus der düstern Umgebung durchstrahlt ihn dennoch das Licht des Höchsten und aus diesem Grunde nennen wir ihn unsern Bruder und lieben es, seine Geschichte zu kennen und mit Allem, was er fühlt und sagt und thut, in immer klarere Verbindung zu kommen.

Die Hauptsache jedoch, welche hierbei hervorzuheben, ist die: Unter diesen stumpfsinnigen Millionen, welche sich als eine willenlose Herde hin und her wälzen und fast nur Das erreichen zu wollen scheinen, was der thierische Instinkt in seiner etwas höheren Potenz lehren könnte — nämlich sich und ihre Jungen am Leben zu erhalten — trifft man auch hier und da höhere Naturen an, deren Auge des freien Umblicks und deren Herz des freien Willens nicht ermangelt.

Die Letztern untersuchen und beschließen daher nicht, was Andere thun, sondern was recht ist zu thun. Dies und nur dies suchen sie mit all der Kraft, welche ihnen verliehen ist, entschlossen zu erstreben; denn wenn die Maschine, sei sie nun lebendig oder leblos, blos gespeist wird oder gespeist zu werden verlangt und dann arbeitet, so kann die Person dagegen wollen und dann thun.

Dies sind unsere eigentlichen Menschen, unsere großen Menschen, die Führer der stumpfsinnigen Menge, die ihnen wie durch einen unwiderruflichen Schicksalsschluß folgt. Sie sind die Auserwählten der Welt. Sie besaßen jene seltene Fähigkeit, nicht blos zu „vermuthen" und zu „denken", sondern zu wissen und zu glauben. Die Natur ihres Wesens war, daß sie nicht vom Hörensagen, sondern durch klare Anschauung lebten. Während Andere sich auf dem großen Jahrmarkt des Lebens, durch die bloße Außenseite der Dinge geblendet, zwecklos umhertrieben, durchschaueten diese die Dinge selbst und konnten einherwandeln als Menschen, die einen ewigen Leitstern haben und mit ihren Füßen auf sicheren Pfaden wandeln.

Auf diese Weise lag in ihrem Dasein eine Wirklichkeit, etwas von einem unvergänglichen Charakter, kraft dessen auch ihr Andenken unvergänglich ist. Wer blos seinem eigenen Zeitalter angehört und nur dessen vergoldete Papageien und mit Ruß beschmierte Popanze verehrt, muß nothwendig auch damit sterben. Und wenn er sieben Mal oder siebenzig und sieben Mal im Capitol gekrönt worden wäre und die Fama sein Lob nach allen vier Winden ausposaunt und aller Ohren damit betäubt hätte, — es hilft ihm alles nichts. Es lag nichts Universelles, nichts Ewiges in ihm. Er muß verschwinden eben so wie die Vergoldung des Papageien und das Gewand der Vogelscheuche, welches er nicht zu durchschauen vermochte. Der große Mann gehört allerdings seinem eigenen Zeitalter an, ja mehr als irgend ein anderer Mensch, weil er eigentlich die Synopsis und die Quintessenz eines solchen Zeitalters mit seinen Interessen und Einflüssen ist; aber

er gehört auch eben so allen Zeitaltern an, sonst ist er nicht groß. Was in ihm vergänglich war, schwindet hinweg und ein unsterblicher Theil bleibt zurück, dessen Bedeutsamkeit streng genommen — wie der eines jeden wirklichen Gegenstandes — unerschöpflich ist. Hoch, hervorragend, auf seiner unerschütterlichen Basis steht er da, klar und unveränderlich und richtet schweigend an jede neue Generation eine neue Lehre und Mahnung. Wohl verdient sein Leben niedergeschrieben, wohl verdient es gedeutet, und in dem neuen Dialekte neuer Zeiten immer wieder geschrieben und wieder gedeutet zu werden.

Zu diesen auserwählten Menschen gehörte auch Samuel Johnson. Seinen Platz unter denselben können wir ihm allerdings nicht unter den höchsten, ja nicht einmal unter den hohen anweisen, aber dennoch ist er unverkennbar in jene heilige Schaar aufgenommen. Seine Existenz war nicht ein müßiger Traum, sondern eine Wahrheit, welche er wach durchführte; er war nicht eine bloße Maschine, welche Kleider trägt und verdaut, sondern ein ächter Mensch. Die Natur hatte ihn für die edelste aller irdischen Aufgaben, zur Priesterschaft und Leitung der Menschheit begabt; das Schicksal bestimmte ihn überdies zur Lösung dieser Aufgabe und er löste sie auch wirklich nach seinen besten Kräften, so daß in Bezug auf ihn die Frage: Wie; in welchem Geiste; unter welcher Gestalt? fortwährend zu stellen und zu lösen bleibt.

Denn sowie das höchste Evangelium eine Biographie war, so ist auch die Lebensgeschichte eines jeden guten Menschen noch ein unzweifelhaftes Evangelium und predigt dem Auge und Herzen und dem ganzen Menschen, so daß selbst Teufel glauben und zittern müssen, jene freudenreichste Verkündung: „Der Mensch ist himmlisch geboren, nicht Sklave der Umstände und der Nothwendigkeit, sondern der siegreiche Bezwinger derselben. Siehe, wie er sich selbst und seiner Freiheit sich bewußt werden kann und stets ist, was der Denker ihn genannt hat — der Messias der Natur!“

Ja, Leser, Alles, was Du so oft gehört hast von der „Macht der Umstände“, von einem „Geschöpf der Zeit“, vom „Abwägen der Beweggründe“ und wer weiß noch was für trauriges Zeug von derselben Art, worin Du wie in einem von einem drückenden Alp begleiteten Traume wie gelähmt dasitzest und keine Kraft mehr hast, — war in der That und Wahrheit, wenn wir Johnson und anderen wachenden Geistern glauben dürfen, wenig mehr als eine gespenstische Vision von Todtenschlaf, eine halbe Thatsache,

die zuweilen verderblicher ist, als eine ganze Lüge. Schüttle sie ab, wach' auf, erhebe Dich und wirke, wozu Du berufen bist.

Der Widerspruch, welcher in jedem Leben weit genug gähnt und dessen Versöhnung die Bedeutung und Aufgabe des Lebens ist, war in Johnson's Leben greller als es sonst gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Selten ist bei irgend einem Menschen der Gegensatz zwischen der ätherischen himmlischen Seite der Dinge und der dunkeln, schmutzigen, irdischen ein schreienderer gewesen. Wir mögen nun in Bezug auf ihn das Walten der Natur oder das des Schicksals ins Auge fassen, so sehen wir von Anfang bis zu Ende und nach allen Seiten hin ein widerstrebendes Gemisch, wie von Sonnenstrahlen und Morast. Daraus geht klar hervor, daß ihm viel Leben gegeben war, daß er über Vieles zu triumphiren, daß er ein großes Werk auszuführen hatte. Zum Glück that er dies auch, besser als die meisten.

Die Natur hatte ihm eine hohe, scharfblickende, fast poetische Seele gegeben, die aber dennoch in einen trägen, unansehnlichen Körper eingeschlossen war. Er, der niemals ruhen konnte, hatte keine Glieder, die sich mit ihm bewegten, sondern blos watschelten und sich wälzten. Das innere, Alles umfassende Auge mußte durch körperliche Fenster blicken, welche düster und halb erblindet waren. Er, der die Menschen so innig liebte, sah nicht ein einziges Mal das göttliche Menschenantlitz!

Nicht weniger schätzte er die Liebe der Menschen. Er war außerordentlich gesellig, der Beifall seiner Mitmenschen war ihm theuer und werthvoll, wie er selbst gestand, selbst wenn er ihn von dem geringsten menschlichen Wesen vernahm, und dennoch war der erste Eindruck, den er auf jeden Menschen hervorbrachte, ein unangenehmer, fast widerwärtiger.

Die Natur hatte ferner gewollt, daß der gebieterische Johnson arm geboren werden sollte. Die gewaltige Seele, so stark in ihrer angeborenen Königswürde, großmüthig und unbezähmbar wie der Löwe der Wälder, wohnte in einer Hülle von Häßlichkeit, von Körperschwäche und einer Armuth, die ihn zum Diener von Dienern machte.

So war der geborne König gleichzeitig ein geborner Sklave. Der göttliche Geist der Musik erwachte unter dumpf krächzenden Mißklängen; der Ariel sah sich in der plumpen Hülle eines Kaliban gefangen. So ist es mehr oder weniger — wir wissen es und Du, o Leser, weißt und fühlst es auch — mit allen Menschen; aber mit den wenigsten in so hohem Grade wie mit Johnson.

Das Schicksal, welches ihn bei seinem ersten Erscheinen in der Welt auf diese Weise behandelt hatte, legte übrigens auch nicht die Hände in den Schooß oder besann sich anders, sondern arbeitete unermüdet in demselben Geiste fort. Wozu ein solcher Geist, aus dem edelsten Metall der Natur, obschon in so unansehnlicher Form geprägter Geist ganz besonders und am besten taugte, könnte noch in Frage gezogen werden. In keine der wenigen incorporirten Zünfte der Welt hätte er sich ohne Schwierigkeit, ohne gewaltsame Verrenkung hineinschicken, in keiner sich als ihr Mitglied behaglich fühlen können. Vielleicht, wenn wir die streng praktische Natur seiner Fähigkeit, die Kraft, Entschiedenheit und Methode, die sich in ihm offenbart, ins Auge fassen, können wir sagen, daß er mehr zum praktischen als zum theoretischen Leben berufen war, daß er sich als Staatsmann (in der höheren, jetzt veralteten Bedeutung), als Gesetzgeber, Herrscher, kurz als Vollbringer des Werks noch mehr ausgezeichnet haben würde denn als Sprecher des Wortes. Die Redlichkeit seines Herzens, sein muthiger Sinn, der Werth, den er auf äußere und materielle Dinge setzte, hätte ihn zu einem König unter Königen machen können. Wäre doch das goldene Zeitalter jener neuen französischen Propheten, wo es heißen wird: „A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres" schon da! Sogar in unserem messingenen, künstlich polirten Zeitalter bedauerte er selbst, daß er nicht Jurist geworden und bis zum Kanzler gestiegen war, was er wohl hätte thun können.

Jedoch es war anders bestimmt. Keinem Menschen öffnet das Glück alle Reiche dieser Welt und sagt: „Sie sind Dein, wähle, wo Du wohnen willst!" Den meisten öffnet sie kaum die allerkleinste Hundehütte und sagt nicht ohne Rauheit: „Da, das ist Dein, so lange Du es behaupten kannst; richte Dich darin so gut ein als möglich und danke dem Himmel!" Ach, leider müssen die Menschen sich in viele Dinge schicken. Vor etwa vierzig Jahren zum Beispiel sah man den edelsten und fähigsten Mann in allen britischen Landen nicht das königliche Scepter oder das Weihrauchfaß des Papstes auf der höchsten Spitze der Welt schwingen, sondern Biertonnen in dem kleinen Flecken Dumfries visiren! Johnson kam dem Ziele ein wenig näher, als Burns, aber auch bei ihm war der Kraft der angemessene Spielraum versagt; er hatte sein ganzes Leben lang einen unaufhörlichen Kampf gegen das übermächtige feindliche Geschick zu führen.

Johnson's Befähigung zum Königt um (wenn das Schicksal es so

gewollt hätte) zeigt sich schon im frühen Knabenalter. „Seine Günstlinge," sagt Boswell, „erhielten gewöhnlich sehr freigebige Unterstützung von ihm und die Unterwürfigkeit und Rücksicht, womit man ihn behandelte, war so groß, daß drei der Knaben, von welchen Mr. Hector zuweilen einer war, des Morgens als seine gehorsamen Diener zu kommen und ihn in die Schule zu tragen pflegten. Einer in der Mitte bückte sich, während er sich ihm auf den Rücken setzte, die andern zwei stützten ihn zu beiden Seiten und so ward er triumphirend dahingetragen." Der arme blödsichtige Lahme mit seinem offenen Munde und blatternarbigen Gesicht herrschte schon königlich und unwiderstehlich! Nicht in dem „Königsstuhl" (von menschlichen Armen, wie wir sehen) tragen ihn seine drei Satelliten, sondern mehr auf dem Tyrannensattel, dem Rücken seiner Mitmenschen, reitet er triumphirend einher!

Das Kind ist der Vater des Mannes. Wer fünfzig Jahre in die Zukunft hätte hineinschauen können, würde gefühlt haben, daß dieses kleine Schauspiel muthwilliger Schulknaben ein großes war. Für uns, die wir darauf und was ferner folgte, jetzt von weitem zurückblicken, stellen sich Fragen genug heraus: Wie sahen diese Buben aus? Was für Jacken und Hosen hatten sie an? War ihre Kopfbedeckung von Filz oder von Hundefell? Was machte damals das alte Lichfield? Was dachte es? — und so weiter durch die ganze Reihe von Korporal Trims „Hülfszeitwörtern." Ein Bild von alle dem stellt sich wohl vor unsern Augen zusammen, leider aber haben wir keinen Pinsel und keine kunstgeübte Hand.

Das Knabenalter ist nun vorüber; die Ruthe des Schulmeisters wird unschädlich in weiter Ferne geschwungen. Samuel ist zu tölpischer Körpergröße und Jugend herangewachsen und ringt immer noch mit Krankheit und Armuth, welche seine treuesten Begleiter bleiben. Auf der Universität sehen wir wenig von ihm, aber doch so viel, daß es nicht gut ging. Ein rauhes Kind der Wüste zum Selbstgefühl erwacht, stolz wie der Stolzeste, arm wie der Aermste; stoisch, abgeschlossen und schweigend das Unvermeidliche duldend — welch eine Welt von schwärzester Nacht mit kargem Sonnenschimmer und bleichen thränenvollen Mondblicken und Flackern eines himmlischen und höllischen Glanzes war es, die sich jetzt ihm öffnete! Aber das Wetter ist winterlich und die Zehen des Mannes schauen zu seinen Schuhen heraus, seine schlammigen Züge nehmen eine purpurne und meergrüne Farbe an und eine Fluth schwarzer Entrüstung steigt dahinter auf. Eine wilde, unförm-

liche Gestalt! Fleisch zu essen hat er wahrscheinlich wenig; Hoffnung hat er noch weniger — seine Füße haben, wie wir sagten, genaue Bekanntschaft mit dem Straßenkothe gemacht.

„Soll ich in Einzelnheiten eingehen," fragt Sir John Hawkins, „und einen Umstand seiner bedrängten Lage erzählen, der ihm nicht als Folge seiner eigenen Extravaganz oder Unregelmäßigkeit zugeschrieben werden kann und demzufolge auch keinen Schatten auf sein Andenken wirft? Er hatte kaum einen vollständigen Anzug und nicht lange darauf, nachdem Corbet ihn verlassen, nur ein einziges Paar Schuhe, die so alt waren, daß die Füße hindurchsahen. Einer seiner Mitstudenten, Vater eines jetzt lebenden ausgezeichneten Theologen, befahl eines Morgens seinem Famulus, ein neues Paar vor Johnson's Thür zu stellen, welcher aber, als er sie beim Heraustreten aus seinem Zimmer erblickte, sich und die Gesinnung, welche seinen unbekannten Wohlthäter beseelt haben mußte, so weit vergaß, daß er mit der ganzen Entrüstung eines Beleidigten das Geschenk fortschleuderte."

Wie sonderbar! — Der ehrwürdige Dr. Hall bemerkt: „So weit wir nach einem flüchtigen Ueberblick der wöchentlichen Rechnung in den Victualienbüchern abnehmen können, scheint Johnson eben so gut als andere Studenten gelebt zu haben." Ach, leider ist ein solcher flüchtiger Blick in die Victualienbücher jetzt aus der sichern Entfernung eines Jahrhunderts in dem sichern Stuhle einer Professur etwas ganz anderes als der fortwährende Anblick der leeren oder verschlossenen Victualienkammer selbst. Doch hören wir unsern Ritter weiter.

„Johnson," sagt Sir John, „konnte sich in jener frühen Periode seines Lebens nicht von der Idee losmachen, daß Armuth eine Schande sei und sprach sich mit strengem Tadel über die an unsern beiden Universitäten bestehende Einrichtung aus, welcher zufolge die armen Studenten unter der Benennung von Servitors in Oxford und Sizers in Cambridge bei Tische aufwarten müssen. Er meinte, daß das Studentenleben eben so wie das christliche allen Unterschied des Ranges und weltlicher Vorzüge entferne; hierin aber irrte er sich — der Staat" u. s. w. u. s. w. — Nur zu wahr! Es ist einmal des Menschen Loos, sich zu irren.

Jedoch, das Schicksal ist gesonnen, den irrenden Samuel auf alle Weise auf die Probe zu stellen und zu sehen, welcher Kern in ihm ist. Er muß die Victualienkammer Oxfords verlassen; der Mangel zwingt ihn wie ein gewappneter Mann sich in die bescheidene Wohnung seines Vaters zurückzu-

flüchten. wo er sich eine Zeitlang der Unthätigkeit, Täuschung und Schande preisgegeben und dadurch fast zum Wahnsinn getrieben sieht; wahrscheinlich ist er der unglücklichste Mensch im ganzen weiten England. Auch er muß auf alle Weise durch Leiden vollkommen werden.

Hohe Gedanken haben ihn heimgesucht; seine Universitätsarbeiten sind auch außerhalb der Mauern der Universität gelobt worden; Pope selbst hat jene Uebersetzung gesehen und gutgeheißen — Samuel hatte sich zugeflüstert: „Auch ich bin Einer und Etwas!"

Falsche Gedanken, die nur Elend zurücklassen! Das Fieberfeuer des Ehrgeizes wird in dem Eisbade der Armuth auf zu schmerzenvolle Weise gelöscht (aber nicht geheilt). Johnson hat im Gefühle seines Rechts an das Thor angeklopft, aber man macht ihm nicht auf. Die Welt ist rings herum wie mit Erz umgeben und nirgends kann er den kleinsten Eingang finden oder erzwingen. Eine Lehrerstelle in Bosworth und ein „Zwist zwischen ihm und Sir Wolsten Dixie, dem Schulpatron" giebt ihm das Brod der Trübsal und das Wasser der Trübsal, aber so bitter, daß die menschliche Natur es nicht verschlucken kann. Der junge Simson will nicht mehr in der Mühle der Philister von Bosworth mahlen; er läßt Sir Wolstan und die Hauscaplanswürde, die blos darin bestand, daß er das Tischgebet zu verrichten hatte, fahren; er will sich nicht mehr mit „unerträglicher Schroffheit" behandeln lassen und giebt, ohne Zweifel in der Meinung, daß ein schneller Hungertod noch nicht das Schlimmste auf der Welt sei, eine Stellung auf, deren er sich sein ganzes Leben lang mit dem unüberwindlichsten Widerwillen und sogar Abscheu erinnerte.

Menschen wie Johnson werden mit Recht die verlorene Hoffnung der Welt genannt. Ob seine Hoffnung verloren war oder nicht, beurtheile man nach folgendem Briefe an einen stumpfsinnigen, schmierigen Buchdrucker, welcher sich Sylvanus Urban nannte:

„Sir, — da Sie die Mängel ihres poetischen Artikels nicht weniger zu fühlen scheinen, als Ihre Leser, so werden Sie es vielleicht nicht ungern sehen, wenn ich, um auf die Verbesserung desselben hinzuwirken, Ihnen die Ansichten einer Person mittheile, welche unter billigen Bedingungen erbötig ist, zuweilen eine Columne zu füllen.

„Meine Meinung ist, daß das Publikum," u. s. w. u. s. w.

„Wenn ein solcher Briefwechsel Ihnen angenehm ist, so haben Sie die Güte, mich in zwei Posten zu benachrichtigen, welcher Art die Bedin-

gungen sind, unter welchen Sie ihn erwarten. Ihr neuliches Anerbieten (wegen eines Preisgedichtes) giebt mir keinen Grund, Ihrer Generosität zu mißtrauen. Wenn Sie sich mit literarischen Projecten auch außer diesem Journal befassen, so habe ich noch andere Pläne mitzutheilen."

Lieber Leser, der generöse Mann, an welchen dieser Brief gerichtet ward, ist „Mr. Edmund Cave, St. Johns Gate, London"; der Schreiber desselben „Samuel Johnson in Birmingham, Warwickshire."

Trotzdem aber sammelt das Leben in ihm neue Kräfte; es behauptet sein Recht, gelebt, ja sogar genossen zu werden. „Besser ein kleiner Busch," sagen die Schotten, „als gar kein Obdach." Johnson lernt sich mit bescheidenen menschlichen Dingen begnügen und umgiebt ihn nicht schon eine regsame, lebende menschliche Existenz von allen Seiten? Gehe hin und thue desselbengleichen. In Birmingham selbst kann er mit seinem eigenen gekauften Gänsekiele „fünf Guineen verdienen"; ja zuletzt erwirbt er das höchste irdische Gut, eine Freundin, die sein Weib sein will!

Johnson's Verheirathung mit der guten Wittwe Porter ist von vielen Sterblichen, welche augenscheinlich nichts davon verstanden, verspottet und lächerlich gemacht worden. Daß der kurzsichtige Barbar mit seinem zerrissenen Gesicht, der einsam und niedergebeugt einherschritt, dessen Sprache Niemand verstand, dessen Aussehen alle Menschen zum Lachen reizte oder ihnen Abscheu einflößte, ein wackeres weibliches Herz fand, welches gleich, als es ihn zum ersten Mal gesehen und gehört, erklärte: „Dies ist der verständigste Mann, den ich jemals kennen gelernt," und dann mit Muth und Selbstverleugnung sich entschloß, sich seiner anzunehmen und zu sagen: „Sei mein; ich will Dich erwärmen und zum Leben aufthauen!" — in allem diesen, in der Liebe und dem Mitleiden der freundlichen Wittwe zu ihm, in Johnson's Liebe und Dankbarkeit, liegt wahrlich keine Ursache zum Spott.

Ihr Ehestand war, wie dies gewöhnlich der Fall ist, zusammengesetzt aus guten und üblen Tagen, aber Unschuld und Würdigkeit wohnte darin und als der Tod ihn geendet hatte, ein gewisses Heiligthum. Johnson's unsterbliche Zuneigung zu seiner Tetty war stets ehrwürdig und nobel.

Jedoch sei dem nun wie ihm wolle, Johnson ist nun gesonnen, zu heirathen und will vom Schulmeisterhandwerk leben, denn auch auf diesem Wege läßt sich das Leben nothdürftig fristen. Die Welt möge daher Notiz nehmen von der Ankündigung: „In Edial bei Lichfield werden

junge Herren in Pension genommen und im Lateinischen und Griechischen unterrichtet von — Samuel Johnson."

Hätte dieses Unternehmen in Edial einen gedeihlichen Fortgang gehabt, wie ganz anders wäre dann der Ausgang gewesen! Johnson hätte ein zwar verdienstvolles, aber unbeachtetes Leben gelebt, oder wäre zu einem gestaltlosen Dr. Parr aufgeschwollen, der uns nichts genützt hätte, und Boswell wäre zu officieller Bedeutungslosigkeit zusammengeschrumpft oder auf eine andere Weise gestiegen.

Das Unternehmen in Edial hatte aber keinen gedeihlichen Fortgang; das Schicksal hatte Samuel Johnson für einen andern Wirkungskreis bestimmt, und die jungen Herren gingen in Pension, wo sie anderwärts dergleichen finden konnten. Dieser Mann sollte ein Lehrer erwachsener Herren und zwar auf die überraschendste Weise werden, ein Schriftsteller und ein Herrscher der britischen Nation für einige Zeit; — nicht blos ihrer Körper, sondern auch ihrer Geister; nicht über sie, sondern in ihnen.

Von dem Felde der Literatur konnte man zu Johnson's Zeit eben so wenig sagen als jetzt, daß es an dem Ufer eines Pactolus läge, und was auch sonst hier gesammelt werden mochte, so war doch Goldstaub keineswegs das Hauptprodukt. Die Welt hat von den Zeiten eines Sokrates, eines Paulus an und noch weit eher stets ihre Lehrer gehabt und sie stets auf ganz besondere Weise behandelt. Ein schlauer Bürgermeister (nicht von Ephesus) gab einmal bei Gründung einer Schule, als die Frage aufgeworfen ward, wie die Schulmeister erhalten werden sollten? den kurzen Rath: „Zum Teufel! erhaltet sie arm." Es kann in diesem Aphorismus ein ziemlicher Grad von Weisheit liegen. Auf alle Fälle sehen wir, daß die Welt ihn seit langer Zeit befolgt, zuweilen aber doch ein wenig mehr gethan hat, indem von ihr mancher Lehrer an einer großen Schule einem Tode überantwortet worden ist, der ihr sogar etwas kostete.

Die ersten Schriftsteller waren Mönche und hatten als solche das Gelübde der Armuth abgelegt; die modernen Autoren hatten nicht erst nöthig, einen solchen Schwur zu thun. Es war dies die Zeit, wo ein Otway noch vor Hunger sterben konnte, unzähliger Scrogginses zu geschweigen, welche die Muse unter einer elenden Decke ausgestreckt fand: vor einem verrosteten Kamin, welches nichts von Feuer wußte; auf mit Sand bestreutem Fußboden, umgeben von allen anderen Wappenbildern des Handwerks, die seit undenklichen Zeiten das Erbtheil der Schriftstellerei sind.

Scroggins scheint jedoch dabei ein Müßiggänger gewesen zu sein, wenigstens auf keinen Fall so fleißig, wie der würdige Mr. Boyce, welcher im Bett saß, die Decke als Gewand um sich herumgeschlagen und ein Loch hineingeschnitten hatte, um mit der Hand frei in seinem Berufe arbeiten zu können. Das Schlimmste dabei war, daß nur zu häufig eine rücksichtslose Gemüthsstimmung daraus hervorging, die nicht im Stande war, das Gute, was die Götter selbst unter diesen Umständen bescherten, zu benutzen. Die Boyces verfuhren nach dem stoisch epikuräischen Prinzip „Carpe diem!" so wie die Menschen in bombardirten Städten und zu den Zeiten einer herrschenden Pestilenz zu thun pflegen. Auf diese Weise gingen sie nicht blos ihres Lebens und ihrer Geistesgegenwart, sondern auch ihres Namens als achtbare Leute verlustig. — Mit einem Worte, das Schriftstellerhandwerk war so ziemlich auf sein tiefstes Niveau herabgesunken, als Johnson sich ihm widmete.

Demgemäß finden wir von einer Illumination der Stadt London, als dieser Herrscher der britischen Nation in ihr ankam, nichts erwähnt; es werden keine Kanonenschüsse gelöst, kein Pauken- und Trompetentusch begrüßt sein Erscheinen auf der Bühne. Er kommt ganz ruhig mit einigen Kupfermünzen in der Tasche, kriecht in seine Wohnung in Exeter Street und hat auch einen Krönungspontifex von nicht weniger eigenthümlicher Art, welchen er mit aller Unterwürfigkeit in seinem Vatican an St. Johns Gate seine Aufwartung machen muß. Dies ist der schon oben erwähnte stumpfsinnige, schmierige Buchdrucker.

„Cave's Temperament," sagt Ritter Hawkins, „war phlegmatisch. Obschon er als Herausgeber des Magazins den Namen Sylvanus Urban annahm, besaß er doch wenige von den Eigenschaften, welche die Urbanität ausmachen. Einen Begriff von seinem Mangel daran kann man sich nach der Frage machen, welche er einmal an einen Autor stellte: ‚Mr. —, wie ich höre, haben Sie kürzlich eine Broschüre herausgegeben, die, wie man mir sagt, einen sehr guten Aufsatz über Musik enthält; haben Sie den selbst geschrieben?' — Seine Urtheilskraft war ebenfalls sehr schwach, und da ihm schon einige Autoren in Prosa und Versen zu Gebote standen, die in der Sprache der Buchhändler gute Arbeiter genannt werden, so war er um so weniger bedacht, eine nähere Bekanntschaft mit Johnson zu suchen. Bei der ersten Annäherung eines Fremden pflegte er sitzen zu bleiben und einige Minuten lang zu schweigen. Hatte er Lust, das Gespräch zu beginnen, so

geschah es gewöhnlich dadurch, daß er seinem Besucher die neueste Nummer seines Magazins vorlegte und ihn um seine Meinung darüber fragte. — — —

„Er war so wenig im Stande, Johnsons Fähigkeiten zu beurtheilen, daß er einmal in der Meinung, ihn durch den Glanz eines der literarischen Lichter zu blenden, welche ihn mit ihrer Correspondenz beehrten, ihm sagte, wenn er Abends in ein gewisses Bierhaus in der Nähe von Clerkenwell kommen wolle, so werde er Gelegenheit haben, Mr. Browne und noch einige jener berühmten Mitarbeiter zu sehen. Johnson nahm die Einladung an und nachdem er von Cave, der einen weiten Reitrock und eine große buschige Perücke trug, Mr. Browne, den er am obern Ende eines langen Tisches in einer Wolke von Tabaksrauch sitzend fand, vorgestellt worden, hatte er Gelegenheit, seine Neugier zu befriedigen."

In der That, wenn wir den Zustand der Schriftstellerei zu jener Zeit ernst ins Auge fassen, so werden wir finden, daß Johnson sich mit einer der schwierigsten aller möglichen Unternehmungen befaßt und daß hier eben so wie anderwärts das Schicksal ihm die Aussöhnung unsäglicher Widersprüche zur Aufgabe gestellt hatte. Für einen Mann von Johnson's Gepräge war das Problem ein zwiefaches: Erstens nicht blos als die bescheidene und doch so unerläßliche Bedingung, sich womöglich am Leben zu erhalten, sondern auch zweitens, sich dadurch am Leben zu erhalten, daß er die Wahrheit verkündete, die in ihm war und zwar in dem klarsten und passendsten Ausdrucke, den der Himmel ihm verstattet hatte, ihr zu leihen, möchte die Erde dazu sagen, was sie wollte.

Wenn es schon schwer ist, von diesem zwiefachen Problem eines von beiden Gliedern allein zu lösen, wie unendlich schwerer wird dann die Lösung, wenn beide verbunden werden und mit endloser Complication in einander wirken! Der, welcher sein Leben schon gesichert findet, kann zuweilen (unglücklicherweise nicht immer) ein wenig Wahrheit sprechen; Der, welcher im Stande und willig ist, fortwährend Lügen zu sagen, kann, wenn er immer genau Acht giebt, woher der Wind kommt, sich seinen Lebensunterhalt manchmal auf prachtvolle Weise erwerben und Der zuletzt, welcher sich mit keiner von beiden Begabungen ausgerüstet fühlt, hat ein ziemlich kitzliches Spiel zu spielen und verdient Lob, wenn er es gewinnt.

Wir wollen einmal beide Seiten der Sache ein wenig in Augenschein

nehmen und sehen, welche Stirn sie unserm Abenteurer boten und welche Stirn er ihnen entgegensetzte.

Zu der Zeit, wo Johnson auftrat, befand sich die Literatur in vielen Beziehungen in einem Uebergangszustande, besonders in dem Punkte, der die pekuniäre Subsistenz ihrer Arbeiter betrifft. Sie stand damals eben im Begriff, aus dem Schutze einzelner Gönner in den des Publikums überzugehen und sich die zu ihrer Existenz nöthigen Mittel nicht mehr durch lobpreisende Dedicationen an die Großen, sondern durch angemessene Handelsverträge mit den Buchhändlern zu verschaffen. Diese glückliche Veränderung ist vielfach besungen und gepriesen worden; mancher „Lord vom Löwenherzen und Adlerauge“ blickt mit Verachtung auf das entschwundene System der Abhängigkeit, so daß es jetzt vielleicht an der Zeit ist, einen Augenblick lang zu erwägen, was Gutes darin lag und welche Dankbarkeit wir dieser Veränderung schulden.

Daß etwas Gutes darin lag, ist keinem Zweifel unterworfen. Alles, was existirt hat, hat auch seinen Werth gehabt; wenn nicht ein gewisser Grad von Wahrheit darin gelegen hätte, so hätte es gar nicht zusammenhalten und für lebende vernünftige Menschen das Organ und die Methode ihres Handelns sein können. Man übersetze eine Lüge, welche durch und durch Lüge ist, in die Praxis und das Resultat wird Null sein; es ist keine Frucht davon zu ernten.

Daß in einem Zeitalter, wo ein Edelmann wirklich noch edel, mit seinem Reichthume der Beschützer des würdigen und nützlichen und als solcher verehrt war, ein armer Mann von Genie mit ungeheuchelter Ehrerbietung sich an ihn wendete und zu ihm sagte: „Ich habe hier Weisheit gefunden und möchte sie gern der Welt verkünden; willst Du von Deinem Ueberfluß mir die Mittel dazu gewähren?“ darin lag durchaus keine Erniedrigung; es war ein ganz redlicher Antrag, den ein freier Mann machen und dem ein freier Mann Gehör schenken konnte.

So konnte ein Tasso mit einem Gerusalemme in seiner Hand oder in seinem Kopfe zu einem Herzog von Ferrara sprechen; so konnte ein Shakespeare zu seinem Southampton, so konnten die Künstler des Continents gewöhnlich zu ihren reichen Gönnern sprechen; in einigen Ländern können sie es fast jetzt noch. Erst als die Ehrerbietung erheuchelt ward, als Niedrigkeit auf beiden Seiten sich geltend machte und rasch und üppig zu wu-

chem begann, erst dann war das, was ein Shakespeare ohne Anstoß üben konnte, für einen Dryden schmachvoll.

Auch war der neue Weg des Buchhändler-Mäcenats, der sich jetzt, wo der alte Weg zu schmutzig und ungangbar geworden, für den wichtigsten Zweig alles Transporthandels öffnete, ein keineswegs unwürdiger. Man bemerke übrigens, wie diese zweite Art des Mäcenats, nachdem sie uns durch beinahe ein Jahrhundert der literarischen Zeit hindurchgeführt, ihre Aufgabe ebenfalls so ziemlich erfüllt zu haben und rasch auf eine dritte Methode hinzuarbeiten scheint, deren genaue Bedingungen aber jetzt noch keineswegs sichtbar sind.

So haben alle Dinge ihr Ende und wir müssen von ihnen allen nicht in Zorn, sondern in Frieden scheiden. Das Buchhändlersystem hat während seines eigenthümlichen Jahrhunderts, dem ganzen achtzehnten, uns ein gutes Stück vorwärts gebracht, viele gute Werke hinterlassen und viele gute Menschen ernährt. Wenn es jetzt durch Charlatanerie seinem Ende entgegengeht, eben so wie das Gönnersystem durch Schmeichelei — denn die Lüge ist stets die Vorläuferin des Todes, ja der Tod selbst — seinem Ende entgegenging, so dürfen wir doch auch nicht seine Wohlthaten vergessen — wie es die Literatur, die von dem Gönnersystem in weiche Windeln gewickelt werden, weiter aufzog und ihr die Kinder- und Schuljahre überstehen half, so daß wir sie jetzt im Begriff sehen, die „toga virilis“ anzulegen, sobald sie diese gefunden haben wird!

Auf der jetzt gangbaren Straße findet eine ziemliche Frequenz statt; nur auf der noch nicht geebneten und gepflasterten neuen und auf der von tiefen Gleisen und Pfützen durchschnittenen alten Straße ist das Reisen schlecht oder unthunlich. Die Schwierigkeit liegt immer in dem Uebergange von einer Methode zur andern. In diesem Zustande fand Johnson die Literatur, aber wir dürfen auch nicht vergessen, hinzuzufügen, daß er sie muthig daraus befreite. Welcher merkwürdige Sterbliche in England das erste Honorar für ein Verlagsrecht bezahlte, haben wir nicht ermitteln können. Vielleicht war schon seit beinahe hundert Jahren dann und wann von dem Verkäufer der Bücher an den Schreiber derselben ein kaum sichtbares oder wägbares kleines Arbeitslohn bezahlt worden. Der Originalvertrag, welchem zufolge einerseits das „verlorene Paradies“ und andererseits fünf Pfund Sterling producirt wurden, liegt, wie man uns erzählt hat, noch

jetzt Schwarz auf Weiß für Die, welche sich dafür interessiren, in einem Buchladen in Chancery Lane zur Ansicht und zum Verkaufe.

So war die Sache in gemischter, verworrener Weise etwa sechzig Jahre lang gegangen. Wie es bei solchen Dingen stets zu geschehen pflegt, läuft das alte System noch ein paar Generationen neben dem neuen her und stirbt erst vollends, wenn das neue eine vollständige Organisation erlangt hat. Unter den ersten Autoren, der allererste von einiger Bedeutung, der von dem Tagelohn seines Handwerks lebte und auf dieser Basis ruhig der Welt gegenüber trat, war Samuel Johnson.

Zu der Zeit, wo Johnson auftrat, waren noch zwei Wege vorhanden, auf welchen ein Autor vorwärts zu kommen suchen konnte. Es gab die nominellen Mäcenasse im Westend von London und die factischen Mäcenasse von St. Johns Gate und Paternoster Row. Ein umsichtiger Mann konnte in Verlegenheit kommen, welchem von beiden Wegen er den Vorzug geben sollte. Keiner von beiden war sehr verlockend. Die Unterstützung des hochadeligen Gönners ward jetzt fast nothwendig durch Schmarotzerei befleckt, ehe der Autor sie wirklich in die Hände bekommen konnte; die des Buchhändlers ward durch habgierige Dummheit — so daß ein Osborne von einem muthigen Autor sogar geprügelt werden mußte — entstellt und konnte kaum den Faden des Lebens zusammenhalten. Die eine Unterstützung war der Lohn des Leidens und der Armuth; die andere, wenn dabei nicht die größte moralische Vorsicht gebraucht ward, der Lohn der Sünde.

Johnson hatte im Lauf der Zeit Gelegenheit, beide Methoden zu prüfen und sich zu überzeugen, wie es damit beschaffen war, fand aber gleich bei dem ersten Versuche, daß die erstere sich in keiner Weise für ihn eignete. Man höre noch einmal jenen weltberühmten Posaunenstoß des jüngsten Gerichtes, welcher Lord Chesterfield und durch diesen der lauschenden Welt verkündete, daß das Gönnerthum künftig nicht mehr sein solle!

„Sieben Jahre, Mylord, sind nun vergangen, seitdem ich in Ihren Vorzimmern wartete oder an Ihrer Thür abgewiesen ward, während welcher Zeit ich an meinem Werke (dem englischen Wörterbuch) trotz aller Schwierigkeiten, über welche es nutzlos wäre, zu klagen, fortgearbeitet und es endlich ohne irgendwelche Unterstützung, ohne ein Wort der Ermuthigung oder ein Lächeln der Gunst, so weit gebracht habe, daß es nun nächstens erscheinen kann.

„Der Schäfer Virgils lernte endlich die Liebe kennen und fand, daß sie dem Felsen entstammte.

„Ist nicht ein Gönner, Mylord, ein Mensch, welcher einem andern, der im Wasser mit dem Tode kämpft, theilnahmlos zusieht und wenn er endlich wieder festen Boden gewonnen hat, ihn mit Hülfe überhäuft? Die Notiz, welche Sie die Güte gehabt haben, von meinen Arbeiten zu nehmen, würde, wenn sie früher erfolgt wäre, für mich sehr werthvoll gewesen sein; sie ist aber so lange aufgeschoben worden, bis ich gleichgültig geworden bin und mich nicht mehr daran erfreuen kann; ich bin jetzt bekannt und brauche sie nicht. Ich hoffe, es ist keine sehr cynische Schroffheit, da, wo keine Wohlthat empfangen worden ist, auch keine Verbindlichkeiten anzuerkennen oder dem Publikum die Meinung zu benehmen, daß ich das einem Gönner verdanke, was ich mit Hülfe der Vorsehung allein zu Stande gebracht habe.

„Nachdem ich mein Werk mit so wenig Verbindlichkeit gegen irgend einen Gönner der Gelehrsamkeit so weit gebracht habe, so werde ich mich auch weiter nicht getäuscht fühlen, wenn ich es mit noch weniger — falls dies möglich wäre — zu Ende bringe, denn ich bin schon längst aus jenem Hoffnungstraum erwacht, in welchem ich mich einst so frohlockend wiegte.

„Ich bin, Mylord, Ihr gehorsamster Diener

„Samuel Johnson."

Und so muß der rebellische Samuel Johnson sich zu der Buchhändlerzunft und dem wunderbaren Chaos eines „Schriftstellers von Profession" wenden und, obschon er von jenem stumpfsinnigen schmierigen Buchdrucker in seinem weiten Reitrocke und mit der großen buschigen Perücke, aber blos als Subaltern bei einem commandirenden Offizier, der unter Tabaksrauch an der Spitze einer langen Tafel in der Kneipe zu Clerkenwell sitzt, eingeführt wird, sich zum Kriege rüsten, weil ihm keine weitere Alternative bleibt.

Fast eben so widersprechend war jener andere Zweig des zwiefachen Problems, welches Johnson jetzt vorgelegt ward — das Verkünden der Wahrheit. Ach, leider stieß der arme Johnson auf eine Masse von Widersprüchen, in geistigen Dingen sowohl als in weltlichen, von innen und von außen; mit der unüberwindlichsten Liebe zu richtiger Erkenntniß geboren, muß er jetzt beginnen, in einer Umgebung zu leben und zu lernen, wo das Vorurtheil üppig wuchert. „Was ist Wahrheit?" sagte der scherzende Pilatus. „Was ist Wahrheit?" konnte der ernste Johnson mit weit grö-

ßerem Nachdrucke sagen. Die Wahrheit ließ jetzt nicht mehr wie der Phönix in seinem Regenbogengefieder aus ihrem glitzernden Schnabel jene süßmelodischen Töne erklingen, welche jedes Ohr gefangen nahm, sondern der nun altgewordene Phönix hatte sein Singen so ziemlich ganz eingestellt und langweilige Kukuke, kläglich eintönige Eulen, auch unzählige Dohlen und zwitschernde Sperlinge auf den Dächern gaben vor, seine Stimme nachzuahmen.

Es war ein gänzlich getheiltes Zeitalter, dieses Zeitalter Johnson's; Einheit existirte nirgends. Die Gesellschaft war bis in die feinsten Fasern hinein auseinandergerissen. Alle Dinge — dies ward damals schon sichtbar, konnte aber noch nicht verstanden werden — bewegten sich in Folge eines schon vor Jahrhunderten erhaltenen Impulses, aber jetzt erst mit entschiedener Schnelligkeit nach dem großen chaotischen Abgrunde, wo wir in der Gestalt von französischen Revolutionen, Reformbills, oder welche andere blutige oder blutlose Form der Verfall annehmen mag, Alles sich schäumend durch einander wälzen sehen. Zwei entsetzliche Erscheinungen, Heuchelei und Atheismus, theilen schon schweigend die Welt. Meinung und Handeln, die mit einander leben sollten, wie ein Fleisch oder richtiger, wie Seele und Körper, haben ihren offenen Zwist begonnen und trachten nach getrennter Existenz, als ob eine solche möglich wäre. Dem ernsten Gemüth ward in jeder Stellung eine feste Basis und ein Leben der Wahrheit mit jedem Tage schwieriger; in Johnson's Stellung aber war es schwieriger als fast in jeder andern.

Wenn er, wie dies für eine fromme Natur unvermeidlich und unumgänglich war, zur Religion als zum Polarstern seiner Reise aufblickte, so war schon kein fester Polarstern mehr sichtbar, sondern vielmehr zwei Sterne, eine ganze Constellation von Sternen, von welchen jeder sich für den wahren ausgab. Man sah den rothen, unheilverkündenden Kometen des Unglaubens und den düsteren, immer düsterer brennenden und zuletzt fast blos einem atmosphärischen Meteor gleichenden Fixstern der Orthodoxie. Welchen von beiden sollte er wählen?

Die scharfsinnigeren Geister Europa's hatten sich fast ohne Ausnahme unter den erstern geschaart. Seit einem halben Jahrhunderte war das allgemeine Streben der europäischen Philosophie darauf gerichtet gewesen, zu verkünden, daß die Vernichtung der Lüge die einzige Wahrheit sei; täglich war das Leugnen stärker und stärker geworden und der Glaube mehr und

mehr in Verfall gerathen. Von unseren Bolingbrokes und Tolands war das Fieber des Skepticismus nach Frankreich und Schottland getragen worden und schon glomm es fern und nah und zehrte im Stillen an dem Herzen Englands. Bayle hatte seine Rolle gespielt; Voltaire spielte auf einem größeren Theater die seine, er war etwa fünfzehn Jahre älter als Johnson; Hume dagegen und Johnson waren Kinder fast eines und desselben Jahres (Johnson, September 1709 — Hume, April 1711).

Zu dieser Anzahl scharfsinniger Geister gehörte Johnson unbestreitbar; sollte er sich ihnen anschließen? sollte er sich ihnen entgegenstellen? Eine verwickelte Frage, denn leider ist die Kirche selbst auch für ihn nicht mehr gänzlich von ächtem Diamant, sondern von Diamant und gebackenem Schlamm durch einander gemischt. Der eifrig Fromme gewahrt, wie seine Kirche schwankt und sieht mit Entsetzen anstatt begeisterter Priester so manchen schweinemästenden Trulliber an ihrem Altare fungiren. Es ist nicht der am wenigsten sonderbare von den Widersprüchen, welche Johnson auszusöhnen hatte, daß er, obschon von Natur zur Verachtung und zum Unglauben geneigt, damals sein Heil und seinen Ruhm darin fand, daß er die Traditionen der Alten mit seiner ganzen Kraft vertheidigte.

Nicht weniger verwickelt und nach beiden Seiten hin hohl oder zweifelhaft war der Stand der Politik. Die Whigs strebten blind vorwärts, die Tories hielten blind zurück, jeder mit einer Ahnung von einer halben Wahrheit, keiner mit einer Ahnung von der ganzen! Hier bewundere man den anderweiten Widerspruch in dem Leben Johnson's, daß er, obschon der unlenksamste und in seiner Handlungsweise der unabhängigste Mensch, ein Jakobit und Verehrer des göttlichen Rechts sein mußte.

Wenn die Religion zerrissen und das innerste Herz der menschlichen Existenz gegen sich selbst empört wird, dann muß in allen untergeordneten Fächern nothwenig Hohlheit und Zusammenhangslosigkeit einreißen. Die englische Nation hatte gegen einen Tyrannen rebellirt und durch die Hände frommer Tyrannenmörder blutige Rache an ihm genommen. Die Demokratie hatte sich mit ihrer Riesenstärke erhoben und gleich einem jungen Herkules Schlangen in der Wiege erdrosselt. Noch aber kannte Niemand den Sinn oder die Tragweite des Phänomens — Europa war noch nicht reif dazu, sondern sollte erst durch die Kultur und die mannigfachen Erfahrungen von ferneren anderthalbhundert Jahren dazu gereift werden.

Und nun, da die Königsmörder alle beseitigt und ein freundlicheres zweites Bild auf die Leinwand des ersten gemalt und „glorreiche Revolution“ betitelt worden war, wer hätte dann anders glauben können, als daß die Katastrophe vorüber, die ganze Sache zu Ende und die Demokratie in ihren langen Schlaf versunken sei? Und dennoch war die Sache beendet und auch nicht beendet; eine zögernde Unruhe wohnte in allen Gemüthern; die tiefliegende unwiderstehliche Tendenz, der man noch gehorchen mußte, war nicht mehr sichtbar. Auf diese Weise entstand Halbheit, Unredlichkeit und Unsicherheit im Thun und Treiben der Menschen; anstatt heldenmüthiger Puritaner und tapferer Cavaliere tauchte jetzt eine müßige Schaar schwatzender Whigs und eine müßige Schaar harthöriger Tories auf, von welchen die einen wie die andern halb Thoren und halb Lügner waren. Die Whigs waren Lügner und ohne Basis, denn ihr ganzer Zweck war Widerstand, Tadel, Zerstörung. — sie wußten nicht, weshalb oder wohin es endlich führen solle. In dem Whiggismus konnte, seitdem ein Charles und seine Jeffries aufgehört hatten, sich hineinzumischen und einen Russell oder Sydney zu haben, der sich gegen sie aufgelehnt hätte, keine Göttlichkeit des Charakters liegen und erst in der letztern Zeit, wo er die Gestalt eines gründlichen, Allem Trotz bietenden Radicalismus annahm, gewann er eine solide Basis, auf der er stehen konnte.

Von derselben unsicheren halb hohlen Beschaffenheit war der Toryismus in Johnson's Zeit geworden. Allerdings predigte er die Pflicht der Loyalität als eine ewige Wahrheit und dennoch hatte er seit der definitiven Vertreibung der Stuarts keine Person, sondern blos ein Amt, gegen welches er loyal sein konnte; seine Verehrung galt keiner lebendigen Seele, sondern blos einem todten mit Sammet gepolsterten Stuhle. Seine Haltung war deshalb eine halsstarrige Weigerung sich zu bewegen, eben so wie die des Whiggismus ein lauter lärmender Drang und Befehl zum Vorwärtsschreiten, — mochten nun Vernunft und Billigkeit auf beiden Seiten dazu sagen, was sie Lust hatten.

Die Folge hiervon war: Eine unermeßliche Fluth von streitsüchtigem Kauderwelsch ohne alle klare Tendenz; falsche Ueberzeugung; falscher Widerstand gegen die Ueberzeugung; Verfall — und endlich gänzliches Absterben — alles Dessen, was man früher unter den Worten Grundsatz oder Ehrlichkeit des Herzens verstand; der lautere und immer lautere Triumph der Halbheit und Plausibilität über Ganzheit und Wahr-

heit; — zuletzt jene Alles überschattende Blüthe des Charlatanismus, welche wir jetzt mit all ihren tödtenden und mordenden Früchten in all ihren unzähligen Verzweigungen bis herab zum Geringsten sehen. Wie sollte zwischen diesen widerstreitenden Extremen, worin das Verfaulte so unentwirrbar mit dem Gesunden verschmolzen war und wo noch kein Auge die endliche Bedeutung der Sache durchschauen konnte, ein rechtschaffener und redlicher Mann sich zurechtfinden?

Daß Johnson trotz aller Schattenseiten sich zur conservativen Partei schlug, als unerschütterlicher Gegner der Neuerung auftrat, entschlossen, an der Form gesunder Worte festzuhalten, mußte die Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, in nicht geringem Grade vermehren. Wir meinen die moralischen Schwierigkeiten, denn in ökonomischer Beziehung wog sich die Sache so ziemlich auf; der Tory-Diener des Publikums hatte vielleicht ungefähr dieselbe Aussicht auf Beförderung wie der Whig-Diener und Johnson trachtete nach keiner anderen Beförderung, als nach dem Recht, zu leben. Für das aber, was, obschon nicht eingestanden, doch nicht weniger unumgänglich nöthig war — für seine Gewissensruhe und die klare Erkenntniß seiner Pflicht als ein Bewohner von Gottes Welt ward die Sache hierdurch nur um so verwickelter gemacht.

Der Neuerung Widerstand leisten, ist ziemlich leicht unter einer einzigen Bedingung — der Bedingung, daß man auch der Forschung Widerstand leistet. Dies ist und war das gewöhnliche Auskunftsmittel der gewöhnlichen Conservativen; für Johnson aber reichte es nicht aus. Dieser war ein eifriger Freund der Forschung, die er auch selbst thätig übte. Er konnte und wollte ein für allemal keine Lüge glauben, geschweige denn reden oder thun; die Form gesunder Worte, die er festhielt, mußte eine Bedeutung in sich haben.

Hierin lag die Schwierigkeit. Es galt hier, eine einflußreiche gewaltige Mischung des Wahren und des Falschen zu sehen; zu fühlen, daß er hier wohnen und kämpfen müsse und dennoch nur das Wahre zu lieben und zu vertheidigen. Wie sollst du anbeten, wenn du kein Götzendiener sein kannst und sein willst, und dennoch nicht umhin kannst, einzusehen, daß das Symbol deiner Gottheit halb götzendienerisch geworden ist?

Dies war die Frage, welche Johnson, der Mann mit klarem Blick und frommem gläubigen Herzen, beantworten mußte, — auf Gefahr seines Lebens hin.

Der Whig oder Skeptiker dagegen hatte eine weit einfachere Rolle zu spielen. Ihm lag blos die götzendienerische Seite der Dinge, aber keineswegs die göttliche sichtbar offen; von ihm ward daher keine Verehrung, ja im strengen Sinne des Wortes nicht einmal Herzens-Ehrlichkeit, sondern im höchsten Falle nur Lippen- und Hand-Ehrlichkeit verlangt. Die ganze geistige Kraft, welche sein ist, kann er gewissenhaft auf die Arbeit des Grübelns, auf das Niederreißen Dessen, was falsch ist, verwenden; daß es übrigens eine Wahrheit von höherer als sinnlicher Natur giebt oder geben könne, dies ist ihm noch nicht eingefallen.

Das Höchste, wornach daher ein Mensch zu streben hat, ist Achtbarkeit oder Respektabilität — der Beifall seiner Mitmenschen. Diese Beifallsstimme kann er sowohl wägen als zählen, oder auch blos zählen — je nachdem er ein Burke oder ein Wilkes ist. Weiter darüber hinaus aber liegt nichts Göttliches für ihn; sind jene Beifallsstimmen erlangt, so ist Alles erlangt. Auf diese Weise ist seine ganze Welt deutlich und abgerundet; er sieht ein klares Ziel vor sich, einen festen, bald rauheren, bald geebneteren Pfad, im schlimmsten Falle einen festen Boden, auf welchem er einen Pfad suchen kann. So gürte er denn seine Lenden und wandere ohne bange Ahnung oder Befürchtung!

Für den ehrlichen Conservativen dagegen ist nichts deutlich, nichts abgerundet. Die Respektabilität kann in keiner Weise seine höchste Gottheit sein; er hat nicht nach einem Ziele zu streben, sondern nach zwei widersprechenden Zielen, die fortwährend durch ihn ausgesöhnt und in Einklang gebracht werden müssen. Es ist dies, wie wir schon sagten, eine schwierige Position, die demgemäß auch von den Meisten selbst in jener Zeit nur halb vertheidigt ward, insofern nämlich, als sie ihre eigene allzubeschwerliche Redlichkeit, oder auch sogar ihren Verstand dem Feinde überliefer-ten, wornach die vollständigste Vertheidigung wenig werth war. Und in diese schwierige Position warf sich Johnson nichtsdestoweniger. Allerdings fand er sie voll Schwierigkeiten, behauptete sie aber muthig als ein Mann von ehrlichem Herzen und klarem Blick sein ganzes Leben lang.

Von dieser Art war das „zwiefache Problem", welches Samuel Johnson gestellt ward. Man erwäge alle diese moralischen Schwierigkeiten und bedenke außerdem noch den furchtbar erschwerenden Umstand, welcher darin lag, daß er eine fortwährende Ansprache an das Publikum bedurfte, fortwährend einen gewissen Eindruck auf das Publikum äußern und ihm Ueber-

zeugung beibringen mußte. That er dies nicht, so hörte er auf, „Lebensmittel für den laufenden Tag“ zu haben — er konnte nicht länger leben!

Wie ein gemeiner Charakter, einmal in dieses wilde Element geworfen, von Furcht und Hunger weiter gepeitscht, ohne ein anderes Ziel als Alles, was in der Form von Genuß irgend einer Art sich ihm darbietet, an sich zu raffen und sich dabei so viel als möglich von Galgen und Pranger fern zu halten, das heißt sowohl die „Person“ als auch den „Charakter“ sorgfältig in Acht nehmen, — wie ein solcher Charakter in diesem Element hin und her geschwommen und wie es ihm möglich geworden wäre, täglich drei Mahlzeiten zu essen, sich jährlich drei Mal neu zu kleiden und dann nachdem er seine letzte Ration verzehrt, fortzugehen und zu verschwinden — alles dies wäre wohl des Wissens werth, an und für sich aber doch nur eine triviale Kenntniß.

Wie aber ein nach Wahrheit strebender edler Mensch, für welchen Verstellung und Lüge ein für allemal ein Abscheu waren, in diesem Elemente handeln würde — darin lag das Geheimniß. Auf welche Weise, durch welche Begabung des Auges und der Hand findet ein heldenmüthiger Samuel Johnson, nun in jenes wüste tolle Chaos des Schriftstellerthums, ein Gemisch von Phlegethon und Fleetgraben, mit seinem schwimmenden Holze und Seekraken und Schlammgespenstern geschleudert — seinen richtigen Cours; wie baut er sich aus dem vergänglichen Treibholze und dauernden Eisen ein seewürdiges Rettungsboot und segelt darin, ohne zu ertrinken, ohne sich zu beschmutzen, durch die brüllende „Mutter todter Hunde“ immer weiter nach einer ewigen Landmarke und Stadt, welche auf festem Grunde steht?

Diese hohe Frage ist eben die, welche Boswell's Buch beantwortet, welches Buch wir deshalb gar nicht mit Unrecht ein Heldengedicht genannt haben, denn es liegt darin das ganze Argument eines solchen. Ehre und Ruhm unserem wackeren Samuel! Er löste dieses wunderbare Problem und nun zeigen wir durch lange Generationen zurück auf ihn und sagen: Dies war auch ein Mensch; möge die Welt daher auch noch ferner Vertrauen haben zu den Menschen!

Hätte Johnson, als er so durch dieses Chaos dahinschwamm, kein anderes Licht gehabt, als ein irdisches und äußeres, so hätte auch er Schiffbruch leiden müssen. Wie leicht hätte er mit seinem kränklichen Körper und heftigen gierigen Herzen ein Carpe diem-Philosoph werden und eben so

elend wie irgend eine Boyce von dieser Brüderschaft leben und sterben können!

Glücklicherweise aber brannte für ihn ein höheres Licht, welches wie eine Lampe seinen Pfad erhellte, welches ihn auf allen Wegen gelehrt haben würde zu handeln und wandeln nicht als ein Thor, sondern als ein Weiser. Unter düsterern oder klarern Manifestationen war ihm eine Wahrheit enthüllt worden: Auch ich bin ein Mensch; selbst in diesem unaussprechlichen Element des Schriftstellerthums kann ich leben, wie es einem Menschen geziemt! Daß das Unrecht vom Recht nicht blos verschieden, sondern daß es, streng wissenschaftlich ausgedrückt, davon unendlich verschieden ist, eben so verschieden wie der Gewinn der ganzen Welt im Vergleich zu dem Verlust der eigenen Seele oder — wie Johnson sagte — der Himmel von der Hölle; daß in allen Lagen, in welchen ein lebender Mensch sich befunden hat, oder befinden kann, wirklich ein Preis von ganz unendlichem Werthe für ihn erreichbar ist, nämlich eine Pflicht, die er zu erfüllen hat — dieses höchste Evangelium, welches die Basis und den Werth aller andern Evangelien, mögen sie heißen wie sie wollen, ausmacht, war Samuel Johnson offenbart worden und der Mensch hatte es geglaubt und es treulich zu Herzen genommen.

Eine solche Erkenntniß des transcendentalen unermeßlichen Charakters der Pflicht nennen wir die Basis aller Evangelien, das Grundwesen aller Religion und der, der mit seiner ganzen Seele nicht dies weiß, weiß überhaupt noch nichts, ja ist eigentlich noch nichts.

Johnson aber war zu seinem eigenen Glück einer von Denen, die dies wußten. Unter einem gewissen authentischen Symbol war es seinen Augen stets gegenwärtig — einem Symbol, welches allerdings veraltete wie ein Kleid, aber dennoch unzählige Heilige und Zeugen, die Väter unserer modernen Welt, als ihr Banner und ihre himmlische Feuersäule geleitet und auch für ihn noch eine heilige Bedeutung hatte. Es scheint nicht, als ob Johnson zu irgend einer Zeit Das gewesen wäre, was wir irreligiös nennen, aber erst in seinen Leiden und seiner Vereinsamung, als die Hoffnung hinwegstarb und nur eine lange Fernsicht von Duldung und Mühe vor ihm lag bis an's Ende — dann erst erglänzte die Religion in ihrer schüchternen ewigen Klarheit gerade so wie die Sterne in schwarzer Nacht hervortreten, nachdem sie am Tage und in der Dämmerung durch geringere Lichter verhüllt worden. Wie ein ächter wahrer Mensch mitten unter Irrthümern und

Ungewißheit sich eine sichere Lebenswahrheit erringen, das Vergängliche mit dem Ewigen verbindend unter den Trümmern verfallener Tempel mit Mühe und Arbeit einen kleinen Altar für sich selbst erbauen und an diesem anbeten soll; wie Samuel Johnson in dem Zeitalter eines Voltaire seine Seele läutern und kräftigen und „in der Kirche von St. Clement Danes" wirklichen Umgang mit dem Höchsten pflegen kann — auch dies steht alles offenbart in seiner Lebensgeschichte und gehört darin zu den rührendsten und merkwürdigsten Dingen — ein Ding, welches wir nur mit Bewunderung, Mitleid und Ehrfurcht betrachten können. Johnson's Religion war für ihn wie das Licht des Lebens; ohne dasselbe war sein Herz durch und durch krank, finster und hatte keine andere Führung.

Nun ist er unter jene unaussprechliche schuhputzerisch-seraphische Schriftstellerarmee angeworben oder gepreßt; aber er fühlt dabei, daß er unter einer himmlischen Fahne kämpft, sich zeigen wird wie ein Mann. Das erste große Erforderniß, ein zuversichtliches Herz, besitzt er daher; worin seine äußeren Rüststücke und Waffen bestehen, ist die nächste Frage — eine wichtige, obschon untergeordnete. Sein geistiges Eigenthum ist, an und für sich betrachtet, vielleicht unbedeutend — die Früchte einer englischen Schule und englischen Universität, gute Kenntniß der lateinischen Sprache, keine ganz so gute der griechischen — dies ist ein etwas magerer Vorrath von Wissen, um damit der Welt gegenüber zu treten.

Hierbei aber darf man nicht vergessen, daß seine Welt England war; daß dies die Ausbildung war, welche England gewöhnlich gewährte und erwartete. Ueberdies ist Johnson ein gieriger Leser, obschon ein flüchtiger und am öftersten in seltsamen scholastischen allzuveralteten Bibliotheken gewesen; er hat sich nun auch seit einigen dreißig Jahren in dem Gedränge des praktischen Lebens bewegt und Ansichten, richtige oder falsche, über unzählige Dinge wimmeln in ihm bunt durcheinander.

Vor allen Dingen aber und mögen seine Waffen sein, welche sie wollen — er besitzt einen Arm, der sie schwingen kann. Die Natur hat ihm ihr edelstes Geschenk verliehen — ein offenes Auge und Herz. Er betrachtet die Welt überall, wo er einen Schimmer von ihr erblicken kann, mit Eifer und Wißbegier. Bis zum letzten Augenblick finden wir, daß dies ein hervorstechender Charakterzug von ihm ist. Für alle menschlichen Interessen hat er Sinn. Der gewöhnlichste Handwerksmann konnte ihn selbst noch in seinem Alter interessiren, wenn er von seinem Handwerk sprach. Das

Thun und Treiben der Menschen ist ihm überall interessant und alle menschlichen Dinge, die er noch nicht wußte, wünschte er zu wissen. Dabei dachte er mit oder ohne seinen Willen fortwährend über Alles nach und stellte Betrachtungen an, denn sein Sinn war ernst, tief und menschenfreundlich.

Auf diese Weise bildete sich die Welt, nämlich der Theil davon, den er überschauen konnte, zu einem zusammenhängenden Ganzen oder strebte fortwährend sich dazu zu bilden — zu einem Ganzen, über dessen Phasen es sich wohl verlohnte, seiner Stimme zu lauschen. Als Sprecher des Wortes spricht er wirkliche Worte; kein müßiges Kauderwelsch, keine hohle Trivialität entschlüpft ihm. Dabei ist auch sein Ziel klar und erreichbar — er will für seinen Lohn arbeiten. Dies möge er nur redlich thun und alles Andere wird von selbst folgen.

So gerüstet zog Johnson in einen solchen Krieg. Mit Riesenkraft arbeitet er; da dies einmal sein Loos ist und zeichnet sich auch schon durch bloße Quantität aus, wenn keine andere Auszeichnung zu erlangen ist. Er kann alles schreiben — frostige lateinische Verse, wenn diese die verkäufliche Waare sind; Vorreden zu Büchern, politische Philippica, Recensionen und andere Journalartikel, Parlamentsdebatten — alles macht er schnell nach einander und, was noch wunderbarer ist, er macht alles gründlich und gut. Wie sitzt er da in seiner plumpen unförmlichen Gestalt in jenem obern Zimmern in St. John's Gate und befördert einen Bogen der Debatten des Senats von Liliput nach dem andern zu den knurrenden Preßbengeln, die mit unersättlichem Rachen unten darauf warten, während er selbst vielleicht noch impransus ist.

Dabei bewundere man auch die Größe der Literatur; wie ein in ihr Nilwasser geworfenes Senfkorn sich in dem fruchtbaren Schlamm einnistet und eines Tags als ein Baum wiedergefunden wird, in dessen Zweigen alle Vögel des Himmels wohnen können. War es nicht so mit diesen Liliputischen Debatten? In diesem kleinen Project und Act begann jener gewaltige vierte Stand, dessen weite die Welt umfassende Einflüsse kein Auge zu ermessen vermag, in dessen Zweigen schon Vögel von seltsamem Gefieder wohnen.

Solche Dinge und noch weit seltsamere Dinge geschahen in jenem wunderbaren alten Portal selbst noch in späteren Zeiten. Und dann denke man sich Samuel wie er „hinter dem Schirme“ von einem Teller speist, der ihm auf einen verabredeten Wink der „großen buschigen Perücke“ verstohlen

gereicht wird, denn Samuel sieht zu zerlumpt und schäbig aus, als daß er zum Vorschein kommen könnte, fühlt sich aber glücklich zu hören, wie man lobend von ihm spricht. Wenn dieses St. John's Gate schon für Johnson selbst ein Ort war, an welchem er nie „ohne Ehrerbietung vorüber gehen" konnte, so muß dies mit uns noch weit mehr der Fall sein.*)

Armuth, Mangel und bis jetzt auch noch Dunkel und Unbekanntheit

---

*) Alle Oertlichkeiten, an welchen Johnson gewohnt und die er besucht hat, sind ehrwürdig und zwar jetzt nicht blos für Wenige, sondern auch für Viele, denn sein Name ist groß geworden und es giebt, wie wir oft mit einem Grade von wehmüthiger Bewunderung anerkennen müssen, selbst für den rohesten Menschen keine Größe, die so ehrwürdig wäre wie intellectuelle oder geistige Größe, ja eigentlich giebt es gar keine andere, die verehrungswürdig wäre. Welcher fesselnde Zauber liegt z. B. sogar für den Bauer oder Handarbeiter unseres England in dem Worte „Gelehrter!" „Er ist ein Gelehrter", dies heißt, er ist ein Mensch, der weiser ist als wir; dessen Weisheit für uns grenzenlos und unendlich ist.

Trotzdem hält es in diesem toll durch einander wirbelnden, Alles vergessenden London oft sehr schwer, die Wohnungen der Gewaltigen zu entdecken, die nicht mehr sind. Kann uns z. B. Jemand sagen, welche Steine in Lincoln's Inn es waren, die Ben Johnson's Hand und Kelle mauerte? Wir fürchten, daß es uns Niemand sagen kann und grollen darüber. Mit Samuel Johnson wird es vielleicht anders! Ein Mitglied des Britischen Museums hat, wie wir hören, Zeichnungen von allen Häusern gefertigt, in welchen er wohnte — möge es dafür gesegnet sein! Wir selbst entdeckten nicht ohne Mühe und Gefahr kürzlich Gough's Square zwischen Fleetstreet und Holborn, sowohl an Boltcourt als auch an Johnson's Court anstoßend, und am zweiten Tage unseres Suchens sogar das Haus, in welchem das englische Wörterbuch geschrieben ward. Es ist das erste oder Eckhaus rechter Hand, wenn man durch den Thorweg von der nordwestlichen Seite hereinkommt. Der gegenwärtige Besitzer, ein ältlicher Mann von sauberem, anständigem Aussehen forderte uns auf, einzutreten und erbot sich sehr artig unser Cicerone zu sein, obschon in seiner Erinnerung die seltsamste und thörichste Confusion herrschte. Es ist ein ziemlich großes altväterisches Haus mit Geländern von Eichenholz. „Ich habe seitdem manches Pfund und manchen Penny darauf verwendet," sagte der würdige Hausbesitzer; „hier, sehen Sie, dieses Schlafzimmer war das Studirzimmer des Doctors; dies da war der Garten" — ein Plätzchen nicht viel größer als ein Betttuch — „wo er spazieren ging, um sich Bewegung zu machen. In diesen drei Schlafzimmern unter dem Dache (wo seine drei Copisten saßen und schrieben) wohnten seine — Schüler!" Tempus edax rerum! Aber auch ferax, denn unser Freund setzte hierauf mit einem Blick der rein historisch sein wollte, hinzu: „Ich vermiethe das ganze Haus stubenweise an anständige Herren — vierteljährlich oder monatlich; es ist mir ganz egal." — „Mir auch," flüsterte Samuel's Geist, als wir gedankenvoll wieder unserer Wege gingen.

sind seine Gefährten. Er ist so arm, daß sein Weib ihn verlassen und ein Unterkommen bei Verwandten suchen muß, denn Johnson's Haushalt kann blos einen einzigen Bewohner beherbergen. Zu all seinen fortwährend wechselnden und fortwährend wiederkehrenden Leiden gesellte sich auch noch fortwährende Kränklichkeit und damit verbundene Niedergeschlagenheit. Eine furchtbare Last, welche die meisten gewöhnlichen Sterblichen zur Verzweiflung getrieben hätte, ist sein ihm vom Schicksal zugetheilter Ballast und seine Lebensbürde; er „konnte sich keines Tages entsinnen, den er ohne Schmerz zugebracht hätte."

Trotzdem aber ist das Leben, wie wir schon früher sagten, stets das Leben. Eine gesunde Seele, kerkere man sie ein wie man wolle, in eine schmutzige Mansarde, einen fadenscheinigen Rock, in körperliche Krankheit oder was man sonst wolle, behauptet stets die ihr vom Himmel verliehene unveräußerliche Freiheit, ihr Recht, Schwierigkeiten zu besiegen, zu arbeiten, ja sogar sich zu freuen. Johnson bewinselt nicht sein Dasein, sondern sucht es muthig so gut als möglich zu benutzen. „Er sagte, der Mensch könne recht wohl für achtzehn Pence die Woche in einer Dachstube leben. Nur Wenige würden fragen, wo er wohne und wenn sie es thäten, so könne man ja recht gut sagen: Ich bin da und da zu treffen. Wenn man drei Pence in einem Kaffeehause verthut, so kann man sich jeden Tag einige Stunden lang in sehr guter Gesellschaft befinden; für sechs Pence kann man zu Mittag essen, für einen Penny bekommt man Brod und Milch zum Frühstück und das Abendbrod kann man recht wohl entbehren. An dem Tage, wo man ein reines Hemd anzieht, geht man aus und stattet Besuche ab." Man bedenke, von wem und über wen dies gesagt ward und frage dann, ob darin mehr oder weniger Pathos liegt, als in einer ganzen Leihbibliothek von „Giaurs" und „Harolds".

Bei einer andern Gelegenheit, als Dr. Johnson eines Tags seine eigene Satyre las, worin das Leben eines Gelehrten mit den verschiedenen Hindernissen geschildert ist, die sich ihm auf dem Wege zum Glück und zum Ruhm entgegenstellen, brach er in einen leidenschaftlichen Thränenstrom aus. Blos Mr. Thrale's Familie und Mr. Scott waren gegenwärtig, welcher letztere ihn scherzend auf den Rücken schlug und sagte: „Was soll das heißen, mein guter Herr? Sie und ich und Herkules waren ja, wie Sie wissen, alle mit Schwermuth behaftet!" Er war ein sehr großer starker Mann und ver-

vollständigte mit Johnson und Herkules das Triumvirat auf ziemlich komische Weise.

Es waren dies aber süße Thränen; es lag darin die freudige Erinnerung an allerdings furchtbare Mühen, vor denen er aber niemals zurückgebebt war und die er nun siegreich überwunden hatte. Dereinst wird es auch dich freuen, gethaner Arbeit zu gedenken! — Obschon Johnson noch unbekannt und arm ist, so ist ihm doch der höchste Genuß des Daseins, der des freien Herzensumgangs, nicht versagt. Savage und er wandern obdachlos in den Straßen umher, ohne Bett, aber nicht ohne freundliches Gespräch und in dem stolzesten Gesellschaftssalon Londons findet dieses Gespräch nicht seines Gleichen. Auch in der stillen leeren Nacht auf dem harten Straßenpflaster sind ihre eigenen Leiden nicht das einzige Thema ihrer Unterhaltung, denn sie versichern einander gegenseitig, daß sie ihrem Vaterlande beistehen wollen, die beiden Hinterwäldler der Häuserwüste!

Von allen äußeren Uebeln ist Obscurität oder Unbekanntheit an und für sich vielleicht das geringste. Für Johnson, als einen Mann von gesundem Geiste, hatte der phantastische Artikel, der unter dem Titel des Ruhms verkauft oder verschenkt wird, wenig oder keinen Werth außer dem an und für sich darin liegenden. Er schätzte ihn als das Mittel, Beschäftigung und guten Lohn zu bekommen, aber kaum als etwas weiter. Sein Licht und seine Richtschnur entflammten einer höheren Quelle, von welcher er bei seinem ehrlichen Widerwillen gegen alle Heuchelei oder Anmaßung mit Menschen nicht sprach; ja wovon er als gesunder Geist vielleicht noch nicht einmal mit sich selbst gesprochen hatte.

Diese seine Nichtachtung des Ruhms und Gleichgültigkeit dagegen betrachten wir als eine auffällige Thatsache in Johnson's Geschichte. Die meisten Autoren sprechen von ihrem „Ruhm“, als ob derselbe etwas ganz Unschätzbares wäre, das große Ultimatum und die himmlische Fahne, unter der sie zum Kampf und Siege ziehen. — Dein „Ruhm!“ unglücklicher Sterblicher, wo wird er und du mit ihm in etwa fünfzig Jahren sein? Shakspeare selbst hat nur zweihundert Jahr gedauert; Homer (theils durch Zufall) dreitausend und umgiebt nicht schon eine Ewigkeit jedes Ich und jedes Du? Höre daher auf, fieberhaft brütend auf diesem deinem Ruhm zu sitzen und mit den Flügeln zu klatschen und grimmig zu zischen, wie eine Brütgans auf ihrem letzten Ei, wenn ein Mensch ihm zu nahe zu kommen wagt! Zanke dich nicht mit mir, hasse mich nicht, mein Bruder; mache aus

deinem Ei was du kannst und behalte es. Gott weiß, daß ich es dir nicht stehlen will, denn ich glaube, es ist ein Windei.

Johnson für seinen Theil war nicht der Mann, der durch eine Recension todtgemacht werden konnte. Ein Mann, dessen wohlwollende Menschenliebe bekannt ist, hat gesagt, wenn ein Autor zu Tode recensirt werden kann, so möge es ja so schnell als möglich geschehen. Johnson nimmt dankbar jedes Wort auf, welches zu seinen Gunsten gesprochen wird; ärgert sich durchaus nicht über ein Pasquill, sondern sieht es an, wenn er darauf aufmerksam gemacht wird und zeigt, wie es hätte besser gemacht werden können. Das Pasquill selbst ist allerdings nichts, eine Seifenblase, die im nächsten Augenblicke sich in einen Tropfen abgestandenen Schmutzwassers verwandelt. Mittlerweile aber nützt es doch so viel, daß es die Augen der Welt um so mehr auf ihn lenkt und das nächste Geschäft dann um so vortheilhafter ausfällt. „Wenn die Leute aufhören, von mir zu sprechen, so muß ich verhungern." Ein gesundes Herz und ein verständiger Kopf — diese werden Niemandem untreu, nicht einmal einem Schriftsteller!

Unbekanntheit war jedoch in Johnson's Falle, mochte sie nun ein leichtes oder ein schweres Uebel sein, doch auf jeden Fall eins, von welchem sich voraussetzen ließ, daß es kein immerwährendes sein würde. Er ist von dem Geiste eines ächten Arbeiters beseelt, entschlossen, seine Arbeit gut zu verrichten. Und er verrichtet auch seine Arbeit gut, nämlich seine ganze Arbeit, nicht blos die des Schreibens, sondern auch die des Lebens. Ein Mann von diesem Gepräge ist unglücklicherweise in dem literarischen sowohl, als in irgend einem andern Bereiche der Welt nicht so gewöhnlich, daß er immer unbemerkt bleiben könnte. Allmälig taucht Johnson auf. Anfangs dämmert er in unförmlichen düsteren Umrissen vor den Augen einiger wenigen Beobachter empor, zuletzt aber zeigt er sich in seinen wahren Verhältnissen dem Auge der ganzen Welt, umgeben von einem Lichtschein des Ruhms, so daß Jeder, der nicht blind ist, ihn sehen muß und wird.

Allmälig, sagten wir, denn auch das zeigt sich deutlich; langsam aber sicher. So wie sein Ruhm nicht durch übertriebenes Geschrei von dem wächst, was er zu sein scheint, sondern durch eine immer bessere und bessere Einsicht Dessen, was er ist, so dauert er auch und widersteht der Abnutzung, weil er ächt ist.

So ist es mit dem wahren Ruhme allerdings immer oder beinahe immer. Das himmlische Licht steigt von Dünsten umgeben auf. Viele

erspähen es und betrachten es durch ihre kritischen Teleskope. Es lodert nicht auf, möge nun die Welt es betrachten oder nicht und erst nach einer Zeit, vielleicht nach langen Zeiten wird seine himmlische ewige Natur unzweifelhaft. Lustig dagegen ist das Lodern einer Theertonne. Der große Haufen tanzt mit lautem Hurrah um sie herum und segnet wie Homer's Bauern das nützliche Licht; unglücklicherweise aber endet er gar so bald in Nacht, stinkendem, erstickendem Qualm und wird als ein namenloses Gemisch von verkohlten Faßdauben, Pechschlacken und vomissement du diable in die Gosse geworfen.

Johnson aber genoß Alles, oder doch beinahe Alles, was der Ruhm einem Menschen gewähren kann — die Achtung und den Gehorsam Derer, die um ihn sind und unter ihm stehen, so wie auch Derer, deren Meinung allein einen mächtigen Eindruck auf ihn äußern kann. Ein kleiner Cirkel sammelt sich um den Weisen, der sich allmälig erweitert, so wie sein Ruf sich verbreitet und immer Mehrere kommen, um zu sehen und zu glauben, denn die Weisheit ist kostbar und von unwiderstehlicher Anziehungskraft für Alle.

„Ein begeisterter Schwachkopf", Goldsmith, treibt sich auf seltsame Weise in seiner Nähe herum, obschon er, wie Hawkins sagt, „Johnson nicht liebte, sondern ihn eher um seiner Talente willen beneidete und einmal einen Freund bat, ihn nicht länger zu loben, ‚denn,' sagte er, ‚Ihr verwundet mich in der tiefsten Seele, wenn Ihr dies thut!'" Und dennoch liegt in dem „Stachelbeernarren" nichts Böses, sondern eher viel Gutes; von einer schöneren, wenn auch von einer schwächeren Art als Johnson's und um so ächter, als er selbst sich dessen niemals bewußt werden konnte, — obschon er unglücklicherweise nie aufhörte, es zu versuchen. Der Autor des ächten „Vicar von Wakefield" muß nolens volens einer solchen Masse ächter Manneskraft entgegenfliegen und abwechselnd angezogen und abgestoßen dreht sich Dr. Minor fortwährend um Dr. Major.

Dann sehen wir hier den ritterlichen Topham Beauclerk mit seinem treffenden Witz und seinem eleganten höfischen Benehmen. Ferner Bennet Langton, einen orthodoxen würdigen Gentleman, obschon Johnson einmal über seinen letzten Willen und Testament fast lauter lachte, als ein Sterblicher vermag und „seine Heiterkeit nicht zügeln konnte, sondern ihr Raum gab, bis er aus Temple Gate hinaus war, wo er dann in ein so lautes Gelächter ausbrach, daß er fast von Krämpfen befallen zu sein schien.

Er ergriff, um sich aufrecht zu erhalten, einen der Pfähle neben dem Trottoir und lachte so laut und fürchterlich, daß in dem Schweigen der Nacht seine Stimme von Temple Bar bis Fleet Ditch zu hallen schien."

Zuletzt kommt auch noch sein solid denkender und solid speisender Thrale, der vielgeliebte Mann, mit seiner „Thralia", einem schönen schmetterlingsartigen Geschöpf, mit welchem der Elephant gern spielte und es auf seinem Rüssel hin und her schwenkte.

Von dem ehrerbietigen Boswell sprechen wir weiter nicht, denn wozu wäre dies nöthig? — Eben so wenig von den geistigen Lichtern, die durch ihre Zunge oder Feder dieses Zeitalter zu einem merkwürdigen machten oder von Hochland Lairds, die in feurigem Usquebaugh „Ihre Gesundheit, Doctor Schonson!" tranken. — Noch weit weniger von vielen Solchen, wie z. B. dem armen Mr. F. Lewis, von dessen Geburt, Tod und ganzen irdischen rebus gestis weiter nichts als die einzige Zeile auf uns gekommen ist: „Sir, er lebte in London und trieb sich in der Gesellschaft herum!" Stat Parvi nominis umbra. —

In seinem dreiundfünfzigsten Jahr wird Johnson durch königliche Gnade mit einer Pension von dreihundert Pfund bedacht. Lautes Geschrei ist allemal mehr oder weniger wahnsinnig, wahrscheinlich aber war das wahnsinnigste von jedem lauten Geschrei im achtzehnten Jahrhundert jenes, welches wegen Johnson's Pension erhoben ward. Die Menschen scheinen an den Nasen herumgeführt zu werden, in der That aber geschieht es an den Ohren, wie man im Alterthum mit den Sklaven that, denen zu diesem Zwecke die Ohren durchbohrt wurden, oder wie es mit gewissen modernen Vierfüßlern geschehen könnte, deren Ohren lang sind.

Sehr mit Unrecht hat man gesagt: Namen ändern die Dinge nicht. Die Namen ändern die Dinge allerdings, ja größtentheils sind sie die einzige Substanz, welche die Menschheit an Dingen unterscheidet. Die ganze Summe, welche Johnson während der noch übrigen zweiundzwanzig Jahre seines Lebens aus dem öffentlichen Fond Englands bezog, würde einen unserer Hohenpriester ungefähr halb so viel Wochen ernährt haben und beträgt ziemlich so viel, wie das Einkommen unseres ärmsten Kirchenaufsehers in einem einzigen Jahre. Von Administratoren von Provinzen, Pferdebändigern und Wildvernichtern wollen wir gar nicht einmal sprechen; aber wer waren die Primaten von England und die Primaten von ganz England während Johnson's Zeit? Niemand hat es sich gemerkt. Ferner fragen

wir: Ist der Primas von ganz England etwas oder ist er nichts? Wenn er etwas ist, was soll er dann anders sein, als der Mann, welcher an höchster Stelle lehrt und geistig erbaut und die lebenden Seelen, welche England bewohnen, durch weise Führung auf Erden zum Himmel leitet?

Wir berühren hier tiefe Gegegenstände, die uns nur entfernt angehen und noch tiefer führen können; so viel aber ist mittlerweile klar, daß der wahre geistige Erbauer und Seelenvater von ganz England damals und noch bis auf die neueste Zeit der Mann war, welcher Samuel Johnson hieß und dem diese erbärmliche Welt es zum Vorwurf machte, daß er ungefähr die Einnahme eines Acciseinspectors hatte!

Wenn das Schicksal den armen Samuel rauh behandelt hatte und auch niemals aufhörte, ihn auf rauhe Weise heimzusuchen, so konnte man doch den letzten Abschnitt seines Lebens für siegreich und im Ganzen glücklich erklären. Er war allerdings nicht mäßig, ward aber doch jetzt nicht mehr durch Mangel angestachelt; das Licht, welches die dunkeln Höhlen der Armuth erhellt hatte, beleuchtet jetzt die Cirkel des Reichthums, einer gewissen Kultur und eleganten Intelligenz; er, der einst vorgelassen worden, um mit Edmund Cave und Taback-Browne zu sprechen, läßt jetzt einen Reinolds und einen Burke vor, die mit ihm zu sprechen wünschen. Liebende Freunde sind da; man hört ihm zu, ja man antwortet ihm. Die Früchte seiner langen Arbeiten liegen in schönen leserlichen Schriften über Philosophie, Beredsamkeit, Moral und Philologie um ihn herum. Einige dieser Werke sind im höchsten Grade vortrefflich, alle aber ächt und seiner würdig, und ein inniges Murmeln des Dankes dringt von allen Enden seines Vaterlandes zu ihm. Ja es giebt Werke der Güte, unsterblicher Barmherzigkeit, welche selbst er die Macht gehabt hat zu thun: „Was ich gab, habe ich; was ich spendete, hatte ich!“ Jugendfreunde waren schon lange in das Grab gesunken und dennoch lebten sie in seiner Seele immer noch frisch und klar und er hegte die frohe Hoffnung, sie dereinst in reinerer Vereinigung wiederzusehen.

So war Johnson's Leben — der siegreiche Kampf eines freien ächten Mannes. Zuletzt starb er den Tod der Freien und Wahren. Eine dunkle Todeswolke, umsäumt von dem Goldglanze unsterblicher Hoffnung, nahm ihn hinweg und unsere Augen konnten ihn nicht länger sehen, wohl aber sehen sie noch die Spur seines muthigen redlichen Geistes tief lesbar in dem Thun und Treiben der Welt überall wo er war und wandelte.

Die Quantität der Arbeit, welche Johnson verrichtet, zu taxiren und zu sagen, wie viel ärmer die Welt wäre, wenn er ihr gefehlt hätte, kann wie in allen dergleichen Fällen nie genau, ja es kann erst nach längerer Zeit auch nur annähernd geschehen. Jede Arbeit ist wie eine gestreute Saat; sie wächst und breitet sich aus und säet sich wieder von Neuem und lebt und wirkt so in endloser Palingenesie. Wir haben schon gesagt, daß wie gut und tüchtig und immer noch nutzbar Johnson's Schriften auch sind, wir doch sein Leben und seine Conversation noch höher stellen. Wer will berechnen, welche Wirkungen durch das eine wie das andere hervorgebracht worden und noch bis in ferne Zeiten werden hervorgebracht werden?

So viel jedoch können wir schon sehen: Es sind jetzt drei Vierteljahrhunderte, seitdem Johnson der Prophet der Engländer ist; der Mann, nach dessen Licht das englische Volk im öffentlichen und im Privatleben mehr als nach dem eines andern Mannes sein Dasein geleitet hat. Ein höheres Licht als jenes unmittelbar praktische, eine höhere Tugend als ehrliche Klugheit, konnte er damals nicht mittheilen, auch hätte vielleicht nichts Anderes Aufnahme gefunden. Dieses Licht aber und diese Tugend theilte er wirklich mit.

Den Weg durch diese labyrinthische Zeit, die gestürzte und stürzende Ruine der Zeiten, zu finden; eitle Skrupel zum Schweigen zu bringen; bis zum letzten Augenblicke festzuhalten an den Fragmenten des alten Glaubens und mit eifrig forschendem Auge einige Schimmer des wahren Pfades zu entdecken und auf demselben weiterzuschreiten, „in einer Welt, wo es viel zu thun und wenig zu wissen giebt," — dies ist es, was Samuel Johnson durch Wort und That seine Nation gelehrt hat, was seine Nation von ihm mehr als von einem Andern lernte und empfing.

Wir können ihn als den Erhalter und Uebermittler alles Dessen betrachten, was der Geist des Toryismus Aechtes hatte, welcher ächte Geist — es wird jetzt offenkundig — sich wieder in allen neuen Farben der Gesellschaft verkörpern muß, mögen sie sein, was sie wollen, wenn sie nämlich anders als auf dem Papier bestehen und Dauer haben sollen.

Der Letzte in vielen Dingen war Johnson auch der letzte ächte Tory; der letzte Engländer, der mit starker Stimme und vollständig gläubigem Herzen die Theorie des Stillstands predigte: der ohne Egoismus oder sklavische Gesinnung die bestehenden Gewalten ehrte und, obschon selbst arm, vernachlässigt und plebejisch, die Privilegien des Ranges verfocht; der ein

frommes Herz besaß und jeden falschen Schein herzlich haßte; der orthodox-religiös war und dennoch die Augen offen hielt, und der in allen Dingen und überall mit der Sprache offen herausging, aus einem Herzen, in welchem der Jesuitismus keine Herberge fand und mit der Stirn und in dem Tone nicht eines Diplomaten, sondern eines Mannes.

Dieser letzte der Tories war Johnson, nicht Burke, wie oft behauptet wird. Burke war seinem innersten Wesen nach Whig und erst als er den Rand des Abgrunds erreichte, nach welchem der Whiggismus von Anfang an unvermeidlich führte, prallte er zurück und zwar mehr wie ein heftiger, als wie ein redlich eifriger Mann; mehr wie ein glänzender weitblickender Rhetoriker, als wie ein tiefer sicherer Denker prallte er ohne Maß und krampfhaft zurück und beschädigte, was er mit sich zurückriß.

In einer Welt, welche durch das Gleichgewicht der Gegensätze besteht, muß das beziehungsweise Verdienst des Erhalters und des Neuerers stets streitig bleiben. Groß ist mittlerweile und unzweifelhaft für beide Seiten das Verdienst Dessen, welcher in einer Zeit der Veränderung weise und ehrlich einherschreitet. Johnson's Ziel war an und für sich ein unmögliches. Wie konnte sein Streben, sich der ewigen Fluth der Zeit entgegenzustemmen, alle Dinge festzuhalten, sie an Ankerketten zu legen und zu sagen: Rühre dich nicht! — wie konnte, fragen wir, ein solches Streben jemals ein erfolgreiches sein? Der stärkste Mann kann den Strom nur theilweise und auf eine kurze Stunde zurückhalten.

Aber kann nicht auch in einer so kurzen Verzögerung ein unermeßlicher Werth liegen? Wenn England dem Blutbade einer französischen Revolution entgangen ist und kraft dieser Verzögerung und der Erfahrung, welche dieselbe an die Hand gegeben hat, seine Befreiung ruhig zu einer neuen Aera ausbilden kann, so gebührt Samuel Johnson mehr als allen seinen Zeitgenossen und Nachfolgern das Lob dafür.

Wir sagten oben, daß er eine Zeitlang bestimmt war, der Herrscher der britischen Nation zu sein, und wer durch die Oberfläche hindurch in das Herz der Weltbewegungen schaut, wird finden, daß alle Pitt-Kabinette und Continentalsubsidien und Waterloo-Siege auf der Möglichkeit beruhten, England noch eine kleine Weile toryistisch, loyal gegen das Alte zu machen und dies wiederum auf die vorhergegangene Wirklichkeit hin, daß der Weise eine solche Loyalität noch ausführbar und empfehlenswerth gefunden hatte.

England hatte seinen Hume, wie Frankreich seine Voltaires und Diderots hatte; Johnson aber war uns eigenthümlich.

Wenn wir nun fragen, durch welche Begabung Johnson ein solches Leben für sich und Andere hauptsächlich realisirte, aus welcher Charaktereigenschaft die Hauptphänomene seines Lebens sich am natürlichsten ableiten und welcher seine übrigen Eigenschaften, wenn wir uns ein Bild von ihm machen, am natürlichsten unterordnen lassen, so ist die richtige Antwort vielleicht: diese Eigenschaft war sein Muth, seine Tapferkeit, oder mit andern Worten: Johnson war ein muthiger, tapferer Mann.

Der Muth, welcher den Menschen treibt, heimlich auf die Seite zu gehen und sich zu erschießen, ist keineswegs ganz Das, was wir hier meinen. Einen solchen Muth halten wir sogar für etwas sehr Geringfügiges, was recht wohl neben einem Leben der Falschheit, der Schwäche, der Feigheit und Verächtlichkeit bestehen kann. Ja, öfter ist es mehr Feigheit als Muth, was zu diesem Resultate führt, denn man überlege wohl: Ist der Selbstmörder von einem vernünftigen Glauben und Beschluß beseelt oder setzt ihn eine unklare Furcht, — wie man ihn an öffentlichen Plätzen über die Achsel ansehen und wie „gerupfte Gänse der Nachbarschaft“ schnattern werden, wenn sie in ihm ebenfalls eine gerupfte Gans erblicken? Wenn er daher geht und ohne weiteres Geschrei oder hörbaren Aufruhr sich erschießt, so ist es gut für ihn, aber trotzdem ist weiter nichts Erstaunliches dabei, denn der Muth zu allem diesen ist vielleicht Niemandem, ja vielleicht nicht einmal dem Weibe versagt. Durchziehen nicht Werbeoffiziere trommelnd die Straßen von Fabrikstädten und treiben genug zerlumpte Vagabunden zusammen, von denen jeder, wenn er einmal den rothen Rock an hat und ein wenig dressirt ist, mit Vergnügen für die kleine Summe von einem Schilling täglich auf sich feuern läßt? Der Muth, welcher blos zu sterben wagt, ist, bei Lichte betrachtet, nicht gerade etwas Erhabenes, allerdings nothwendig, aber dabei allgemein und erbärmlich, wenn er mit sich selbst Parade zu machen beginnt. Auf unserm Erdball wird er in jeder Secunde Zeit von einigen dreißig Personen an den Tag gelegt. Ja, man werfe einen Blick auf Newgate. Wandeln nicht die Ausgestoßenen der Schöpfung, wenn sie, als ob sie nicht Menschen, sondern Ungeziefer wären, zum Galgen verurtheilt werden, mit Anstand den letzten Gang und sagen dem Hohngeschrei des ganzen Weltalls schweigend gute Nacht? Was nur einmal ausgestanden werden muß, das stehen wir schon aus; was sein muß, kommt fast von selbst.

Welche ärmliche Figur spielt der grimmigste irische Klopffechter als Duellant im Vergleich mit irgend einem englischen Kampfhahne, wie man ihn für fünfzehn Pence kaufen kann!

Der Muth, den wir wünschen und schätzen, ist nicht der Muth, anständig zu sterben, sondern männlich zu leben. Dieser liegt, wenn er durch Gottes Gnade einmal verliehen worden, tief in der Seele; mit wohlthuender milder Wärme nährt er alle anderen Tugenden und Gaben, die ohne ihn nicht leben könnten. Trotz unserer unzähligen Waterloos und Peterloos und aller unserer Feldzüge ist der Muth, den wir hier meinen und den wir den einzigen wahren nennen, in dieser letzten Zeit vielleicht seltener gewesen, als er zu irgend einer anderen seit der sächsischen Invasion unter Hengist gewesen ist. Ganz aussterben kann er unter den Menschen niemals, sonst taugte das Geschöpf Mensch nicht mehr für diese Welt, denn hier und dort, zu allen Zeiten und unter verschiedenen Gestalten werden die Menschen hierhergesendet, nicht blos um damit zu paradiren, sondern um ihn auch wirklich zu zeigen und wie vom Herzen zum Herzen zu beweisen, daß er noch möglich, daß er noch ausführbar ist.

Johnson in seinem achtzehnten Jahrhundert und als Schriftsteller war einer von Denen, welche solche Beweise liefern und in der That und Wahrheit der „Bravste der Braven.“ Welcher Sterbliche konnte einen anstrengenderen Krieg zu führen haben? Und dennoch wich und wankte er nicht; er focht und — so hoch begnadigt ward er — errang den Sieg. Jeder, der da begreift, was es heißt, ein männliches Herz haben, wird finden, daß seit John Milton's Zeit in keiner englischen Brust ein wackereres Herz geschlagen hatte, als Samuel Johnson trug. Hierbei bemerke man, daß er selbst sich niemals tapfer nannte, sich niemals so fühlte, aber es um desto vollständiger war. Keine Verzweiflung, kein Todtentanz oder Hexensabbath des „literarischen Lebens in London“ schreckt diesen Pilgrim zurück; er arbeitet entschlossen an dem Werke der Befreiung und schreitet still und trotzig weiter. Er kann sich zwingen, die ihm einmal gestellte Aufgabe zu lösen und was geduldet werden muß, das duldet er schweigend.

Wie erhaben erscheint die große Seele des alten Samuel, indem sie täglich das ihr angewiesene bittere Theil von Elend und Arbeit hinnimmt neben der ärmlichen flatterhaften, kleinen Seele des jungen Boswell, der einen Tag sich im Kreise der Eitelkeit bewegt, beim Weinbecher sitzt und ruft: „Aha, der Wein ist roth!“ den nächsten Tag dagegen seinen nieder-

geschlagenen, überschatteten, ärmlichen Zustand beklagt und es rücksichtslos findet, daß die ganze Bewegung des Universums ungehindert fortgeht, während sein Verdauungsapparat stehen geblieben ist!

Johnson's „Talent des Schweigens" rechnen wir zu seinen großen und nur zu seltenen Begabungen. Wo sich nichts weiter thun läßt, da soll auch nichts weiter gesagt werden; gleich seiner armen blinden Walliserin vollbrachte er etwas und ertrug dabei „ein fünfzigjähriges Elend mit unerschütterlicher Standhaftigkeit." Wie grausam war das Leben gegen ihn — ein Gefängniß und ein Krankenhaus! Seine größte Aufgabe war, wie er oft erklärte, „sich selbst zu entrinnen" und dennoch hat er allem diesen gegenüber seine Stellung und seinen Entschluß gefaßt; er kann alles mit kalter Gleichgültigkeit von sich weisen, denn er hat wenig zu hoffen oder zu fürchten. Seine Freunde sind beschränkt, kleinmüthig und karg; seines Bleibens müde, nehmen sie es doch übel, wenn er sich entfernt. Die Welt macht es einmal so. „Durch Täuschung des Publikums", bemerkt er mit gigantischer Ruhe, „werden unwissende Schriftsteller berühmt." Es ist dies ein Theil der Geschichte der englischen Literatur, etwas Immerwährendes, diese Täuschung des Publikums und sie — verändert den Charakter der Sprache.

In engem Zusammenhange mit dieser Eigenschaft des Muthes und der Tapferkeit, theils als daraus hervorgehend, theils als dadurch beschützt, stehen die leichter erkennbaren Eigenschaften der Wahrhaftigkeit in Worten und Gedanken und der Ehrlichkeit im Handeln. Hier findet eine Wechselseitigkeit des Einflusses statt, denn so wie die Verwirklichung der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit das Lebenslicht und Hauptziel des Muthes ist, so können diese wiederum ohne Muth in keiner Weise realisirt werden.

Nun aber wird trotz aller praktischen Unzulänglichkeit Niemand, der die Bedeutung Johnson's durchschaut, sagen, daß sein Hauptziel nicht die Wahrheit gewesen sei. In der Conversation bemerkt man allerdings dann und wann, daß er wie um des bloßen Sieges willen zu kämpfen scheint und man muß ihm diese Aufwallungen einer sorglosen Stunde verzeihen, besonders da er oft auf mannigfache Weise dazu versucht und gereizt ward. Hierbei bemerke man auch noch Zweierlei — erstens, daß diese Disputirübungen blos oberflächliche Fragen betrafen und dann, daß sie gewöhnlich nach den unparteiischen Gesetzen eines logischen Kampfes durchgeführt wurden. Wenn ihr Zweck zu entschuldigen war, so war auch ihre Wirkung harmlos, ja vielleicht wohlthätig. Die lärmende Mittelmäßigkeit ward dadurch in ihre

Schranken gewiesen und ihr die andere Seite eines streitigen Gegenstandes gezeigt, dessen wahre Erscheinung ja ohnehin nur dann erkannt werden konnte, wenn man beide Seiten sah.

In seinen Schriften selbst finden sich genug Irrthümer und sonderbare Vorurtheile, die aber auch von ganz äußerer und zufälliger Art sind, nirgends aber ein vorsätzliches Verschließen der Augen vor der Wahrheit.

Ganz makellos dagegen ist Johnson's Liebe zur Wahrheit, wenn wir betrachten, wie sie sich in der Praxis kundgiebt, als Das, was wir Ehrlichkeit des Handelns genannt haben. „Reinige Dein Gemüth von Heuchelei", reinige es, verbanne die Heuchelei gänzlich — dies war sein oft wiederholtes, nachdrückliches Gebot und kam er ihm nicht auch selbst aufs Treulichste nach? Das Leben dieses Mannes ist gleichsam um und um gewendet und von Freund und Feind mit Mikroskopen untersucht worden, aber man hat keine Lüge in ihm gefunden. Sein Thun und seine Schriften sind nicht Schaustellungen, sondern wirkliche Leistungen, man kann sie in der Wage wägen und sie halten das Gewicht. Keine Zeile, kein Satz ist unehrlich gemeint oder etwas Anderes als es sein soll. Ach, und er schrieb nicht aus innerer Begeisterung sondern um seinen Lohn zu verdienen, während jener immerwährende Strom der „Täuschung des Publikums" vorbeifloß, in dessen Fluthen er dennoch nicht fischen wollte, während das Hinabtauchen zu den ergiebigen Austernbänken ihm zu schlammig war. Dagegen bemerke man wieder, mit welchem angeborenen Haß gegen die Heuchelei er von seiner Arbeit, der er mit so edler Gesinnung oblag, die anspruchsloseste Meinung hat und auch gegen Andere ausspricht. Er hatte, wie er oft selbst sagte, keinen andern Beweggrund zum Gelderwerb, keinen andern Grund zum Schreiben als Gelderwerb und dennoch schrieb er so.

In die Region der Dichtkunst erhob er sich allerdings niemals. Es gab kein Ideal außer ihm, welches sich in seinem Werke ausgesprochen hätte; um so edler war jenes unausgesprochene Ideal, welches in ihm lag und ihm befahl: Verrichte deine Arbeit im Geiste eines Arbeiters! Die, welche am lautesten über die Würde der Kunst sprechen, und glauben, daß auch sie künstlerische Zunftgenossen sind und zu den himmlischen gehören, — diese mögen wohl betrachten, was für ein Mann dieser war, der sich blos als einen gemietheten Tagarbeiter betrachtete. Ein Arbeiter, der seines Lohnes werth war, der nicht als Augendiener gearbeitet hat, sondern als einer, der treu erfunden wurde.

Dabei stand Johnson aber in jener Zeit nicht vielleicht ganz einzig da. Es war damals eine Zeit, wo man für Geld Waare bekommen konnte und wo man sich nicht mit der bloßen Ueberredung zu begnügen brauchte, daß man Waare hätte. Es war eine glücklichere Zeit.

Daß Milde auch in einem tapferen muthigen Herzen wohnen könne, ist eine alte Wahrnehmung oder Behauptung, die durch Johnson aufs Neue bestätigt wird. Wenige Menschen, von welchen die Geschichte erzählt, haben ein milderes und liebreicheres Gemüth besessen, als der alte Samuel. Man nannte ihn den Bären und oft sah und brüllte er auch wie ein solcher, nämlich wenn er gezwungen ward, sich zu vertheidigen. Und dennoch schlug hinter dieser zottigen Außenseite ein Herz so warm, wie das einer Mutter, so weich, wie das eines Kindes. Ja, größtentheils war eben sein Gebrüll nur der Zorn der Liebe; die Wuth eines Bären, wenn man will, aber einer Bärin, der man ihre Jungen geraubt hat. Wer seine Religion, die Kirche von England oder das göttliche Recht antastete, der hatte ihn auf sich! Diese Dinge waren seine Symbole alles Dessen, was es für die Menschen Gutes und Kostbares giebt; so zu sagen, seine Bundeslade, und wer an diese Hand anlegte, verwundete ihn in seinem innersten Herzen. Nicht aus Haß gegen den Opponenten, sondern aus Liebe zu der angefochtenen Sache ward Johnson grausam und in seinem Widerspruch grimmig. Dies ist eine wichtige Unterscheidung, die man beim Tadel seiner Uebergriffe in der Conversation nie vergessen darf.

Dabei aber bemerke man auch, mit welcher Menschenfreundlichkeit, mit welcher offenen treuherzigen Liebe er sich an alle Dinge anschließen kann, an eine blinde alte Frau, an einen Dr. Levett, an eine Katze. „In der letzten Zeit seines Lebens beschäftigten seine Gedanken sich häufig mit seinen verstorbenen Freunden; er murmelte oft Redensarten wie: „Der arme Mann, der ist nun auch schon lange todt!" Wie geduldig verwandelt er seine ärmliche Wohnung in ein Lazareth, duldet jahrelang den Widerspruch der Unglücklichen und Unvernünftigen, die in keinem andern Verhältniß zu ihm standen, als daß sie Niemanden weiter hatten, der ihnen ein Obdach gewährte!

Edelmüthiger Greis! Irdische Güter besitzt er wenig und dennoch giebt er davon reichlich. Von seinem eigenen sauer verdienten Schilling werden die halben Pence für die Armen, die auf sein Herauskommen warteten, nicht verweigert; die Armen warteten auf das Herauskommen Eines,

der nicht ganz so arm war! Ein Sterne schreibt Sentimentalitäten über todte Esel — Johnson hat eine rauhe Stimme, aber er findet die unglückliche Tochter des Lasters auf der Straße umgesunken, trägt sie auf seinen eigenen Schultern nach Hause und spendet wie ein guter Samariter Hülfe den Hülfsbedürftigen, den Würdigen wie den Unwürdigen. Muß nicht die Wohlthätigkeit selbst in diesem Sinne eine Menge Sünden bedecken? Dieser rauhe Mann mit den harten Zügen war keine Comité-Dame eines Penny-Vereins, er war nicht Dirigent einer Armenspeiseanstalt, er tanzte nicht auf Wohlthätigkeitsbällen und dennoch, wo hätte man in ganz England eine zweite so mitleidsvolle Seele, eine zweite so himmlisch gütige Hand wie die seine finden können? Das Scherflein der Wittwe war, wie wir wissen, mehr werth, wie alle anderen Geschenke.

Vielleicht ist es eben dieses sich überall und stets kundgebende göttliche Gefühl der Liebe, was uns hauptsächlich zu Johnson hinzieht. Er ist ein wahrer Bruder der Menschen und ein liebendes Kind der Erde, welches durch kleine helle liebgewonnene Stellen, auf welchen irgend ein geliebtes Wesen lebt und wirkt, diese rauhe einsame Erde zu einem bevölkerten Garten verschönert hat. Lichfield mit seinen größtentheils stumpfsinnigen und beschränkten Einwohnern ist bis zum letzten Augenblicke für ihn eine dieser kleinen sonnigen Inseln: Salve magna parens! Oder man lese jene Briefe über den Tod seiner Mutter. Welch ein ächter erhabener Gram und Schmerz ist darin ausgesprochen — ein Rückblick in die Vergangenheit, unaussprechlich wehmüthig, unaussprechlich zart. Und dabei dennoch ruhig und erhaben, denn nun muß er handeln und darf nicht müßig zuschauen. Seine innig verehrte Mutter ist ihm entrissen und nun muß er einen „Rasselas“ schreiben, um die Kosten ihres Begräbnisses zu bezahlen! Und liegen in jenem kleinen Vorfall, den er in seinem Andachtsbuche erzählt, nicht die Töne heiliger Wehmuth und Größe, tiefer als in mancher Tragödie, wie denn überhaupt der fünfte Act einer Tragödie in jedem Sterbebett liegt, wäre es auch nur das eines Bauern und von Stroh:

„Sonntag, 18. October 1767. Gestern gegen zehn Uhr Vormittags nahm ich auf immer Abschied von meiner lieben alten Freundin Katharine Chambers, die etwa im Jahre 1724 zu meiner Mutter zog und uns seitdem fast nicht wieder verlassen hat. Sie begrub meinen Vater, meinen Bruder und meine Mutter. Sie ist jetzt achtundfünfzig Jahre alt.

„Ich forderte die sämmtlichen Anwesenden auf, sich zu entfernen, sagte

ihr dann, daß wir auf immer scheiden müßten, daß wir als Christen betend scheiden wollten und daß ich, wenn sie es wünschte, ein kurzes Gebet an ihrem Bett sprechen würde. Sie gab den innigen Wunsch zu erkennen, mich zu hören und hielt im Bett liegend mit großer Inbrunst ihre armen mageren Hände empor, während ich daneben niederkniete und betete.

„Dann küßte ich sie. Sie sagte mir, scheiden sei der größte Schmerz, den sie jemals empfunden und sie hoffe, daß wir uns an einem bessern Ort wiedersehen würden. Ich sprach mit überfließenden Augen und großer Gemüthsbewegung dieselben Hoffnungen aus. Wir küßten einander nochmals und schieden dann, um uns, wie ich demüthig hoffe, einst wiederzufinden und dann nie wieder zu trennen."

Thränen tröpfelten an dem Granitfelsen herab — ein weicher Quell des Erbarmens rührt sich in ihm.

Noch tragischer ist die folgende Scene.

Johnson erwähnte oft, daß er im Allgemeinen sich nicht anklagen könne, ein ungehorsamer Sohn gewesen zu sein. „Einmal," sagte er, „war ich allerdings ungehorsam — ich weigerte mich, meinen Vater nach Uttoxeter auf den Markt zu begleiten. Stolz war die Ursache dieser Weigerung und die Erinnerung daran mir sehr peinlich. Vor wenigen Jahren wünschte ich für diesen Fehler zu büßen." — Aber auf welche Weise? Welche Buße war jetzt noch möglich? Wir beantworten diese Frage durch Mittheilung seiner eigenen Worte:

„Madame, ich bitte Sie wegen meines schnellen Fortgehens heute Morgen um Verzeihung, mein Gewissen nöthigte mich dazu. Vor fünfzig Jahren machte ich mich an diesem Tage einer Verletzung meiner Kindespflicht schuldig. Mein Vater pflegte den Markt in Uttoxeter zu besuchen und hier eine Bude zur Feilbietung und zum Verkauf seiner Bücher zu eröffnen. Durch Unwohlsein gezwungen zu Hause zu bleiben, forderte er an diesem Tage mich auf, an seiner Stelle die Bude zu besorgen. Mein Stolz hielt mich ab und ich weigerte mich, den Wunsch meines Vaters zu erfüllen. — Heute nun bin ich in Uttoxeter gewesen. Ich ging auf den Markt zur Geschäftszeit, entblößte mein Haupt und blieb so eine Stunde lang auf dem Platze stehen, wo die Bude meines Vaters gewöhnlich stand. Zerknirscht stand ich da und ich hoffe, daß mir um dieser Buße willen vergeben werden wird."

Wer veranschaulicht sich nicht dieses Schauspiel bei dem Regenwetter

und dem Hohn oder der Verwunderung der Umstehenden! Das Andenken an den alten Michael Johnson steigt aus weiter Ferne empor und winkt wehmüthig in dem „Mondlicht der Erinnerung“ — wie er sich redlich gemüht, von den Schlägen des Schicksals verfolgt und niedergeworfen, aber sich immer wieder erhoben oder es wenigstens versucht. Und o, als der müde alte Mann als Büchertrödler oder Kesselflicker oder wozu ihn sonst das Schicksal gemacht haben mochte, dich auf einen einzigen Tag um deine Hülfe bat — wie grausam, wie teuflisch war jene gemeine Eitelkeit, welche antwortete: Nein! Er schläft jetzt, nachdem er das Wechselfieber des Lebens überstanden; aber du, o Unbarmherziger, wie willst du den Stachel dieser Erinnerung beschwichtigen? — Das Bild Samuels Johnson, der barhäuptig dort auf dem Markte steht, ist eins der großartigsten und ergreifendsten, welche wir malen können. „Reue! Reue!“ ruft er mit bitterem Schluchzen, aber nur zum Ohr des Himmels, wenn der Himmel ihm Gehör schenken will, denn das irdische Ohr und Herz, welches diese Reue hätte hören sollen, ist jetzt geschlossen und antwortet nie wieder.

Daß dieses so zarte Gefühl in einer oder der andern Form durch Johnson's ganzen Charakter, den praktischen sowohl als den intellectuellen, hindurchgeblickt und beide modificirt haben muß, ist nicht zu bezweifeln. Aber bei seiner rauhen Außenseite und den vielen sonderbaren Grillen, denen er huldigte, ward es nicht erkannt und Johnson galt nicht für ein schönes Gemüth, sondern für ein störriges, fast brutales.

Hätte man z. B. nicht erwarten sollen, daß die erste Frucht eines so liebreichen Herzens in Verbindung mit seinem Scharfblicke ein ganz vorzüglich artiges Benehmen als Mensch unter Menschen sein würde? Johnson's Artigkeit aber, auf welche er sich zur Verwunderung Vieler nicht wenig einbildete, war von der Art, daß sie einiger Erläuterung bedurfte. So ließ er es sich z. B. durchaus nicht nehmen, die Damen, welche ihn besuchten, wieder nach ihrem Wagen zu geleiten, obschon er gewiß darauf rechnen konnte, daß sich eine Menge Zuschauer in Fleetstreet versammeln würden, denn er verrichtete diesen Cavalierdienst in seinem schäbigen braunen Schlafrock, ein Paar alten Schuhen, statt der Pantoffeln, und einer kleinen verschrumpften Perücke, die ihm ganz oben auf dem Kopfe saß, während seine Manschetten und Kniebänder ungebunden herabhingen.

Und doch sehen wir hierin den Geist wahrer Höflichkeit, obschon er sein Licht durch ein seltsames Medium wirft. So waren einmal in seinem

Zimmer unglücklicherweise keine Stühle vorhanden. „Ein Herr, der ihn häufig besuchte, während er seine ‚Idlers' schrieb, fand ihn stets an seinem Pulte auf einem Stuhl mit drei Beinen sitzend. Johnson vergaß, wenn er sich erhob, doch niemals das fehlende Bein, sondern hielt den Stuhl entweder in der Hand oder lehnte ihn gelassen an irgend ein anderes Möbel, ohne gegen Den, der ihn besuchte" — und der mittlerweile wie wir vermuthen, auf einigen Foliobänden oder wie Türken und Schneider mit untergeschlagenen Beinen auf der Diele saß —, „weiter etwas darüber zu bemerken. Es war," fährt Miß Reynolds fort, „eine merkwürdige Eigenheit Johnson's, daß äußere Umstände ihn niemals bewogen, eine Entschuldigung vorzubringen oder auch nur davon Notiz zu nehmen. Ob dies die Wirkung eines philosophischen Stolzes oder ein theilweiser Begriff von wirklichem guten Tone war, ist zweifelhaft."

Nach unserer Meinung ist es keineswegs zweifelhaft, daß es in der That die Wirkung ächter Höflichkeit war. Allerdings nicht jener pharisäischen Höflichkeit des sogenannten feinen Tons, die sich lieber kreuzigen ließe, als daß sie bei Tafel zwei Mal Suppe verlangen sollte, sondern die edle allgemeine Höflichkeit eines Mannes, welcher die Würde der Menschen kennt und seine eigene fühlt, so wie man sie in der patriarchalischen Haltung eines indischen Sachem sieht, so wie Johnson selbst zeigte, als ein plötzlicher Zufall ihn zu einer Unterredung mit seinem König führte. Uns erscheint es bei unserer Ansicht, die wir von dem Manne haben, keineswegs seltsam, daß er sich einer genauen Kenntniß der Gesetze der Höflichkeit rühmte und noch viel weniger seltsam, daß er der Uebung derselben fortwährende Aufmerksamkeit widmete.

Noch deutlicher ist dieser Einfluß des liebreichen Herzens in seinem intellectuellen Charakter zu verfolgen. Was ist auch der Beginn der Intelligenz, die erste Veranlassung zur Uebung derselben anderes als eine Attraction zu etwas, eine N e i g u n g dazu? Und wer hat wohl jemals ein wahres Talent — des Genies zu geschweigen — gesehen, dessen Grundlage nicht Güte und Liebe gewesen wäre? In Johnson's Menschenliebe finden wir den Grund vieler seiner intellectuellen Eigenthümlichkeiten, besonders jene drohende Reihe von Verkehrtheiten, die unter dem Namen von „Johnson's Vorurtheilen" bekannt sind. Man betrachte wohl die Wurzel, aus welcher diese hervorgingen; wir haben längst aufgehört, sie mit Feindselig-

keit in's Auge zu fassen, ja wir können sie verzeihen und ehrerbietig bemitleiden.

Man überlege, mit welcher Kraft früh eingesogene Meinungen an einer Seele von solcher Neigung gehaftet haben müssen. Seine vielgetadelten Vorurtheile, jener Jakobitismus, Eifer für die Kirche von England, Haß gegen die Schotten, Hexenglaube und dergleichen — was war dies alles weiter, als der gewöhnliche Glaube anständiger wohlmeinender Provinzial-Engländer jener Zeit? Zuerst an dem Heerde seines Vaters im heimischen Staffordshire gesammelt, wuchsen sie mit seinem Wachsthum und gewannen Kraft mit seiner Stärke; sie wurden geheiligt durch die innigsten heiligen Erinnerungen, und ihnen entsagen, hieß seinem Herzblut entsagen. Wenn der Mensch, der keine Kraft der Liebe und keine Kraft des Glaubens besitzt, auch keine Kraft des Vorurtheils hat, so möge er dem Himmel dafür danken, aber nicht sich selbst.

Traurig war es in der That, daß der edle Johnson sich von diesen Anhängseln nicht losreißen, daß er sie blos läutern und mit einem gewissen Grad von Adel zur Schau tragen konnte. Und dennoch müssen wir wohl verstehen, wie sie aus dem innersten Mittelpunkte seines Wesens herauswuchsen, ja wie sie überdies in ihm sich mit Dem vereinigten, was die Arbeit und den Werth seines Lebens, die Summe seiner ganzen geistigen Bestrebungen bildete. Aus diesem selben Grunde ward er durch und durch ein Erbauer und Ausbesserer und nicht wie Andere, mit gleichen Gaben ausgerüstete, ein Einreißer, so daß in einem Zeitalter des allgemeinen Skepticismus England noch einen Gläubigen hervorbrachte. Auch hierin bemerke man seine Aufrichtigkeit, denn während ein Dr. Adams mit wohlgefälliger Verwunderung fragt: „Haben wir nicht Beweis genug von der Unsterblichkeit der Seele?" antwortet Johnson: „Ich wollte, wir hätten deren noch mehr."

Die Wahrheit aber ist, daß Johnson im Vorurtheil sowohl als in allen andern Dingen das Produkt Englands war — einer jener guten Unterthanen, deren Glieder in England gemacht waren, leider der letzte dieser Unüberwindlichen, denn ihre Zeit ist nun um! Seine Kultur ist durch und durch englisch, nicht die eines Denkers, sondern eines „Gelehrten"; seine Interessen sind ganz englisch; er sieht und kennt nichts als England; er ist der John Bull des geistigen Europa — laßt ihn leben, liebt ihn wie er war und nicht anders sein konnte!

Beklagenswerth ist es allerdings, daß ein Samuel Johnson die irreligiöse Philosophie eines Hume durch eine „Geschichte von einem Geistlichen des Bisthums Durham" widerlegte; daß er in dem großen Friedrich weiter nichts sah als „Voltaire's Lakai"; in Voltaire selbst blos einen Mann acerrimi ingenii, paucarum literarum; in Rousseau blos einen Menschen, welcher verdiente, gehängt zu werden, und in der allgemeinen lange vorbereiteten unvermeidlichen Tendenz des europäischen Denkens nur die Grille einer bleichsüchtigen Milchmagd, um der Abwechselung willen „den Stier zu melken."

Unser guter theurer John! Und was sieht er in der großen Stadt Paris? Nicht den schwächsten Schimmer von jenen d'Alembert's und Diderot's oder von dem seltsamen, zweifelhaften Werke, welches sie verrichteten, sondern blos einige Benedictinermönche, mit welchen er sich in Küchenlatein über Editiones Principes unterhält!

Unser theurer thörichter John; dennoch trägt er ein Löwenherz in seiner Brust! — Beklagenswerth, sagen wir, waren alle diese Dinge, aber keineswegs unverzeihlich, ja als Basis oder als Folie vieles Anderen, was in Johnson lag, fast ehrwürdig. Müssen wir nicht in der That England und englische Institutionen und Lebensweise ehren, daß sie noch einen solchen Mann ausrüsten, daß sie ihn befähigen konnten, an Herz und Kopf ein Samuel John zu sein und sie dennoch zu lieben und unerschütterlich für sie zu kämpfen? Welche Wahrheit und Lebenskraft mußten solche Institutionen einst besessen haben, wenn sie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch eine solche Erscheinung zu Tage fördern konnten! Es ist bemerkenswerth, daß auf unserer britischen Insel die zwei großen Gegensätze Europas in ihrer höchsten Concentration in zwei Männern verkörpert waren, die gleichzeitig aus unserer Mitte hervorgingen. Samuel Johnson und David Hume waren, wie schon bemerkt worden, Kinder fast eines und desselben Jahres; während ihres ganzen Lebens Zuschauer einer und derselben Lebensbewegung, oft Bewohner einer und derselben Stadt. Einen größeren Contrast in allen Dingen konnte es zwischen zwei großen Männern kaum geben. Hume von guter Familie und wohlhabend, gesund an Geist und Körper, bahnt sich aus freiem Antriebe einen Weg in die Literatur, während der arme, kranke und verlassene Johnson durch das Bajonet der Nothwendigkeit hineingetrieben wird.

Und welch eine Rolle spielten sie hier jeder für seinen Theil? So wie

Johnson der Vater aller späteren Tories ward, so war auch Hume der Vater aller folgenden Whigs, denn sein eigener Jakobitismus war nur ein Zufall und verdiente eben so sehr den Namen eines Vorurtheils, wie irgend eins derer, die wir an Johnson kennen gelernt haben.

Ferner, wenn Johnson's Kultur ausschließlich englisch war, so ward Hume's Kultur in Schottland europäisch und aus diesem Grunde finden wir auch, daß sein Einfluß sich über alle Länder Europas verbreitet, während Johnson's Name außerhalb England kaum irgendwo anzutreffen ist.

An geistiger Statur sind sie einander fast gleich; beide sind groß, beide gehören zu den größten ihrer Zeit und dennoch sind sie einander so unähnlich! Hume besitzt den umfassendsten methodischen Blick, Johnson's Auge dagegen dringt am tiefsten in Einzelnheiten ein. Der Hauptgrund hiervon lag vielleicht bei beiden in ihrer Erziehung. Keiner von beiden erhob sich zur Poesie und dennoch beide zu einer gewissen Annäherung daran, denn Hume erreicht in seiner Schilderung der republikanischen Kriege eine gewisse epische Klarheit und Methode und Johnson in vielen seiner flüchtigeren Erzeugnisse einen Anflug von lyrischer Wehmuth und anmuthiger Kraft. Beide besaßen — und ihr Publikum wunderte sich fast darüber — einen gewissen rauhen Humor, der durch ihren Ernst hindurchschimmerte — ein sicheres Kennzeichen, daß sie wirklich ernste Männer waren und ihre wilde Welt zu einer einstweiligen Heimath und sicheren Wohnung gezähmt hatten.

Beide waren ihren Grundsätzen und Lebensgewohnheiten nach Stoiker; Johnson aber mit größerem Verdienste, denn er allein hatte viel zu überwinden und er allein veredelte seinen Stoicismus zur Frömmigkeit. Für Johnson war das Leben eine Gefangenschaft, die mit heldenmüthigem Glauben ertragen sein wollte; für Hume war es wenig mehr als eine tolle Jahrmarktschaubude, in deren wirres Gedräng es sich kaum der Mühe verlohnte, sich hineinmischen zu wollen; wie lange dauerte es, so war der ganze Spektakel vorüber!

Beide erfüllten die höchste Aufgabe der Menschennatur, nämlich die, zu leben wie Männer und jeder starb nicht unpassend nach seiner Weise — Hume als ein Mensch, der mit erkünstelter, halberlogener Heiterkeit Abschied von Dem nimmt, was an und für sich und durch und durch nur eine Lüge war; Johnson wie einer, der mit von Ehrfurcht erfülltem, aber entschlossenem und fromm zuversichtlichem Herzen Abschied von einer Wirklichkeit

nimmt, um in eine noch höhere Wirklichkeit einzugehen. Johnson hatte von Anfang bis zu Ende von beiden die schwerere Aufgabe; ob er auch innerlich der Bestbegabte von beiden war, das wollen wir hier weiter nicht entscheiden.

Diese beiden Männer ruhen jetzt, der eine hier in der Westminsterabtei, der andere auf dem Kirchhofe von Calton Hill in Edinburg. In ihrem ganzen Leben lernten sie einander nicht persönlich kennen; so wie Contraste einander lieben, so hätten auch diese beiden einander lieben und freundlich mit einander verkehren können, wenn nicht die irdische Spreu und Finsterniß, die in ihnen war, sie daran gehindert hätte! Dereinst werden ihre Geister, nämlich Das, was Wahres in jedem war, selbst hienieden zusammenwirken und in freier Harmonie und Vereinigung leben. Sie waren die beiden Halbmänner ihrer Zeit und wer die unerschrockene Offenheit und entschiedene wissenschaftliche Klarheit eines Hume mit der Ehrfurcht, Liebe und frommen Demuth eines Johnson verschmelzen könnte, der wäre der ganze Mann einer neuen Zeit.

Bis ein solcher ganzer Mann uns erscheint und die zerfahrene Zeit einen solchen auch zuläßt, möge der Himmel das arme England einstweilen mit Halbmännern segnen, die würdig sind, jenen die Schuhriemen aufzulösen, und die ihnen, wenn auch nur entfernt, gleichen! Mögen beide aufmerksam ins Auge gefaßt werden, mögen die ächten, wahren Bestrebungen beider gedeihen! Mit diesem Wunsche sagen wir beiden für jetzt ein herzliches Lebewohl.

Sir Walter Scott.

(1838.)

Der Amerikaner Cooper behauptet in einem seiner Bücher, daß die Menschen einen angeborenen Hang besitzen, Jeden, der sich auf irgend eine Weise auszeichnet, neugierig zu betrachten. Daß dies wahr ist, beweisen alle Beobachtungen, die wir von China bis Peru, von Nebucadnezar bis zum alten Hickory anstellen können.

Warum drängen sich die Menschen so neugierig nach dem verbesserten Galgen in Newgate? Der Delinquent, der eben gehangen werden soll, befindet sich in einer ausgezeichneten Lage und die Zuschauer drängen sich in solchen Massen herbei, daß er wahrscheinlich nicht der Einzige sein wird, den man erwürgt.

Man frage ferner diese ledernen Fuhrwerke, Equipagen, Cabriolets und Gigs mit Männern und Frauen darin, die kreuz und quer alle Straßen durchfegen: wohin so schnell? Man will die liebe Mistreß Galimathias, die ausgezeichnete Frau, sehen oder den großen Mr. Galimathias, den ausgezeichneten Mann!

Oder man betrachte jenes krönende Phänomen und den Gipfelpunkt der modernen Civilisation, eine Soirée von sogenannten Löwen. In den glänzenden, hell erleuchteten Zimmern wimmelt es; ein wogender Strom von Spitzenkleidern und Ballfracks zieht sich hindurch, während ein sanftes Lächeln auf allen Gesichtern ruht, denn siehe, hier ziehen auch die Löwen, die Orakel ihrer Zeit, in einer oder der andern Weise. Es sind in der That angenehm zu schauende Orakel und es verlohnt wohl der Mühe hinzugehen und sie anzusehen. Darum geh hin und sieh sie an, frage sie aber nichts, sondern gehe wieder deiner Wege und sei dankbar. Eine solche Löwensoirée

gestattet nämlich nicht, daß gesprochen werde; darin liegt eben ihr charakteristisches Kennzeichen. Es ist eine Versammlung menschlicher Wesen und dennoch — so hoch ist die Civilisation gestiegen — kann der Hauptzweck menschlicher Versammlungen, daß die Seele sich in artikulirten Aeußerungen der Seele entfalte, dabei gänzlich unberücksichtigt bleiben. Eine eigentliche Sprache ist dabei auch wirklich nicht vorhanden, sondern blos ein gewisses lächelndes Zungenspiel und eine sogenannte Sprache, die viel schlimmer ist als gar keine. Aus diesem Grunde hat man zur Beförderung der Aufrichtigkeit und Ruhe in dergleichen Löwensoiréen vorgeschlagen, daß jeder Löwe, wie Weinflaschen, mit einer Etiquette versehen werde. Uns scheint dieser Vorschlag angemessen. Man lasse einen jeden seine silberne Etiquette, die ja möglichst zierlich und künstlerisch angefertigt werden kann, um den Leib gebunden tragen. Man liest sie dann, weiß woran man ist und der Worte bedarf es dann gar nicht.

O Fenimore Cooper, es ist sehr wahr, daß die Menschen einen angeborenen Hang besitzen, Jeden, der sich auf irgend eine Weise auszeichnet, neugierig zu betrachten und überdies einen angeborenen Hang, auch selbst Auszeichnung zu erringen und sich betrachten zu lassen.

Andererseits wollen wir dies eine sehr wichtige und werthvolle Tendenz nennen, die für die Menschheit unerläßlich ist. Wo wäre ohne dieselbe Stern und Ordensband und die Bedeutsamkeit der Rangunterschiede; wo wäre aller Ehrgeiz, aller Gelderwerb, mit einem Worte die Haupttriebfeder, welche die Gesellschaft in Bewegung setzt, die Hauptkraft, durch welche sie zusammenhängt? Es ist dies, sagen wir, eine Tendenz, die zu mannigfachen Ergebnissen führt und von mannigfachem nicht blos lächerlichen, sondern auch erhabenen Ursprunge ist, wiewohl ihn Manche einzig und allein auf den geselligen blinden Trieb des Menschen zurückführen wollen, der ihn antreibt, wie kurzsichtige Thiere nach irgend einem glänzenden Gegenstande, wäre derselbe auch nur eine gescheuerte Zinnkanne, zu rennen und sie für ein Sonnenlicht zu halten oder auch den Schafen gleich zu laufen und sich zusammenzudrängen, weil schon viele gelaufen *sind*.

Es ist in der That interessant zu erwägen, wie die Menschen sich die Götter machen, die sie selbst anbeten. Der berühmteste Mann, um welchen die ganze Welt Hurrah schreiend herumtanzt und den sie verehrt, als ob es niemals seines Gleichen gegeben hätte, ist derselbe Mann, den die ganze

Welt auf die Seite zu stoßen pflegte; und doch ist er nicht ein anderer, sondern in jeder Faser noch ganz derselbe.

Thörichte Welt, was bist du hinausgegangen zu sehen? Eine blankgescheuerte Kanne! und liegen nicht von demselben Metall noch ganze Fuder solcher Kannen da, obschon in Folge eines ungünstigeren Schicksals alle noch in ungeputztem Zustande?

Und dennoch ist es im Grunde genommen nicht blos unser geselliger, schafähnlicher Trieb, sondern etwas Besseres und sogar das Beste, nämlich Das, was man die „fortwährende Thatsache der Heldenverehrung“ genannt hat, unsere angeborene, aufrichtige Liebe zu großen Menschen! Selbst Thoren begehren nicht den vergoldeten Heller um seiner selbst willen, sondern die goldene Guinee, für welche sie ihn fälschlich halten. Die Verehrung großer Menschen liegt dauernd in der Natur des Menschen und dies ist zu allen Zeiten, besonders in den gegenwärtigen, eine seiner glücklichsten Eigenschaften.

Zu allen Zeiten und selbst in den jetzigen anscheinend so ungehorsamen Zeiten ist es eine nie genug zu preisende Thatsache, daß — so schlau hat die Natur es eingerichtet — der Mensch nicht umhin kann, Dem zu gehorchen, dem er gehorchen soll. Man zeige dem stumpfsinnigsten Erdenkloß, man zeige dem stolzesten Federkopfe, daß es wirklich eine Seele giebt, die hoch über der seinen steht und wären seine Kniee steif geworden wie Erz, so muß er doch niederfallen und anbeten.

So steht es geschrieben und kann gelesen und wiederholt werden, bis es Alle wissen. Man verstehe es wohl, diese „Heldenverehrung“ war der erste Glaube; sie ist auch dem Wesen nach der zweite und dritte gewesen und wird eben so auch der letzte und endliche Glaube der Menschheit sein, unzerstörbar, in der Form wechselnd, aber im Wesen unveränderlich, worauf Politik, Religionen, Loyalitäten und alle höchsten menschlichen Interessen gebaut worden sind und gebaut werden können, wie auf einen Felsen, welcher dauert, so lange die Menschheit selbst dauert.

Dies ist Heldenverehrung; so viel liegt in dieser unserer angeborenen, aufrichtigen Liebe zu großen Menschen! — Und was können wir zum Dank für die unaussprechlichen Wohlthaten der Wirklichkeit weiter thun, als mit heiterem Sinne die vielfachen Albernheiten des leeren Scheins verzeihen und sogar Löwensoiréen, mögen nun ihre Löwen mit jenen vorgeschlagenen Etiquetten versehen sein oder nicht, alle Arten von Gedeihen wünschen?

Möge die Heldenverehrung blühen, sagen wir, eben so wie die immer eifrigere Jagd nach vergoldeten Hellern, so lange Guineen noch nicht zum Vorschein kommen. Es liegt darin mindestens ein Beweis, daß Guineen vorhanden sind, daß man an ihr Vorhandensein glaubt und daß man sie schätzt. Suchet große Männer so viel ihr kennt; findet ihr keine, so gebt darum die Nachsuchung nicht auf und in Ermangelung großer Männer liefert so viele berühmte Männer, als der Appetit des Publikums nur immer vertragen kann.

Ob Sir Walter Scott ein großer Mann war, ist für Viele noch eine Frage; keine Frage aber ist, daß er ein sehr berühmter und auch wirklich seines Ruhmes würdiger Mann war. In der gegenwärtigen Generation hat es keinen Schriftsteller gegeben, der in irgend einem Lande eine solche Popularität genossen hätte und es hat, alle Generationen und alle Länder zusammengenommen, seines Gleichen nur wenige gegeben.

Dabei wird auch noch fernerweit zugestanden, daß Sir Walter Scott's Popularität von ziemlich gewählter Art war, nicht eine Popularität des großen Haufens. Seine Bewunderer waren eine Zeit lang fast alle intelligenten Geister civilisirter Länder und noch jetzt schließen sie einen großen Theil dieser Klasse ein.

Ein solches Glück war ihm während eines Zeitraums von einigen zwanzig oder dreißig Jahren ununterbrochen beschieden. So lange der Beobachtete aller Beobachter, ein großer Mann oder auch nur ein bedeutender Mann! Ganz gewiß haben wir es hier oder nirgends mit einem Manne in eigenthümlichen Umständen, mit einem ausgezeichneten Manne zu thun, in Bezug auf welchen es an dem angeborenen Hang von Seiten anderer Menschen nicht fehlen kann. Mögen die Menschen darum immer hinschauen, wo die Welt schon so lange hingeschaut hat.

Und nun, wo die neue, sehnlich erwartete Lebensgeschichte „von seinem Schwiegersohn und literarischen Testamentsvollstrecker“ wieder die Aufmerksamkeit der ganzen Welt um ihn versammelt, wahrscheinlich zum letzten Male auf diese Weise, und wo die Menschen gewissermaßen von einer Notabilität Abschied nehmen und im Begriff stehen, ihres Weges weiter zu gehen

und ihn auf der Fluth der Dinge seinem Schicksal zu überlassen, warum sollten wir hier nicht ebenfalls aussprechen, was wir von ihm denken?

Leser von gemischter Gattung und unbekannter Quantität und Qualität warten darauf, uns zu hören. Mit geringem inneren Berufe, aber dem Schicksale und der Nothwendigkeit freudig gehorchend, folgt der Verfasser den Schritten einer großen Menge; ob er aber Böses thut oder nicht, das wird nicht von der Menge abhängen, sondern von ihm selbst.

Eins wünschte er allerdings, nämlich wenigstens zu warten, bis das Werk fertig wäre, denn die sechs versprochenen Bände sind, wie die Welt weiß, noch in einen siebenten übergeflossen, der erst in einigen Wochen das Licht der Welt erblicken wird.

Die Redaction des Journals aber, für welches wir dies schreiben, ist, des Wartens überdrüssig, peremptorisch geworden und erklärt, daß sie, möge das Werk fertig sein oder nicht, es gerade jetzt abgethan haben will.

Vielleicht ist es auch so am besten. Walter Scott's Physiognomie wird durch diesen siebenten Band nicht wesentlich geändert werden, denn schon die bereits erschienenen sechs haben nur wenig daran geändert, wie denn überhaupt ein Mann, der circa zweihundert Bände Original geschrieben und dreißig Jahre im allgemeinen Gespräch von Freunden gelebt hat, schon ein Bildniß von sich hinterlassen haben muß. Es geschehe denn, wie die gebieterische Redaction befiehlt.

Zuerst daher ein Wort über die Lebensgeschichte selbst. Mr. Lockhart's bekannte Fähigkeiten rechtfertigen eine strenge Untersuchung in seinem Falle. Unser Urtheil im Allgemeinen würde dahin lauten, daß er das Werk, welches er sich vorgenommen, auf ehrenvolle und eines redlichen Arbeiters würdige Weise durchgeführt hat. Allerdings scheint sein Begriff von Dem, was dieses Werk sein sollte, kein sehr hoher gewesen zu sein.

Das Leben Scott's nach den Regeln der Kunst oder Composition zu malen, daß ein Leser nach reiflicher Prüfung bei sich selbst sagen könnte: „Das ist Scott, das ist die Physiognomie und Bedeutung von Scott's Erscheinung und Pilgrimschaft auf dieser Erde; so war er von Natur, so wirkte die Welt auf ihn, so er auf die Welt mit diesem oder jenem Ergebniß, mit dieser oder jener Bedeutung für ihn selbst und uns," dies war Mr. Lockhart's Plan keineswegs.

Und dennoch ist dies ein Plan, der bei jeder Biographie zum Grunde gelegt werden sollte und er hätte von der Odyssee an bis herab auf Thomas

Ellwood mit allen Graden der Vollkommenheit durchgeführt werden können, denn es giebt in der ganzen Welt kein Heldengedicht, welches nicht im Grunde genommen eine Biographie oder die Lebensgeschichte eines Menschen wäre und eben so kann man auch sagen, daß es keine wahrheitgetreue erzählte Lebensgeschichte eines Menschen giebt, die nicht gewissermaßen als ein gereimtes oder ungereimtes Heldengedicht betrachtet werden könnte.

Diesem Plane würde man, wie gesagt, den Vorzug geben, wenn er in anderer Hinsicht zweckentsprechend wäre, was er aber in der gegenwärtigen Zeit nicht ist. Sieben Bände verkaufen sich viel theurer und sind doch viel leichter zu schreiben wie einer. Was würde z. B. die Odyssee kosten, wenn sie bogenweise verkauft würde? Wahrscheinlich noch lange nicht so viel als die „Pickwickier" und in der commerciellen Algebra würde sich die Gleichung folgendermaßen stellen: Odyssee gleich Pickwick, dividirt durch ein unbekanntes Ganze.

Es ist in der Literatur noch eine große Entdeckung zu machen, nämlich die Schriftsteller nach der Quantität Dessen zu bezahlen, was sie nicht schreiben. Ja, ist dies in der That und Wahrheit nicht eigentlich die Regel bei allem Schreiben und überdies bei allem Handeln und Thun? Nicht das, was über dem Boden steht, sondern was als die Wurzel und das unterirdische Element, aus welchem es hervorgegangen, unsichtbar darunter liegt, bestimmt den Werth. Unter allem Reden, was zu irgend etwas gut ist, liegt ein Schweigen, welches noch weit besser ist. Das Schweigen ist tief wie die Ewigkeit; das Reden ist seicht wie die Zeit.

Dies klingt paradox, nicht wahr? Aber wehe dem Zeitalter, wehe der von Charlatanen gepeinigten, mit Reden überschütteten, gleich einer unfruchtbaren Sahara hin und her gewehten Menschheit, welcher diese Wahrheit, die so alt ist als die Welt, gänzlich fremd wäre!

Dies, sagen wir, ist die Regel, mag man darnach handeln, mag man sie anerkennen oder nicht, und Der, welcher ihr untreu wird, kann weiter nichts thun, als sich in die Breite und Länge ausdehnen, zur Oberflächlichkeit und Verkäuflichkeit, so daß er dann, ausgenommen als Filagran, verhältnißmäßig keinen Nutzen mehr hat. Man denkt: wäre doch dieser Eimer dünnen Spülichts, das in einer Woche sauer wird und dann in die Gosse geworfen werden muß, destillirt oder concentrirt worden!

Unser lieber Fenimore Cooper, den wir gleich am Eingange erwähnten, hätte uns dann vielleicht einen einzigen Natty Lederstrumpf,

eine einzige melodische Synopsis des Menschen und der Natur im Westen (denn es lag einmal in ihm) gegeben, fast eben so wie es ein Saint Pierre mit den Inseln des Ostens machte, und die auf Befehl von Colburn und Compagnie eiligst zusammengeschusterten hundert unzusammenhängenden Dinge hätten ruhig im Chaos fortgeschlummert, wie alle zusammenhangslosen Dinge da möglich thun sollen.

In der That, dieser Genius des weitläufigen Schreibens und Handelns ist ein Moloch, dem eine Menge Seelen geopfert werden und wenn je eine Entdeckung werthvoll und nothwendig war, so ist es die oben angedeutete, nämlich nach der Arbeit zu bezahlen, die auf nicht sichtbare Weise verrichtet wird. Für eine solche so höchst nothwendige Entdeckung würden wir mit Freuden alle projectmachenden, Eisenbahnen bauenden, Kenntniß verbreitenden und sonstwie thätigen Promotiv- und Locomotivgesellschaften in der alten und neuen Welt auf irgend eine beliebige Zahl von Jahrhunderten hingeben. Wird diese Entdeckung wirklich einmal gemacht sein, so wollen auch wir unsere Mütze in die Luft werfen und rufen: „Jo Paean! der Teufel ist überwunden," — und mittlerweile wollen wir uns bemühen, es nicht sonderbar zu finden, daß sieben biographische Bände gegeben werden, wo einer viel besser gewesen wäre und daß mehrere andere Dinge gerade noch so geschehen, wie sie von Alters her zu geschehen pflegten und wahrscheinlich auch noch ferner geschehen werden.

Mr. Lockhart's Vorsatz war, denken wir uns, keineswegs, ein so hochfliegendes Kunstwerk, wie wir eben andeuteten, zu produciren oder überhaupt etwas Anderes zu thun, als alle Briefe, Documente und Notizen über Scott, von denen sich erwarten ließ, daß die Welt sie lesen würde, zu drucken und nach der Zeitordnung oder durch die erforderlichen erklärenden Einschaltungen auf verständliche Weise aneinanderzureihen.

Sein Werk ist daher nicht sowohl eine Composition, als vielmehr Das, was man eine gut ausgeführte Compilation nennen kann. Deswegen aber ist diese Aufgabe nicht ohne Schwierigkeiten, sondern kann mit außerordentlich verschiedenen Graden von Talent durchgeführt werden und von „Hannah More's Leben und Briefwechsel" z. B. bis zu dieser Lebensgeschichte Scott's ist in der That ein weiter Abstand.

Wir wollen daher die sieben Bände hinnehmen und dankbar dafür sein, daß sie in ihrer Art ächt sind. Ja, was den Umstand betrifft, daß es ihrer sieben und nicht einer sind, so darf man nicht vergessen, zu erwähnen,

daß das Publikum es so verlangte. Hätte ein Autor anders verfahren wollen, so würde er dadurch einen Mangel an Politik verrathen haben. Hätte Mr. Lockhart sich mühsam concentrirt und anstatt einer guten Compilation in sieben Bänden die von uns gewünschte gutgeschriebene Composition in einem Bande, zu welcher er mehr als sonst Jemand in England befähigt war, zu Tage gefördert, so läßt sich kaum bezweifeln, daß seine Leser für den Augenblick unermeßlich wenigere gewesen wären. Wenn ihm daher das Lob hoher Gesinnung versagt werden muß, so kann man ihm das der Klugheit nicht vorenthalten, und vielleicht ist ihm dieses auch lieber.

Es läßt sich nicht leugnen, daß es gut ist, das Werk, wenn auch nur auf diese Weise ausgeführt, zu besitzen. Scott's Biographie liegt, wenn auch nicht eigentlich geschrieben, im Elementarzustande gedruckt und unzerstörbar vor uns und kann nun, da nöthig, zu jeder Zeit von Jedem, der Beruf dazu fühlt, geschrieben werden. So wie es ist und wie es der Absicht des Verfassers gemäß sein sollte, ist, wir sagen dies nochmals, das Werk sehr gut und kräftig durchgeführt. Scharfsinn, Urtheil, Offenheit, Fleiß, gesunder Menschenstand — Diese Eigenschaften sind überall bemerkbar. Die Data, Berechnungen und übrigen Angaben sind, glauben wir, alle richtig. Es sind viele für jeden Andern zum Theil unmögliche Forschungen angestellt und die Ergebnisse derselben mit gebührender Kürze mitgetheilt worden. Scott's Briefe, im Allgemeinen nicht interessant, aber doch nie ganz ohne Interesse, sind in reicher Anzahl wiedergegeben; zahlreich aber mit Auswahl und die Antworten darauf noch ausgewählter. Erzählungen, Schilderungen und endlich auch persönliche Erinnerungen, zuweilen von großem Werthe, stets aber kräftig, aufrichtig und malerisch, sind hier und da eingestreut.

Hier liegen in der That die zerstreuten Glieder von Scott's Lebensgeschichte und diese Compilation ist mit einem Worte das Werk eines klarblickenden, richtig denkenden und fühlenden Mannes und mit der Fähigkeit und der Combination von Fähigkeiten durchgeführt worden, welche das Publikum von dem sich daran knüpfenden Namen zu erwarten berechtigt war.

Eins hören wir Mr. Lockhart sehr zum Vorwurfe machen, nämlich daß er zu mittheilsam und indiscret gewesen und Vieles aufgezeichnet habe, was lieber hätte verschwiegen bleiben sollen. Es werden Personen und Umstände auf eine Weise erwähnt, die ihnen nicht immer zur Zierde gereicht.

Wie es scheint, ist sonach die Zurückhaltung weit geringer gewesen als man erwartete! Verschiedene Personen, die hier mit Namen und Vornamen genannt sind, haben sich verletzt gefühlt, ja sogar der Held der Biographie ist unheldenmüthig gemacht, indem zweideutige Thatsachen von ihm und Denen, mit welchen er zu thun hatte, ganz offen und frei erzählt werden. Daher spricht man von „Persönlichkeit“, „Indiscretion“ oder noch schlimmer „Heiligkeit des Privatlebens“ u. s. w. u. s. w.

Wie delicat und decent ist doch die englische Biographie, Gott segne ihren zimperlichen Mund! Ein Damoklesschwert der „Respektabilität“ hängt unausgesetzt über dem armen englischen Biographen — so wie über dem armseligen englischen Leben im Allgemeinen — und lähmt ihn in allen seinen Bewegungen. Man hat deshalb auch gar nicht mit Unrecht gesagt, daß es keine englischen Biographien giebt, die sich des Lesens verlohnten, als die von Schauspielern, welche der Natur der Sache zufolge der Respektabilität gute Nacht gesagt haben. Der englische Biograph hat schon längst gefühlt, daß, wenn er bei Abfassung der Biographie seines Mannes etwas niederschriebe, was möglicherweise irgend Jemanden beleidigen könne, er dann falsch geschrieben habe.

Die einfache Folge davon war, daß eigentlich gar keine Biographie zu Stande kommen konnte. Der arme Biograph, der die Furcht nicht vor Gott im Auge hatte, mußte sich gleichsam in einen leeren Raum zurückziehen und auf die traurigste beengteste Weise schreiben, so daß ebenfalls nur ein leerer Raum die Folge war. Vergebens schrieb er und vergebens lasen wir einen Band nach dem andern. Es war keine Biographie, sondern das weiße farblose, unklare Gespenst einer Biographie ohne ausgeprägte Züge oder Materie — ein Nichts, wie wir sagen, und Wind und Schatten, — woraus auch in der That die ganze Sache bestand.

Kein Mensch lebt ohne anzustoßen und gestoßen zu werden; er muß sich auf alle Weise mit den Ellbogen Bahn brechen. Sein Leben ist ein Kampf, insoweit es überhaupt etwas Vorhandenes ist. Sogar die Auster, glauben wir, kommt in Collision mit andern Austern; ganz unzweifelhaft kommt sie wenigstens mit Nothwendigkeit und Schwierigkeit in Collision und hilft sich durch, nicht als eine vollkommene ideale Auster; sondern als eine unvollkommene wirkliche. Die Auster muß einen gewissen Grad von Reue kennen, einen gewissen Grad von Haß, einen gewissen Grad von Kleinmuth.

Was aber den Menschen betrifft, so ist sein Kampf mit dem Geiste des Widerspruchs, der außer ihm und in ihm lebt, ein fortwährender; wir meinen den bösen Geist, oder man nenne ihn auch den schwachen, erbärmlichen Geist, der in Andern und in ihm selbst lebt. Sein Gang ist wie alles Gehen — wenigstens sagen dies die Physiker — ein fortgesetztes Fallen. Will man das Leben des Menschen malen, so muß man auch dies darstellen. Deshalb stelle man es angemessen, mit Würde und Maß dar, vor allen Dingen aber stelle man es dar. Wir wollen keine Aufführung des Hamlet, in welcher auf besonderes Verlangen die Rolle Hamlet's ausgelassen ist! Wir wollen kein Gespenst von einer Biographie, möge das Damoklesschwert der Respektabilität — welches im Grunde genommen doch nur von Pappe ist — drohen wie es wolle! Man hofft, daß der Geschmack des Publikums in dieser Sache sich viel gebessert habe und daß leere Biographien mit einer Menge anderer darauf bezüglicher leeren Dinge sich immer mehr in den leeren Raum zurückziehen, in welchen sie gehören.

Wahrscheinlich fühlte Mr. Lockhart, was das große Publikum mit Beifall aufnehmen würde und dies bewog ihn, mit offenen Augen diesen Verstoß an dem kleinen kritisirenden Publikum zu begehen. Wir sind freudig damit einverstanden.

Vielleicht ist daher von allen Lobsprüchen, die man diesem Werke in so reichem Maße gespendet, in der That keiner für den Verfasser so rühmlich als eben dieser Tadel, welcher ebenfalls ziemlich häufig ausgesprochen worden. Es ist dies ein Tadel, der viel besser ist, als vieles Lob. Man findet den Verfasser schuldig, Dies oder Jenes gesagt zu haben, was Diesem oder Jenem nicht ganz angenehm sein kann, oder was, mit andern Worten, geeignet ist, der Lebensgeschichte, die er geschrieben, ein lebendiges Gesicht zu geben und sie aus dem leeren weiß-gespenstischem Zustande herauszuheben.

Wir hören wie Mehrere rufen: Seht, da steht etwas geschrieben, was mir nicht ganz angenehm ist! — Guter Freund, du thust mir leid, aber wer kann es ändern? Diejenigen, welche sich um ein Freudenfeuer herumdrängen, versengen sich, und zuweilen mit Recht, die Bärte. Es ist dies der Preis, den sie für eine solche Illumination bezahlen; das natürliche Zwielicht dagegen ist für Alle sicher und frei.

Was uns betrifft, so hoffen wir, daß alle Arten von Biographien, die man in England schreibt, künftig auf diese Weise werden geschrieben werden. Wenn es angemessen erscheint, daß sie anders geschrieben werden, so ist es

noch weit angemessener, daß sie gar nicht geschrieben werden, denn nicht Dinge, sondern die Gespenster von Dingen erzeugen, kann niemals die Pflicht des Menschen sein.

Die Aufgabe des Biographen ist: ein treues Bild von der irdischen Wallfahrt eines Menschen zu entwerfen. Er wird wohl berechnen, welcher Vortheil dabei ist und welcher Nachtheil; unter welcher letzteren Rubrik er die eben erwähnten Beleidigungen seiner Mitmenschen nicht vergessen wird. Dadurch kann allerdings die Wagschale des Nachtheils so zum Sinken gebracht werden, daß manches außerdem vielversprechende biographische Unternehmen lieber aufgegeben werden muß.

Hat man sich aber einmal damit befaßt, so ist die Regel vor allen andern Regeln, es auch in Wirklichkeit durchzuführen und nicht ein bloßes Gespenst davon zum Vorschein zu bringen. Wenn der Verfasser einer solchen Lebensgeschichte von dem Manne und dem übrigen Menschen spricht, mit denen er zu thun hat, so wird er natürlich sich seiner Menschenliebe nicht entschlagen, aber deswegen doch immer die Augen offen behalten. Fern sei es von ihm, etwas Unwahres niederzuschreiben, ja er wird sogar Vieles, was wahr ist, nicht weiter in Erwähnung bringen, sondern der Vergessenheit anheimgeben. Hat er aber gefunden, daß Dies oder Jenes für seinen Zweck wesentlich ist, hat er das Für und Wider richtig abgewogen, so wird er jenes wesentliche Gefundene in der That niederschreiben — er wird, können wir sagen, die Furcht Gottes vor Augen haben, aber keinerlei andere Furcht. Man tadle die Klugheit des Biographen, man sei mit der Berechnung, die er gemacht, einverstanden oder nicht, so wisse man doch, daß nur nach diesem Plane der Biograph hoffen konnte, eine Biographie zu machen und man tadle ihn nicht, daß er etwas gethan, was zu unterlassen sein schlimmster Fehler gewesen wäre.

Was die Genauigkeit oder Irrthümlichkeit dieser Angaben über die Ballantynes und andere angeblich verletzte Personen betrifft, worüber an gewissen Orten jetzt viel hin und her gestritten wird, so wissen wir davon gar nichts. Wenn diese Angaben unrichtig sind, so berichtige man sie; wenn die Unrichtigkeit vermeidbar war, so treffe den Autor Zurechtweisung und Strafe. Wir können blos sagen, daß diese Dinge durchaus nicht das Ansehen der Ungenauigkeit haben und eben so wenig ist irgends die kleinste Spur von Böswilligkeit oder Feindseligkeit zu entdecken.

Die Wahrscheinlichkeit berechtigt demnach, so lange nicht bessere Be-

weise zum Vorschein kommen, entschieden zu dem Schlusse, daß diese Sache ziemlich so steht, wie sie stehen soll. Möge daher das tadelnde Geschwätz sich so weit verbreiten, als es kann. Für Mr. Lockhart gereicht es faktisch zu dem sehr bedeutenden Lobe, daß er furchtlos vor das Publikum hintretend einer der Ersten gewesen ist, welche dieser öffentlichen Heuchelei Trotz bieten — einer Heuchelei, die bei uns zu den weitest verbreiteten gehört und, so glatt sie auch aussieht, mit vielen andern von der grausamsten Art in engem Bunde steht.

Der zweite Tadel, daß Scott durch diese Biographie unheroisch gemacht worden, entsproßt demselben Stamme, und ist vielleicht eine noch weit wunderbarere Blüthe desselben. Der ächte Held darf also keine ausgeprägten Züge haben, sondern muß weiß, fleckenlos, ein unpersönlicher Gespensterheld sein. Hiermit im Zusammenhange aber steht eine jetzt überall umlaufende Hypothese, die wahrscheinlich von irgend einem Manne, der einen Namen hat, ausgeht, denn ihre eigene Kraft würde sie nicht weit tragen, nämlich: Mr. Lockhart habe einen stillen Groll gegegen Scott gehegt und deshalb alles Mögliche gethan, um unter der Hand und auf verrätherische Weise ihn der Eigenschaften eines Helden zu berauben!

Eine solche Hypothese ist wirklich im Umlaufe und wer Ohren hat, kann sie dann und wann hören. Muß über diese erstaunliche Hypothese wirklich ein Wort gesagt werden, so kann es blos eine Entschuldigung unseres Schweigens sein, denn es giebt Dinge, vor welchen man verstummt, wie vor dem ersten Anblick des Unendlichen. Denn wenn man Mr. Lockhart wirklich und mit Grund einen radikalen Mangel zum Vorwurf machen kann, wenn ihm nach irgend einer Seite hin sein Scharfblick untreu wird, so scheint der Grund gerade darin zu liegen, daß Scott für ihn durch und durch liebenswürdig ist, daß Scott's Größe sich für ihn nach allen Seiten weiter ausbreitet, als sein Auge reicht; daß sogar seine Fehler schön werden; daß seine gemeine Gewinnsucht blos Klugheit und angemessene Vorsicht ist; daß mit einem Worte sein Werth kein Maß kennt. Verweilt nicht der geduldige Biograph bei seinen „Aebten“, „Piraten“ und anderen hingeworfenen theatralischen Decorationsmalereien und analysirt sie, als ob es Gemälde von Raphael oder der Zeit trotzende Hamlet's und Othello's wären? Die Romanfabrik mit ihren fünfzehntausend Pfund Sterling jährlich ist ihm heilig als die Schöpfung eines Genius, welche den edlen Sieger zum Himmel emporträgt. Scott ist für Lockhart der Unvergleichliche seiner Zeit, ein Gegen-

stand, der sich vor ihm ausbreitet, wie ein Meer ohne Küste, und jene Hypothese läßt sich sonach durch nichts beantworten, als durch ausdrucksvolles Stillschweigen.

In Summa, Leser, welche uns glauben, werden Lockhart's Lebensgeschichte Scott's mit der Ueberzeugung lesen, daß ein Mann von Talent, Entschiedenheit und Einsicht sie geschrieben; daß er sie in sieben Bänden und nicht in einem geschrieben, weil das Publikum sie in dieser Gestalt besser bezahlt, daß er sie dabei aber mit Muth, mit Offenheit und Redlichkeit, mit einem Worte auf sehr leserliche und empfehlenswerthe Weise geschrieben. Wer sie braucht, kann sie kaufen oder auch für eine geringe Gebühr leihen und dabei überzeugt sein, daß er für sein Geld hier mehr Waare hat als dies in andern Fällen zu geschehen pflegt.

Und nun genug von dieser geschriebenen Lebensgeschichte; schauen wir uns nun den Mann und sein Handeln und Leben selbst ein wenig an.

In die Frage, ob Scott ein großer Mann war oder nicht, beabsichtigen wir nicht tief einzugehen. Diese Frage dreht sich, wie nur allzugebräuchlich ist, um bloße Worte. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß viele Menschen groß genannt und gedruckt worden sind. die viel, viel kleiner waren als er, und eben so wenig läßt sich bezweifeln, daß von den speziell guten ein sehr großer Theil nach dem ächten Maßstabe des menschlichen Werthes in Vergleich zu ihm werthlos war.

Der, für welchen Scott groß ist, kann ihn ganz unschuldig so nennen; er kann mit Vortheil seine großen Eigenschaften bewundern und muß ihnen mit aufrichtigem Herzen nacheifern.

Gleichzeitig aber ist es auch gut, wenn wir in unsern Prädikaten einen gewissen Grad von Präcision zur Geltung zu bringen suchen. Es ist gut, wenn man begreift, daß keine Popularität und maulaufsperrende Verwunderung der ganzen Welt, selbst wenn sie eine ganze Reihe von Jahren fortgesetzt würde, einen Menschen wirklich groß machen kann. Eine solche Popularität ist allerdings ein bemerkenswerthes Glück und beweist, daß der Mann in sein Element, in seine Umstände paßte; daß aber wirklich etwas Großes in ihm lag, das geht daraus noch nicht hervor. Für unsere Einbildungskraft liegt, wie oben angedeutet worden, eine gewisse Apotheose darin, in der Wirklichkeit aber liegt durchaus keine Apotheose darin.

Popularität ist wie die Flamme einer Illumination, oder auch einer Feuersbrunst, die um einen Mann herum entzündet wird. Sie zeigt, was an ihm ist; vermehrt aber seine Eigenschaften nicht im mindesten, oft sogar entfremdet sie ihm Vieles und verzehrt den armen Mann selbst zu Asche und einem caput mortuum.

Dann ist auch der Natur der Sache nach eine solche Popularität vorübergehend und die „Reihe von Jahren" findet gewöhnlich ein ganz unerwartetes, ja oft plötzliches Ende. Denn die Dummheit der Menschen, besonders der in Massen um irgend einen Gegenstand versammelten Menschen, ist außerordentlich. Welche Illumination und Brände haben sich entzündet, als ob neue himmlische Sonnen aufgegangen wären, und die sich doch nur als Theertonnen und irdische Strohwische erwiesen! Profane Prinzessinnen riefen: „Ein Gott, ein Farinelli!" und wohin sind nun sie und Farinelli?

Auch in der Literatur hat man Popularitäten gesehen, die sogar noch größer waren als Scott's, und ohne daß etwas Dauerndes in ihnen gelegen hätte. Lope de Vega, bei dessen Namen alle Welt schwur und der förmlich sprichwörtlich geworden; der ein des Beifalls sicheres fünfactiges Trauerspiel in fast ebenso viel Stunden machen konnte; die größte aller Popularitäten der Vergangenheit oder Gegenwart und vielleicht einer der größten Menschen, die je unter die Zahl der Popularitäten gehört — Lope selbst, so glänzend, so weithinstrahlend, hat sich nicht als eine Sonne oder ein Stern des Firmaments erwiesen, sondern ist so gut wie verloren und ausgegangen oder spielt im besten Falle in den Augen einiger Wenigen wie ein blendendes, bald wieder auf immer verschwindendes Nordlicht. Der große Mann Spaniens saß unbekannt und arm als verstümmelter Krieger im Gefängniß und schrieb seinen Don Quixote. Und Lope's Schicksal war trotzdem ein trauriges, seine Popularität vielleicht ein Fluch für ihn, denn auch in diesem Manne lag etwas Aetherisches, ein götlicher Funke, der in wenig anderen populären Menschen erkennbar ist, und dennoch that dieser weithinstrahlende Glanz, obschon alle Welt dabei schwur, für sein wahres Leben, selbst während er noch lebte, nichts. Er mußte in ein Kloster, in eine Mönchskutte kriechen und mit unendlicher Wehmuth erfahren, daß seine Glückseligkeit in etwas Anderem lag, und daß, wenn das Leben des Menschen sich krank und verirrt fühlt, kein Beifall der ganzen Welt es wieder gesund und richtig machen kann.

Oder wenn wir unsere eigene Zeit ins Auge fassen, war nicht August Kotzebue auch populär? Kotzebue sah vor nicht erst vielen Jahren, wenn Geschrei und Händeklatschen Glauben verdienten, den größten Mann in sich; er sah seine Gedanken sichtbar in Plüsch und Pappe gekleidet in dem civilisirten Europa umherstolziren; die eisernsten Gesichter weinten mit ihm in allen Theatern von Kadix bis Kamschatka und sein „wunderbares Genie" producirte mittlerweile durchschnittlich zwei Trauerspiele pro Monat. Er loderte im Ganzen genommen hoch genug, aber auch er ist in Nacht und Orkus versunken und schon nicht mehr.

Aus diesen Gründen wollen wir von der Popularität ganz absehen und annehmen, daß sie zu Scott's Größe oder Nichtgröße einfach nichts beitrage; wir wollen sie mit einem Worte nicht als eine Eigenschaft, sondern als einen bloßen Zufall betrachten.

Dieses trügerischen Nimbus entkleidet und auf die eigenen natürlichen Dimensionen zurückgeführt, bleibt uns die Wirklichkeit übrig — Walter Scott und was wir in ihm finden können, um es je nach den Dialekten der Menschen groß oder nicht groß zu nennen. Freunde einer entschiedenen und genauen Ausdrucksweise werden wahrscheinlich seinen Anspruch auf den Namen „groß" in Abrede stellen. Wie uns scheint, gehört auch allerdings ein anderer Stoff als wir hier entdecken können, dazu, um einen großen Mann zu machen.

Man weiß nämlich nicht, von welcher Idee, die des Namens einer großen würdig wäre, von welchem Bestreben oder Instinkt, den man groß nennen könnte, Scott jemals durchdrungen gewesen wäre. Sein Leben war weltlich; sein Ehrgeiz war weltlich. Es liegt nichts Geistiges in ihm; sondern Alles ist materiell und irdisch. Liebe zum Malerischen, zum Schönen, Kräftigen und Anmuthigen; eine ächte Liebe, die aber nicht ächter war, als sie in hunderten von Menschen gewohnt hat, welche man kleinere Dichter nennt, dies ist die höchste Eigenschaft, die in ihm zu erkennen ist.

Sein Talent, diese Dinge darzustellen, sein poetisches Talent war eben so wie seine moralische Fähigkeit ein Genius in extenso, wenn wir so sagen dürfen, nicht in intenso. In der Praxis wie in der Theorie erhob er sich, so breit er auch war, doch nirgends hoch und, in Bezug auf Quantität über alle Maßen fruchtbar, überschritt er doch hinsichtlich der Qualitat die Region des Gemeinplatzes größtentheils nur ein ganz klein wenig und man hat des-

halb mit Recht gesagt: Kein Autor hat so viele Bände mit so wenigen zum Citiren geeigneten Sentenzen geschrieben.

Beflügelte Worte waren nicht sein Beruf; nichts drängte ihn nach dieser Richtung hin; das große Geheimniß des Daseins war ihm nicht groß; es trieb ihn nicht in felsige Einöden, um hier mit diesem Geheimniß um eine Antwort zu ringen und diese Antwort entweder zu erhalten oder unterzugehen. Er besaß nichts vom Märtyrer; er wagte sich in keine finstere Region hinab, um zu unserem Besten Ungeheuer zu erlegen. Seine Siege galten der Hauptsache nach dem eigenen Nutzen; es waren Siege über gewöhnliche Marktarbeit, die nach guter klingender landesüblicher Münze berechnet werden konnte.

Es möchte schwer sein, zu sagen, worauf er sein Vertrauen setzte, ausgenommen auf Macht, nämlich Macht irgendwelcher, selbst der gemeinsten Art. Man sieht nicht, daß er an irgend etwas geglaubt hätte, ja er leugnete nicht einmal, sondern stimmte ruhig bei und machte sich in einer Welt der Conventionalitäten nach Möglichkeit heimisch. Das Falsche, das Halbfalsche und das Wahre waren für ihn gleichmäßig wahr darin, daß sie da waren und mehr oder weniger Gewalt in den Händen hatten.

Es war schön, dieser Ansicht zu sein und dennoch nicht schön! Es steht geschrieben: „Wehe Denen, die bequem sitzen in Zion,“ aber sicherlich heißt es auch: Doppelt wehe Denen, die bequem sitzen in Babel, in Domdaniel. Andererseits schrieb er viele Bücher und amüsirte dadurch viele tausend Menschen. Sollen wir dies groß nennen? Wie uns scheint, wohnt und strebt in dem Innern großer Menschen ein anderer Geist.

Bruder Ringletub, der Missionair, fragte Ram Daß, einen hindu'schen Menschengott, der sich erst kürzlich zur Gottheit aufgeworfen, was er wohl mit den Sünden der Menschheit anzufangen gedenke? Worauf Ram Daß sofort antwortete: er habe in seinem Bauche Feuer genug, um alle Sünden in der Welt zu verbrennen. Ram Daß hatte so weit Recht und es lag ein gewisser Sinn darin, denn sicherlich ist dies das Kennzeichen eines jeden göttlichen Menschen und ohne dasselbe ist er weder göttlich noch groß. Wozu ist er sonst da, als daß er Feuer in sich habe, um einen Theil von den Sünden der Welt, von dem Elend und den Irrthümern der Welt zu verbrennen?

Fern sei es von uns, zu sagen, daß ein großer Mann nothwendig ein sogenannter Freund des Menschengeschlechts werden müsse, ja daß nicht diese

sich selbst so nennenden selbstbewußten Menschenfreunde die verderblichsten Individuen seien, die wir in unserer Zeit antreffen können. Alle Größe ist unbewußt oder sie ist gering und nichtig. Und dennoch wäre ein großer Mann ohne ein solches Feuer, mag es nun düster oder entwickelt als ein göttlicher Funke in seinem Herzen der Herzen brennen, ein Solöcismus in der Natur. Ein großer Mann ist stets, wie die Transcendentalisten sagen, von einer Idee besessen.

Napoleon selbst, gewiß nicht der superfeinste der großen Männer und, hinreichend mit Klugheiten und Egoismen belastet, hatte nichtsdestoweniger, wie ziemlich klar ist, eine Idee, von welcher er ausging, — die Idee, daß die Demokratie die Sache der Menschheit sei, die richtige und unendliche Sache. Demgemäß machte er sich zum bewaffneten Soldaten der Demokratie und vindicirte sie in allerdings großartiger Weise. Ja, bis zum letzten Augenblicke hatte er eine Art von Idee, nämlich die, welche er mit den Worten aussprach: „La carrière ouverte aux talens," die Werkzeuge gebühren Dem, der sie zu handhaben versteht; in der That eine der besten Ideen, die jemals über diesen Gegenstand ausgesprochen worden, oder vielmehr die eine wahre Centralidee, nach welcher alle übrigen, wenn sie überhaupt eine Tendenz haben, hinstreben müssen.

Unglücklicherweise konnte Napoleon diese seine Idee nur auf dem militairischen Felde verwirklichen, weil er lange Zeit gezwungen war, zu kämpfen, um sich selbst zu behaupten. Ehe er sie in einiger Ausdehnung in dem Civilbereiche der Dinge erprobt hatte, ward sein Kopf durch viele Siege schwindlig, denn kein Kopf kann mehr als eine bestimmte Quantität von Glück ertragen und er verlor den Kopf, wie man zu sagen pflegt, und ward ein ehrgeiziger Egoist und Charlatan. Deshalb warf man ihn hinaus und er hinterließ die Verwirklichung seiner Idee im Civilbereiche der Dinge Anderen.

So war Napoleon; so sind alle großen Männer Kinder der Idee oder wie Ram Daß sich ausdrückt, mit Feuer begabt, um das Elend der Menschen zu verbrennen. Bewußt oder unbewußt, schlummernd oder entwickelt, ist in Scott's innerem Menschen nur wenig Spur von einem solchen Feuer zu entdecken.

Und doch muß andererseits selbst der sauertöpfischste Kritiker zugeben, daß Scott ein ächter Mann war, was schon an und für sich etwas Großes ist. Keine Affection oder Verzerrung wohnte in ihm, kein Schatten von

Heuchelei. Ja, war er nicht in seiner Art ein wackerer, tapferer und starker Mann? Welch eine Last von Mühe, welch ein Maß von Glückseligkeit trug er ruhig mit sich entlang; mit welcher ruhigen Kraft wirkte und freute er sich auf dieser Erde, unüberwindlich für böses Geschick und für gutes! Ein gefaßt unüberwindlicher Mann war er; in Schwierigkeit und Noth kannte er keine Entmuthigung, sondern trug gleich Simson auf seinen starken Simsonschultern die Thore fort, die ihn einkerkern sollten, und in Gefahr und Drohung verlachte er das Flüstern der Furcht.

Und welch ein sonniger Strom ächten Humors und ächter Humanität, welche freie, freudige Sympathie mit so vielen Dingen beseelte ihn! Welches Feuer durchglühete ihn, welche verborgene fruchtbare, innere Wärme des Lebens! Er war — dies läßt sich nicht leugnen — ein rüstiger, gesunder Mann.

Unsere beste Definition von Scott ist vielleicht eben die, daß er, wenn kein großer Mann, dann etwas war, was weit angenehmer ist, zu sein — ein rüstiger, durch und durch gesunder und dabei sehr glücklicher und siegreicher Mann. Er war ein Mann in eminent guten Verhältnissen, gesund an Körper, gesund an Seele; wir nennen ihn einen der gesündesten Menschen.

Und das ist keine Kleinigkeit. Die Gesundheit ist ein hochwichtiger Gegenstand für ihren Besitzer sowohl als für Andere. Im Ganzen genommen und bei Lichte betrachtet hatte daher jener Humorist nicht so ganz Unrecht, wenn er sich vornahm, blos die Gesundheit zu ehren und, anstatt sich vor den Hochgebornen, den Reichen und Wohlgekleideten zu demüthigen, darauf bestand, blos vor den Gesunden seinen Hut habzuziehen. Hochadelige Equipagen mit bleichen Gesichtern darin rollten unbeachtet als erbärmlich und beklagenswerth vorbei; Karren dagegen, von rothwangiger Kraft gezogen, wurden als erfolgreich und ehrwürdig begrüßt. Denn bedeutet nicht Gesundheit Harmonie, ist sie nicht gleichbedeutend mit Allem, was wahr, richtig geordnet und gut ist? Ist sie nicht in einem gewissen Sinne, wie die Erfahrung zeigt, die Totalsumme alles Werthes, der in uns liegt?

Der gesunde Mann ist ein höchst schätzbares Naturprodukt, insoweit er es eben sein kann. Ein gesunder Körper ist gut, aber eine gesunde Seele ist mehr als alles andere Das, was der Mensch sich erbeten muß, das Herrlichste, womit der Himmel unsere arme Erde beglückt. Ohne künstlich

philosophische Medikamente, ohne die Schnürbrust der — doch stets sehr zweifelhaften — Glaubensbekenntnisse erkennt die gesunde Seele, was gut ist, nimmt es an und hält daran fest; sie erkennt auch, was schlecht ist und stößt es freiwillig von sich. Ein Instinkt gleich dem, welcher den wilden Thieren des Waldes den Weg zu ihrer Nahrung zeigt, sagt dem mit einer gesunden Seele begabten Menschen, was er thun, was er lassen soll. Was falsch und fremdartig ist, haftet nicht an ihm. Heuchelei und alle phantastischen, krankhaften Incrustationen sind unmöglich, eben so wie Walker, das Original, — einer so ausgezeichneten Gesundheit erfreute dieser sich seinerseits — es trotz aller Enthaltsamkeit von Seife und Wasser nicht zu einem schmutzigen Gesicht bringen konnte! Mit Diesem da kannst du arbeiten und Nutzen davon haben, denn es ist tüchtig und würdig; mit Jenem dagegen kannst du nicht arbeiten, denn es ist untüchtig und trivial — so spricht untrüglich die innere Mahnung der ganzen Menschennatur. Es bedarf keiner Logik, um zu beweisen, daß selbst die argumentenreichste Abgeschmacktheit dennoch abgeschmackt ist, so wie Goethe von sich selbst sagt: „Alles dies rann von mir herab wie Wasser von einem Menschen in Wachstuchkleidern.“ Gesegnet ist die gesunde Natur, denn sie ist die zusammenhängende mild zusammenwirkende, nicht unzusammenhängende sich selbst zerstörende, sich selbst vernichtende! Bei der harmonischen Abwägung und dem Einklang aller Fähigkeiten verleihet das richtige Gleichgewicht des eigenen Selbst auch ein richtiges Gefühl gegen alle Menschen und alle Dinge; ein hehres Licht von innen strahlt nach außen und erleuchtet und verschönt.

Alles dies nun läßt sich auf Walter Scott anwenden und von keinem Manne der britischen Literatur, dessen wir uns in neuerer Zeit erinnern, in solchem Grade — wenn nicht vielleicht von einem, dem schroffsten Gegner Scott's, den man sich denken kann, aber in dieser Eigenschaft und was dazu gehört, ihm ebenbürtig: William Cobbett. Ja, es bieten sich zwischen diesen beiden Männern noch andere Aehnlichkeiten dar, so verschieden sie auch von einander aussehen.

Ein solcher Vergleich hat für Scott durchaus nichts Beeinträchtigendes, denn auch Cobbett ist als der Muster-John Bull seines Jahrhunderts, stark wie das Rhinoceros, während ganz eigenthümliche Humanitäten und Genialitäten durch sein dickes Fell hindurchschimmern, ein sehr wackeres Phänomen. In dem kränklichsten aller Zeitalter, von welchen die Geschichte erzählt, als die britische Literatur gepeinigt von Wertherismus, Byronis-

mus und anderem thränenreichen oder krampfhaften, durch inneren Wind erzeugten Sentimentalismus, so zu sagen, in der Mauser lag, war die Natur so gütig, uns zwei gesunde Männer zu senden, von welchen sie noch nicht ohne Stolz sagen konnte: „Auch diese wurden in England geboren; auch hier schaffe ich noch solche Glieder!“ Es ist dies eine der erfreulichsten Erscheinungen, möge man die Frage über die Größe entscheiden wie man wolle. Ein gesunde Natur kann groß sein oder nicht groß sein; aber es giebt keine große Natur, die nicht gesund wäre.

Oder können wir im Ganzen genommen nicht sagen, Scott sei in dem neuen Gewande des neunzehnten Jahrhunderts ein treues Abbild des alten kampflustigen Grenzbewohners früherer Jahrhunderte gewesen; die Gattung Mensch, welche die Natur sonst in seinem Geburtslande schuf? Im Sattel mit dem Kampfspeere in der Hand würde er seine Aufgabe eben so gut erfüllt haben wie er am Pulte mit seiner Feder that. Man kann sich fast vorstellen, wie er selbst ein solcher rüstiger, mit dem Schwert umgürteter terrae filius war, wie er sie in seiner Zeit zu malen liebte. Dieselbe rüstige Selbsthülfe lag in ihm; sein Herz war mit demselben Eichenholz und dreifachen Erz umgeben. Er war ein Mann ohne Skrupel oder phantastische Grillen; ein Mann von hartem Kopf, gesundem Herzen, freudigem, rüstigem Temperament, der stets den Hauptsieg ins Auge faßte und direct darauf zufocht. Auch er hätte in Redswire mit gekämpft, auch er hätte Viehheerden vom Felde mit wegstehlen helfen, auch er hätte sich für Beleidigungen mit Zinseszinsen wieder abgefunden. — Wie viel hätte in diesem Falle in ihm geschlummert und wäre mit ihm wieder verschwunden, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben!

Wer weiß aber überhaupt, wie viel in vielen Menschen schlummert? Vielleicht sind unsere größten Dichter die stummen Miltons; die lauten sind die, welche wir durch glücklichen Zufall erfassen — einen hier, einen dort. Es ist sogar die Frage, ob, wenn nicht Mangel, Noth und Verwickelungen anderer Art in Stratford am Avon thätig gewesen wären, Shakespeare selbst sein ganzes Leben lang etwas Anderes gethan, als Wilddieberei getrieben oder Wolle gekämmt hätte! Wäre das Project mit der Pensionsschule in Edial nicht verunglückt, so hätten wir vielleicht niemals etwas von Samuel Johnson gehört; Samuel Johnson wäre ein fetter Schulmeister und pedantischer Gerundiumbrechsler geworden und hätte nie erfahren, daß er mehr war. Die Natur ist reich; diese beiden Eier, welche du sorglos

zum Frühstück issest, hätten sie nicht zu ein Paar Hühnern ausgebrütet werden und die ganze Welt mit Geflügel bedecken können?

Der muthige Grenzhäuptling, von dem wir hier sprechen, war jedoch nicht bestimmt, eine wirkliche Lanze zu brechen, das Schwert zu ziehen oder Viehheerden wegtreiben zu helfen. Seine Aufgabe war eine ganz andere. Der Balladensänger und angenehme Geschichtserzähler für Britannien und Europa im Anfange des künstlichen neunzehnten Jahrhunderts zu sein — hierin und nicht dort lag sein Werk.

Wie er sich in dieses neue Element hineinfindet, wie er sich darin forthilft, wie er auch dieses für sich nutzbar zu machen versteht, gesund und siegreich darin lebt und eine Beute über die Marschen hinwegtreibt, gegen welche alle von den Hardens jemals geraubten Viehheerden eine Kleinigkeit sind — dies ist die Geschichte des Lebens und der Heldenthaten unseres Sir Walter Scott, Baronet, die wir jetzt ein wenig ins Auge fassen wollen. Es ist dies ein merkwürdiger, ein tüchtiger Gegenstand von freudiger, siegreicher Art, welcher wohl verdient, daß man ihn richtig anschaue.

Indessen wird ein Blick auf diese und jene Seite genügen. Unsere Grenzen sind eng; die Sache ist, wäre sie auch noch so siegreich, nicht von erhabener Art und auch nicht außerordentlich erbaulich. Sie bietet nichts dar, was man heftig tadeln oder heftig lieben könnte; es giebt dabei mehr zu verwundern, als zu bewundern und das ganze Geheimniß ist kein abstruses.

Bis zu dem dreißigsten Jahre bietet Scott's Leben nichts dar, was entschieden auf die Literatur oder überhaupt auf Auszeichnung irgend einer Art hindeutete. Er ist verheirathet, häuslich und geschäftlich eingerichtet und hat bis jetzt noch ohne eine Symptom von Ruf oder Ruhm alle seine vorläufigen Stufen durchgemacht. Es ist die Lebensgeschichte eines jeden anderen Edinburger jungen Mannes seines Standes und seiner Zeit.

In vieler Beziehung müssen wir dieses Leben ein glückliches nennen. Eltern in wohlhabenden Umständen, aber frei von den Behelligungen und Verkehrtheiten der Aristokratie; nichts Hervorragendes in Bezug auf Rang, Fähigkeit oder Kultur, aber doch auch kein Mangel; alles rings umher ist methodische Ordnung, Klugheit, Gedeihen und Herzensgüte — ein Element

von Wärme und Licht, Liebe, Betriebsamkeit und bürgerlichem zur Eleganz erhöhten Comfort, worin das junge Herz sicher und gedeihlich wachsen kann.

Eine kräftige Gesundheit scheint ihm von der der Natur verliehen zu sein und doch, als ob die Natur gesagt hätte, „es soll eine Gesundheit sein, die sich durch den Körper, nicht durch den Geist ausspricht", tritt in der Kindheit eine Lähmung hinzu. Der wackere kleine Knabe muß anstatt herumspringen zu können, denken lernen oder wenigstens, was keine Kleinigkeit ist, stillsitzen. Für diesen jungen Walter giebt es kein Ballspiel und kein Reifentreiben, sondern Balladen, Geschichtsbücher und eine ganze Welt voll Sagen, womit seine Mutter und die übrigen Personen in seiner Umgebung reichlich im Stande sind, ihn zu versehen. Die Krankheit, welche nur oberflächlich ist und mit äußerer Lahmheit endet, umwölkt das junge Dasein nicht, sondern führt es mehr der Entfaltung entgegen, für welche es geschaffen ist. Die Krankheit war eine der inneren edlen Theile gewesen und hatte die allgemeine Organisation beeinträchtigt, so daß, wenn sie nicht geheilt worden wäre, kein Walter Scott trotz aller seiner anderen Begabungen erzeugbar oder möglich gewesen wäre. „Die Natur giebt gesunden Kindern viel", wie viel! Eine weise Erziehung ist eine weise Entfaltung dieses Geschenks; oft aber entfaltet es sich von selbst noch besser.

Man bedenke hierbei noch einen anderweiten Umstand — den Ort, nämlich das presbyterianische Schottland. Die Einflüsse dieses Umstandes machen sich unaufhörlich fühlbar, sie strömen zu allen Poren herein. „Es liegt," sagt La Rochefoucault, „ein heimischer Accent nicht blos im Reden, sondern auch im Denken, Handeln, im Charakter und in der Lebensweise des Menschen — ein Accent, der ihn niemals verläßt." Scott war, glauben wir, sein Leben lang schottischer Dissenter; darauf kommt aber wenig an. Niemand, der Schottland und Scott kennt, kann bezweifeln, daß auch der Presbyterianismus einen ungeheuern Antheil an seiner Ausbildung hatte.

Ein Land, dessen ganzes Volk im innersten Herzen von einer unendlichen religiösen Idee ergriffen und erfüllt ist oder dies auch nur einmal gewesen ist, hat einen Schritt gethan, den es nicht wieder zurückthun kann. Der Gedanke, das Bewußtsein, das Gefühl, daß der Mensch Bürger eines Weltalls, Geschöpf einer Ewigkeit ist, hat die fernste Hütte, das einfachste Herz durchdrungen. Schön und ehrfurchtgebietend überschattet das Gefühl eines himmlischen Berufes, einer von Gott auferlegten Pflicht, das ganze

Leben. Es lebt Begeisterung in einem solchen Volke und man kann im engeren Sinne sagen: die Begeisterung des Allmächtigen giebt diesen Menschen Verstand.

Ehre allen Wackeren und Wahren; ewig dauernde Ehre dem braven alten Knox, einem der Wahrsten der Wahren! Daß er in dem Augenblicke, wo er und seine Sache unter bürgerlichen Wirrnissen noch ums Leben kämpften, den Schulmeister hinaus sendete an alle Ecken und sagte: „Man unterrichte das Volk“, dies ist blos ein und in der That unvermeidlicher und verhältnißmäßig unbedeutender Theil seiner großen Botschaft an die Menschen. Seine Botschaft in ihrem wahren Umfange lautete: Lasset die Menschen wissen, daß sie Menschen sind, von Gott geschaffen, Gott verantwortlich und die in dem geringsten Augenblicke der Zeit wirken, was in alle Ewigkeit dauert. Es ist in der That eine große Aufgabe. Nicht Pflüg- und Hämmermaschinen, nicht Verdauungsmaschinen, um das Produkt jener ersten zu verdauen, auch nicht geborene Sklaven, weder ihrer Mitmenschen noch ihrer eigenen Gelüste, sollen sie sein, sondern vor allen Dingen Menschen! Diese große Botschaft verkündete Knox mit der Stimme und Kraft eines Mannes und fand ein Volk, welches ihm glaubte.

Eine solche That, sagen wir, hat, wenn sie auch nur ein einziges Mal ausgeführt wird, unermeßliche Folgen. Der Gedanke kann in einem solchen Lande wohl seine Form ändern, aber niemals erlöschen. Das Land ist majorenn geworden, der Gedanke und eine gewisse geistige Mannheit, bereit zu jedem Werke, welches der Mensch thun kann, dauert hier fort.

Dieser Gedanke kann viele Formen annehmen, die Form knauserigen, geldgierigen Fleißes wie bei dem gemeinen Schotten, bei dem gemeinen Neuengländer; aber als eine compakte, entwickelte Kraft ist er immer noch da. Zu einer Zeit kann dieser Gedanke sich als der kolossale Skepticismus eines Hume, der titanengleich durch Zweifel und Forschung hindurch dem neuen Glauben entgegenkämpft, oder zu einer bessern Zeit als die begeisterte Melodie eines Burns aussprechen. Mit einem Worte, er ist da und offenbart sich fortwährend in der Stimme und in dem Werke einer Nation fleißiger, strebsamer, bedächtiger Menschen und Allem, was darin liegt oder daraus entwickelt werden kann.

Der schottische Nationalcharakter hat seine Wurzel in vielen Umständen. Zuerst und vor Allem in dem sächsischen Blute, auf welches hier einzuwirken war, zunächst aber, und mehr als in sonst etwas, in dem presbyte-

rianischen Evangelium von John Knox. Es scheint ein guter Nationalcharakter zu sein; von manchen Seiten aber auch nicht sehr gut. Scott bedanke sich bei John Knox, denn er war ihm viel schuldig, so wenig er sich auch eine Schuld nach dieser Richtung hin träumen ließ. Kein Schotte seiner Zeit war durch und durch schottischer als Walter Scott; das Gute und das nicht so Gute, welches allen Schotten angeboren ist, durchdrang bei ihm jede Faser.

Scott's Kindheit, Schultage, Studentenjahre sind angenehm zu lesen, obschon sie von denen Anderer an seiner Stelle und in seiner Zeit weiter nicht verschieden sind. Das Andenken an ihn wird wahrscheinlich so lange dauern, bis die Geschichte dieser seiner Jugendzeit weit interessanter geworden, als sie jetzt ist. „So lebte ein noch unentwickelter Edinburger Schriftsteller zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts," sagt vielleicht ein künftiger schottischer Romanschreiber zu Ende des einundzwanzigsten bei sich selbst.

Das nachstehende kleine Fragment Kindheit ist Alles, was wir hier auszugsweise mittheilen können. Es ist einer Autobiographie entnommen, die er begonnen und von welcher man nur bedauern kann, daß es ihm nicht vergönnt war, sie zu beenden. Scott's beste Eigenschaften entwickelten sich in keinem schöneren Lichte, als wenn er Anekdoten und Erinnerungen verarbeitete. Ein solcher Meister im Erzählen und seiner selbst würde eine Geschichte seiner eigenen Person gut durchgeführt haben. Hier, wenn irgendwo, war seine Kenntniß vollständig und all sein Humor und seine gute Laune hatten freien Spielraum.

„Ein seltsamer Zufall," sagt er, „verdient, daß ich ihn erzähle. Meine Mutter hatte, während ich mich auf diesem Meierhofe Sandy Knowe befand, ein Mädchen zu meiner Abwartung mitgeschickt, damit ich der Familie nicht lästig fallen möchte. Die mit dieser wichtigen Mission beauftragte Dirne aber hatte ihr Herz wahrscheinlich in dem Gewahrsam irgend eines wilden Burschen gelassen, der ihr mehr versprochen, als er zu halten gesonnen war. Deshalb lag außerordentlich viel daran, wieder nach Edinburg zurückzukehren und da meine Mutter darauf bestand, daß sie bliebe, wo sie wäre, so faßte sie einen gewissen Haß gegen mich, weil ich die Ursache war, daß sie in Sandy Knowe bleiben mußte. Dieses Gefühl steigerte sich bis zu einem gewissen Delirium, denn sie gestand der alten Alizon Wilson, der Haushälterin, sie sei, während sie mich dorthin gebracht, vom Teufel versucht worden, mir mit ihrer Scheere die Kehle abzuschneiden und mich in dem Moose

zu vergraben. Alizon nahm sofort Besitz von meiner Person und trug Sorge, daß ihre Vertraute, wenigstens so weit ich in Frage käme, keiner weiteren Versuchung ausgesetzt würde. Sie ward, wie sich von selbst versteht, entlassen und ich habe gehört, daß sie später wirklich wahnsinnig ward.

„Hier in Sandy Knowe, dem Wohnort meines schon erwähnten Großvaters von väterlicher Seite, gewann ich das erste Bewußtsein meiner Existenz und ich entsinne mich deutlich, daß meine Situation und Erscheinung ein wenig grotesk war. Unter vielen andern sonderbaren Mitteln, zu welchen man Zuflucht nahm, um mich von meiner Lahmheit zu kuriren, hatte Jemand empfohlen, daß so oft als zum Gebrauche der Familie ein Schaf geschlachtet würde, ich vollständig entkleidet in die dem Thiere abgezogene, noch warme Haut gewickelt werden sollte. In diesem Tartarengewande lag ich, wie ich mich noch recht wohl entsinne, auf dem Fußboden des kleinen Wohnzimmers in dem Meierhofe, während mein Großvater, ein ehrwürdiger alter Mann mit weißem Haar, alle möglichen Verlockungen aufbot, um mich zum Kriechen zu bewegen. Eben so entsinne ich mich noch ganz deutlich, daß der verstorbene Sir Georg M'Dougal von Mackerstown, Vater des jetzigen Sir Henry Hay M'Dougal, an diesen Versuchen Theil nahm. Er war, Gott weiß wie, ein Verwandter von uns und ich entsinne mich seiner noch recht gut, wie er in seiner altväterischen Uniform — er war Oberst bei dem „grauen Reiterregiment“ gewesen — mit einem kleinen breitbetreßten dreieckigen Hute, einer gestickten scharlachrothen Weste und einem hellfarbigen Rocke, während seine milchweißen Locken nach militairischer Weise in die Höhe gekrempelt waren, vor mir auf dem Boden kniete und seine Uhr den Teppich entlang zog, damit ich ihr folgen möchte. Der gutmüthige alte Soldat und das in sein Schaffell gewickelte Kind würden weiter nicht dabei interessirten Zuschauern eine seltsame Gruppe dargeboten haben. Es muß dies ungefähr in meinem dritten Jahre (1774) geschehen sein, denn Sir Georg M'Dougal und mein Großvater starben beide bald nach jener Zeit.“

Wir werfen nun zunächst einen Blick auf die Ausflüge in Liddesdale. Scott ist zu einem munteren, jovialen jungen Manne und Advocaten herangewachsen. In der Ferienzeit macht er Ausflüge in die Hochlande und nach Northumberland; reitet frei und weit auf seinem starken Galloway-Rosse über Moor und durch Gestrüpp, über das düstere streitbare Marschland,

über Flodden und andere Felder und Plätze, wo, obschon er es noch nicht wußte, sein Werk lag.

Es giebt kein Land, wie düster und sumpfig es auch sein möge, welches nicht seinen Dichter gehabt hätte oder noch haben wird und auf diese Weise in der Welt des Gesanges nicht unbekannt ist. Da Liddesdale, welches einst eben so prosaisch war wie die meisten Thäler, jetzt Berühmtheit erlangt hat, so wollen wir unsere Blicke dahin lenken. Auch Liddesdale liegt auf dieser unserer alten Erde, unter diesem ewigen Himmel und giebt und nimmt auf die unberechenbarste Weise mit dem großen Weltall! Scott's Erfahrungen hier sind von ziemlich ländlich arkadischer Art, wobei auch das Element des Whisky nicht fehlt. Wir müssen vorausschicken, daß hier und da ein Zug vielleicht um des Effects willen übertrieben worden ist.

„Sieben Jahre hintereinander,“ schreib Mr. Lockhart — denn die Autobiographie hat uns schon lange verlassen — „machte Scott einen Ausflug oder Einfall (raid, wie er es nannte) nach Liddesdale, wobei ihm Mr. Shortreed, Unterscherif von Roxburgh, als Führer diente und wobei jeder Bach bis an seine Quelle und jede Thurmruine von der Grundmauer bis zur Zinne erforscht ward. Damals war noch nie ein Räderwagen in dieser Gegend gesehen worden und das erste war ein Gig, in welchem Scott auf der letzten dieser sieben Ausflüge einen Theil des Weges zurücklegte. Im ganzen Thale gab es keinen Gasthof oder ein Wirthshaus von irgendwelcher Art; die Reisenden gingen aus der Hütte des Schäfers in die Wohnung des Geistlichen und nachdem sie hier heitere Gastfreundschaft genossen, hieß man sie in dem Bauergehöft mit biederer Treuherzigkeit willkommen. Dabei sammelten sie überall Lieder und Melodien und dann und wann auch materiellere Reliquien der alten Zeit und eine Menge alter Siebensachen, so wie Burns dem Kapitain Grose zuschreibt.

Diesen Streifzügen verdankte Scott einen großen Theil der Materialien zu seinem „Minnesang der schottischen Grenze“ und nicht weniger jene genaue Bekanntschaft mit den lebenden Sitten und Gebräuchen jener patriarchalischen Regionen, welche den Hauptreiz eines der anmuthigsten seiner prosaischen Werke ausmacht. Wie bald er aber bei diesen seinen Forschungen einen bestimmten Zweck vor Augen hatte, scheint sehr zweifelhaft zu sein. „Er sammelte fortwährend,“ sagte Mr. Shortreed, „aber er wußte vielleicht erst nach Jahren, was er eigentlich wollte; anfangs dachte er, glaube ich, an weiter nichts, als an die Sonderbarkeit und die Kurzweil.“

„Zu jener Zeit," sagt die mir vorliegende Notiz, „waren die Advocaten nicht so häufig — wenigstens nicht in der Gegend von Liddesdale." Und der würdige Unterscherif beschreibt nun das fast an Schrecken grenzende Aufsehen, welches sie in dem ersten Bauernhause (Willie Elliot's in Millburnholm) erregten, als der ehrliche Hauswirth von dem Stande eines seiner Gäste in Kenntniß gesetzt ward. Als sie abstiegen, empfing er daher Mr. Scott mit großer Ceremonie und bestand darauf, sein Pferd selbst in den Stall zu führen. Shortreed begleitete Willie jedoch und nachdem der letztere sich Scott durch die Spalte zwischen Thür und Thürpfoste hindurch ordentlich besehen, flüsterte er: ‚Na, Robin, der Teufel soll mich holen, wenn ich mich jetzt noch im mindesten vor ihm fürchte; er scheint mir gerade so ein Bursche zu sein, wie wir selbst sind.' Ein halbes Dutzend Hunde aller Art hatten sich schon um den Advocaten versammelt und die Art und Weise, wie er ihre Komplimente erwiederte, hatte Willie Elliot sofort wieder beruhigt.

„Wie Mr. Shortreed behauptet, war dieser gute Mann von Millburnholm das große Original von Dandie Dinmond. * * * Sie speisten in Millburnholm zu Mittag und nachdem sie noch eine Weile bei Willie Elliot's Punschbowle gesessen, bis sie, wie Mr. Shortreed sich ausdrückt, einen „halben Hieb" hatten, setzten sie sich wieder zu Pferde und machten sich auf den Weg zu Dr. Elliot in Cleughead, wo („denn," sagt meine Notiz, „damals nahmen es die Leute nicht so genau") die beiden Reisenden in einem und demselben Bett schliefen, wie dies überhaupt auf den meisten ihrer Ausflüge in diesem patrarchalischen Distrikt der Fall gewesen zu sein scheint. Dr. Elliot (ein Geistlicher) besaß schon eine bedeutende Manuscriptsammlung der Balladen, welchen Scott nachforschte.

Den nächsten Morgen scheinen sie einen weiten Weg blos in der Absicht geritten zu sein, einen gewissen alten Thomas von Tuzzilehope, wahrscheinlich auch einen Elliot, zu besuchen, der wegen seiner Fertigkeit auf dem Dudelsack berühmt war und sich ganz besonders im Besitz der wirklichen Melodie zu Dick o' the cow befand. Ehe sie aufbrachen, das heißt um sechs Uhr, genossen die Balladenjäger, blos um nicht ganz nüchtern zu Pferde zu steigen, „ein paar Enten und etwas Londoner Porter." Der alte Thomas fand sie nichtsdestoweniger bei ihrer Ankunft in Tuzzilehope zum Frühstück wohl aufgelegt und nachdem dieses vorüber war, entzückte er sie durch eins der entsetzlichsten und unheimlichsten Musikstücke, so wie durch bedeu-

bende Libationen von Whisky-Punsch, den er in einem gewissen hölzernen Gefäß fabrizirte, welches einem sehr kleinen Milcheimer glich und von ihm „Weisheit“ genannt ward, weil es nur einige Löffel voll Spiritus faßte, obschon er die Kunst besaß, es so geschickt wieder zu füllen, daß es seit fünfzig Jahren in dem Rufe stand, der Nüchternheit mehr geschadet zu haben, als irgend ein anderes Gefäß im Kirchspiele.

Nachdem sie der „Weisheit“ gebührende Ehre angethan, saßen sie wieder auf und ritten über Moos und Moor zu einem andern eben so gastfreien Meister des Dudelsacks. „Ach mein Himmel,“ sagt Shortreed, „welchen unendlichen Spaß hatten wir doch zusammen! Alle zehn Schritte fingen wir an zu lachen oder zu schreien oder zu singen. Ueberall, wo wir einkehrten, wußte er sich in die Leute zu schicken, ohne stolz zu thun oder den vornehmen Mann zu spielen. Ich habe ihn bei diesen Gelegenheiten in allen möglichen Gemüthsstimmungen gesehen, ernst und heiter, nüchtern und trunken — dies letztere jedoch war selbst auf unseren tollsten Streifzügen nur selten der Fall — aber trunken oder nüchtern war er stets der Gentleman. Wenn er zu viel getrunken hatte, sah er außerordentlich träg und schwerfällig aus, verlor aber die gute Laune niemals.“ Dies sind tadelnswerthe Dinge auf tadelnswerthe Weise erzählt; aber was sollen wir zu dem Folgenden sagen, worin das Element des Whisky eine außerordentlich hervorragende Rolle spielt? Wir hoffen, daß um des Effects willen die Sache ein wenig übertrieben dargestellt ist.

„Als sie eines Abends irgend ein Charlieshope oder andern Ort — den Namen weiß ich nicht mehr — in dieser Wildniß erreichten, fanden sie freundliche Aufnahme wie gewöhnlich; aber zu ihrer angenehmen Ueberraschung nach einigen sehr schwelgerisch verlebten Tagen eine gemessene und nüchterne Gastfreundschaft in Bezug auf Spirituosen. Bald nach dem Abendessen, bei welchem blos eine Flasche Hollunderbeerwein zum Vorschein gekommen war, ward ein junger Student der Theologie, der zufällig im Hause war, aufgefordert, nach der guten alten Weise von Burns' Sonnabendfeier die Bibel zur Hand zu nehmen. Schon waren einige Kapitel gelesen, während Alles andächtig zuhörte, als der Bauer, der, wie Mr. Mitchell sagt, etwas schläfriger Tendenz war, zum Entsetzen seiner Frau und des jungen Theologen plötzlich von den Knieen aufsprang, sich die Augen rieb und mit einer Stentorstimme rief: ‚Himmel Donnerwetter, da kommt das Faß endlich!‘ Und herein stolperten, indem er dies sagte, ein paar stämmige Knechte,

welche er, als er den Tag vorher von dem bevorstehenden Besuche des Advocaten gehört, nach einer gewissen ziemlich weit entfernten Schmugglerhöhle geschickt, um einen frischen Vorrath von Branntwein zu holen. Die fromme Andachtsübung ward dadurch mit einem Male und für immer unterbrochen. Unter tausend Entschuldigungen wegen seiner bis jetzt knauserigen Bewirthung ließ dieser muntere Elliot oder Armstrong das willkommene Faß sofort auf dem Tische befestigen und Alt und Jung, Herr und Knecht begannen mit Einschluß des Theologen zu zechen, bis das Morgenroth seinen Schimmer durch die Fenster warf. Sir Walter Scott verfehlte selten, wenn ich ihn in Gesellschaft mit seinem Gefährten von Liddesdale sah, mit unendlichem Humor das plötzliche Aufspringen seines alten Wirthes, als dieser das Klappern der Hufe vernahm, welches, wie er wußte, die Ankunft des Fasses verkündete — die Bestürzung der Wirthin und die Entrüstung und Verzweiflung zu schildern, mit welcher der junge Geistliche seine Bibel zumachte."

Aus diesen Ausflügen in Liddesdale, welche wir hier gleich dem jungen Theologen nicht ohne eine gewisse Verzweiflung und Entrüstung schließen, möge der Leser so viel Nahrung ziehen, als ihm möglich ist. Sie thun zur Genüge, obschon auf etwas rauhe Weise dar, daß zu jener Zeit junge Advocaten und Scott eben so wie die Uebrigen, munter und lebenslustig waren, wobei der Whisky zuweilen eine etwas allzuhervorragende Rolle spielte.

Wir wollen jedoch nun annehmen, daß der joviale junge Advocat seinen ersten Prozeß geführt, daß er sich verheirathet und es — ohne Romantik in dem einen wie in dem andern Falle — bis zum Scherif gebracht, daß er mittlerweile eine wenig in Uebersetzungen aus dem Deutschen, namentlich in der Uebersetzung von Goethe's Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, herumgestümpert hat und wir sind damit an der Schwelle des „Minnegesangs von der schottischen Grenze" und der Eröffnung eines neuen Jahrhunderts angelangt.

Bis jetzt ist sonach durch das Zusammenwirken der Natur und der Umstände noch nichts ungewöhnlich Bemerkenswerthes und doch etwas sehr Schätzbares herausgebildet worden — ein tüchtiger Mann von dreißig Jahren, begabt mit Scharfsinn und Humor, jeder Last von Geschäften, Gastfreundschaft und Pflicht, offizieller sowohl als bürgerlicher, gewachsen. Welche andere Fähigkeiten außerdem in ihm lagen, konnte noch Niemand sagen.

Wer kann überhaupt selbst nach lebenslanger Betrachtung sagen, was in irgend einem Menschen liegt? Der ausgesprochene Theil eines Menschenlebens, dies müssen wir stets wiederholen, steht zu dem unausgesprochenen unbewußten Theile in einem kleinen unbekannten Verhältniß. Er selbst weiß es nicht, noch viel weniger aber wissen es Andere. Man gebe ihm Raum, man gebe ihm Impuls, er reicht mit seiner so fest eingeschnürten Seele dennoch hinab zu dem Unendlichen und kann Wunder thun, wenn es sein muß.

Es ist eine der tröstlichsten Wahrheiten, daß große Männer in Menge vorhanden sind, obschon in unbekanntem Zustande. Ja, wie schon oben angedeutet worden, unsere größesten sind, da sie von Natur auch unsere ruhigsten sind, vielleicht die, welche unbekannt bleiben. Der Philosoph Fichte tröstete sich mit diesem Glauben, als er von allen Kanzeln und Kathedern nichts hören konnte, als das unendliche Geschwätz und Gezwitscher ehrgeizig gewordener Gemeinplätze; als durch die unendliche nach allen Seiten hin zerfahrende Bewegung und durch das Getöse, welches Schweigen hätte sein sollen, Alles zu einem wie vom Sturme erregten Schaum geschlagen zu sein schien und der ernste Fichte fast wünschte, daß man die Kenntniß besteuern möchte, um sie ein wenig zu beschwichtigen; — er tröstete sich, sagen wir, mit dem unerschütterlichen Glauben, daß das Denken in Deutschland noch existire, daß denkende Menschen, ein jeder in seinem Winkel, wahrhaftig ihr Werk verrichteten, obschon auf schweigende verborgene Weise.

Walter Scott als ein verborgener Walter hätte nicht zwanzig Jahre lang im Laufe von Jahrhunderten und Ewigkeiten alle Menschen ergötzt oder einige hunderttausend Pfund Sterling durch die Literatur gewonnen und verloren, aber dennoch hätte er immer ein glücklicher und keineswegs nutzloser, ja vielleicht im Grunde genommen ein noch weit nützlicherer Walter sein können!

Jedoch dies war nicht seine Bestimmung. Der Genius eines etwas eigenthümlichen Zeitalters, — eines Zeitalters, welchem es an Religion mangelte, und das sich gleichwohl vor dem Skepticismus fürchtete, welches selbst nicht recht wußte, wo es war, viele Leiden zu ertragen und in diesen neuen Umständen gleichwohl ein Leben zu führen hatte, — dieser Genius hatte zu sich selbst gesagt: Welcher Mensch soll der einstweilige Tröster, oder wäre es auch nur der geistige Zuckerbäcker dieses meines armen eigenthümlichen Zeitalters sein, um es bei seiner tödtlichen Langweile und seinen man-

nigfachen Leiden ein wenig zu zerstreuen? So hatte der Genius gesagt, in der ganzen Welt gesucht, ihn endlich im Advocatengewand in der staubigen Vorhalle des Parlamentshauses von Edinburg einherschreiten sehen und ausgerufen: Das ist er!

Der „Minnesang von der schottischen Grenze" erwies sich als ein Quell, aus welchem einer der breitesten Flüsse hervorströmte. Metrische Romane, die mit der Zeit in prosaische Romane übergehen, das alte Leben der Menschen wird wieder auferweckt — es ist ein gewaltiges Wort. Nicht als eine todte Tradition, sondern als eine greifbare Gegenwart stand die Vergangenheit vor uns. Da waren sie die rauhen alten Kämpfer; in ihrer zähen Einfachheit und Stärke, mit ihrer Biederkeit, ihrer Gesundheit und Frische, ihrer tapferen Selbsthülfe, in ihren eisernen Sturmhauben, Lederwämsern und Kniestiefeln, in ihren sonderbaren Manieren und Trachten, so standen sie da wie sie leibten und lebten. Es war wie ein neuentdeckter Continent in der Literatur; für das neue Jahrhundert ein glänzendes Eldorado oder doch irgend ein anderes fettes, glückseliges Schlaraffenland und Müßiggängerparadies.

Für das in seiner Mattigkeit und Gelähmtheit sich eröffnende neunzehnte Jahrhundert hätte nichts willkommener sein können. Wie unerwartet, wie erfrischend und erheiternd! Man sehe doch unser neues Eldorado, unser fettes, glückseliges Schlaraffenland, wo man genießen kann und nichts zu thun braucht! Es war die Zeit für eine solche neue Literatur und dieser Walter Scott war der Mann dazu. Die „Balladen", die „Marmions", die „Jungfrauen" und „Herren" von „See" und „Inseln" folgten rasch auf einander mit immer mehr zunehmendem Gewinn und Lob. Wie viele tausend Guineen für jedes neue Werk bezahlt, wie viele tausend Exemplare (fünfzig und zuweilen noch mehr) damals und später abgedruckt wurden, welches Complimentiren, Recensiren, Rühmen und Vergöttern sie zur Folge hatten — alles ist in diesen sieben Bänden erzählt, die für die literarische Statistik deshalb einen hohen Werth haben. Es ist eine glänzende und merkwürdige Geschichte, deren Umrisse Allen bekannt sind. Der Leser wird sie sich ins Gedächtniß zurückrufen, aber es steht nicht zu vermuthen, daß die Flamme seiner Phantasie höher steigen werde als die Wirklichkeit.

In dieser mittlern Zeit seines Lebens erscheint uns daher Scott mit seinen neuen amtlichen Einkünften und Würden, reich an Geld, reich an Ruhm, als ein Mann, dessen glückliche Zukunft gesichert ist. Gesundheit,

Reichthum, und Verstand, um einen weisen Gebrauch davon zu machen — alles dies ist sein. Das Feld steht ihm offen und der Sieg ist da; seine eigene Fähigkeit, sein eigenes Ich entfaltet sich fessellos und siegreich, — das höchste Glück, welches einem Menschen beschieden sein kann. Weite Kreise von Freunden, persönliche liebende Bewunderer, Wärme häuslicher Freuden, die Allen beschieden sind, die mit ächtem, wahrem Herzen sich ihnen hingeben können; Glanz und Ruhm, wie sie nur Wenigen beschieden sind — wer wollte Scott nicht glücklich nennen?

Der glücklichste Umstand von allen aber ist, wie wir schon oben sagten, daß Scott eine gesunde Seele in sich trug, die ihn von äußeren Umständen nur wenig abhängig machte. Die Dinge zeigten sich ihm nicht verzerrt oder in einem fremden oder düsteren Licht, sondern wie sie waren. Streben lag in ihm und Standhaftigkeit und ein klarer Blick für Das, was zu erstreben war. Wollte Jemand eine Predigt über die Gesundheit halten, die sich wirklich der Mühe verlohnte, so müßte Scott der Text sein.

Theorien sind auf dem Wege der Logik erweislich wahr und auf dem Wege der Praxis bewähren sie sich oder nicht; das große Experiment aber ist: Erfüllen sie auch ihren Zweck? Was nützt es, daß das Glaubensbekenntniß eines Menschen das weiseste, daß sein Prinzipiensystem das superfeinste ist, wenn sein Leben, sobald es in Thätigkeit gesetzt wird, in allerhand Widersprüche geräth? Seine Prinzipien sind dann, hierin wenigstens wenn auch in nichts Anderem, unwahr, der Unwahrheit offen überwiesen; — sollen wir sagen, daß sie weiter nichts verdienen, als daß man sie als gefälscht und unächt gänzlich verwerfe? Wir sagen es nicht, wohl aber sagen wir, daß Krankheit des Körpers oder des Geistes eine N i e d e r l a g e, daß sie ein Kampf (in einer guten oder schlechten Sache) mit schlechtem Erfolg, daß Gesundheit allein der Sieg ist.

Mögen daher alle Menschen, wenn es ihnen nur einigermaßen möglich ist, sich bemühen, gesund zu sein! Der, welcher, in welcher Sache es auch sein möge, in Schmerz und Krankheit versinkt, möge dies wohl bedenken; er möge wissen, daß es nichts Gutes ist, was er bis jetzt erreicht hat, sondern sicherlich Uebles, — daß er auf dem Wege zum Guten sein kann, aber eben so leicht auch nicht.

Scott's Gesundheit zeigte sich entschieden in allen Dingen und nirgends entschiedener, als in der Art und Weise, auf welche er seinen Ruhm auffaßte, in dem Urtheil, welches er sich von vorn herein vom Ruhme bildete.

Mit Geld kann man Geldeswerth kaufen, aber das Ding, welches die Menschen Ruhm nennen, was ist es? Ein glänzender, bunter Wappenschild, welcher nicht viel nützt, ausgenommen, daß er ebenfalls Geld erwerben helfen kann. Für Scott war er ein gewinnbringender, angenehmer Luxusartikel, kein Lebensbedürfniß. Anscheinend ohne große Anstrengung, aber von der Natur geschult und dem Instinkt, welcher dem gesunden Herzen sagt, was ihm gut ist und was ihm nicht gut ist, fühlte er, daß er diesen Wappenschild des Ruhms stets entbehren könne, daß er kein Vertrauen darauf setzen dürfe, sondern bereit sein müsse, ihn sich zu irgend einer beliebigen Zeit wieder entrissen zu sehen und seinen Weg weiter zu verfolgen, wie vorher.

Es ist, glauben wir, unberechenbar, wie vielen Uebeln er auf diese Weise entging, von welchen Verkehrtheiten, Anreizungen und niedrigen namenlosen Quälereien er vollständig getrennt lebte, ja ohne etwas davon zu wissen. Zum Glück hatte er, ehe der Ruhm kam, schon das reife Alter erreicht, in welchem ihm alles dies leichter war.

Welch eine seltsame Nemesis lauert in dem Glück des Menschen! In dem Munde schmeckt es wie Honigseim, dann aber macht es Grimmen im Bauche! Irgend ein schwach organisirtes Individuum, wir wollen sagen, vielleicht fünfundzwanzig Jahr alt, dessen ganzes oder hauptsächliches Talent auf einer juckenden Empfänglichkeit beruht, unter welcher nichts steckt, als Seichtheit und Hohlheit, wird von der allgemeinen Phantasie gepackt, zu einer schwindelnden Höhe emporgewirbelt und gelehrt, die göttlich scheinende Botschaft zu glauben, daß es ein großer Mann sei. Ein solches Individuum scheint der glücklichste Mensch zu sein und ach, ist es nicht der unglücklichste?

Schlinge ihn nicht hinunter den Trank der Circe, o schwach organisirtes Individuum; es ist grausames Gift; es wird die Quellen deines ganzen Seins austrocknen, du wirst verdorren und verwelken und unglücklich sein unter der Sonne! Giebt es z. B. ein traurigeres Buch, als die Lebensgeschichte Byron's von Moore? Man betrachte doch diesen armen Byron, der wirklich viel Stoff in sich hatte. Dort saß er in seiner Selbstverbannung mit einem stolzen Herzen, welches sich zu überreden suchte, daß es die ganze geschaffene Welt verachte, und wenn fern davon im nebeligen Babylon einer der erbärmlichsten Scribler die Feder gegen ihn zog, so krümmte und wand sich der stolze Byron, als ob der erbärmliche Scribler ein Magiker oder seine Feder ein galvanischer Draht gewesen wäre, der Byron's Rückenmark be-

rührt hätte! Beklagenswerth verächtlich, — man möchte lieber ein Kätzchen sein und miauen!

O Sohn Adam's, groß oder klein, je nachdem du liebenswürdig bist, werden Die, mit welchen du lebst, dich lieben. Kommt aber wohl hinsichtlich Deren, mit welchen du nicht lebst, etwas darauf an, daß die Buchstaben deines Namens ihrem Gedächtniß eingegraben sind und daneben ein schlechtgemaltes Portrait von dir — so ähnlich wie ich dem Herkules — angebracht ist?

Es kommt nichts darauf an; in der That und Wahrheit, es kommt gar nichts darauf an. Und dennoch, siehe, es giebt keine Seele, welche du frei lieben kannst, — von einer einzigen Seele nur kannst du stets Verehrung genug erwarten, in Gegenwart keiner Seele ist es gut mit dir! Wie ist deine Welt öde geworden und du bist um eines geringfügigen Zungengeschwätzes willen arm, bankerott, insolvent, nicht am Beutel, wohl aber an Herzen und Geist. Das goldene Kalb der Selbstliebe, sagt Jean Paul, ist zu einem glühenden Phalarisstier herangewachsen, um seinen Besitzer und Anbeter zu verzehren. Der Ehrgeiz, die Sucht zu glänzen und zu verdunkeln, war der Anfang der Sünde in dieser Welt. Erklärt der Schriftsteller, der sich auf seinen Ruhm verläßt, nicht schon hierdurch allein sich als einen Anhänger Lucifer's, auch Satan oder der Feind genannt, und als ein Mitglied der satanischen Schule?

In dieser poetischen Periode war es, wo Scott seine Verbindung mit den Ballantynes schloß und sich, obschon im Stillen, an bedeutenden Handelsgeschäften betheiligte. Für Die, welche ihn als einen Heroen betrachten und verlangen, daß Vates eben so gut Dichter als Poet bedeute, scheint dieser Theil seiner Biographie etwas widersprechend zu sein. Betrachtet man die Sache und ihn so wie sie in der Wirklichkeit waren, so kann man das Unternehmen, da es so unglücklich ablief, wohl beklagenswerth, aber nicht unnatürlich nennen. Der praktische Scott, der in allen Dingen auf den praktischen Erfolg sah, konnte nicht umhin, zu finden, daß baares Geld von allen Erfolgen einer der praktischsten wäre, und wenn durch irgend ein Mittel auf ehrliche Weise Geld verdient werden konnte, mochte es nun durch das Schreiben von Gedichten oder durch das Drucken derselben geschehen, warum sollte er von diesem Mittel nicht Gebrauch machen?

Große Dinge konnten endlich ausgeführt werden, große Schwierigkeiten wurden dadurch mit einem Male beseitigt, das Feilschen und Knickern

der Buchhändler z. B. fiel sofort hinweg. Eine Buchdruck- und Buchverkauf-Spekulation war für einen Buchmacher gar nicht etwas so Fremdartiges. Voltaire, der allerdings keine Honorare bekam, verdiente zu seiner Zeit viel Geld mit dem Kriegscommissariat, namentlich mit Lebensmittellieferungen. Der heilige Georg selbst, sagt man, handelte in Cappadocien mit Speck. Ein betriebsamer Mann hilft sich zu seinem Ziele dadurch, daß er die Stufen steigt, die dahin führen. Stellung in der Gesellschaft, solide Macht über die guten Dinge dieser Welt, war Scott's eingestandenes Ziel und zur Erreichung desselben giebt es keine bessere Vorschrift, als die Jago's: „Fülle deinen Beutel mit Geld."

Hierbei muß bemerkt werden, daß vielleicht kein Schriftsteller irgend einer Generation weniger Werth auf den immateriellen Theil seiner Mission in irgend einer Beziehung gelegt hat. Wir meinen hier nicht blos das Hirngespinnst, welches man Ruhm nennt, mit dem wirklichen oder eingebildeten Elend, welches ihn begleitet, sondern auch die geistige Tendenz seiner Werke. Ihm war es gleich, ob diese Tendenz dahin oder dorthin zielte oder ob überhaupt eine Tendenz vorhanden war. Ihm lag blos an den Ergebnissen, welche sich so zu sagen dem Auge darboten und in einem oder dem andern Sinne in die Hand genommen, betrachtet und in die Tasche gesteckt werden konnten. Dieser unser Vates war sonach allzuwenig Phantast, aber es war einmal so. In diesem neunzehnten Jahrhundert hatte unser größter Schriftsteller oder wenigstens der, welcher mehr als alle anderen über das Ohr der Welt verfügte, an diese Welt gleichsam gar keine Botschaft auszurichten. Er wünschte nicht, daß die Welt sich erheben, daß sie sich bessern, daß sie Dies oder Jenes thun möchte, sondern erwartete blos, daß sie ihn für die Bücher bezahle, die er unaufhörlich schrieb.

Sehr merkwürdig! War es vielleicht so am besten für ein Zeitalter, welches in Erschlaffung versunken, alles religiösen Glaubens ledig war und dennoch den Skepticismus fürchtete? Oder vielleicht für ein ganz anderes Zeitalter, für ein Zeitalter, welches durch und durch in friedlicher, triumphirender Bewegung begriffen ist?

Doch, sei dem wie ihm wolle, so ist doch ganz gewiß seit Shakspeare's Zeit kein großer Sprecher sich eines Ziels beim Sprechen so unbewußt gewesen, als Walter Scott. Gleich unbewußt waren diese beiden Gedankenäußerungen; beide, eine wie die andere, die aufrichtigen und vollständigen Erzeugnisse der Gemüther, aus denen sie kamen, und nun gilt es die Frage,

ob sie auch beide gleich tief waren? oder: war die eine dieser beiden Thätigkeiten lebendiges Feuer und die andere ein trügerischer phosphorescirender Schimmer?

Die Beantwortung dieser Frage wird von dem relativen Werth der beiden Geister abhängen, denn beide waren in ihrer Thätigkeit gleich unwillführlich, beide sprachen sich, einer wie der andere, ungehemmt durch eine fernerweite Absicht aus. Shakspeare suchte durch seine Stücke das Publikum in das Globe-Theater zu locken — weiter ging seine Absicht nicht. Und welche Erfolge haben sie dennoch gehabt!

Sprich mit freiem Herzen aus, was dein eigner Dämon dir giebt. Ist es Feuer vom Himmel, so ist es gut; ist es bloßes Harzfeuer, so ist es — so gut als es sein konnte, oder besser als anderes! Der freimüthige Richter wird im Allgemeinen verlangen, daß ein Sprecher in einer so außerordentlich ernsthaften Welt wie die unsere auch über etwas zu sprechen habe. In dem Herzen des Sprechers muß ein gewisses Evangelium vorhanden sein, welches glühend darnach verlangt, ausgesprochen zu werden; außerdem wäre es besser für ihn, wenn er ganz still schwiege. Und ein Evangelium muß es sein, welches etwas entschiedener lautet, als dieses Evangelium Scott's, ausgenommen für ein ganz schlaffes Zeitalter, welches weder Skepticismus noch Religion besitzt!

Die Dinge wird der freimüthige aufrichtige Richter von Männern der Literatur verlangen, aber dabei dennoch den großen Werth anerkennen, der, wenn auch in weiter nichts, doch in Scott's Ehrlichkeit lag, darin, daß er Das, was er war, mit so gänzlicher Redlichkeit und Treue war. Er ist ein Etwas, nicht ein Nichts. Wenn auch kein von oben gesendeter Bote, durch dessen Augen der Himmel blickt, so ist er doch auch keine Hölle voll allerhand Systeme, Grillen, Heuchelei, Fanatismus, Unruhe und Groll, sondern ein solider, friedlicher, irdischer Mensch. So tief als die Erde unter dem Himmel, steht Scott unter der erstern Kategorie, aber auch hoch wie die heitere, blumengeschmückte Erde über der letztern. Man lasse ihn deshalb nach seiner eigenen Weise leben und ihn in dieser ehren.

Wir würden jetzt ziemlich spät kommen, wenn wir eine Kritik über jene metrischen Produkte Scott's schreiben wollten; gleichzeitig aber wollen wir bemerken, daß die große Popularität, die sie hatten, sehr natürlich zu sein scheint. Erstens trugen sie das unbestreitbare Gepräge des Werthes, der ächten menschlichen Kraft in sich. Diese, welche in gewissem Grade aller Po-

pularität zum Grunde liegt — wenigstens glaubt man es — zeigte sich in diesen gereimten Romanen Scott's in ganz ungewöhnlichem Maße. Hier sah man wirkliche Lebensbilder und ächte Darstellung menschlicher Gefühle und Erregungen. Wenn man bedenkt, welches Flickwerk von alten abgetragenen Fetzen damals der Hauptartikel auf dem poetischen Markte war, so wird man zugeben, daß Scott's Vortrefflichkeit eine wirklich weit überlegene war. Zu einer Zeit, wo ein Hayley der Hauptsänger war, konnte ein Scott wohl mit warmem Willkommen begrüßt werden. Man bedenke doch, ob die „Liebe der Pflanzen" und sogar die „Liebe der Dreiecke" die Liebe und den Haß von Menschen und Frauen werth sein konnte. Scott war Dem, was er verdrängte, ebenso vorzuziehen, als die Substanz dem auf ermüdende Weise wiederholten Schatten einer Substanz vorzuziehen ist.

Zweitens aber können wir auch sagen, daß die Art von Werth, welche Scott an den Tag legte, ganz besonders für die damalige Stimmung der Menschen geeignet war. Wir haben gesagt, jenes Zeitalter war ein Zeitalter geistiger Erschlaffung, alles Glaubens ledig und dennoch voll Furcht vor dem Skepticismus; man führte aber noch ein verkümmertes Halbleben unter seltsamen neuen Umständen. Jetzt nun sah man auf einmal ein kräftiges ganzes Leben, denn dies war das, was diese Gemälde vor allen Dingen boten. Der Leser ward in rauhe starke Zeiten zurückgeführt, worin diese unsere Krankheiten noch nicht entstanden waren. Muthige Kämpfer, in Leder und Eisen gehüllt, sprengten auf ihren riesigen Streitrossen einher, schüttelten ihre tödtlichen Speere und zogen entschlossen und unverzagt hinaus. Der Leser seufzte, aber nicht ohne Troftreflex: O, daß ich doch auch in jenen Zeiten gelebt, daß ich doch nie diese logischen Spinnweben, diese Zweifel, diese Krankhaftigkeit kennen gelernt, sondern lebend unter den Lebenden existirt und mich gefühlt hätte!

Hierzu kommt noch, daß in dieser neugefundenen poetischen Welt von Seiten des Lesers durchaus keine Anstrengung nöthig war, denn ihre Genüsse traten gleich auf den ersten Blick hervor. Es war für den Leser nicht blos das Eldorado, sondern wie wir schon gesagt haben, ein glückseliges Schlaraffenland und Müßiggängerparadies. Der Leser konnte — und die ungeheure Mehrzahl der Leser wünscht ja so sehr dies zu können — sich bequem hinstrecken und bedienen lassen. Was der türkische Badewärter mit seinem Reiben, Bürsten und Kneten mehr oder weniger wirksam beabsichtigt, nämlich daß der Patient in totaler Trägheit die Freuden der Thätigkeit genießen

könne, — dies war hier in einem bedeutenden Grade verwirklicht. Die träge Einbildungskraft lehnte sich ruhend zurück, denn ein Künstler war da, der ihr schöngemalte, lebensvolle Bilder vorführte und ihr zuflüsterte: Mache dir's bequem und erfreue dich deines lauwarmen Elementes. „Der rohe Mensch," sagt ein Kritiker, „verlangt blos, etwas vorgehen zu sehen. Der Mann von mehr Bildung verlangt, daß er zum Fühlen, der vollständig gebildete Mann aber, daß er zum Nachdenken angeregt werde."

Wir nannten den „Minnesang von der schottischen Grenze" die Quelle, aus welcher dieser große Fluß metrischer Romane hervorströmte; Einige jedoch wollen, daß man sie auf eine noch höhere dunklere Quelle zurückführe, nämlich auf Goethe's „Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand", wovon, wie wir schon gesehen haben, Scott in seinen früheren Jahren eine Uebersetzung ausarbeitete. Vor vielen Jahren schon wurden in einer Kritik über Goethe die folgenden Worte geschrieben, welche wahrscheinlich für die meisten Leser des vorliegenden Artikels noch neu sind:

„Die eben erwähnten Werke „Götz" und „Werther", zeichnen sich, obschon sie glänzende Proben eines jugendlichen Talentes sind, doch nicht sowohl durch ihren inneren Werth, als durch ihr unerhörtes Glück aus. Es möchte schwer sein, zwei Bücher zu nennen, die auf die spätere Literatur Europas einen tieferen Einfluß ausgeübt haben, als diese beiden Werke eines jungen Autors, seine Erstlingsfrüchte, das Produkt seines vierundzwanzigsten Jahres. „Werther" schien die Herzen der Menschen in allen Theilen der Welt zu erfassen und an ihrer Stelle das Wort auszusprechen, welches sie schon längst zu hören erwartet. Wie gewöhnlich zu geschehen pflegt, ward dieses Wort, sobald es einmal ausgesprochen war, bald überall wiederholt, in allen Dialekten nachgesprochen und durch die ganze Skala hindurchgesungen, bis es endlich mehr zum Ueberdruß, als zum Vergnügen gereichte. Skeptische Sentimentalität, Scenenmalerei, Liebe, Freundschaft, Selbstmord und Verzweiflung wurden die Hauptartikel des literarischen Marktes und obschon die Epidemie nach einer langen Reihe von Jahren in Deutschland sich allmälig legte, so kam sie doch mit verschiedenen Modificationen wieder in andern Ländern zum Vorschein, so daß noch überall reichliche Spuren ihrer guten und schlechten Wirkungen zu erkennen sind. Das Glück des „Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" war, obschon weniger plötzlich, doch keineswegs ein weniger umfassendes. In seinem eigenen Lande ward Götz, obschon er jetzt einsam und kinderlos dasteht, der

Vater einer unzähligen Nachkommenschaft von Ritterschauspielen, Schilderungen des Mittelalters und poetisch-antiquarischen Leistungen, welche, obschon nun längst wieder verschwunden und vergessen, doch zur Zeit ihres Entstehens Lärm genug machten und bei uns in England ist sein Einfluß vielleicht noch bemerkenswerther gewesen. Sir Walter Scott's erstes literarisches Unternehmen war eine Uebersetzung von „Götz von Berlichingen" und wenn das Genie sich ebenso mittheilen ließe, wie die Belehrung, so möchten wir dieses Werk Goethe's die veranlassende Ursache von „Marmion" und der „Jungfrau vom See" nebst Allem nennen, was später aus derselben schaffenden Hand hervorgegangen ist. Es war in der That ein Saamenkorn, welches auf den rechten Boden fiel, denn wenn auch nicht fester und schöner, ist es doch höher und breiter emporgewachsen, als irgend ein anderer Baum, und alle Nationen der Erde ernten noch jährlich seine Frucht."

Inwieweit „Götz von Berlichingen" wirklichen Einfluß auf Scott's literarische Bestimmung äußerte und ob ohne sie die gereimten Romane und dann die prosaischen Romane des Verfassers des Waverley nicht nachgefolgt sein würden, bleibt natürlich eine sehr dunkle Frage — dunkel und unwichtig. Nicht zweifeln läßt sich jedoch an der Thatsache, daß diese beiden Tendenzen, welche man Götzismus und Wertherismus nennen kann, und von welchen Scott bei uns die erstere repräsentirte, die Rundreise durch ganz Europa gemacht haben und zum Theil noch machen.

In Deutschland machte sich dieser sehnsüchtige Rückblick auf die Vergangenheit ebenfalls geltend; Deutschland hatte seine lendenumgürtete Wachtthurmperiode in der Literatur und war damit fertig, ehe Scott begann, und hatten, was den Wertherismus betraf, nicht wir Engländer unseren Byron und seine Zunft? Keine Form des Wertherismus äußerte in irgend einem andern Lande nur halb so viel Kraft, und so wie unser Scott die Ritterliteratur bis ans Ende der Welt trug, so geschah es auch durch unseren Byron mit dem Wertherismus.

Das mit seiner Revolution und Napoleon beschäftigte Frankreich hatte damals keine Zeit zum Götzismus oder Wertherismus, hat sie aber später beide, wenn auch unter etwas eigenthümlicher Gestalt, kennen gelernt. Ein Beweis davon ist die ganze jetzige „Verzweiflungsliteratur", die bettelhafteste Form des Wertherismus, die man bis jetzt gesehen, wahrscheinlich die letzte und hinsterbende Form. Ein fernerweiter, dem andern Extrem an-

gehörender Beweis ist ein hochbegabter Chataubriand, Götz und Werther in einer Person.

Es ist seltsam, wie ganz Europa gleichsam nur eine Anzahl Kirchspiele in einer und derselben Provinz ist und seit den Kreuzzügen und noch früher von Einflüssen beherrscht wird, die überall dieselben sind. Auch unsere ruhmreichen Kriege sind im Grunde genommen weiter nichts als Dorfkneipenprügeleien, die mit wechselseitiger Unwissenheit, Trunkenheit und Großsprecherei beginnen, mit zerbrochenen Fenstern, Schaden, Verwüstung und blutigen Nasen enden, und von welchen man hofft, daß der allgemeine gesunde Menschenverstand sie endlich so viel als möglich in den Hintergrund drängen werde.

Doch hiervon sehen wir jetzt ab. Unsere eigentliche Absicht war hier, hervorzuheben, daß der britische Wertherismus in Gestalt jener so mächtigen und pikanten Byron'schen Gedichte auf den schlaffen Appetit der Menschen eine gewaltige Wirkung äußerte. Auch dies war eine Kategorie von Gefühlen, welche für moderne Gemüther höchst wichtig war, Gefühle, welche ihren Grund in einer Passivität haben, welche nicht im Stande ist, in Thätigkeit verwandelt zu werden, die einem so trägen, cultivirten und ungläubigen Zeitalter, wie das unsere ist, eigenthümlich sind. Das „schlaffe Zeitalter ohne Religion oder Skepticismus" wendete sich dem Byronismus mit einem ganz eigenthümlichen Interesse zu. Hier hatte man, wenn auch kein Heilmittel für ihre erbärmliche Lähmung und Mattigkeit, doch wenigstens eine entrüstete Darlegung des Jammers; ein zorniger Ernulphus sprach seinen Fluch darüber aus und alle Menschen fühlten, daß dies etwas sei. Die sehnsüchtigen Blicke nach der Vergangenheit wichen an vielen Orten diesen Verwünschungen der Gegenwart.

Scott gehörte zu den Ersten, welche gewahrten, daß der Tag der metrischen Ritterromane zu Ende ging. Er hatte gegen zehn Jahr, eine verhältnißmäßig lange Zeit, diesen Thron inne gehabt, und nun schien die Zeit da zu sein zur Entthronung oder zur Abdankung — ein unangenehmes Geschäft, welches er jedoch als braver, muthiger Mann sich bereit hielt, gelassen und schweigend vorzunehmen. Im Grunde genommen war ja die Poesie nicht sein Broderwerb; sie hatte ihm schon viel Geld eingebracht, dies wenigstens konnte sie ihm nicht wieder nehmen. Immer beschäftigt mit Ediren, mit Compiliren, mit vielfachen officiellen und commerciellen Arbeiten

und soliden Interessen sah er der bevorstehenden Veränderung mit unerschüttertem Blick entgegen.

Er war bereit, in dieser Sache Resignation an den Tag zu legen, und siehe da, zuletzt ergab sich, daß gar keine Resignation nöthig war. Verwandle den metrischen Roman in einen prosaischen, wirf die Fesseln des Reimes von dir und versuche einen höheren Flug!

Im Frühling 1814 erschien „Waverley", ein in den Annalen der britischen Literatur denkwürdiges Ereigniß; in den Annalen des britischen Buchhandels aber drei und vier Mal denkwürdig. Byron sang, aber Scott erzählte, und als Byron sich durch alle Variationen bis zu „Don Juan" hindurchgesungen, erzählte Scott immer noch und riß die ganze Welt mit sich fort. Alle frühere Popularität der gereimten Rittergeschichten ward von einer weit größeren verschlungen.

Welche Reihe von Romanen aus und auf „Waverley" folgte und wie und mit welchem Resultat ist Allen bekannt, und ward von Allen mit einer Art von staunendem Entzücken beobachtet. Kaum stieg irgend ein literarischer Ruf jemals so hoch auf unserer Insel und kein Ruf verbreitete sich je so weit. Walter Scott ward Sir Walter Scott, Baronet von Abbotsford, auf welchen das Glück sein ganzes Füllhorn von Reichthum, Ehre und irdischen Gütern auszuschütten schien; er war der Günstling der Fürsten und Bauern und aller Menschen, die sich zwischen diesen beiden Extremen bewegen. Seine „Waverley-Romane," die rasch und, wie es schien, ohne Ende auf einander folgten, wurden allgemein gelesen und von allen Klassen in allen europäischen Ländern wie eine alljährliche Ernte erwartet.

Hierzu gesellte sich noch ein sonderbarer Umstand, nämlich der, daß der Verfasser, obschon bekannt, doch unbekannt war. Gleich von vornherein vermutheten sehr Viele, und nach kurzer Zeit zweifelten von dem intelligenten Theil des Publikums sehr Wenige, daß der Verfasser von Waverley Walter Scott sei. Und dennoch ward dabei fortwährend ein gewisses Geheimniß bewahrt, welches für das Publikum sehr pikant und für den Autor ohne Zweifel sehr angenehm war. Er brauchte trotz des Geheimnisses nicht, wie es oft mit anderen unglücklichen Individuen der Fall gewesen, diesen oder jenen lang ausgesponnenen „klaren Beweis" anzuhören, daß der Autor nicht Walter Scott sei, sondern ein gewisser Mr. Soundso.

Dabei aber konnte der bevorrechtete Autor sich gehaben wie ein König, welcher incognito reist. Alle Menschen wissen, daß er ein hoher König, ein

ritterlicher Gustav oder Kaiser Joseph ist, aber er mischt sich als Chevalier du Nord oder als Graf von Lothringen, ohne den Zwang der Etiquette oder lästiger Ceremonie unter sie; er hat nicht das Ermüdende und Langweilige der Königswürde zu tragen, und genießt doch alles Lob und die Freude, es mit seinen eigenen Ohren zu hören.

Mit einem Worte, die Waverley-Romane circulirten und herrschten triumphirend, und für die Phantasie des Publikums war der Verfasser von „Waverley" gleichsam eine lebende mythologische Person, welcher ein Platz unter den größten Wundern der Welt gebührte.

Wie ein Mensch in so ungewohnten Umständen lebte und sich gehabte, dies zu sehen, verlohnt wohl der Mühe. Gern würden wir einige Stellen aus Scott's Briefwechsel in jener Zeit anführen, doch würde dadurch die Sache nicht klarer werden. Seine Briefe sind, wie wir schon oben sagten, niemals ohne Interesse, aber auch selten oder nie sehr interessant. Sie sind voll von Heiterkeit, Witz und Scharfsinn, aber ihr Ton ist niemals ein recht vertraulicher und ohne ihre Aufrichtigkeit, was man so Aufrichtigkeit nennt, in Zweifel zu ziehen, kann man sagen, daß sie auf keinen Fall aus den innersten Tiefen des Gemüths hervorgehen. Conventionelle Formen und gebührende Rücksicht auf die Ansprüche und Eitelkeit des Schreibers und Empfängers werden keinen Augenblick aus den Augen gesetzt. Der Epistelstrom fließt klar, frei und heiter entlang, aber stets gleichsam parallel mit dem wirklichen Kern der Sache, niemals mit demselben untermischt. Man fühlt den Boden gleichsam hohl unter den Füßen. Es sind Briefe eines höchst humanen Weltmannes und können in dieser Beziehung zum Muster dienen; aber stets schaut der Weltmann aus ihnen heraus, wie denn überhaupt Scott, vielleicht sogar mit sich selbst, nie anders zu sprechen pflegte.

Wir wählen daher lieber einige kurze Stellen aus Mr. Lockhart's Erzählung aus. Die erste betrifft sein Diner bei dem Prinz-Regenten — eine fast officielle Sache:

„Als der Prinz von Mr. Broker (damals Secretair der Admiralität) hörte, daß Scott gegen die Mitte März (1815) in London sein werde, sagte er: ‚Lassen Sie mich wissen, wann er kommt, und ich will ein kleines gemüthliches Diner veranstalten, welches ihm zusagen wird.' Nachdem er daher bei dem Lever vorgestellt und gnädig empfangen worden, ward er demgemäß durch seinen vortrefflichen Freund Mr. Adam (jetzt Lord Obercommissair des Jurygerichtshofes in Schottland), der damals in dem königlichen

Haushalt ein vertrauliches Amt bekleidete, zum Diner eingeladen. Der Regent hatte sich auch mit Mr. Adam über die Zusammensetzung der Tischgesellschaft berathen. ‚Bringen Sie', sagte er, ‚einige von seinen Freunden mit und je mehr Schotten, desto besser!' Sowohl der Commissair, als auch Mr. Broker versichern mir, daß diese Tischgesellschaft die interessanteste und angenehmste war, deren sie sich entsinnen können. Sie umfaßte, glaube ich, den Herzog von York, den Herzog von Gordon (damals Marquis von Huntly), den Marquis von Hertford (damals Lord Yarmouth), den Earl von Fife und Scott's Jugendfreund, Lord Merville. ‚Der Prinz und Scott', sagt Mr. Broker, ‚waren die zwei brillantesten Erzähler, jeder in seiner Weise, die ich jemals kennen gelernt. Beide waren auch ihres Talents sich recht wohl bewußt und beide übten es an diesem Abend mit ganz herrlicher Wirkung. Als ich nach Hause ging, konnte ich wirklich nicht mit mir darüber einig werden, welcher von ihnen beiden am meisten geglänzt habe. Der Regent war von Scott ebenso entzückt, als Scott von ihm und bei allen seinen spätern Besuchen in London war er ein häufiger Gast an der königlichen Tafel! —

„Der Lord Obercommissair erinnert sich, daß der Prinz sich vorzüglich über die Anekdoten freute, welche der Dichter von den alten schottischen Richtern und Advocaten erzählte, und welche seine königliche Hoheit durch spaßhafte Züge von gewissen mit dem Richterhermelin bekleideten weisen Männern seiner eigenen Bekanntschaft noch zu übertreffen wußte.

Scott erzählte unter andern eine Geschichte, die er sehr gern auftischte, von seinem alten Freunde, dem Lord Gerichtssecretair Braxfield, und der Commentar seiner königlichen Hoheit darüber amüsirte Scott, der später oft davon sprach. Die Anekdote ist folgende:

„So oft Braxfield seine amtliche Rundreise machte, pflegte er einen wohlhabenden Mann in der Nachbarschaft einer der Assisenstädte zu besuchen und wenigstens eine Nacht zu bleiben, welche sie, da sie beide eifrige Schachspieler waren, gewöhnlich mit diesem ihren Lieblingsspiel beschlossen. Während einer Frühjahrsrundreise war der Kampf bei Tagesanbruch noch nicht entschieden und der Lord Oberrichter sagte: ‚Wohlan, Donald, im Herbste komme ich wieder; laß daher die Partie nur einstweilen so stehen!' Im October kam er auch wieder, aber nicht in das gastfreundliche Haus seines alten Freundes, denn dieser war mittlerweile der Fälschung, eines Kapitalverbrechens, angeklagt, verhaftet worden, und sein Name stand auf der Liste

Derer, welche im Begriff standen, unter dem Vorsitze seines früheren Gastes gerichtet zu werden. Der Delinquent ward demgemäß vorgeführt, verhört und von der Jury schuldig gefunden. Braxfield setzte sofort seinen dreieckigen Hut — welcher die Stelle der in England bei diesen Gelegenheiten gebräuchlichen schwarzen Mütze vertritt — auf und verkündete den Spruch des Gesetzes mit den gewöhnlichen Worten: ‚Ihr werdet an Eurem Halse aufgehangen werden, bis Ihr todt seid, und möge Gott Eurer armen Seele gnädig sein!' Nachdem Braxfield diese furchtbare Formel in sonorem ausdrucksvollem Tone gesprochen, nickte er seinem unglücklichen Bekannten vertraulich zu und sagte, still und zufrieden in sich hineinkichernd: ‚Na, Donald, ich glaube, jetzt habe ich Euch doch einmal matt gesetzt.'

„Der Regent lachte herzlich über dieses Beispiel von grausamem Humor und sagte: ‚In der That, Walter, diese alte Perrücke scheint die Dinge eben so kaltblütig betrachtet zu haben, wie meine eigene tyrannische Person es zu thun pflegt. Wissen Sie nicht, wie Thomas Moore mich beim Frühstück schildert:

‚Der Tisch besetzt mit Thee und Toast,
Tod'surtheln und der Morning Post?'

„Gegen Mitternacht forderte der Prinz seine Gäste auf, ‚einen Humpen mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfassers von Waverley' zu leeren, und schaute, während er sein Glas füllte, Scott mit bedeutsamem Blicke an. Scott schien einen Augenblick lang ein wenig verlegen zu werden, faßte sich aber sofort wieder, füllte sein Glas bis zum Rande und sagte: ‚Ihre königliche Hoheit sehen mich an, als ob Sie glaubten, ich hätte einigen Anspruch auf die Ehre dieses Toastes. Es steht mir kein solcher Anspruch zu, ich werde aber Sorge tragen, daß der wirkliche Simon Pure das hohe Compliment erfahre, welches ihm jetzt gemacht worden.' Mit diesen Worten trank er sein Glas aus und stimmte mit seinem volltönenden Organ in das Vivat ein, welches der Prinz selbst ausbrachte. Ehe aber die Gesellschaft sich wieder setzen konnte, rief der Prinz: ‚Noch ein Glas, meine Herren, auf das Wohl des Verfassers von Marmion, — und nun, Walter, lieber Freund, glaube ich, habe ich Sie doch noch matt gesetzt.' Auf dieses zweite Glas folgte ein noch lauterer Vivatruf und Scott erhob sich und bedankte sich in einer kurzen Rede, welche dem Lord Obercommissair ebenso würdevoll, als anmuthig erschien. Diese Geschichte ist später mit vielen Entstellungen verbreitet worden. — Ehe Scott London verließ, speiste er noch

mals in Carlton House, wo dann die Gesellschaft noch kleiner war, als erst, und die heitere Unterhaltung womöglich noch freier. Damit es an nichts fehle, sang der Prinz mehrere ganz charmante Liedchen."

Oder man werfe über einen großen Zwischenraum und Abstand in vieler Beziehung hinweg einen Blick auf ein anderes Diner, welches ganz unofficiell war und weit besser beschrieben ist. Es ist James Ballantyne, des Druckers und Verlegers Diner in Saint John Street, Canon Gate, Edinburg, am Geburtstage eines Waverley-Romans:

„Das Festmahl war, um einen von James' Lieblingsausdrücken zu gebrauchen, prachtvoll, eine rathsherrliche Entfaltung von Schildkrötensuppe und Wildpret mit dem angemessenen Zubehör von Eispunsch, starkem Ale und feurigem Madeira. Als abgeräumt war, erhob sich der stämmige Präses, suchte so viel als möglich die Haltung und Geberde John Kemble's nachzuahmen und rief mit den Worten Macbeth's:

,Füllt voll!
Ich trinke jetzt zur allgemeinen Freude
Des ganzen Tisches!'

„Hierauf folgte: ,Der König, Gott segne ihn!' und dann hieß es: ,Meine Herren, es giebt noch einen Toast, der in diesem meinen Hause noch niemals vergessen worden und auch niemals vergessen werden wird: Ich trinke hiermit auf die Gesundheit des Mr. Walter Scott mit einem neunfachen Hurrah!' Nachdem dieser Gesundheit alle gebührende Ehre gezollt worden und Scott der Gesellschaft kurz gedankt, entfernte sich Mistreß Ballantyne; die Flaschen kreisten zwei oder drei Mal auf die gewöhnliche Weise. Hierauf erhob sich James nochmals. Die Adern seiner Stirn waren dick angeschwollen, seine Augen blickten feierlich empor und er sagte, nicht wie vorher mit Donnerstimme, sondern mit verhaltenem Athem nach Art des Geflüsters, durch welches ein Verschwörer auf der Bühne die Gallerie mit Entsetzen erfüllt: Meine Herren, ein Glas auf das Wohl des unsterblichen Verfassers des Waverley! Auf den lauten Vivatruf, in welchen Scott ebenfalls mit einstimmte, folgte tiefes Schweigen und dann fuhr Ballantyne fort, das Dunkel zu beklagen, in welches sein berühmter, aber allzubescheidener Geschäftsfreund sich immer noch dem Beifall der Welt zu entziehen suche, der Gesellschaft für die Art und Weise zu danken, auf welche die nominis umbra aufgenommen worden, und ihr zu versichern, der Verfasser von Waverley werde, wenn er von dem Umstand unterrichtet

würde, darüber sehr erfreut sein „die stolzeste Stunde seines Lebens" u. s. w. u. s. w. Die gleichgültige Miene, welche Scott's Gesicht während dieser Spiegelfechterei zeigte, war vollkommen und Erskine's Bemühen, eine heitere Nonchalance zu heucheln, noch spaßhafter. Aldiborontiphoscophornio war, obschon es ihm fast das Herz abdrückte, doch zu klug, als daß er den neuen Roman zum Gegenstand der Discursion hätte machen lassen sollen. Der Name ward genannt und auf seinen glücklichen Erfolg ein Glas geleert, aber dann Jedediah weiter nicht erwähnt. Um den Faden abzuschneiden, stimmte er eins seiner vielen Lieder an und trug es auf eine Weise vor, welche einem Sänger von Profession keine Schande gemacht hätte. Hierauf folgten andere Toaste und dazwischen Lieder von anderen Sängern und so ging es fort, bis Scott und Erskine mit einigen dem geistlichen Stande angehörigen oder sonst sehr gesetzten Personen, die dem Gastmahl beigewohnt, es räthlich fanden, sich zu entfernen. Nun veränderte sich die Scene. Der Claret machte Platz für eine mächtige Bowle Punsch und als einige Gläser des heißen Getränkes den guten James hinreichend restaurirt hatten, ging er ore rotundo über die Vorzüge des nächstens erscheinenden Romans mit der Sprache heraus. ‚Ein Kapitel — nur ein Kapitel!' rief man von allen Seiten. Nach einigen verstellten Weigerungen wurden endlich die Aushängebogen herbeigebracht und James las nun laut den Dialog vor, der nach seiner Meinung einen der Lichtpunkte des neuen Werks bildete.

„Das erste Bruchstück, welches ich auf diese Weise lesen hörte, war die Unterredung zwischen Jeanie Deans, dem Herzog von Argyle und der Königin Karoline in Richmond Park und trotz der dem guten James eigenen pomphaften Weise muß ich sagen, daß er diese unnachahmliche Scene sehr gut vortrug. Auf alle Fälle war die Wirkung, die sie hervorbrachte, eine tiefe und merkwürdige und man konnte sich nicht wundern, daß der frohlockende Buchdrucker „noch einen Humpen auf Jedediah Cleisbotham" ausbrachte, ehe er sein letztes Lied sang, welches stets die letzten Worte Marmion's waren und die er mit einer gar nicht zu verachtenden Nachahmung Braham's vortrug."

Drüben in Abbotsford tragen die Dinge ein noch gedeihlicheres Ansehen. Hier läßt Scott an den reizenden Ufern des Tweed bauen und schaffen. Er hat hier Land gekauft und kauft dessen noch mehr und so schnell als das neue Gold für einen neuen Waverley-Roman einkommt, oder auch

noch schneller, verwandelt es sich in Stein und niedergeschlagenes oder angepflanztes Holz.

„Ungefähr in der Mitte des Monats Februar (1820)," sagt Mr. Lockhart, „nachdem wir bereits übereingekommen waren, daß ich im Laufe des Frühlings seine älteste Tochter heirathen sollte, begleitete ich ihn und einen Theil seiner Familie auf einem jener fliegenden Besuche in Abbotsford, welche er während der Gerichtssession des Sonnabends sehr oft vorzunehmen pflegte. Bei solchen Gelegenheiten erschien Scott zu der gewöhnlichen Stunde im Gerichtshofe, trug aber anstatt des offiziellen schwarzen Anzugs die grüne Jagdpikesche u. s. w. unter seiner amtlichen Robe. — Mittags, wenn der Gerichtshof die Sitzung aufhob, stand Peter Mathieson an dem Thore des Parlamentshauses schon bereit und fünf Minuten später war die Robe abgeworfen und Scott befand sich vor Freuden die Hände reibend auf dem Wege nach Tweedside.

„Nächsten Morgen erschien beim Frühstück John Ballantyne, der damals in dem Thale des Leader ein kleines Jagdhaus hatte und mit ihm Mr. Constable, sein Gast. Da es ein schöner heller Tag war, so machten wir uns, sobald als Scott das Kirchengebet und eine von Jeremy Taylor's Predigten gelesen hatte, alle noch vor Mittag auf den Weg, um einen Spaziergang auf seinem Gebiete zu machen; Maida (der Jagdhund) und die übrigen Favoriten begleiteten uns auf unserm Marsch. Beim Aufbruche gesellte sich der stete Schildknappe Tom Purdie zu uns und ich kann mir die Mühe eines Versuchs, seine äußere Erscheinung zu beschreiben, ersparen, denn sein Herr hat uns schon in einer gewissen Person seines Redgauntlet eine unnachahmlich treue gegeben: Er war vielleicht sechzig Jahre alt, aber dennoch war seine Stirn noch ziemlich glatt und sein kohlschwarzes Haar durch die Zahl der Jahre nur hier und da ein wenig ergraut, nicht gebleicht. Alle seine Bewegungen verriethen unverminderte Kraft und obschon etwas unter Mittelgröße, besaß er doch sehr breite Schultern, war stark gebaut und schien in seinem Körper Muskelstärke und Behendigkeit zu verbinden. Die letztere hatte durch die Jahre vielleicht ein wenig verloren, die erstere aber war noch unvermindert. Ein hartes, schroffes Gesicht, tief eingesunkene Augen unter hervorragenden Brauen, die eben so grau gesprenkelt waren wie sein Haar; ein breiter Mund von Ohr zu Ohr reichend, mit einer Doppelreihe ungewöhnlich weißer und großer Zähne besetzt, welche den Kinnladen eines Menschenfressers zur Zierde gereicht hätten, vollendete sein rei-

zendes Portrait. — Diese Gestalt denke man sich in Scott's abgesetzter grüner Jacke, weißem Hut und grauen Hosen und der Tom Purdie von 1820 steht vor uns.

„Wir freuten uns alle, zu sehen, wie vollständig Scott seine Körperkraft wiedergewonnen hatte und keiner mehr als Constable, der, als er einen Hohlweg hinauf und einen andern hinab hinter ihm herkeuchte, oft stehen blieb, um sich die Stirn abzutrocknen und bemerkte, daß nicht jeder Autor ihn zu einem solchen Tanz aufziehen würde. Purdie's Gesicht aber glänzte vor Freude als er bemerkte, auf welche schwere Probe die Behendigkeit des dickwanstigen Buchhändlers gestellt ward. Scott rief einmal über das andere frohlockend aus: ‚Das wird ein herrliches Frühjahr für unsere Bäume, Tom!‘ — ‚Das wollte ich meinen, Scheriff,‘ entgegnete Tom und dann wartete er einen Augenblick auf Constable, kratzte sich im Kopfe und setzte hinzu: ‚Meiner Treu, ich glaube, es wird auch ein gutes Jahr für unsere Bücher.‘ Tom sprach nämlich stets von „unsern Büchern“, als ob diese so regelmäßige Erzeugnisse des Bodens wären, wie ‚unser Hafer‘ und ‚unsere Birken.‘ Nachdem wir erst den Herilcleugh und dann den Rhymer's Glen durchgemacht, kamen wir in Huntly Burn an, wo die Gastfreundschaft der freundlichen Zauberschwestern, wie Scott die Miß Fergusons nannte, unsere erschöpften Bibliopolen wieder von Neuem stärkte und ihnen Muth gab, ihren Marsch an demselben berühmten Bache hinab noch ein wenig weiter auszudehnen. Hier stand eine kleine Hütte an einem sehr stillen geschützten Platze und Scott war der Meinung, dieselbe könne durch einige Reparaturen und Erweiterungen in eine passende Sommerresidenz für seine Tochter und seinen künftigen Schwiegersohn verwandelt werden. — Als wir wieder heimwärts gingen, legte Scott, der ein wenig müde geworden, seine linke Hand auf Tom's Schulter, stützte sich ziemlich schwerfällig auf ihn und schwatzte mit seinem Sonntagspony, wie er den treuen Burschen nannte, eben so vertraulich, wie mit der übrigen Gesellschaft. Tom gab, so oft der Gegenstand des Gesprächs nicht über seinem Horizont hinausging, sein Wort schlau und muthig ebenfalls mit dazu und schmunzelte und grinste, wo er es angemessen fand. Es war leicht zu sehen, daß von dem Augenblicke an, wo der Scheriff ihn beim Kragen packte, sein Selbstgefühl höher stieg.“

Daß Abbotsford bald von einer Menge Touristen, Neugierigen und dergleichen widerwärtigen Individuen heimgesucht ward, kann man sich leicht

denken. Das einsame Ettrick sah sich auf einmal bevölkert und alle Pfade wurden von den Füßen und Hufen eines endlosen Gemisches von Pilgern betreten. Oft kamen bis zu sechzehn Partien an einem einzigen Tage in Abbotsford an, Männer und Frauen, Pairs, socinianische Geistliche, Alles, was ausgezeichnet war, Alles, was Liebe zur Auszeichnung in sich trug!

Mr. Lockhart glaubt, es sei niemals zu einem literarischen Altar so viel gewallfahrtet worden, ausgenommen nach Ferney zu Voltaire's Zeit, der aber nicht halb so zugänglich war.

Dergleichen summende Schwärme von Schmeißfliegen fehlen überall nicht, wo sich eine Spur von menschlichem Ruhme oder anderer Fäulniß wittern läßt. So hat es die Natur einmal bestimmt. Scott's Gesundheit, sowohl an Körper wie an Geist, die massive Tüchtigkeit seines Charakters zeigte sich nirgends entschiedener, als in seiner Art und Weise, wie er diesen Theil seines Schicksals über sich ergehen ließ. Man höre, was Kapitain Basil Hall darüber sagt, dessen Worte wir jedoch nur auszugsweise mittheilen.

„Wir kamen ziemlich zeitig an und fanden schon mehrere andere Gäste bei Tische. Die Gastzimmer sind mit Oelgas und zwar auf ganz prachtvolle Weise beleuchtet. — Hätte ich hundert Federn, von welchen jede gleichzeitig eine Anekdote niederschriebe, so könnte ich doch nicht hoffen, auch nur die Hälfte von denen zu berichten, welche unser Wirth, um Spenzer's Ausdruck zu gebrauchen, fortwährend von sich sprudelte. — Er unterhielt uns auf dem ganzen Wege mit einer endlosen Reihe von Anekdoten, die wie ein Strom von seinen Lippen flossen. — Der Weg war schmutzig und kaum gangbar und dennoch entsinne ich mich nicht, je einen Platz gesehen zu haben, der so interessant gewesen wäre, wie die Geschicklichkeit dieses mächtigen Zauberers diese enge Schlucht gemacht hatte. — Es ist unmöglich, irgend ein Thema zu berühren, über welches er nicht sofort eine Anekdote zu erzählen wüßte. — So schlenderten wir entlang, gleichsam auf der Fluth des Gesanges und des Erzählens dahingetragen. — Am Abend hatten wir einen großartigen Schmaus. Sir Walter fragte uns, ob wir jemals Christabel gelesen hätten. — In diese verschiedenen Vorlesungen wurden einige hundert Geschichten eingestreut, von denen einige drollig, andere rührend waren. — Beim Frühstück hatten wir heute wie gewöhnlich einige hundert und fünfzig Geschichten — Gott weiß, wo sie alle herkamen. — In der That, dieser Mann ist ganz dazu geeignet, den höchsten und stolzesten Platz an der Spitze der Literatur des Geschmacks und der Phantasie der ganzen

Welt einzunehmen. — Bei Tische hat er niemals einen bestimmten Platz, sondern sitzt bald hier, bald da," u. s. w. u. s. w.

Unter solchen Verehrern, die gleich in sechzehn Partien täglich ankamen, würde ein gewöhnlicher Mensch sich allmälig als Gott gefühlt, zu nicken angefangen und den Erdkreis zu erschüttern geschienen haben. Ein etwas milzsüchtiger Mensch hätte sein Haus von dieser ganzen Gesellschaft rein zu erhalten gewußt und sich von solchen Schmeißfliegen nicht bei seiner Arbeit stören lassen. Der gute Sir Walter aber that als ruhiger, braver Mann keins von beiden. Er ließ die Sache ihren Gang gehen, genoß davon, was genießbar war, duldete, was sich einmal nicht ändern ließ, schrieb mittlerweile seine tägliche Portion Roman, blieb ruhig und gelassen — fügte sich mit einem Worte in diese lautsummende Umgebung eben so wie er sich (vielleicht lieber) in eine stille, arme und einsame gefügt haben würde. Ohne Zweifel war es für ihn angreifend und versetzte sein inneres Leben oft in eine beklagenswerthe Aufregung, obschon er diese gut niederzukämpfen verstand, aber dennoch griff es ihn weniger an, als es fast jeden andern Menschen angegriffen haben würde. Seine Gäste gehörten nämlich nicht durchgängig der Schmeißfliegengattung an. Mr. Lockhart soll uns das schönste Schauspiel zeigen, welches das britische Ferney jemals gewährte oder jemals gewähren wird und damit wollen wir von Abbotsford und der Culminationsperiode von Scott's Leben Abschied nehmen:

„Es war ein heller schöner Septembermorgen, die frische Luft verdoppelte den belebenden Einfluß des Sonnenscheins und Alles war bereit zum Aufbruche zu der großen Jagdpartie auf Newark Hill. Der einzige Gast, der sich ein anderes Vergnügen vorgenommen, war der unersättlichste aller Angler, Mr. Rose, doch war er ebenfalls mit zur Stelle auf seinem Rößlein, bewaffnet mit seiner Lachsruthe und seinem Netz, begleitet von seinem Hinves und Charlie Purdie, einen Bruder Tom's, der damals der berühmteste Fischer des ganzen Distrikts war. Diese kleine Gruppe von Waltonianern trieb sich noch eine Weile herum, um erst den Aufbruch der großen Cavalcade mit anzusehen. Sir Walter auf seine „Sybille" sitzend, ordnete die Reihenfolge des Zugs mit einer ungeheuern Jagdpeitsche und unter einem Dutzend fröhlicher junger Herren und Damen, welche Lust zu haben schienen, aller Disciplin zu spotten, erschienen ebenfalls zu Pferde und es an Flinkheit mit dem jüngsten Jäger aufnehmend, Sir Humphry Davy, Dr. Wollaston und der Patriarch der schottischen Belletristik, Henry Mackenzie. Der

‚Mann von Gefühl‘ ward jedoch mit einiger Mühe überredet, sein Roß einstweilen seinem treuen Neger zu übergeben und sich zu Lady Scott in den Wagen zu setzen, bis wir an Ort und Stelle kämen. Laidlaw auf einem starkschweifigen tüchtigen Hochländer, Namens Hoddin Grey, der ihn rasch und wacker trug, obschon die Füße des Reiters fast den Boden berührten, war der Adjutant. Die malerischste Figur aber war der berühmte Erfinder der Sicherheitslampe. Er war wegen seines Lieblingszeitvertreibs, des Angelns, gekommen und hatte sich schon seit zwei oder drei Tagen mit Rose, seinem Reisegefährten, daran ergötzt; entweder aber hatte er sich auf einen solchen Jagdausflug nicht gefaßt gemacht oder Charlie Purdie's Gesellschaft in Folge eines plötzlichen Einfalls mit Sir Walter's vertauscht und sein Fischercostüm — ein brauner Hut mit biegsamer Krämpe, mit einer Masse Schnure und Angelhaken umwickelt, große ungeheure Stiefel, die eines holländischen Schmugglers würdig gewesen wären und ein mit Lachsblut bespritzter Barchentrock — bildete einen niedlichen Gegensatz zu den knappen Jacken, weißen Beinkleidern und schön lackirten Jockeystiefeln der weniger ausgezeichneten Cavaliere, von welchen er umgeben war. Dr. Wollaston ging ganz schwarz und hätte bei seiner würdevollen Haltung für einen auf die Jagd gehenden Erzbischof angesehen werden können. Mr. Mackenzie, der damals in seinem sechsundsiebenzigsten Lebensjahre stand, trug einen weißen, grün aufgeputzten Hut, eine grüne Brille, eine grüne Jacke, lange braune Ledergamaschen, eine Hundepfeife am Halse hängend und hatte durchaus das Ansehen eines eben so eifrigen Jägers als der lustige Kapitain von Huntly Burn war. Tom Purdie und seine Leute waren schon einige Stunden vorher mit allen Jagdhunden, die man in Abbotsford, Darnick und Melrose auftreiben konnte, vorangegangen, der riesige Maida jedoch war als Ordonnanz seines Herrn zurückgeblieben und sprang um Sybille herum und bellte vor purer Freude, wie ein kleines Wachtelhündchen.

„Die Marschordnung war endlich geregelt und der Wagen setzte sich eben in Bewegung, als Lady Anna aus Reihe und Glied hervorritt und mit lautem Gelächter ausrief: ‚Papa, Papa, ich dachte mir gleich, daß Du Deinen Liebling mitnehmen würdest!‘ Scott sah sich um und ich glaube, es flog sowohl ein Erröthen als ein Lächeln über sein Gesicht, als er ein kleines schwarzes Schwein bemerkte, welches um sein Pferd herum hüpfte und offenbar Willens war, sich aus eigenem Antriebe der Gesellschaft anzuschließen. Er versuchte, eine finstere Miene zu machen und schlug mit der Peitsche

nach dem Thiere, mußte aber gleich darauf in das allgemeine Gelächter einstimmen. Das arme Schwein fühlte bald einen Riemen sich um seinen Hals schlingen und ward in den Hintergrund geschleppt. Scott sah ihm nach, declamirte mit verstelltem Pathos den ersten Vers eines alten Hirtenliedchens:

‚Was werd' ich thun, wenn mein Schweinchen stirbt?
Mein Stolz, meine Freude, mein Schweinchen!
Mein einziges Thier, horcht, wie es zirpt!
Ach, was für ein herrliches Schweinchen!‘

— das Gelächter verdoppelte sich und der Zug setzte sich nun endlich wirklich in Bewegung.

„Dieses Schwein hatte, Niemand wußte wie, eine höchst sentimentale Anhänglichkeit zu Scott gefaßt und war fortwährend bemüht, sich unter die Hunde zu mischen und auf diese Weise ein Glied seines Gefolges zu sein; doch entsinne ich mich, daß er während eines andern Sommers von Seiten einer liebreichen Henne dieselbe Zudringlichkeit zu erdulden hatte. Die Erklärung überlasse ich Naturkundigen, die Thatsache aber war so. Ich habe zu viel Achtung vor dem gewöhnlich viel verleumdeten Esel, um ihn mit dem Schwein und der Henne in eine und dieselbe Kategorie von Lieblingsthieren zu rechnen, kann aber nicht unerwähnt lassen, daß ein paar Jahre nach dieser Zeit meine Gattin ein Paar dieser Thiere besaß, mit denen sie in einem kleinen Gartenwagen herumfuhr. So oft nun ihr Vater an der Thür unserer Hütte erschien, konnten wir überzeugt sein, Hannah More und Lady Morgan (wie Anna Scott boshafterweise die beiden Esel getauft hatte) von ihrem Weideplatze herbeitraben zu sehen, um ihre Schnauzen über den Zaun herüberzustrecken.

„Hier in Chiefswood verlebten meine Gattin und ich diesen Sommer und Herbst 1821, — die erste von mehreren Saisons, welche stets als die glücklichsten meines Lebens in meiner Erinnerung weilen werden. Wir waren nahe genug bei Abbotsford, um uns der dort lebenden und fortwährend wechselnden Gesellschaft anzuschließen, so oft wir Lust hatten, und konnten dies doch thun, ohne der Plage und Erschöpfung ausgesetzt zu sein, welche der täglich Empfang neuer Ankömmlinge der ganzen Familie, ausgenommen Sir Walter selbst, auflegte. Aber auch er war doch nicht immer ganz unverwundbar gegen die Behelligungen, von welchen ein solcher offener Haus-

halt nothwendig begleitet sein mußte. Selbst sein Gleichmuth hielt nicht immer Stand gegen den salbungsvollen Beifall langweiliger Pedanten, das leere, nichtssagende Entzücken geschminkter und geputzter alter Damen, die unverschämte Neugier, womit ungebildete Ausländer ihn mit Fragen bestürmten und das aufgeblasene Lächeln herablassender Magnaten.

„Wenn ihm auf diese Weise einmal in unerträglichem Grade zugesetzt ward, pflegte er sich plötzlich zu besinnen, daß er in einer entfernten Gegend ein nothwendiges Geschäft zu verrichten hatte. Er bat dann seine Gäste, ihn auf einige Zeit zu entschuldigen und erschien dann des Morgens vor unserm Hause, ehe wir noch aufgestanden waren. Der Hufschlag seines Pferdes, das Gebell der ihn begleitenden beiden Hunde und sein eigener freudiger Weckruf unter unsern Fenstern waren das Zeichen, daß er seine Fesseln gesprengt hatte und gesonnen war, sich es einmal einen Tag lang bequem zu machen. Wenn wir herunter kamen, sahen wir ihn mit allen seinen und unseren Hunden um ihn herum unter einer weit ausgebreiteten Esche sitzend, welche die Hälfte des Ufers zwischen dem Hause und dem Bache überschattete, während er die Schneide seiner Holzart schärfte und Tom Purdie's Vorlesung über die Pflanzungen anhörte, die am meisten des Lichtens oder Durchforstens bedurften. Nach dem Frühstück nahm er Besitz von einem Zimmer im obern Stock und schrieb ein Kapitel zu dem ‚Piraten' und nachdem er dann das Manuscript zusammengepackt und an Mr. Ballantyne abgesendet, eilte er Tom Purdie nach an den Platz, wo die Holzfäller bei der Arbeit waren. Hier arbeitete er nun so angestrengt mit wie irgend einer, bis es Zeit war, sich entweder wieder zu seiner Gesellschaft nach Abbotsford zu begeben oder sich dem stillen Kreise in unserem Hause anzuschließen. Waren seine Gäste wenig an der Zahl und nähere Bekannte von ihm, so ließ er sie oft gegen Abend alle zusammen nach Chiefswood herüberkommen und zeigte sich nie liebenswürdiger, als wenn er seinen jungen Leuten in ihren kleinen Vorkehrungen bei solchen Gelegenheiten mit zur Hand ging. Er wußte eine Menge Auskunftsmittel, um den Mängeln eines kleinen Haushals abzuhelfen. Besonderes Vergnügen machte es ihm, ehe er in den Wald ging, den Wein in einen Brunnen zu versenken und kurz zuvor, ehe das Diner angemeldet ward, den Korb wieder heraufzuwinden. Dieses Mittel war nach seiner Meinung in seinen Ergebnissen viel besser, als die Anwendung von Eis, weshalb er auch früher als noch junger Hausvater davon Gebrauch gemacht hatte. Eben so trug er, so oft die Witterung hinreichend

mild war, darauf an, daß das Diner im Freien stattfände, wodurch wir der Unbequemlichkeit sehr kleiner Zimmer sofort überhoben wurden, während dann auch die Herren bei Tische die Damen bedienen konnten, so daß die geringe Anzahl unserer Dienstleute weiter nicht auffällig war."

Dies ist allerdings alles sehr schön, gleich einem Gemälde Boccaccio's, das Ideal eines Landlebens in unserer Zeit. Warum konnte es nicht dauern? An Einkommen fehlte es nicht, denn Scott's amtliche und permanente Einkünfte waren vollauf hinreichend, die Kosten alles Dessen zu bestreiten, was in einem solchen Leben werthvoll, ja alles Dessen, was nicht quälend, unsinnig und verächtlich war. Scott hatte jährlich gegen zweitausend Pfund Einkünfte, ohne alles Bücherschreiben. Warum fabricirte er nun, um immer mehr Geld zu machen und häufte Masse auf Masse, bis der Gipfel überschlug, krachend herunterstürzte und das ganze Gebäude ihn in seinen Trümmern begrub, während er doch schon von Haus aus mit einem angenehmen und sicheren Wohnsitze beglückt war?

Ach, leider war Scott bei all seiner Gesundheit doch inficirt; er lag krank an der furchtbarsten aller Krankheiten, an der Krankheit des Ehrgeizes. So weit hatten ihn die Baronisirung, der Beifall der Welt und die vornehmen Gesellschaften gebracht. Und deshalb mauern die Maurer und die Gräber graben und es wird auf endlose, wirklich beklagenswerthe Weise hin und her correspondirt, über Marmorplatten, über Tapeten und Vorhänge und ob der Ausputz der letztern orangefarben oder hellbraun sein solle. Walter Scott, einer der Begabten der Welt, den seine Bewunderer den Begabtesten nennen, arbeitete sich zu Tode, um ein Landedelmann, um der Gründer eines Geschlechts schottischer Lairds zu werden. Es ist eine der seltsamsten tragischsten Geschichten, die jemals unter der Sonne vorgekommen. So kann eine armselige Leidenschaft einen so starken Mann zu solchen wahnsinnigen Extremen verleiten!

In der That, wäre der Mensch nicht stets ein Narr, so müßte man, möchte die Sache nun enden wie sie wollte, eine ganz außerordentliche Narrheit darin sehen, wenn ein Walter Scott Tag für Tag mit der Unermüdlichkeit und Schnelligkeit einer Dampfmaschine schreibt, um jährlich fünfzehntausend Pfund zu verdienen und allerhand unnöthige Hausgeräthschaften dafür zu kaufen. Können wir es anders als einen Beweis von gelindem Wahnsinn nennen, wenn er die Wände eines Hauses in Selkirkshire mit allerhand Siebensachen, alterthümlichen Rüstungen und genealogischen Wap-

penschildern bedeckt? Diese Sucht, einen Strich Moorland nach dem andern in dem Shire von Selkirk auf dem Pergament und durch Umzäunungen zu vereinigen und nach seinem Namen zu nennen, ist eine klägliche Miniaturausgabe des Ehrgeizes unserer gemeinen Napoleon's, Alexander's und anderer Eroberer — eines Ehrgeizes, den kein Lehrer der Menschen für etwas Schönes und Erhabenes erklären wird!

Und wenn vom Monde aus gesehen, der selbst noch sehr weit von der Unendlichkeit entfernt ist, Napoleon's Besitzungen eben so klein waren als die meinigen sind, was konnte dann wohl möglicherweise jemals aus dem Landgute Abbotsford werden? Es giebt, wie die Araber sagen, in jeder Seele einen schwarzen Punkt, wenn er auch nicht größer wäre, als ein Bohnenauge und der, wenn er einmal in Thätigkeit versetzt wird, dennoch den ganzen Menschen mit Finsterniß und Wahnsinn umwölkt und in den Abgrund der Nacht hinunterstürzt.

In Bezug auf den literarischen Charakter dieser Waverley-Romane, die in ihrer commerziellen Bedeutung so außerordentlich sind, bleibt nach so vielen bereits vorhandenen guten und schlechten Recensionen nur wenig Ersprießliches zu sagen übrig. Die Hauptthatsache in Bezug auf dieselben ist, daß sie schneller geschrieben und besser bezahlt wurden als irgend andere Bücher in der Welt. Ueberdies muß auch zugegeben werden, daß sie einen Werth haben, der das, was in solchen Fällen gewöhnlich ist, weit übertrifft; ja wenn die Literatur keine andere Aufgabe hätte, als unthätige träge Menschen auf harmlose Weise zu amüsiren, so wären diese Romane das Vollendetste, was die Literatur aufzuweisen hätte und der Mensch könnte sich niederstrecken und ausrufen: Sei mir das Loos beschieden, fortwährend auf diesem Sopha zu liegen und ewig Romane von Walter Scott zu lesen!

Die Composition dieser Romane, so leicht gehalten sie auch oft ist, hängt doch einigermaßen zusammen und ist eine Composition. Es ist ein frischer, freier Fluß in diesen Erzählungen von Ereignissen und Gefühlen, durchweg ein ungezwungener genialer Zusammenhang gleich dem freien Zuge einer Meisterhand, rund wie das O Giotto's *). Es ist die höchste Vollendung des extemporirten Schreibens.

*) „Venne a Firenze" (il cortigiano del Papa), „e andato una mattina in bottega di Giotto, che lavorava, gli chiése un poco di disegno per mandarlo a sua Santità. Giotto, che garbatissimo era, prese un foglio, ed in quello con un pennello

Ferner wäre Der ganz gewiß ein blinder Kritiker, der hier nicht eine gewisse wohlthätige Sonnenhelle und malerische Frische erkennen wollte. Die Schilderungen sowohl der Natur als der Menschen sind anmuthig und glänzend und verrathen eine tiefsinnige Liebe zum Schönen in der Natur und im Menschen, so wie die bereiteste Fähigkeit, dies durch Phantasie und Worte auszudrücken.

Nirgends findet man frischere Naturgemälde als Scott's und kaum irgendwo eine umfassendere Sympathie mit dem Menschengeschlecht. Dies gilt von Davie Deans bis hinauf zu Richard Löwenherz, von Meg Merrylies bis Die Vernon und Königin Elisabeth! Es ist die Sprache eines Mannes von offener Seele, eines wackern, weit und frei sehenden Mannes, der alle Menschen als seine wahren Brüder betrachtet. Diese Romane beweisen, daß an freudiger Anschauung und Sympathie, an Freiheit des Auges und Herzens oder, um es mit einem Worte zu sagen, an allgemeiner Gesundheit des Geistes Scott unter allen Schriftstellern eine der ersten Stellen gebührt.

Auch an dem höheren und höchsten Verdienste, der Charakterzeichnung, mangelt es ihm niemals ganz, obschon wir ihn niemals im besten Sinne glücklich nennen können. Seine Baillie Jarvies, Dinmonts und Dalgettys (denn ihr Name ist Legion) sehen aus und sprechen wirklich wie Das, wofür sie sich ausgeben; sie sind, wenn nicht geschaffen und mit poetischem Leben begabt, doch sehr täuschend gespielt, wie ein guter Schauspieler sie spielen würde.

Und was bedarf es denn mehr? Für den auf dem Sopha liegenden Leser weiter nichts, für eine andere Sorte von Lesern aber viel.

Es wäre ein langes Kapitel, wenn man den Unterschied in der Charakterzeichnung zwischen einem Scott und einem Shakespeare oder Goethe nachweisen und begründen wollte. Und dennoch ist dies ein Unterschied, der buchstäblich unermeßlich ist; sie sind von ganz verschiedener Gattung und der

---

tinto di rosso, fermato il braccio al fianco per farne compasso, e girato la mano fece un tondo si pari di sesto e di profilo, che fu a vederlo una maraviglia. Ciò fatto ghignando disse al cortigiano, Eccovi il disegno.“ . . . . „Onde il Papa, e molti cortigiani intendenti conobbero perciò, quanto Giotto avanzasse d'eccelenza tutti gli altri pittori del suo tempo. Divolgatasi poi questa cosa, ne nacque il proverbio, che ancora è in uso dirsi a gli uomini di grossa pasta: „*Tu sei più tondo che l' O di Giotto.*“ — Vasari, *Vite* (Roma, 1759), I. 46.

Werth des einen kann in der Münze des andern gar nicht berechnet werden. Wir möchten mit kurzen Worten, worin aber sehr viel liegt, sagen, daß Shakespeare seine Charaktere von dem Herzen heraus formt, während Scott sie von der Haut an nach innen entwickelt, aber niemals bis zum Herzen gelangt! Die erstern werden demzufolge lebende Männer und Frauen, die andern sind wenig mehr als mechanische Figuren oder trügerisch bemalte Automaten.

Man vergleiche z. B. Fenella mit Goethe's Mignon, welche, wie man einmal sagte, Scott dem deutschen Dichter die Ehre angethan hat, von ihm zu entlehnen. Er hat von Mignon entlehnt, was er konnte. Die kleine Gestalt, das Klettertalent, die Verschmitztheit, die mechanische Figur, wie wir sagen, hat er allerdings entlehnt, aber Mignon's Seele hat er vergessen. Fenella ist ein für Scott ungünstig gewähltes Beispiel, aber es veranschaulicht in verschlimmertem Zustande Das, was in allen Charakteren, die er zeichnete, aufzufinden ist.

Eben so müssen wir sagen, daß diese berühmten Bücher ausschließlich für alltägliche Gemüther bestimmt sind und daß für jedes andere so gut wie gar keine Nahrung darin liegt. Meinungen, Ansichten, Grundsätze, Zweifel, Glauben über das Maß hinaus, welches der intelligente Landedelmann mit sich herumtragen kann, sind nicht zu finden. Es ist alles ordentlich, herkömmlich, klug und anständig — aber nichts weiter. Man möchte sagen, es habe nicht in Scott gelegen, viel mehr als dies zu geben. Verläßt er einmal das gewöhnliche Gebiet und versucht er sich in dem heroischen, was nur selten der Fall ist, so verfällt er fast sofort in rosenfarbene Sentimentalität, — erblickt die Kritik von ferne und verläßt diese Bahn eiligst wieder, denn Niemand wußte besser als er, daß er auf derselben schwerlich an's Ziel gelangen würde.

Im Ganzen genommen muß man, wenn man „Waverley“, welcher sorgfältig geschrieben war, mit den meisten seiner Nachfolger, welche ex tempore geschrieben wurden, vergleicht, diese ex tempore-Metode nur beklagen. Scott hätte etwas sehr Vollkommenes in seiner Art leisten können; auch war es keine niedrige Art; ja, wer weiß, wie hoch er bei sorgfältiger Selbstconcentration gestiegen sein würde, — welchen Reichthum die Natur ihm eingepflanzt, den seine Umstände, die trotz ihres günstigen Anscheins dennoch für ihn sehr ungünstig waren, ihn niemals gedrängt hatten, zu entwickeln.

Und doch muß selbst bei dem lautesten Trompetengeschmetter der Popularität es als eine ewig wahr bleibende Wahrheit ins Auge gefaßt werden, daß die Literatur ganz andere Zwecke hat, als den, unthätige, träge Menschen auf harmlose Weise zu amüsiren. Oder wenn die Literatur diese Zwecke nicht hat, so ist sie eine sehr armselige Sache und etwas Anderes muß diese Zwecke haben und erreichen, mit Dank oder ohne Dank, denn die dankbare oder danklose Welt würde sonst nicht lange mehr eine Welt bleiben.

In dieser Beziehung aber ist in den Waverley-Romanen wenig zu suchen oder zu finden. Sie taugen weder zur Lehre noch zur Warnung, noch zur Erbauung oder Erhebung in irgend einem Sinne! Das kranke Herz findet darin keine Heilung, das im Finstern strauchelnde Herz keine Führung, das Heroische, welches in allen Menschen liegt, keine göttliche erweckende Stimme. Deshalb sagen wir, daß sie sich nicht auf tiefe Interessen gründen, sondern auf verhältnißmäßig triviale, nicht auf das Ewige, ja vielleicht nicht einmal auf das Dauernde.

In der That geht ein großer Theil des Interesse, welches diese Romane bieten, aus Contrasten des Costüms, wie man sie nennen kann, hervor. Die einem gewissen Zeitalter angehörende Phraseologie, die Mode in Waffen, Kleidung und Lebensweise, wird plötzlich mit eigenthümlicher Lebhaftigkeit den Augen eines anderen Zeitalters vorgeführt. Es ist dies allerdings ein großer Effect, aber dennoch schon seiner Natur nach ein ganz vorübergehender. Man bedenke doch — werden wir nicht eines Tages ebenfalls antik sein und ein eben so sonderbares und altväterisches Costüm tragen, wie unsere Vorgänger? Ein ausgestopfter Stutzer wird, dafern man ihm nur Zeit läßt, endlich eine der wunderbarsten Mumien. In kaum zwei Jahrhunderten hängt in den antiquarischen Museen der Hut des Kirchthurmrenners an dem nächsten Nagel neben dem Patenthute von Frank und Compagnie, während die Alterthumsforscher sich darüber streiten, welcher von beiden der häßlichere ist, und der Schwalbenschwanzfrack der Jetztzeit wird hoffentlich als ein eben so unglaubliches Kleidungsstück betrachtet werden, wie irgend eins, welches den ehrwürdigen Rücken des Menschen jemals lächerlich machte. Nicht durch geschlitzte Hosen, Kirchthurmhüte, Ledergürtel oder veraltete Redensarten können Romanhelden auf die Dauer uns interessiren, sondern einzig und allein dadurch, daß sie Menschen sind. Ledergürtel und alle Arten von Wämsern und Costümen sind vergänglich, der Mensch

allein ist dauernd. Der, welcher hierin tiefer eingedrungen ist als andere Menschen, wird auch länger als diese in der Erinnerung leben, im entgegengesetzten Falle aber nicht.

Unter dieser Kategorie betrachtet, ist Scott mit seiner klaren praktischen Einsicht, seinem heitern Temperament und anderen gesunden Fähigkeiten nicht gering anzuschlagen, — unter den gewöhnlichen Leihbibliothekshelden konnte er wohl für einen Halbgott gelten. Er ist nicht klein, aber er ist auch nicht groß; es gab Größere und zwar mehr als einen oder zwei in seinem eigenen Zeitalter und unter den Großen aller Zeiten dürfte er kaum Anwartschaft auf einen Platz haben.

Was ist also das Ergebniß, das Ergebniß dieser Waverley-Romane? Sollen sie blos eine Generation amüsiren? Eine oder mehrere! so viele Generationen als sie können, aber nicht alle Generationen; ach nein, wenn unser Schwalbenschwanz eben so phantastisch und wunderlich geworden ist, wie eine Pluderhose, dann werden sie aufhören zu amüsiren.

Mittlerweile sind, so viel wir zu unterscheiden vermögen, die Resultate dieser Romane mehrfach gewesen. Zuerst von allen, und sicherlich nicht am mindesten von allen, haben sie vielleicht das Resultat gehabt, daß eine bedeutende Anzahl Menschen dadurch mit bloßem Amüsement gesättigt und auf diese Weise veranlaßt worden ist, etwas Besseres zu suchen. Das Amüsement in der Gestalt von Lectüre kann durch menschliche Macht nicht weiter gehen und nichts Besseres thun, und die Menschen fragen: Ist es Das, was sie thun kann? Scott brachte nach unserer Ansicht mehrere Dinge zu ihrer endlichen Entwickelung und Krisis, so daß eine Veränderung unvermeidlich ward — ein großer Dienst, obschon ein indirecter.

Zweitens aber können wir sagen, daß diese historischen Romane alle Menschen, die bis dahin Geschichtsschreibern und Anderen noch so gut wie unbekannte Wahrheit gelehrt haben, daß die vergangenen Zeitalter der Welt wirklich durch lebende Menschen und nicht durch Protokolle, Staatsschriften, Controversen und theoretische Begriffe vom Menschen ausgefüllt worden. Sie waren keine Abstraction, keine Zeichnungen und Theorien, sondern Menschen in Leder- oder andern Jacken und Hosen, mit Farbe auf den Wangen, mit Leidenschaften im Herzen, und der Sprache, den Zügen und der Lebenskraft wirklicher Menschen.

Es ist dies ein kleines Wort, aber es liegt eine hohe Bedeutung darin! Die Geschichte wird hinfort wohl darauf Acht zu geben haben. Ihr mattes

Hörensagen, daß „die Philosophie durch Erfahrung lehre“, wird sich überall mit directer Einsicht und Verkörperung vertauschen müssen. Dies und dies allein wird man als Erfahrung betrachten und so lange nicht wirklich die Erfahrung eingetreten ist, wird die Philosophie sich begnügen, an der Thür zu warten. Es ist ein großer, an Folgen fruchtbarer Dienst, den Scott uns auf diese Weise geleistet hat, eine große Wahrheit, die durch ihn offenbart worden; — und sie entspricht auch in der That der tüchtigen Natur dieses Mannes, der Gediegenheit und Wahrhaftigkeit sogar seiner Einbildungskraft, die all bei seiner lebhaften Vielseitigkeit ein charakteristisches Kennzeichen von ihm war.

Wir knüpfen hieran einige Worte über das ex tempore-Schreiben, welches in unserer Zeit eine immer größere Berühmtheit erlangt. Scott scheint es hierin sehr weit gebracht zu haben. Seine Schnelligkeit war außerordentlich und der erzeugte Stoff, wenn man dies erwägt, ganz vortrefflich. Die Umstände, unter welchen einige seiner Romane, wenn er nicht selbst schreiben konnte, dictirt wurden, betrachtet man mit Recht als wunderbar.

Es ist eine sehr werthvolle Fähigkeit, diese Fähigkeit des Schnellschreibens, ja für Scott's Zweck war es offenbar die einzige gute Methode. Durch viel Arbeit hätte er sein Honorar nicht um eine einzige Guinee vermehren können und der Leser auf dem Sopha hätte nicht um einen Grad weicher gelegen. Es war durchaus nothwendig, daß diese Werke rasch producirt und rund oder gar nicht hingeworfen wurden, wie Giotto's O.

Ueberhaupt liegt in allen Dingen, im Schreiben oder jedem andern Geschäft, womit der Mensch sich befaßt, die unerläßlichste Schönheit darin, daß er fertig zu werden weiß. Mancher Mensch ängstet sich vergebens ab; er kann nicht den richtigen Handgriff wegkriegen, er ist kein Meister, sondern ein unglücklicher Pfuscher und Stümper, wenn er nicht weiß, wann er fertig ist. Absolute Vollkommenheit ist einmal unerreichbar; kein Zimmermann machte jemals einen mathematisch ganz genauen rechten Winkel; und dennoch wissen alle Zimmerleute, wenn er recht genug ist und hämmern nicht noch lange daran herum und verlieren ihr Arbeitslohn dadurch, daß sie ihn zu richtig machen. Wer sich zu viel Mühe giebt, verräth eben so einen krankhaften Geist, wie der, welcher sich zu wenig Mühe giebt. Der gewandte Mann von gesundem Geiste wird sich bemühen, auf jedes Geschäft annähernd so viel Mühe zu verwenden, als es verdient und es dann ohne Gewissensbisse ruhen lassen.

Alles dies kann zu Gunsten des Schnellschreibens zugegeben und da nöthig empfohlen und eingeprägt werden.

Und dennoch muß andererseits nicht weniger, sondern weit dringender hervorgehoben werden, daß im Bereiche der Literatur nichts Großes mit Leichtigkeit, sondern nur mit Mühe gethan worden ist oder jemals gethan werden wird! Schnellschreiber, welche Talent in sich verspüren, mögen dies wohl zu Herzen nehmen. Kann ein Mensch sein Bestes in irgend einer Gestalt mit Leichtigkeit thun, namentlich in dieser Gestalt, die man mit Recht „Seelenarbeit" nennt und wo es gilt, in den tiefen Schachten des Denkens zu arbeiten und aus dem auf allen Seiten mit dem ungeschaffenen Falschen umgebenen Dunkeln. und Möglichen das Wahre zu verkörpern? Dies ist niemals der Fall gewesen, weder jetzt noch zu irgend einer Zeit. Die Erfahrung aller Menschen straft eine solche Annahme Lügen; die Natur der Dinge widerspricht ihr. Waren Virgil und Tacitus wohl Schnellschreiber? Die ganzen Prophezeihungen des Jesaias kommen dieser Spinnwebe von einem Journalartikel an Umfang nicht gleich. Shakespeare schrieb, glauben wir, sehr rasch, aber nicht eher als bis er sorgfältig nachgedacht hatte. Lange und peinlich hatte, wie das sehende Auge wohl erkennen kann, dieser Mann nachgedacht und mit bangen Zweifeln gekämpft und gerungen, bis endlich seine große Seele siegreich dastand. Seine Methode war, in geeigneten Augenblicken rasch zu schreiben, wenn er sich dazu aufgelegt fühlte.

Und hierin liegt eigentlich das ganze Geheimniß der Sache. Eine solche Schnelligkeit des bloßen Schreibens nach gebührender energischer Vorbereitung ist ohne Zweifel die richtige Methode und nachdem der Schmelzofen lange genug geheizt worden, lasse man das reine Gold in einem Strome herausfließen. So war Shakespeare's Methode, aber er war durchaus kein leichtfertiger Schriftsteller, denn dann wäre er niemals ein Shakespeare geworden.

Auch Milton gehörte nicht zu dem großen Haufen der Herren, welche mit Leichtigkeit schreiben; er erlangte, wie man recht wohl gemerkt, nicht Shakespeare's Fähigkeit, auch nach langer Vorbereitung schnell zu schreiben, sondern kämpfte und mühte sich, während er schrieb. Goethe sagt uns auch, daß ihm nichts im Schlafe geschenkt worden, und in seinen ganzen Werken gab es kein Blatt, von welchem er nicht gewußt hätte, auf welche Weise es

entstanden war. Deshalb aber gilt seine Prosa auch für die beste unter allen modernen Schriftstellern.

Schiller, als unglücklicher und ungesunder Mann, „konnte nie fertig werden“, sein edler Genius kämpfte nicht weise, sondern zu eifrig und nagte an seinem Leben, bis es heldenmüthig erlosch.

Oder schrieb Petrarka schnell und ohne Mühe? Dante sieht sich über seiner göttlichen Komödie „mager werden.“ Er kämpft einen einsamen Todeskampf mit ihr, um sie zu bezwingen und fertig zu bringen, wenn seine äußerste Fähigkeit es im Stande ist. Und deshalb wird sie auch fertig und bezwungen und ihr feuriges Leben dauert unter den Menschen nun fort.

Nein, das Schaffen kann nicht leicht sein. Jupiter empfindet heftige Schmerzen und fühlt Feuerflammen in dem Kopfe, aus welchem die gewappnete Pallas sich bemüht, hervorzubrechen. Was das Fabriciren betrifft, so ist dies eine andere Sache und kann leicht oder nicht leicht werden, je nachdem man es anfaßt. Aber auch von Fabrikarbeit gilt die allgemeine Wahrheit, daß ihr Werth in genauem Verhältniß zu der Mühe steht, die darauf verwendet worden.

Höre daher auf, o Schnellschreiber, mit Deiner Schnelligkeit und Leichtigkeit offen zu prahlen; für Dich ist sie, wenn Du zu der Klasse der Fabrikanten gehörst, eine Wohlthat, eine Vermehrung des Arbeitslohnes; für mich aber ist sie reiner Verlust, weil die Waare, die ich kaufe, dadurch verschlechtert wird — warum willst du daher vor mir damit prahlen? Schreibe leicht und mit Dampf, wenn du es möglich machen und verkaufen kannst, aber verbirg es wie die Tugend! „Leicht geschriebene Sachen,“ sagte Sheridan, „lassen sich zuweilen verdammt schwer lesen.“ Zuweilen; aber stets ist diese Lectüre auch eine ziemlich nutzlose und diese kann für einen Menschen, dem bei wenigen Jahren viel Arbeit beschieden ist, als die schlimmste von allen betrachtet werden.

Scott's Leichtigkeit des Producirens setzte alle Welt in Erstaunen und brachte Kapitain Hall auf eine sehr seltsame Methode, sie ohne Wunder zu erklären, worüber man sein schon oben citirtes Tagebuch sehe. Als der Kapitain nämlich Zeile für Zeile zählte, fand er, daß er selbst in so und so viel Stunden innerhalb einer gegebenen Anzahl von Tagen in dieses sein Tagebuch fast eben so viel geschrieben hatte, als Scott; „und was die Erfindung betrifft,“ sagt er, „so ist es bekannt, daß diese Scott nichts kostet, sondern sich bei ihm ganz von selbst macht.“ Nicht übel!

Aber auch für uns ist Scott's Schnelligkeit groß; sie ist uns ein Beweis und eine Folge der gediegenen Gesundheit des Mannes, körperlicher sowohl als geistiger; sie ist groß, aber nicht wunderbar; nicht größer als die vieler anderen außer Kapitain Hall. Man bewundere sie, aber mit Maßen. Man bemerke nämlich immer, daß hier zwei Bedingungen thätig sind: ich will die Qualität bestimmen und du sollst die Quantität bestimmen! Jeder kann mit seiner Arbeit rasch fertig werden, wenn er sich leicht zu Danke arbeitet. Man drucke die gesprochenen Worte eines Mannes und sie werden täglich einen dicken Octavband füllen; man mache das, was er schreibt, drei Mal so gut, als das, was er spricht und dann hat man täglich den dritten Theil eines Bandes, was immer noch ein tüchtiges Stück Arbeit ist.

Wenn daher einer mit noch so großer Schnelligkeit in leidlicher Weise schreibt, so ist dies nicht ein Maßstab für sein Genie, sondern blos ein Kennzeichen seiner Beschaffenheit. Es beweist die Gesundheit seines Nervensystems, seinen praktischen Geist und zuletzt, daß er sein Handwerk gut los hat. Auf die schmeichelhafteste Weise betrachtet, verräth Schnelligkeit Gesundheit des Geistes, aber Vieles, vielleicht beinahe Alles, hängt von Gesundheit des Körpers ab.

Man bezweifle es daher nicht — der Mensch kann die Fähigkeit des leichten und schnellen Schreibens sich aneignen. Der menschliche Genius bringt es, wenn er einmal auf diese Bahn gelenkt wird, darin sehr weit. William Cobbet, einer der gesündesten Menschen, war sogar ein noch größerer Improvisator als Walter Scott. Seine Schriften, aus Erzählungen, Uebersichten, Grammatiken, Predigten, Reformationsgeschichten, Abhandlungen über Kartoffeln und Papiergeld u. s. w. bestehend, erscheinen uns in Bezug auf Qualität und Quantität noch weit wunderbarer. Pierre Bayle schrieb ungeheure Foliobände, man weiß nicht recht, aus welchem Beweggrunde. Er schwamm gleichsam in einer mächtigen Fluth von Sumpfwasser und starb sogar darin, während er die Feder noch fest in der Hand hielt.

Der räthselhafteste und unerklärlichste Schnellschreiber von allen aber ist wahrscheinlich der gewöhnliche Redacteur einer täglich erscheinenden Zeitschrift. Man betrachte seine Leitartikel, was sie behandeln, wie leidlich sie geschrieben sind. Stroh, welches schon hundert Mal ausgedroschen worden, ohne ein Körnchen Weizen zu geben, der ephemere Wiederhall eines Klanges, eine vorübergehende Erscheinung von der Art, wie alle Menschen sie schon

hundert Mal sich als leer und nichtsbedeutend haben erweisen sehen — wie ein Mensch mit blos menschlichen Fähigkeiten sich allnächtlich mit neuer Kraft und neuem Interesse über dieses ausgedroschene Stroh hermacht, es allnächtlich von Neuem ausdrischt, allnächtlich einen neuen Lärm darüber erhebt und so eine beträchtliche Reihe von Jahren drischt und lärmt — dies ist eine Thatsache, die in der menschlichen Physiologie erst noch zu erklären ist. Der Mensch besitzt doch ein merkwürdig zähes Leben!

Oder sollen wir sagen, daß Scott unter den vielen Dingen, die er ihrer Krisis entgegenführte, auch diese Schnellschreiberei so weit trieb, daß alle Menschen recht wohl sehen konnten, was dahinter steckt? Dann ist die Leistung eine ganz werthvolle, die auch nicht ohne Resultate ist — Resultate, vor deren einigen Scott als Tory-Politiker nicht wenig zurückgeschaudert sein würde. Denn wenn das Drucken einmal so geläufig und häufig wird wie das Sprechen, dann ist die Demokratie (wenn wir auf die Wurzel der Dinge schauen) nicht ein Popanz und eine Wahrscheinlichkeit, sondern eine Gewißheit und ein Ereigniß, welches schon so gut wie da ist! „Unvermeidlich scheint es mir!"

Doch, abgesehen hiervon, scheint der Triumph des Schnellschreibens mir schon jetzt ziemlich gewiß zu sein, denn überall sieht man, wie der Schnellschreiber sich seltsam seiner Schnelligkeit rühmt. In einem kürzlich übersetzten „Don Carlos," einer der schlechtesten Uebersetzungen, die jemals mit einer Spur von Fähigkeit zu Stande gebracht worden, versichert ein bis jetzt unbekanntes Individuum:

„Der Leser wird es möglicherweise als eine Entschuldigung gelten lassen, wenn ich ihm versichere, daß das ganze Stück in einem Zeitraume von zehn Wochen fertig gemacht ward, das heißt vom 6. Januar bis zum 18. März dieses Jahres — einschließlich einer vierzehntägigen Unterbrechung wegen allzugroßer Anstrengung — daß ich oft in einem Tage zwanzig Seiten übersetzte, und daß der fünfte Act das Werk von fünf Tagen war."

O bisher unbekanntes Individuum, was geht es mich an, in welcher Zeit du das Werk fertig gemacht hast, ob in fünf Tagen oder in fünfzig Jahren? Die einzige Frage ist: Wie hast du es gemacht?

Aber dennoch, so steht die Sache, der Genius der ex tempore-Schriftstellerei herrscht unwiderruflich und rückt gegen uns vor, wie Oceanfluthen, wie eine Sündfluth von Sumpfwasser. Diese Aussicht scheint allerdings eine sehr beklagenswerthe. Soll denn wirklich alle Literatur durch diese

wässerigen Improvisationen hinweggeschwemmt werden und eine geistige Noahzeit eintreten? Das wäre in der That ein entsetzlicher Gedanke, aber tröste dich, lieber Leser, es ist nicht die Literatur, was man hinwegschwemmt, sondern blos das Bücherverlegen und Bücherverkaufen. Gab es nicht eine Literatur schon vor der Buchdruckerkunst oder Faust von Mainz, und dennoch schrieben die Menschen ex tempore? Ja, ehe noch die Buchstaben erfunden waren oder Kadmus von Theben lebte, und dennoch sprachen die Menschen ex tempore? Die Literatur ist der Gedanke denkender Seelen und dieser kann nach Gottes Fügung in keiner Generation hinweggeschwemmt werden, sondern beibt bei uns bis ans Ende.

Scott's Thätigkeit, improvisirte Romane zu schreiben, um dafür Landgüter zu kaufen, war nicht von der Art, daß sie freiwillig geendet hätte, sondern mußte sich immer mehr und mehr beschleunigen, und man sieht nicht, zu welchem klugen Ziele sie ihn in irgend einem Falle hätte führen können. Dadurch, daß der Buchhändler Constable Bankerott machte, ward Scott nicht ruinirt; sein Ruin war vielmehr jener Ehrgeiz, nämlich jener falsche Ehrgeiz, der sich seiner bemächtigt hatte und zwar in Verbindung mit seiner unklugen Lebensweise. Wohin konnte dies führen? Wo konnte es stehen bleiben? Neue Landgüter gab es fortwährend zu kaufen, so lange neue Romane producirt wurden, um sie zu bezahlen. Mehr und mehr Erfolg verlieh auch immer mehr und mehr Appetit, mehr und mehr Kühnheit.

Natürlich mußte dieses improvisirte Schreiben auch immer dünner und dünner werden; es artete immer schneller und schneller in die zweifelhafte und endlich in die verwerfliche Kategorie aus. Schon gab es im Geheimen überall eine beträchtliche Oppositionspartei, Zeugen der Waverleywunder, die aber nicht im Stande waren, sie zu glauben, sahen sich gezwungen, schweigend dagegen zu protestiren. Von einer solchen Oppositionspartei ließ sich mit Sicherheit annehmen, daß sie wachsen, und, weil die improvisirende Feder immer matter ward, auch die übrige Welt auf ihre Seite ziehen würde. Die stummen Protestationen mußten endlich Worte finden, herbe Wahrheiten, gestützt auf noch herbere Thatsachen, einer überspannten und eben dadurch dem Erschlaffen um so näher gerückten Popularität mußten endlich zu Tage kommen, so wie sie jetzt ohne Zögern ausgesprochen werden

können, weil das Herz des braven Mannes dadurch nicht mehr verletzt werden kann.

Wer weiß, ob es nicht vielleicht besser war, daß es anders kam? Und anders kam es auf jeden Fall. Eines Tages ließ der Constable-Berg, welcher fest zu stehen schien, gleich anderen Gebirgen, plötzlich, wie die Eisberge zu thun pflegen, ein lautes, weithinhallendes Krachen hören und zersplitterte mit einem Male in versinkenden Eisstaub. In einem einzigen Tage zerflossen Scott's hochgethürmte Geldhaufen in nichts, in einem Tage sah der reiche Mann und Gutsherr sich verarmt und als Schuldner unter Gläubigern.

Es war eine schwere Prüfung. Er ging ihr muthig und stolz entgegen, — wie ein muthiger stolzer Mann der Welt. Vielleicht hätte es noch einen stolzeren Weg gegeben, nämlich wenn er offen eingestanden hätte, daß er vollständig bankerott war, an irdischer Habe sowohl als Ruhm, und dann hätte er anderswo Zuflucht suchen müssen. Eine solche Zuflucht war auch in der That vorhanden, aber es lag nicht in Scott's Natur, sie dort zu suchen. Es lag nicht in ihm, zu sagen: Bis jetzt bin ich auf irrigen Wegen gewandelt und dies mein jetzt in Trümmern liegender Ruhm und Stolz war eine leere Täuschung und ein höllischer Zauberbann.

Er sagte vielmehr: Ich will mich wieder emporarbeiten und meinen Standpunkt behaupten oder darüber sterben. Schweigend wie ein stolzer starker Mann machte er sich an die Herkules-Arbeit, Berge von Unrath hinwegzuräumen und mit dem, was er noch schreiben und verkaufen konnte, große Lösegelder zu bezahlen. Und dies geschah in seinen schon vorgerückten Jahren, wo das Unglück doppelt und dreifach unglücklich ist.

Scott griff seine Herkules-Arbeit an wie ein Mann und fuhr unermüdet damit fort. Mit erhabener Heiterkeit, während seine Lebenskraft doch immer schwächer ward, packte er sie und rang mit ihr jahrelang auf Tod und Leben — und siehe da, die Arbeit erwies sich als die stärkere und sein Leben und Herz erlosch und brach darüber.

Ueber diese letzten Schriften Scott's, seine Napoleons, Dämonologien, schottische Geschichten u. s. w. spricht die Kritik kein Wort des Tadels aus, sondern nur das einzige Wort: Wehe! wehe! Das edle Streitroß, welches einst das Schütteln des Speers verlachte, ist jetzt verurtheilt, einen schweren Karren zu ziehen und sich zu Tode zu arbeiten! Scott's Niedergang war wie der eines mattgewordenen Wurfgeschosses — rasch und fast senkrecht

herab; — vielleicht war es auch so für ihn selbst am besten. Es ist eine Tragödie, wie das ganze Leben ist, ein abermaliger Beweis, daß das Glück auf einer rastlosen Kugel steht, und daß Ehrgeiz, literarischer sowohl als kriegerischer, politischer und pekuniärer, noch niemals einem Menschen etwas genützt hat.

Unsern letzten Auszug entlehnen wir dem sechsten Bande. Es ist ein sehr tragischer — tragisch, aber dennoch schön, denn die Oede des Ruins wird durch eine noch ernstere Heimsuchung, die des Todes, gewissermaßen geheiligt! Scott hat sich in ein einsames Wohnhaus in Edinburg zurückgezogen, um hier seine tägliche Arbeit zu leisten und mußte sein Weib in Abbotsford in dem letzten Stadium ihrer Krankheit zurücklassen. Er ging schweigend fort und blickte stumm auf das schlafende Antlitz, welches er kaum wiederzusehen hoffte. Wir citiren hier einige Stellen aus einem Tagebuch, welches er in diesen Monaten zu führen angefangen, und durch welches dieser sechste Band interessanter gemacht wird, als irgend einer der vorigen.

„Abbotsford, 11. Mai (1826). — Es zerfleischt mir das Herz, wenn ich daran denke, daß ich kaum hoffen kann, wieder Vertrauen bei dem Ohr zu suchen, dem ich so sicher Alles anvertrauen konnte. Was aber hätte bei ihrem gegenwärtigen lethargischen Zustande meine Anwesenheit weiter nützen können? Uebrigens hat Anna mir ja versprochen, mir fortwährend genaue Nachricht zu geben. Ich muß heute bei James Ballantyne en famille speisen. Ich kann nicht anders, obschon ich lieber zu Hause und allein wäre. Indessen, ich darf diesem Gefühle der Hoffnungslosigkeit, welches sich meiner zu bemächtigen droht, nicht Raum geben.

„Edinburg, 12. Mai. — Ich habe bei J. B. einen angenehmen Tag verlebt, und darin eine große Erleichterung des Herzenskummers gefunden, der mich daheim gepeinigt haben würde. Er war ganz allein.

„Also hier bin ich nun in Arden und kann mit Touchstone sagen: Als ich zu Hause war, befand ich mich besser, wiewohl ich mich mit den Worten Nicol Jarvie's trösten muß: „Man kann die Bequemlichkeiten der Heimath nicht mit sich herumtragen." Wäre nur mein Gemüth ruhig; der Körper befindet sich, glaube ich, so leidlich. Es wohnt nur noch ein einziger Miether im Hause, ein Mr. Shandy, — ein Geistlicher, der trotz seines Namens ein sehr ruhiger Mann sein soll.

„14. Mai. — Guten Morgen, guten Morgen, liebe Sonne, die du so schön und hell auf diese düstern Wände scheinst! Mich dünkt, als ob du

an den Ufern des Tweed ebenso hell schienest: aber schaue, wohin du willst, so siehst du Kummer und Leiden. — Hogg war gestern hier und zwar in großer Bedrängniß, weil er früher einmal hundert Pfund von James Ballantyne geliehen, die er nun wiederbezahlen muß. Ich bin außer Stande, dem armen Manne zu helfen, denn ich muß selbst borgen.

„15. Mai. — So eben erhalte ich die traurige Nachricht, daß in Abbotsford Alles vorüber ist.

„Abbotsford, 16. Mai. — Sie starb Vormittags neun Uhr, nachdem sie zwei Tage lang sehr krank gewesen — zuletzt hatte sie sich sehr leicht und frei gefühlt. Ich kam gestern Abend spät hier an. Anna ist sehr abgemattet und hat Krämpfe gehabt, welche bei meiner Ankunft wiederkehrten. Ihr Stammeln war wie das eines Kindes, aber dabei ist sie immer sanft und unterwürfig. „Die arme Mama — kommt nie wieder — ist auf immer von uns geschieden — ihr ist nun wohl.“ Als sie wieder zu sich kam, sprach sie mit viel Verstand und Gemüthsruhe, bis ihr Anfall wiederkehrte. Es würde dies, wenn ich ein Fremder gewesen wäre, schon außerordentlich ergreifend gewesen sein — was mußte ich erst als Gatte und Vater fühlen! Ich weiß kaum, wie mir zu Muthe ist. Zuweilen fühle ich mich stark wie ein Fels, zuweilen so schwach wie das Wasser, welches sich an ihm bricht. Im Denken und Entscheiden bin ich noch so rüstig und aufgeweckt, wie ich in meinem Leben jemals gewesen. Und dann, wenn ich das, was dieses Haus früher war, mit dem vergleiche, was es jetzt ist, so ist es mir, als müßte mir das Herz brechen. Einsam, alt, meiner Familie beraubt, bis auf die arme Anna — ein verarmter, in Verlegenheiten steckender Mann, beraubt der Genossin meiner Gedanken, die meine trübe Stimmung so oft zu verscheuchen wußte! Selbst ihre Schwächen waren mir nützlich, denn sie beschäftigten meine Gedanken und zogen sie auf diese Weise von Manchem ab, was mich marterte und quälte.

„Ich habe sie gesehen. Die Gestalt, die ich sah, ist und ist nicht meine Charlotte — meine dreißigjährige Lebensgefährtin. Es ist noch dasselbe Ebenmaß der Form, obschon diese Glieder starr sind, die einst so anmuthig elastisch waren — aber diese gelbe Maske mit eingefallenen Zügen, welche des Lebens eher zu spotten, als es nachzuahmen scheinen, kann dies noch das Gesicht sein, welches einst so lebhaft und ausdrucksvoll war? Ich will sie nicht wieder sehen. Anna meint, sie habe sich wenig verändert, weil sie sich die letzte Vorstellung von ihrer Mutter zu einer Stunde gemacht, wo sie mit

außerordentlichen Schmerzen zu kämpfen hatte. Die meine geht bis auf eine Zeit zurück, wo sie sich noch verhältnißmäßig wohl befand. Wenn ich noch lange so fortschreibe, so schreibe ich mich traurig, während ich doch durch das Schreiben eher Muth und Fassung zu erringen glaubte.

„18. Mai. — Ein Gewand von Blei und Holz umgiebt sie schon; bald wird sie der kalten Erde überantwortet werden. Aber es ist nicht meine Charlotte, es ist nicht die Braut meiner Jugend, die Mutter meiner Kinder, welche unter den Ruinen von Dryburgh, die wir so oft in heiterer Stimmung besucht, gebettet werden wird. Nein, nein!

„22. Mai. — Ich bebe vor Dem, was meine Pflicht ist, nicht so leicht deshalb zurück, weil es schmerzlich ist, aber ich wünschte, daß dieser Begräbnißtag vorüber wäre. Ich bin wie von einer Betäubung umfangen, als ob Alles, was die Menschen zu thun und zu sprechen scheinen, nicht wirklich wäre.

„26. Mai. — Wenn ein Feind in mein Haus eindränge, würde ich dann nicht, wenn meine Stimmung auch noch so niedergeschlagen wäre, mein Möglichstes thun, um ihn zu bekämpfen? und soll eine ähnliche Niedergeschlagenheit mich an dem Gebrauche meiner Geisteskräfte verhindern? Nein, beim Himmel, das soll sie nicht.

„Edinburg, 30. Mai. — Gestern Abend mit Charles hierher zurückgekehrt. Mit heute Morgen beginne ich wieder wie gewöhnlich früh aufzustehen, des Vormittags zu arbeiten und den Gerichtsverhandlungen beizuwohnen. — Ich habe die letzten Correcturbogen für das Quarterly gelesen; der Artikel ist nicht besonders, aber die Umstände, unter denen er geschrieben ward, waren auch sehr ungünstig. — Es war heute ein trauriger Tag — sehr traurig. Ich fürchte, der arme Charles sah mich weinen. Ich weiß nicht, was andere Leute fühlen, mich aber martert die krampfhafte Empfindung, welche mir Thränen auspreßt, mit furchtbarer Heftigkeit — es ist ein Gefühl, als wenn ich ersticken müßte, und dann folgt ein Zustand von Betäubung, in welchem ich mich frage, ob meine arme Charlotte wirklich todt sein kann."

Dies ist nicht blos tragisch, sondern auch schön. In dem noch rückständigen siebenten Bande müssen andere Scenen kommen, die keine Schönheit besitzen, sondern blos tragisch sein werden. Es ist daher besser, wenn wir hier enden.

Und somit fällt der Vorhang und der starke Walter Scott ist nicht

mehr bei uns. Ein Besitzthum von ihm bleibt zurück, weit zerstreut, aber doch erreichbar und nicht unbedeutend. Man kann von ihm sagen: Als er schied, nahm er das Leben eines Mannes mit sich fort. Kein gesünderes Exemplar britischer Manneskraft ward in diesem achtzehnten Jahrhundert der Zeit zusammengesetzt. Ach, sein schönes schottisches Gesicht mit seinem ehrlichen, scharfsinnigen und gutmüthigen Ausdruck, war, als wir es das letzte Mal auf den Straßen von Edinburg sahen, durchfurcht von Kummer und Sorgen und alle Freude daraus entflohen! Wir werden es niemals vergessen, wir werden es niemals wiedersehen. Leb' wohl, Sir Walter, Stolz aller Schotten, empfange unsern stolzen und wehmüthigen Abschiedsgruß!

Ueber Geschichte.

Erster Artikel.

(1830.)

Klio war bei den Alten die älteste Tochter der Erinnerung und die erste der Musen, welche Würde, mögen wir nun die wesentlichen Eigenschaften ihrer Kunst oder ihre Uebung und Aufnahme unter den Menschen betrachten, ihr noch jetzt mit vollem Rechte zuzukommen scheint.

Die Geschichte ist eben so wie die Wurzel aller Wissenschaft auch das erste bestimmte Produkt der geistigen Natur des Menschen, sein frühester Ausdruck Dessen, was man Denken nennen kann. Sie ist sowohl ein Vor- als ein Rückblick, wie denn in der That die Zukunft schon ungesehen, aber deutlich gestaltet, vorherbestimmt und unvermeidlich in der Gegenwart lauert und nur durch die Zusammenstellung beider die Bedeutung einer jeden vervollständigt wird.

Die sybillinischen Bücher sind, obschon alt, doch nicht die ältesten. Manche Nationen haben Prophezeihungen, manche dagegen nicht, aber unter der ganzen Menschheit giebt es keinen Stamm, der so roh wäre, daß er nicht Geschichte versucht hätte, obschon mehrere in der Arithmetik noch nicht einmal so weit gekommen sind, daß sie bis fünf zählen können. Die Geschichte ist nicht blos mit Griffel und Federn, sondern auch mit Wampumschnuren, noch öfter aber mit Erdhügeln und Steinhaufen geschrieben worden, denn der Celte und Kopte, der rothe Mann so gut wie der weiße, lebt zwischen zwei Ewigkeiten, kämpft gegen die Vergessenheit und möchte sich gern mit der ganzen Zukunft und der ganzen Vergangenheit in ein klares, bewußtes Verhältniß setzen, während er durch ein unklares und unbewußtes schon damit verknüpft ist.

Man kann sagen, daß uns ein Talent für die Geschichte als unser hauptsächliches Erbtheil angeboren ist. In einem gewissen Sinne sind alle Menschen Historiker. Ist nicht jedes Gedächtniß ganz vollgeschrieben mit Annalen, in welchen Freude und Trauer, Gewinn und Verlust auf mannigfache Weise abwechseln und mit oder ohne Philosophie die ganzen Schicksale eines einzigen kleinen innern Königreichs, und all seine Politik, auswärtige sowohl als innere, unauslöschlich verzeichnet stehen?

Sogar unsere Rede ist merkwürdigerweise historisch. Die meisten Menschen reden, wie man bemerken wird, blos um zu erzählen. Sie theilen nicht mit, was sie gedacht haben, was allerdings oft auch sehr wenig wäre, sondern sie tragen vor, was sie erfahren und gesehen haben, was allerdings ein ganz unermeßliches Feld ist. Man schneide die Erzählung ab und wie würde dann der Strom der Conversation selbst unter den klügsten Leuten sich in vereinzelte winzige Wasserflächen verwandeln und unter den Thörichten und Beschränkten gänzlich verdunsten!

Auf diese Weise und eben so wie wir nichts thun, als Geschichte aufführen, sprechen wir auch wenig außer dem, was wir wiedererzählen; ja in diesem weitesten Sinne können wir sagen, daß unser ganzes geistiges Leben darauf gebaut ist. Denn was ist, streng erwogen, wohl alle Kenntniß weiter, als aufgezeichnete Erfahrung und ein Produkt der Geschichte, von welcher daher Folgerung und Glaube, ebenso wie thätiger und leidender Zustand, wesentliche Bestandtheile sind?

In beschränkter und der einzig ausführbaren Form hat die eigentliche Geschichte, nämlich der Theil der Geschichte, welcher von merkwürdigen Vorfällen handelt, in allen modernen sowohl als alten Zeiten zu den höchsten Künsten gehört und vielleicht niemals höher gestanden als in diesen unseren gegenwärtigen Zeiten. Denn während früher der Reiz der Geschichte hauptsächlich in der Befriedigung unserer gemeinen Sucht nach dem Wunderbaren, nach dem Unbekannten lag, und ihr Amt gleichsam nur das eines Minnesängers und Erzählers war, ist sie nun auch eine Schulmeisterin geworden und will nicht blos ergötzen, sondern auch belehren.

Ob sie mit diesem ehrwürdigen Charakter nicht auch zugleich etwas Starres und Kaltes angenommen hat, ob in der logischen Trockenheit eines Hume oder Robertson die anmuthige Leichtigkeit und heitere malerische Herrlichkeit eines Herodot oder Froissart nicht schmerzlich vermißt werden, dies ist eine Frage, die uns hier nicht weiter beschäftigen kann. Genug, daß

alle lernende, alle forschende Geister jeder Art sich um ihren Sessel versammeln und ehrerbietig über ihre Lehren als die ächte Basis der Weisheit nachdenken. Poesie, Theologie, Politik, Naturkunde haben alle ihre Anhänger und Gegner, und jede kleine Gilde führt einen Defensiv- und Offensiv-Kampf für ihr eigenes spezielles Gebiet, während das Gebiet der Geschichte gleichsam ein Freihafen ist, wo alle diese Kriegführenden friedlich sich begegnen und sich versorgen, und Gefühlsmenschen wie Utilitarier, Skeptiker und Theologen rufen uns wie mit einer Stimme den Rath zu: Prüfet die Geschichte, denn sie ist die durch Erfahrung lehrende Philosophie!

Fern sei es von uns, eine solche Lehre gering anschlagen zu wollen, da schon der Versuch einen hohen Werth haben muß. Ebenso wollen wir auch nicht allzustreng fragen, wieviel sie bis jetzt genützt hat; ob der größte Theil der geringen praktischen Weisheit, welche die Menschen besitzen, aus dem Studium der Geschichte oder aus anderen weniger gerühmten Quellen hervorgegangen ist; wodurch, wie die Dinge jetzt stehen, ein Marlborough in dem Treiben der Welt groß werden kann, ohne von der Geschichte eine andere Kenntniß zu besitzen, als die, welche er aus Shakspeare's Dramen schöpft? Ja, ob bei diesem Lehren durch die Erfahrung die historische Philosophie das erste Element aller Wissenschaft in dieser Art auch richtig entziffert hat? Was wohl das Ziel und die Bedeutung jenes wunderbaren veränderlichen Lebens, welches sie erforscht und malt, sein mag? Wo die Bahn des menschlichen Schicksals auf dieser Erde ihren Ursprung hat, und wohin sie endlich führt? Oder aber, wenn es wirklich eine Bahn und Tendenz hat, ob es dann in der That von einer unsichtbaren geheimnißvollen Weisheit geleitet wird, oder blos in blinden Irrgängen ohne eine erkennbare Führung durcheinander kreist?

Diese durch und durch fundamentalen Fragen sind, wie es scheint, in irgend einer Philosophie der Geschichte seit der Aera, wo mönchische Geschichtsschreiber gewohnt waren, sie durch das schon längst erloschene Licht ihres Missals und Breviers zu beantworten, von den meisten Geschichtsphilosophen nur zweifelhaft und von weitem, von manchen aber gar nicht berührt worden.

Der Grund hiervon ist, daß zwei Schwierigkeiten, die aber niemals ganz unüberwindlich sind, im Wege liegen. Ehe die Philosophie durch Erfahrung lehren kann, muß die Philosophie erst bereit und die Erfahrung gesammelt und auf verständliche Weise aufgezeichnet sein. Sehen wir nun

von der erstern Rücksicht ab und fassen wir blos die letztere ins Auge, so fragen wir einen Jeden, welcher den Gang der menschlichen Dinge untersucht hat, und weiß, wie verwickelt und unentwirrbar selbst mit unseren eigenen Augen gesehen, ihre tausendfach sich verschmelzenden Bewegungen sind, ob die treue Darstellung eine leichte oder unmögliche ist.

Das sociale Leben ist das Aggregat aller einzelnen Menschenleben, welche die Gesellschaft ausmachen; die Geschichte ist die Quintessenz unzähliger Biographien. Wenn aber eine einzige Biographie, ja unsere eigene Lebensgeschichte, wir mögen sie studiren und recapituliren wie wir wollen, uns in so vielen Punkten unverständlich bleibt, wie viel mehr muß es mit diesen Millionen der Fall sein, von denen wir nicht einmal alle Thatsachen kennen, geschweige denn das innere Wesen derselben!

Ebenso wird es uns nicht viel helfen, wenn wir behaupten wollen, daß der allgemeine innere Zustand des Lebens in allen Jahrhunderten derselbe sei und daß blos die merkwürdigen Abweichungen von der gewöhnlichen Begabung und dem gewöhnlichen Loos, so wie die wichtigeren Variationen, welche die äußere Gestalt des Lebens von Zeit zu Zeit erfahren hat, Erinnerung und Aufzeichnung verdienen.

Es läßt sich aber weit eher behaupten, daß der innere Zustand des Lebens, das bewußte oder halbbewußte Ziel der Menschheit, soweit die Menschen nicht bloße Verdauungsmaschinen sind, je nach den verschiedenen Zeitaltern auch stets verschieden ist. Ebenso sind auch die wichtigeren äußeren Veränderungen nicht so leicht zu erkennen oder stets einer Darstellung gut fähig. Wer war wohl der größte Neuerer, welcher Mensch war für die Geschichte des Menschen wohl wichtiger, der, welcher zuerst Armeen über die Alpen führte und die Siege bei Cannä und Thrasymenes erfocht, oder der unbekannte Bauer, der sich zuerst einen eisernen Spaten hämmerte?

Wenn der Eichbaum gefällt wird, so hallt der ganze Wald davon wieder, aber hundert Eicheln werden schweigend durch einen unbeachteten Lufthauch gepflanzt. Schlachten und Kriegsereignisse, welche für den Augenblick jedes Ohr betäuben und jedes Herz mit Freude oder Schrecken erfüllen, gehen vorüber wie Wirthshausprügeleien und werden mit Ausnahme einiger weniger Marathons und Morgartens, nur zufällig, nicht um ihrer Verdienste willen, erwähnt.

Selbst Gesetze, politische Constitutionen sind nicht unser Leben, sondern blos das Haus, worin unser Leben geführt wird, ja sie sind nur die nackten

Wände des Hauses und dessen sämmtliches wesentliches Geräth, die Erfindungen und Traditionen und die täglichen Gewohnheiten, welche unsere Existenz regeln und stützen, sind das Werk nicht von Dracos und Hampdens, sondern von phönizischen Seeleuten, italienischen Maurern und sächsischen Metallurgen, von Philosophen, Alchymisten, Propheten und dem ganzen längstvergessenen Gefolge von Künstlern und Handwerkern, welche vereint uns von Anfang an gelehrt haben, wie wir denken und wie wir handeln und wie wir über die geistige und über die physische Natur herrschen sollen.

Wohl können wir sagen, daß von unserer Geschichte der wichtigere Theil unwiderbringlich verloren gegangen ist und eben so wie früher Dankgebete „für unerkannte Wohlthaten" gefeiert wurden, so schaue man auch mit Ehrfurcht in die finsteren leeren Stellen der Vergangenheit, wo gestaltlos und vergessen unsere größten Wohlthäter mit all' ihren fleißigen Bemühungen, aber nicht mit der Frucht derselben, begraben liegen.

So unvollkommen ist diese Erfahrung, durch welche die Philosophie lehren soll. Ja, ist sogar mit Rücksicht auf jene Vorfälle, welche wirklich aufgezeichnet sind, die bei ihrem Entstehen des Aufzeichnens werth schienen, und deren gesammter Inhalt Das ausmacht, was wir jetzt Geschichte nennen, nicht unser Verständniß derselben ganz und gar unvollständig, und ist es auch nur möglich, sie so darzustellen, wie sie wirklich waren?

Die alte Geschichte von Sir Walter Raleigh, der aus dem Fenster seines Gefängnisses einem Straßentumult zusah, den später drei Zeugen auf dreierlei verschiedene Weise berichteten, während Sir Walter selbst wiederum von ihnen allen abwich, ist immer noch eine wichtige Lehre für uns.

Man erwäge doch, auf welche Weise historische Documente und Berichte entstehen, selbst ehrliche Berichte, wo die Berichterstatter frei von allen persönlichen Rücksichten waren — ein Fall, der zu den allerseltensten gehört. Die wirklichen leitenden Grundzüge eines historischen Vorgangs, jene Bewegungen, welche ihn wesentlich charakterisiren und allein Aufzeichnung verdienen, sind dennoch nicht die ersten, welche man niederschreibt. Anfangs zeigt sich unter den verschiedenen Zeugen, die gewöhnlich auch interessirte Personen sind, blos vage Neugier, Verwunderung, Furcht oder Hoffnung und das Gesumm des tausendzüngigen Gerüchts, bis nach einiger Zeit der Widerstreit der einzelnen Aussagen zum Austrag kommt und dann mit Stimmenmehrheit geschlossen wird, daß dieses oder jenes „Ueberschreiten des Rubikons", eine „Anklage Straffords", eine „Einberufung der Notabeln",

Epochen in der Weltgeschichte und die Angelpunkte der großen Weltrevolution gewesen sind.

Gesetzt aber, die Mehrzahl der Stimmen hätte durchaus Unrecht gehabt, die eigentlichen Cardinalpunkte hätten viel tiefer gelegen und wären unbeachtet vorübergegangen, weil kein Seher, sondern bloße Gaffer dabei zugegen waren! Unsere Uhr schlägt beim Stundenwechsel, aber in der großen Zeitenuhr dröhnt kein Hammerschlag durch das Weltall, wenn ein Zeitalter mit dem andern wechselt. Die Menschen verstehen nicht, was unter ihren Händen ist, und ebenso wie Ruhe das Kennzeichen der Kraft ist, so können auch die wichtigsten Grundursachen die stummsten sein.

Das, was wir daher jemals zu sehen hoffen können, ist auf keinen Fall der eigentliche wirkliche historische Vorgang, sondern blos eine mehr oder weniger plausible Theorie dieses Vorgangs, oder das so viel als möglich in Einklang gebrachte Ergebniß vieler solcher Theorien, die eine von der andern und alle wiederum von der Wahrheit abweichen.

Ja, wäre unsere Fähigkeit der Einsicht in vorübergehende Dinge noch so vollständig, so existirt dann immer noch ein sehr mißlicher Unterschied zwischen unserer Art und Weise, diese Dinge zu *beobachten*, und der Art und Weise, wie diese Dinge *geschehen*. Der begabteste Mann kann nur die *Reihenfolge* seiner eigenen Eindrücke beobachten und aufzeichnen; seine Beobachtung muß daher, abgesehen von ihren andern Unvollkommenheiten, eine *successive* sein, während die Ereignisse oft *gleichzeitig* waren; die Vorgänge bildeten nicht eine *Reihenfolge*, sondern eine *Gruppe*. Es ist in der wirklichen, handelnden Geschichte keineswegs so wie in der geschriebenen. Wirkliche Ereignisse stehen keineswegs in einer so einfachen Verwandtschaft zu einander, wie Mutter und Kind; jedes einzelne Ereigniß ist die Frucht nicht eines, sondern aller anderen früheren oder gleichzeitigen Ereignisse und verbindet sich seinerseits mit allen anderen, um wiederum neue zu erzeugen — es ist ein ewig lebendes, ewig arbeitendes Chaos von Sein, worin eine Gestalt nach der andern sich aus unzähligen Elementen verkörpert.

Und dieses Chaos, grenzenlos wie die Wohnung und Dauer des Menschen, unergründlich wie die Seele und das Schicksal des Menschen, ist Das, was der Historiker schildern und mit einem Senkblei von wenigen Ellen Länge wissenschaftlich ausmessen will! Denn so wie alle Handlung ihrer Natur nach Breite, Tiefe und Länge hat, das heißt, sich auf Geheimniß

gründet, wenn wir ihrem Ursprunge nachgehen, sich umgestaltend und umgestaltet, nach allen Seiten hin ausbreitet und ihrer Vollendung entgegengeht, so hat dagegen jede Erzählung ihrer Natur nach blos eine Dimension, indem sie blos nach einem oder mehreren aufeinander folgenden Punkten fortschreitet — mit einem Worte, das Erzählen ist eine Linie, das Handeln eine Masse.

Wie unzulänglich sind daher unsere „Ketten von Ursachen und Wirkungen", die wir so emsig durch eine kleine Anzahl von Jahren und Quadratmeilen verfolgen, während doch das Ganze eine breite, tiefe Unermeßlichkeit und jedes Atom mit allen übrigen verkettet und verschmolzen ist!

In der That, wenn die Geschichte die durch Erfahrung lehrende Philosophie ist, so ist der Schriftsteller, welcher im Stande wäre, eine Geschichte zu schreiben, bis jetzt noch ein unbekannter Mensch. Die Erfahrung an und für sich würde Allwissenheit bedürfen, um sie niederzuschreiben, selbst wenn die zur Auslegung nöthige Allweisheit umsonst zu haben wäre. Besser wäre es, wenn blos irdische Historiker solche Ansprüche, die mehr für die Allwissenheit als für menschliches Wissen sich eignen, herabstimmten, blos nach einem Bilde der geschehenen Dinge, welches Bild im besten Falle auch nur eine armselige Annäherung sein wird, trachteten, und in dem unergründlichen inneren Wesen der Dinge ein nicht hinwegzuleugnendes Geheimniß sähen; oder wenn sie höchstens in ehrerbietigem Glauben, der weit verschieden ist von der Lehre jener Philosophie, die geheimnißvollen Spuren Dessen betrachteten, dessen Pfad in der unergründlichen Tiefe der Zeiten liegt, den die Geschichte allerdings offenbart, aber den nur die ganze Geschichte und erst in der Ewigkeit deutlich offenbaren wird.

Solche Erwägungen würden freilich von geringem Nutzen sein, wenn sie, anstatt uns Wachsamkeit und ehrerbietige Demuth bei unseren Forschungen in der Geschichte zu lehren, unsere Achtung vor denselben verminderten oder uns den Muth zu unermüdlicher Verfolgung derselben raubten. Wir wollen vielmehr immer tiefer in die Vergangenheit eindringen und mögen alle Menschen sie als die ächte Quelle der Erkenntniß zu ergründen suchen, denn nur bei ihrem Licht, mag man es bewußt oder unbewußt anwenden, kann die Gegenwart und die Zukunft gedeutet werden. Ihre ganze Bedeutung liegt allerdings weit außerhalb des Bereichs unseres Wissens, aber doch können in diesem mit formlosen, unentwirrbaren, unbekannten Charakteren bedeckten, verwickelten Manuscript — ja, welches ein Palimpsest ist

und einst eine prophetische, noch jetzt undeutlich lesbare Schrift enthielt — einige Buchstaben, einige Worte entziffert und — wenn auch keine vollständige Philosophie — doch hier und da eine verständliche, in der Praxis nutzbare Regel daraus abgenommen werden, wobei jedoch wohl zu bedenken ist, daß es nur ein kleiner Theil ist, den wir entziffert haben, daß noch viel zu deuten bleibt, daß die Geschichte ein wirkliches, prophetisches Manuscript ist und von keinem Menschen vollständig gedeutet werden kann.

Aber der Künstler in der Geschichte ist wohl zu unterscheiden von dem Handwerker in der Geschichte, denn hier, wie in allen andern Fächern, giebt es Künstler und Handwerker, Menschen, welche mechanisch in irgend einem Fache arbeiten, ohne Blick für das Ganze, die nicht fühlen, daß es ein Ganzes giebt, und Menschen, welche das bescheidenste Fach durch die Idee von dem Ganzen ausbilden und veredeln, und wohl wissen, daß das Theilweise nur in dem Ganzen richtig zu erkennen ist.

Die Verfahrungsweise, die Pflichten dieser beiden Kategorien in Bezug auf die Geschichte, müssen nothwendig ganz verschieden sein. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß nicht Jeder auf dem ihm eigenthümlichen Standpunkt einen wirklichen Werth habe. Der schlichte Ackersmann kann sein Feld pflügen und nach der Kenntniß, die er von dessen Boden erlangt hat, es mit der geeigneten Getreideart besäen, obschon die tiefen Felsen und Centralfeuer ihm unbekannt sind. Seine kleine Ernte hängt unter und über dem Firmament der Sterne, und segelt durch unerforschte himmlische Räume, aber trotzdem reift sie für ihn in der gehörigen Zeit und er sammelt sie wohlbehalten in seine Scheuer.

Als Ackersmann kann ihn kein Vorwurf treffen, wenn er jene höberen Wunder nicht beachtet. Wollte er dagegen für einen Denker und redlichen Erforscher der Natur gelten, so wäre es damit etwas anderes.

Ebenso ist es auch mit dem Historiker, welcher irgend eine spezielle Phase der Geschichte ins Auge faßt und aus dieser oder jener Combination von politischen, moralischen und ökonomischen Umständen, sowie aus den Ergebnissen, zu welchen diese Combination geführt hat, schließt, daß die und die Eigenschaften der menschlichen Gesellschaft angehören, und daß ähnliche Umstände auch zu einem ähnlichen Ergebniß führen werden, welcher Schluß, wenn er durch andere Erprobungen bestätigt wird, für wahr und praktisch werthvoll gehalten werden muß. Dagegen ist der Geschichtsforscher in Irrthum befangen und wandelt auf Abwegen, wenn er glaubt, daß diese ent-

deckten oder entdeckbaren Eigenschaften die Sache erschöpfen, und wenn er nicht bei jedem Schritte sieht, daß sie unerschöpflich ist.

Diese Klasse von Ursache- und Wirkungs-Männern, für welche kein Wunder lange wunderbar blieb, sondern die alle Dinge im Himmel und auf Erden zu berechnen und „erklären" suchten, und selbst dem Unbekannten, dem Unendlichen im Menschenleben unter den Worten Enthusiasmus, Aberglaube, Zeitgeist u. s. w. gleichsam ein algebraisches Symbol und einen gegebenen Werth verliehen, — haben jetzt in der europäischen Kultur ihre Rolle so ziemlich ausgespielt und sind in den meisten Ländern, selbst in England, wo sie sich noch am längsten halten, ihrem Erlöschen nahe. Der, welcher das unergründliche Buch der Natur liest, als ob es die Strazze eines Kaufmanns wäre, setzt sich mit Recht dem Verdacht aus, daß er dieses Buch niemals gesehen, sondern blos eine abgekürzte Schulausgabe desselben, aus welcher, wenn man sie für das wirkliche Buch hält, mehr Irrthum als Einsicht zu schöpfen ist.

Ohne Zweifel liegt in dem wachsenden Gefühl der Unendlichkeit der Geschichte auch der Grund, weshalb in den gegenwärtigen Zeiten das alte Prinzip, Theilung der Arbeit, in so weitem Umfange darauf angewendet worden ist. Der politische Historiker, der früher das Feld der Geschichte fast ganz allein bebaute, hat jetzt verschiedene Genossen gefunden, welche sich bemühen, andere Phasen des menschlichen Lebens aufzuhellen, von welchem, wie schon oben angedeutet, die politischen Zustände, in welchen es sich bewegt, nur eine, und obschon die primäre, doch vielleicht nicht die wichtigste seiner vielen äußeren Erscheinungen sind.

Aber auch von diesem Historiker selbst, in seinem eigenen speziellen Fache, fängt man jetzt an, neue und höhere Dinge zu erwarten. Von Alters her hat man es zu oft mit Mißfallen an ihm bemerkt, daß er mit unverhältnißmäßiger Vorliebe in Senatshäusern, auf Schlachtfeldern, ja sogar in den Vorzimmern der Könige verweilte, wobei er ganz vergaß, daß in weiter Ferne von solchen Scenen die gewaltige Fluth des Denkens und Handelns bald dunkel, bald hell ihren wunderbaren Lauf verfolgte, und daß in ihren tausend abgelegenen Thälern eine ganze Welt des Daseins mit oder ohne eine irdische Sonne des Glückes, die es erwärmte, mit oder ohne eine himmlische Sonne der Frömmigkeit, die es erläuterte und heiligte, im Blühen und Verwelken begriffen war, mochte nun der berühmte Sieg gewonnen oder verloren werden.

Die Zeit scheint zu kommen, wo Vieles von diesem besser werden muß, und Der, welcher keine Welt weiter sieht, als die der Höfe und Feldlager, und blos schreibt, wie Soldaten exercirt und erschossen wurden und wie dieser ministerielle Hexenmeister jenen andern aus dem Wege herte und dann etwas führte oder wenigstens hielt, was er das Ruder der Regierung nannte, was aber vielmehr der Faßhahn der Besteuerung war — wird für einen mehr oder weniger lehrreichen Zeitungsschreiber gelten, aber man wird ihn keinen Historiker mehr nennen.

Indessen kann der politische Historiker, selbst wenn er sein Werk mit aller nur erdenklichen Vollkommenheit ausführte, doch nur einen Theil zu Stande bringen und läßt immer noch Raum für zahlreiche Mitarbeiter.

Der erste unter diesen ist der Kirchenhistoriker, welcher sich bemüht, den geschichtlichen Entwickelungsgang der Kirche zu verfolgen, nämlich des Theils der socialen Einrichtungen, welcher unseren religiösen Zustand angeht, ebenso wie der andere Theil unseren bürgerlichen, oder vielmehr, wenn es um und um kommt, unseren ökonomischen Zustand betrifft.

Richtig behandelt wäre dieses Fach unzweifelhaft das wichtigere von den beiden, da uns weit mehr daran liegt, zu wissen, wie das moralische Wohlbefinden des Menschen befördert worden und befördert werden könnte, als auf gleiche Weise sein physisches Wohlsein zu begreifen, welches letztere der Endzweck aller politischen Einrichtungen ist. Denn der physisch Glücklichste ist einfach der Sicherste und Stärkste, nnd unter allen Regierungsbedingungen die Macht — ob nun des Reichthums, wie in unserer Zeit, oder der Waffen und Anhänger, wie im Alterthum — das einzige äußere Emblem und Kaufgeld des Guten.

Das wahre Gute aber wird, wenn wir nicht Vergnügen für gleichbedeutend damit halten, auf dem Markte, wo jene Münze gilt, nur selten, oder vielmehr niemals, zum Verkauf ausgeboten. Für den wahren Vortheil des Menschen ist daher nicht der äußere Zustand seines Lebens, sondern der innere und geistige von einflußreichster Bedeutung, nicht die Regierungsform, unter der er lebt, und das Ansehen, welches er hier erlangen kann, sondern die Kirche, deren Mitglied er ist, und der Grad moralischer Veredlung, den er vermittelst ihrer Belehrung erlangen kann.

Die Kirchengeschichte würde daher, wenn sie weise spräche, uns wichtige Geheimnisse zu lehren haben, ja sie wäre in ihrer höchsten Potenz eine Art fortgesetzter Heiliger Schrift, da unsere Bibel in der That nur eine Geschichte

der uranfänglichen Kirche ist, wie sie zuerst in der Seele des Menschen erwachte und sich symbolisch in seinem äußern Leben verkörperte.

Wie weit unsere gegenwärtigen Kirchenhistoriker hinter diesem unerreichbaren Ziele zurückbleiben, ja wie sie sich demselben nicht einmal bis auf einen sehr wohl erreichbaren Punkt nähern, das brauchen wir hier nicht auszuführen. Ueber den Kirchenhistoriker haben wir dieselbe Klage zu führen, wie über seinen politischen Mithandwerker, nämlich daß seine Forschungen sich mehr um den äußeren Mechanismus und die oberflächlichen Ereignisse des Gegenstandes drehen, als um den Gegenstand selbst; als ob die Kirche in Kapitelhäusern der Bischöfe, in ökumenischen Synoden und in den Conclaves der Cardinäle läge und nicht weit mehr in den Herzen gläubiger Menschen, in deren dadurch bestimmten Handlungsweise und Worten ihre hauptsächlichen Manifestationen zu suchen und ihr Fortschritt oder Verfall zu erkennen waren. Die Geschichte der Kirche ist eine Geschichte der unsichtbaren Kirche sowohl als der sichtbaren, welche letztere, wenn sie von der erstern getrennt wird, nur ein leeres Gebäude ist, vielleicht vergoldet und mit alten Votivgeschenken behangen, aber doch nutzlos, ja pestilenzialisch unrein und deren Geschichte zu schreiben weniger wichtig ist, als ihren Sturz zu befördern.

Von weniger ehrgeizigem Charakter sind die Geschichten, welche sich auf besondere getrennte Fächer der menschlichen Thätigkeit beziehen, auf Wissenschaften, praktische Künste, Institutionen u. dergl. — Gegenstände, in welchen nicht sowohl die Quintessenz von dem ganzen Interesse und der Form des Menschenlebens liegt, sondern worin, obschon ein Jeder mit allen Uebrigen im Zusammenhange steht, der Geist eines Jeden wenigstens in seinen materiellen Resultaten, in gewissem Grade ohne zu strenge Beziehung auf den der Andern, entwickelt werden kann.

Am höchsten der Würde und der Schwierigkeit nach stünden in dieser Beziehung unsere Geschichten der Philosophie, der menschlichen Meinungen und Theorien in Bezug auf die Natur seines Wesens und seiner Stellung zur sichtbaren und unsichtbaren Welt, welche Geschichte freilich, wenn sie angemessen behandelt würde oder sich zur angemessenen Behandlung eignete, eine Abtheilung der Kirchengeschichte sein würde, nämlich die logische oder dogmatische Abtheilung derselben, denn die Philosophie ist in ihrer wahren Bedeutung die Seele oder sollte die Seele sein, von welcher Religion, An-

betung, der Körper ist und in dem gesunden Zustande der Dinge wären Philosoph und Priester eins und dasselbe.

Die Philosophie an und für sich ist aber weit entfernt, diesen Charakter zu tragen, auch sind ihre Historiker, im Allgemeinen gesprochen, nicht Leute gewesen, die nur im geringsten Grade sie diesem Ideal hätten näher bringen können. Kaum hat seit der rauhen Aera der Magier und Druiden diese gesunde Verschmelzung von Priester und Philosoph in irgend einem Lande stattgefunden, vielmehr ist die Anbetung göttlicher Dinge und die wissenschaftliche Erforschung göttlicher Dinge in ganz verschiedenen Händen gewesen, deren Beziehungen nicht freundlich, sondern feindselig waren. Eben so sind die Bruckers und Buhles, der vielen unglücklichen Enfields, welche dieses letztere Fach behandelt haben, zu geschweigen, nichts weiter gewesen, als kahle, trockene Berichterstatter, ja oft unverständige und unverständliche Berichterstatter der ausgesprochenen Theorie, ohne Kraft zu entdecken, worin die Theorie ihren Ursprung hatte oder in welcher Beziehung sie zu ihrer Zeit und ihrem Lande und zu der dortigen und damaligen geistigen Stellung der Menschheit stand. Ja, eine solche Aufgabe lag ihnen vielleicht gar nicht vor, weil sie nicht glaubten, daß so etwas auch nur versucht werden könne.

Kunst und Literatur sind ebenfalls aufs Innigste mit der Religion verschmolzen. Sie sind gleichsam die Außenwerke und Strebepfeiler, durch welche dieser höchste Gipfel in unserer innern Welt sich allmälig mit der allgemeinen Ebene verbindet und von dieser aus zugänglich wird.

Der, welcher eine eigentliche Geschichte der Poesie schreiben sollte, müßte uns die auf einander folgenden Offenbarungen schildern, welche der Mensch von dem Geiste der Natur empfangen, unter welchen Erscheinungen er einen Schimmer jener unaussprechlichen Schönheit erhascht und zu verkörpern gestrebt, welche in ihrer höchsten Klarheit, Religion, die Begeisterung eines Propheten ist und in höherem oder geringerem Grade jeden ächten Sänger begeistern muß, selbst wenn sein Thema ein noch so bescheidenes wäre. Wir würden sehen, auf welchen Stufen die Menschen zu dem Tempel hinaufgestiegen, wie nahe sie ihm gekommen wären oder durch welches Mißgeschick sie oft auf so lange Zeit sich davon abgewendet, zwecklos auf der Ebene verweilt oder, mit Blindheit geschlagen, andere Höhen zu erklimmen versucht hätten.

Daß unter allen unsern Eichhorns und Wartons es keinen solchen Hi-

storiker giebt, dies muß einem Jeden klar sein, aber dennoch wollen wir nicht daran verzweifeln, daß wir jener Höhe uns noch um vieles nähern werden. Vor allen Dingen wollen wir das Ideale davon stets im Auge behalten, denn dadurch allein haben wir Aussicht an's Ziel zu gelangen.

Unsere Geschichten der Gesetze und Constitutionen, worin so mancher Montesquieu und Hallam mit Beifall gearbeitet, sind von viel einfacherer Art, aber doch tief genug, wenn sie gründlich erforscht werden und, dafern sie authentisch sind, auch bei geringer Tiefe nützlich. Dann haben wir noch Geschichten der Medizin, der Mathematik, der Astronomie, des Handels, des Ritterthums, des Mönchswesens, und Goguets und Beckmanns sind mit einem Beitrag aufgetreten, welcher der ersprießlichste von allen sein könnte, nämlich einer Geschichte der Erfindungen.

Ueber das Verdienst und den eigentlichen Plan aller dieser Geschichtsgattungen und vieler anderen hier nicht aufgezählten und noch nicht ersonnenen und in Ausübung gebrachten bedarf es hier weiter keiner Auseinandersetzung.

Auf diese Weise und obschon, wie oben bemerkt, alle Thätigkeit eine dreifache Ausdehnung hat und die Totalsumme der menschlichen Thätigkeit ein ganzes Universum mit durchaus unbekannten Grenzen ist, so bemüht sich doch die Geschichte, indem sie in den mannigfachsten Richtungen und Durchkreuzungen einen Pfad nach dem andern durchläuft, uns einen Ueberblick über das Ganze zu verschaffen. Und dieses Bestreben ist, wenn jeder Historiker sich auf seinem Pfade wohl umschaut und ihn mit dem Auge, nicht, wie es gewöhnlicher ist, mit der Nase, aufsucht, vielleicht zuletzt ein nicht ganz erfolgloses! Indem wir daher nur beten, daß vermehrte Theilung der Arbeit nicht hier wie anderwärts unsere schon starken mechanischen Tendenzen verschlimmere, so daß wir in der Handfertigkeit für die Theile alle Herrschaft über das Ganze verlieren und dadurch die Hoffnung auf wahre Philosophie der Geschichte in weitere Ferne hinausgerückt wird als je — wollen wir alle ihr großen und immer größeren Erfolg wünschen.

Ueber Geschichte.

Zweiter Artikel.

(1833.)

Die Geschichte empfiehlt sich als das Nützlichste aller Studien und in der That kann für ein Wesen wie der Mensch, welcher geboren ist, lernen und arbeiten und dann nach einer gewissen Anzahl von Jahren wieder verschwinden, Nachkommen und Werke zurücklassen und sich so auf alle Weise als ein lebender Theil des Menschengeschlechts vindiciren muß, kein Studium geeigneter sein.

Die Geschichte ist der Instructionsbrief, den die alten Generationen schreiben und nach ihrem Tode der neuen überliefern, ja man kann sie noch allgemeiner die mündliche oder schriftliche Botschaft nennen, welche das ganze Menschengeschlecht an jeden Menschen richtet; sie ist die einzige artikulirte Mittheilung — während die unartikulirte und stumme, verständlich oder nicht, in jeder Fiber unseres Seins, in jedem Schritt unserer Thätigkeit liegt — welche die Vergangenheit mit der Gegenwart und das Entfernte mit Dem haben kann, was hier ist.

Alle Bücher, wären es auch nur Liederbücher oder Abhandlungen über Mathematik, sind am Ende historische Documente, eben so wie auch alle Rede selbst ist, uud wir können sonach sagen: die Geschichte ist nicht blos das geeignetste Studium, sondern auch das einzige Studium und schließt alle anderen in sich.

Der in der Geschichte Vollkommene, der, welcher Alles, was die ganze Familie Adams bisher gewesen und bisher gethan, verstünde, sähe und wüßte, wäre in aller vorhandenen oder möglichen Gelehrsamkeit vollkommen; er brauchte hinfort nicht mehr zu studiren, sondern es bliebe ihm weiter nichts übrig, als etwas zu sein und zu thun, damit Andere Geschichte daraus machen und von ihm lernen können.

Vollkommenheit irgend einer Art ist bekanntlich dem Menschen nicht beschieden, von allen übernatürlich vollkommenen Charakteren aber wäre die-

ser des vollkommenen Geschichtskenners — den man sich gleichwohl so leicht denken kann — vielleicht der wunderbarste und ein fehlerloses Ungeheuer, welches die Welt niemals sehen wird, nicht einmal auf dem Papier. Hätte nur der ewige Jude schon im Paradies angefangen zu wandern und zwar mit einem Fortunatushütlein auf dem Kopfe! Auch Nanak Schah tauchte sich, wie wir uns entsinnen, drei Tage lang in einen geheiligten Brunnen und lernte hier genug. Diese Methode Nanak's war eine allerdings sehr leichte, unglücklicherweise aber ist sie in unserm Klima nicht ausführbar.

Man erwäge jedoch, in welcher unermeßlichen Entfernung von diesem vollkommenen Nanak unsere höchst unvollkommenen Gibbons ihre Rolle spielen! Glaubst du, es habe vor Agamemnon keine braven Leute gegeben? Glaubst du, daß jenseits des thrazischen Bosporus alles todt und öde gewesen sei und daß vom Cap Horn bis nach Nova Zembla um den ganzen bewohnbaren Erdball herum sich keine Maus gerührt habe? Und dann wieder in Bezug auf die Zeit — die Erschaffung der Welt ist allerdings alt, wenn man sie mit dem Jahre Eins vergleicht, aber jung und so gut wie von gestern, wenn man sie mit der Ewigkeit vergleicht!

Ach, alle Universalgeschichte ist weiter nichts als eine Art Dorf- oder Stadtgeschichte, welche ein Mitglied dieses oder jenes Bierhausclubs so zusammenstellt, daß sie seinen übrigen Collegen gefällt.

Von dem Ding, welches jetzt verstummt ist, Vergangenheit genannt, die einst Gegenwart und laut genug war, wie viel wissen wir davon? Unser „Instructionsbrief“ erreicht uns im traurigsten Zustande — verfälscht, verwischt, zerfetzt und zerrissen, so daß wir ihn nur mit größter Mühe zu lesen oder vielmehr zu buchstabiren vermögen.

Und dennoch, unaussprechlich kostbar ist unser Fetzen von einem Briefe, ist unsere geschriebene oder gesprochene Botschaft, so wie wir sie haben. Nur Der, welcher versteht, was gewesen ist, kann wissen, was sein sollte und was sein wird. Es ist höchst wichtig, daß das Individuum sein Verhältniß zum Ganzen erkannt habe. „Ein Einzelner hilft nicht,“ steht geschrieben, „sondern nur Der, der sich zur rechten Stunde mit Vielen verbündet.“

Wie leicht ist es in gewisser Beziehung für einen Alles wissenden Nanak ohne Verschwendung von Kraft (oder was wir Fehler nennen) zu arbeiten und in der Praxis die neue Geschichte eben so vollkommen zu spielen, wie er in der Theorie die alte kannte. Da er begriff, was die gegebene

Welt war, was sie hatte und was ihr fehlte, so konnte sein klares Streben sehr wohl die rechte Zeit und den rechten Punkt treffen, indem sie den ächten Strom und die wahre Tendenz steigerte, ohne sich durch den Widerstand dagegen zu neutralisiren.

Unglücklicherweise ist ein solcher glatt rinnender, fortwährend beschleunigter Lauf keineswegs der uns beschiedene. Wir haben Querströmungen, und störende Rückfluthen und unzählige Bestrebungen — jeder neue Mensch ist eine neue Bestrebung — verzehren sich in zwecklosen Strudeln. So ist der Fluß des Daseins so reißend und verheerend und ganze Massen und ganze Generationen vergeuden sich in schmerzlicher Unvernunft und werden vergeudet für das, was niemals nützen kann. Und entspringt von allem diesen die eine Hälfte nicht in Dem, was wir Mangel an Vollkommenheit in der Geschichte genannt haben, und die andere Hälfte in einem sogar noch tieferen, noch unheilbareren Mangel?

Hier jedoch müssen wir zugeben, daß die Natur in Bezug auf solchen historischen Mangel durchaus kein Vorwurf trifft. Wir wollen vielmehr die Sache von der andern Seite betrachten und die Mühe bewundern, die sie sich gegeben und die wahrhaft großartige Fürsorge, die sie getroffen, daß diese selbe Belehrungsbotschaft uns in grenzenloser Fülle erreiche. Begabungen und Fähigkeiten besitzen wir genug, aber es ist auch ihr weiser Wille, daß keine uns verliehene Fähigkeit aus Mangel an Gebrauch roste. Die wunderbare Fähigkeit der Sprache wird einmal gegeben, nicht sowohl ein Geschenk als vielmehr eine Nothwendigkeit; die Zunge erhält sich mit oder ohne viel Bedeutung in fortwährender Bewegung, die sie nur bei einem La Trappe in Folge eines unaussprechlichen Selbstzwanges aufgiebt.

Eben so wenig können die Finger, welche das Wunder des Schreibens gelernt haben, müßig liegen, und wenn es eine Sprechwuth giebt, so wissen wir auch, daß es eine Schreibwuth giebt, die vielleicht noch wüthender ist als die erste. Man sagt von manchen Menschen, sie seien so redselig, daß sie andere gar nicht zu Worte kommen lassen wollen; das Schreiben aber wird gewöhnlich im Geheimen besorgt und ein Jeder hat sein eigenes Pult und Tintenfaß, und sitzt unabhängig davor und ohne daß ihm Jemand ins Wort fallen kann. Und nun vervielfältige man diese Macht der Feder einige zehntausend Mal, das heißt, man erfinde die Buchdruckerpresse mit ihren Preßbengeln, mit ihren Redacteuren, Mitarbeitern, Buchhändlern, Zettelträgern und sehe, was sie ausrichten wird!

Dies sind die Mittel, womit die Natur und die Kunst, die Tochter der Natur, ihren Günstling, den Menschen, ausgerüstet haben, damit er sich dem Menschen bekannt gebe.

Nun erwäge man Zweierlei — erstens, daß eine einzige Zunge von durchschnittlicher Geschwindigkeit täglich einen dicken Octavband zu liefern vermag, und wie viele flinke Zungen mögen wohl auf unserm Planeten oder auch nur in dieser Stadt London in der gegenwärtigen Stunde thätig sein! Zweitens, daß ein Journalist, wenn er guten Willen hat und vom Hunger getrieben wird, sehr oft, wie man uns auf glaubwürdige Weise mitgetheilt hat, binnen vierundzwanzig Stunden seine zwei Druckbogen liefert. Solche Mitarbeiter sind jetzt nicht zu Tausenden, sondern zu Millionen zu haben.

Nimmt man die Geschichte in ihrer engeren gemeinen Bedeutung als die bloße Chronik von „Vorfällen", von Dingen, die, wie wir sagen, erzählt werden können, so wird dadurch unsere Rechnung doch nur wenig geändert. Die einfache Erzählung ist, wie man bemerken wird, das Hauptprodukt der Sprache; der gemeine Mann ist reich an Erzählungen, arm an Nachdenken; nur mit dem Gebildeten ist es anders und umgekehrt. Nimmt man nun an, daß selbst der tausendste Theil der Menschheit nur Gedanken äußere, obschon vielleicht der millionte genug wäre, so haben wir immer noch neunhundert und neunundneunzig, die sich mit eigentlicher Geschichte beschäftigen, indem sie Vorgänge erzählen oder Wahrscheinlichkeiten über dergleichen aufstellen, das heißt, entweder mit Geschichte oder Prophezeihung, welche eine neue Form der Geschichte ist.

Darnach kann der Leser beurtheilen, in welcher Fülle dieser Lebensathem der menschlichen Intelligenz unserer Welt geliefert worden, ob die Natur gegen ihn knauserig oder freigebig gewesen ist. Muth, Leser! Es kann dem Geschichtsforscher niemals an besserem oder schlechterem Futter fehlen, denn enthält nicht schon deine tägliche Zeitung fünfzig und mehr Quadratfuß kleingedruckter Geschichte?

Wenn demnach die Universalgeschichte ein so elender, mangelhafter Fetzen ist, wie wir sie genannt haben, so liegt der Fehler nicht in unseren historischen Organen, sondern einzig und allein in unserm Mißbrauch derselben oder vielmehr in so vielen, je nach den verschiedenen Zeitaltern, verschiedenen Mängeln und Hindernissen, welche den rechten Gebrauch derselben vereiteln. Ganz besonders sind es zwei Mängel, welche schwer auf allen Zeitaltern lasten — Mangel an Redlichkeit, Mangel an Verständniß.

Wenn die bekannt gegebene Sache nicht wahr, wenn sie blos eine Vermuthung oder auch vorsätzliche Erfindung ist, was läßt sich dann damit weiter thun, als daß man sie auszurotten und zu vernichten sucht? „Die Wahrheit aber," sagt Horne Tooke, „bedeutet weiter nichts, als das, was man für wahr hält, was man glaubt," und welche neue verderbliche Deduction haben wir davon bis zur Sache selbst hinzunehmen.

Ohne Verständniß aber nützt selbst das Glauben wenig und wie kann das Bekanntgeben etwas nützen, wenn keine Sehkraft darin lag, sondern bloße Blindheit. Eben so wie bei politischen Ernennungen ist der Mann, den man ernennt, nicht der, welcher am fähigsten war, das Amt zu bekleiden, sondern blos der, welcher am fähigsten war, dazu ernannt zu werden. So geht auch bei allen historischen Wahlen und Auswählungen das tollste Zeug vor. Das Ereigniß, welches das wissenswürdigste ist, wird vielleicht von allen andern am wenigsten besprochen, ja Manche sagen, es liege eben in der Natur solcher Ereignisse, daß dem so sei.

So liegt vielleicht in jenen selben fünfzig Quadratfuß Geschichte, oder auch wenn sie sich bis auf fünfzig Quadratmeilen von derselben Qualität ausgedehnt hat, vielleicht nicht der fünfzigste Theil von der Breite eines Haares, woraus sich wirklich etwas ergiebt. In der That, die Quantität von Drucksachen, die in unserer Zeit vom Feuer verzehrt werden müßte, ehe der kleinste permanente Vortheil daraus geschöpft werden kann, ist geeignet, uns mit Erstaunen, ja fast mit Furcht zu erfüllen. Ach, wo ist der Unerschrockene, der alle diese Papiergebirge in Zunder verwandelt und dann die drei Tropfen Zunderwasserelixir zu extrahiren versteht?

In der That, wenn man die Thätigkeit der historischen Feder und Presse während dieses letzten halben Jahrhunderts betrachtet, und welche Masse von Geschichte sie während dieser Periode allein zu Tage gefördert hat und wie sie hinfort wahrscheinlich in zehn- oder zwanzigfacher geometrischer Progression zunehmen wird, sollte man meinen, der Tag sei nicht mehr fern, wo die ganze Erde diese Schriften über Das, was auf der Erde geschehen, nicht mehr fassen könne und das menschliche Gedächtniß verwirrt und überwältigt aufhören werde, etwas zu behalten.

Für Manche mag der Gedanke neu und tröstlich sein, daß dieser unser Zustand nicht so beispiellos ist, wie er scheint und daß mit dem Gedächtniß und mit denkwürdigen Dingen der Fall stets ein ganz ähnlicher war. Das Leben Nero's nimmt in unserm Tacitus einige kleine Seiten ein; wie viele

derselben aber füllte es in den Pergament- und Papyrus-Archiven von Nero's Generation? Der Verfasser von „Vie de Sénéque" hat jetzt nach vielen Jahrhunderten einige wenige noch übrige Schnitzel davon aufgelesen und mit leichter Mühe zwei Octavbände daraus gemacht. Wäre nun der Inhalt der damals vorhandenen römischen Gedächtnisse oder vollends Alles, was damals darüber gesprochen ward, gedruckt worden, wie viele Quadratfuß mit Perlschrift bedeckt hätten wir, — in Gürteln, welche um den ganzen Erdball reichten!

Die Geschichte muß daher, ehe sie Universalgeschichte werden kann, vor allen Dingen zusammengedrängt werden. Wollte man die Geschichte nicht zusammenziehen, so könnte man nicht über eine Woche im Gedächtniß behalten. Ja, wollte man die Zusammendrängung ganz ausschließen, so könnten wir nicht eine Stunde oder überhaupt gar nichts der Erinnerung einverleiben, denn die Zeit ist wie der Raum unendlich theilbar und eine Stunde mit ihren Ereignissen, mit ihren Gefühlen und Erregungen könnte in solcher Ausdehnung geschildert werden, daß sie das ganze Feld des Gedächtnisses bedeckte und alles Andere über die Grenzen hinausschöbe.

Die Gewohnheit jedoch und die natürliche Constitution des Menschen schreiben schon von selbst dienliche Gedächtnißregeln vor und halten alle solche phantastische Möglichkeiten von uns entfernt, in welche nur so ein thörichter muhamedanischer Kalif, der seinen Kopf in einen Eimer bezaubertes Wasser tauchte und auf diese Weise eine einzige nasse Minute in sieben lange Jahre der Knechtschaft und Drangsale aushämmerte, verfallen konnte.

Erinnerung und Vergessenheit sind wie Tag und Nacht, so wie überhaupt alle anderen Widersprüche in diesem unseren seltsamen dualistischen Leben eins für des andern Dasein nothwendig. Die Vergessenheit ist die schwarze Tafel, auf welche die Erinnerung ihre lichtstrahlenden Charaktere schreibt und sie lesbar macht; wäre Alles hell, so könnte man hier nichts lesen, eben so wenig, als wenn Alles finster wäre.

So wie mit dem Menschen und seinen autobiographischen Tagebüchern, die er selbst unbewußt im Gedächtniß führt, geht es auch mit der Menschheit und ihrer Universalgeschichte, welche ebenfalls ihre Autobiographie ist — eine ähnliche, unbewußte Fähigkeit des Erinnerns und Vergessens verrichtet auch hier das Werk. Die Vorgänge des Tages, wären sie auch noch so geräuschvoll, können nicht immer laut bleiben; der Morgen kommt mit seinem neuen Lärm, der ebenfalls will, daß man von ihm Notiz nehme. In dem

unermeßlichen Kampfe und Widerstreite dieses Chaos des Daseins sinkt eine Gestalt nach der andern, wie Alles, was aufgetaucht ist, auch einst wieder sinken muß. Was nicht in der Erinnerung bleiben kann, entschwindet daraus; die Geschichte zieht sich in eine lesbare Ausdehnung zusammen und endlich ist in den Händen irgend eines Bossuet oder Müller die ganze gedruckte Geschichte der Welt von der Schöpfung an kürzer geworden, als die des Wächters von Portsoken in einem einzigen Sonnentage.

Ob eine solche Zusammenziehung, ein solcher Auszug stets auf die beste Weise erfolgt, ist freilich eine andere Frage, oder vielmehr, es läßt sich behaupten, daß die Zusammenziehung auf eine keineswegs wünschenswerthe Weise stattfindet. Verworfene Cleopatras und Messalinas, Caligulas und Commodusse leben in unerquicklicher Masse noch in unserer Erinnerung, während ein wissenschaftlicher Pancirollus sein Buch über verlorene Künste schreiben muß und ein moralischer Pancirollus, wenn er die dazu erforderliche Einsicht besäße, ein noch viel traurigeres Buch über verlorene Tugenden schreiben könnte, über edle, schaffende, wagende und duldende Menschen, deren heldenmüthiges Leben als eine neue Offenbarung und Entwickelung des Lebens selbst ein hohes Gut für Alle wäre, aber nun verloren und vergessen ist, weil die Geschichte ihr Blatt auf andere Weise gefüllt hat.

In der That beherrscht hier, wie anderwärts, Das, was wir Zufall nennen, Vieles, und auf jeden Fall kommt die Geschichte nicht so zusammen, wie sie sollte, sondern wie sie kann und will.

Nichtsdestoweniger bemerke man, wie schon durch den natürlichen Hang allein und gleichsam ohne menschlichen Vorbedacht eine gewisse Angemessenheit der Auswahl und zwar in hohem Grade unvermeidlich ist. Ganz werthlos könnte die Wahl nicht sein, selbst wenn sie nach keiner bessern Regel erfolgte, als nach der, daß die Menschen blos von Dem sprechen, was neben ihnen besteht und thätig lebendig ist.

So werden die Dinge, welche Früchte erzeugt haben, ja deren Frucht noch wächst, zuletzt die Dinge, welche man zur Aufzeichnung auswählt, weil diese Dinge allein groß und des Aufzeichnens würdig waren.

Die Schlacht bei Châlons, wo das Hunnenland mit Rom zusammenstieß und zwei Riesen, deren Schwerter Königreiche in Stücken hieben, mit einander um den Besitz der Erde kämpften, lebt nur matt in der trüben Erinnerung einiger Wenigen, während die armselige Verrätherei eines erbärmlichen Ischarioth, für dreißig Silberlinge in dem erbärmlichen Lande Palä-

stina verübt, noch klar und deutlich in den Köpfen und Herzen aller Menschen lebt. Ja überdies, da blos Das, was Frucht trug, groß war, so muß von allen Dingen das, dessen Frucht noch da ist und noch wächst, das größte und denkwürdigste sein, was wiederum, wie wir sehen, schon nach der Natur des Falles hauptsächlich die Sache ist, deren man sich erinnert.

Hierbei bemerke man auch, wie dieses „hauptsächlich" stets darnach strebt, ein „einzig und allein" zu werden und wie das Nahe fortwährend näher kommt, denn Trivialität nach Trivialität entschwindet, so wie aus der lebenden Thätigkeit der Menschen auch aus ihrer Rede und Erinnerung, und nur das Große und Lebenskräftige lebt immer ausschließlicher darin fort.

So corrigirt ein Ereigniß das andere und in dem wunderbaren, grenzenlosen Durcheinander der Dinge — während eine, ein gewisses Ziel verfolgende Macht sie beherrscht oder vielmehr darin wohnt — kommt ein Resultat zu Tage, welches man sich schon gefallen lassen kann.

Merkwürdig auf alle Fälle und wenigstens einmal in unserm Leben des Anschauens werth ist diese Zusammenziehung der Geschichte, möge das Verfahren dabei sein, welches es wolle. Wie die fünfzig Quadratfuß nach einem Jahrhundert, nach zehn Jahrhunderten doch zusammengeschrumpft sind! Man betrachte von Anfang bis zu Ende irgend eine Geschichte, z. B. die unseres eigenen Englands, und sehe, wie sie dem raschesten Gesetz der Perspective folgend von der Leinwand hinwegschwindet!

Ein unglücklicher Sybarit, wenn wir zwei Jahrhunderte von ihm entfernt sind und ihn Karl II. nennen, bekommt zwölf Mal so viel Raum, als ein heldenmüthiger Alfred und zwei oder drei tausend Mal so viel, wenn wir ihn Georg IV. nennen. Die ganze sächsische Heptarchie, obschon Ereignisse, gegen welche die Magna Charta und die weltberühmte dritte Lesung sind wie Staub in der Wagschale, damals stattfanden, — denn ward, um anderer Dinge zu geschweigen, England nicht damals, wenn auch nicht im Parlament repräsentirt, doch zum Christenthum bekehrt? — die ganze sächsische Heptarchie, sage ich, wird mit einer einzigen Sentenz Milton's abgefertigt, der einzigen, welche spätere Schriftsteller copirt oder Leser gemerkt haben, wir meinen die Stelle, wo er von den „Kämpfen und Flügen der Geier und Krähen" spricht.

Eben so war es auch keineswegs ein unwichtiges, nächtliches Gelag, als die beiden entschlossenen, starrköpfigen Brüder Hengist und Horsa den Entschluß faßten, in Britannien eine Menschenhatz zu veranstalten, weil mit

der Eberhatz in ihrer Heimath nicht mehr viel zu machen war. Und so schufen sie aus einigen hungrigen Angeln eine englische Nation und pflanzten sie hierher und — schufen dich, o Leser! Ueber Hengist's sämmtliche Feldzüge aber läßt sich jetzt kaum eine Seite guter Erzählung schreiben, während der Besuch des Lordmayors in Oxford der Menschheit in einem anständigen Bande enthüllt wird. Ja, was wollen wir — wird nicht nicht der Brand des Theaters in Braunschweig mit millionenmal mehr Worten erzählt, als die Schöpfung einer Welt? Um uns eines bereits fertigen Gleichnisses zu bedienen, möchten wir die Universalgeschichte mit einem magischen Gewebe vergleichen und mit Erstaunen erwägen, wie durch philosophische Einsicht und träge Vernachlässigung das ewig wachsende Gebäude sich aus der unermeßlichen Masse von Fäden und Enden herauswirrte, welche wir Memoiren nennen, ja wie jede neue Verlängerung, jede neue Epoche die ganzen Verhältnisse und Farbe und Bauart bis zum Ursprung zurückveränderte.

Erlangen nicht auf diese Weise die Geschichtsbücher eines Tacitus nach siebzehnhundert Jahren in den Händen eines Montesquieu neue Bedeutung? Niebuhr muß uns nach noch längerer Zeit die Schriften eines Titus Livius wieder interpretiren, ja die religiösen Chroniken eines hebräischen Propheten und Gesetzgebers haben ein gleiches Schicksal und manch ein tiefgelehrter Eichhorn prüft mit frischgeschliffener philosophischer Brille die Offenbarung eines Moses und bemüht sich für dieses Jahrhundert wieder Das hervorzubringen, was vor dreißig Jahrhunderten von offenbar unendlicher Bedeutsamkeit für Alle war. Man sehe, wie die Geschichte mit ihren Anfängen sich bis in die entfernte Zeit, welche dunkel aus der geheimnißvollen Ewigkeit emportaucht, zurückreicht, während ihr Ende uns zu der gegenwärtigen Stunde umfaßt, welcher wir nicht blos als Erzähler, sondern auch als handelnde Person angehören! Ihrer Form nach möchten wir sie in mathematischem Sinne hyperbolisch-asymptotisch nennen; um uns herum stets von unendlicher Breite schrumpft sie hinter uns in enge Grenzen zusammen und nähert sich immer schmäler und spitzer der unendlichen Tiefe. Ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach hat man sie das wahre epische Gedicht und die universelle heilige Schrift genannt, deren göttliche Eingebung kein Mensch, möge er bei Sinnen sein oder nicht, in Zweifel ziehen wird.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Inhalt.

Jean Paul Friedrich Richter.

Erster Artikel . . . . Seite 1

Zweiter Artikel . . . . „ 25

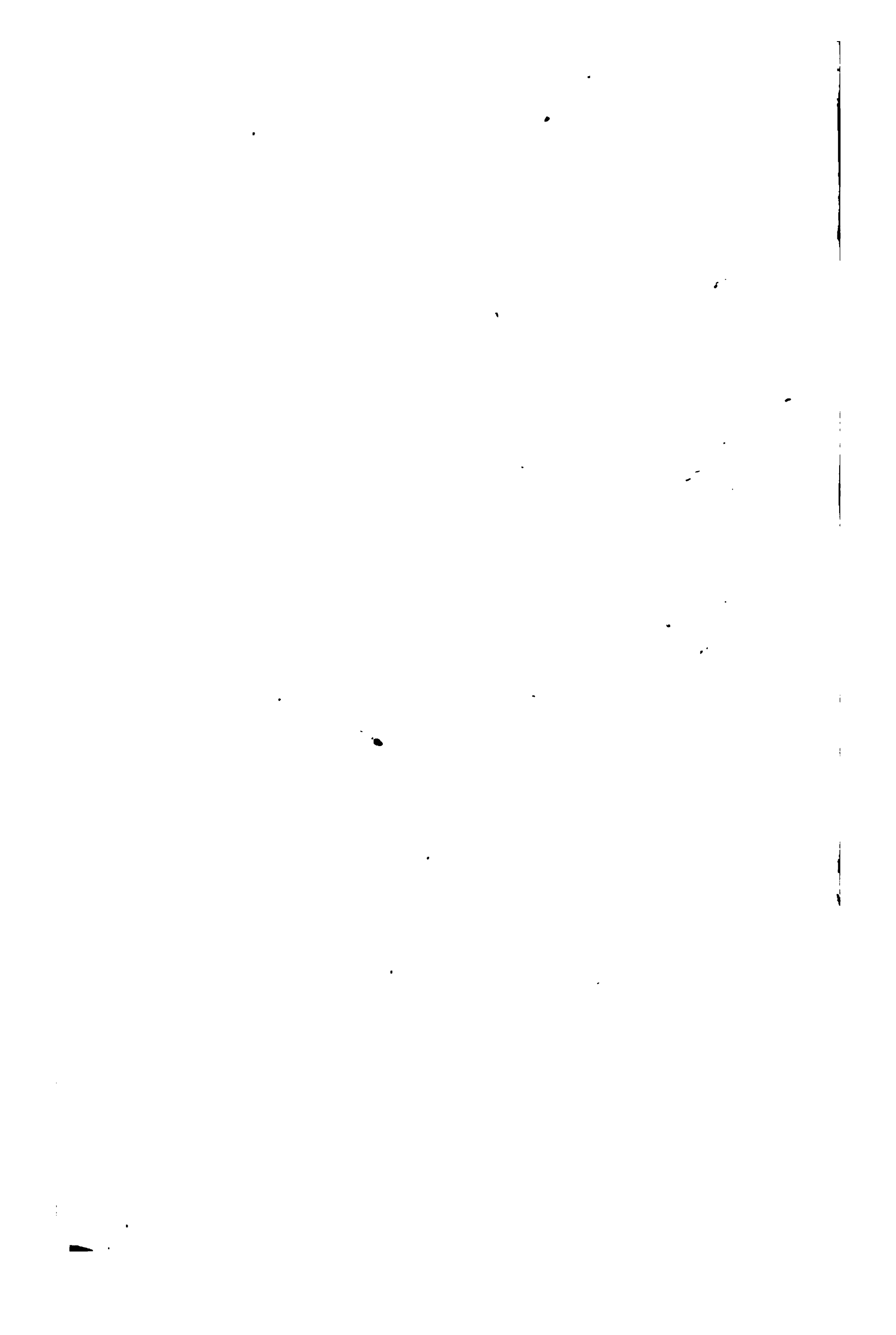
Boswell's Lebensgeschichte Johnson's . . . . „ 86

Sir Walter Scott . . . . „ 159

Ueber Geschichte.

Erster Artikel . . . . „ 229

Zweiter Artikel . . . . „ 242



Thomas Carlyle's

ausgewählte Schriften.

Vierter Band.

Thomas Carlyle's ausgewählte Schriften.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

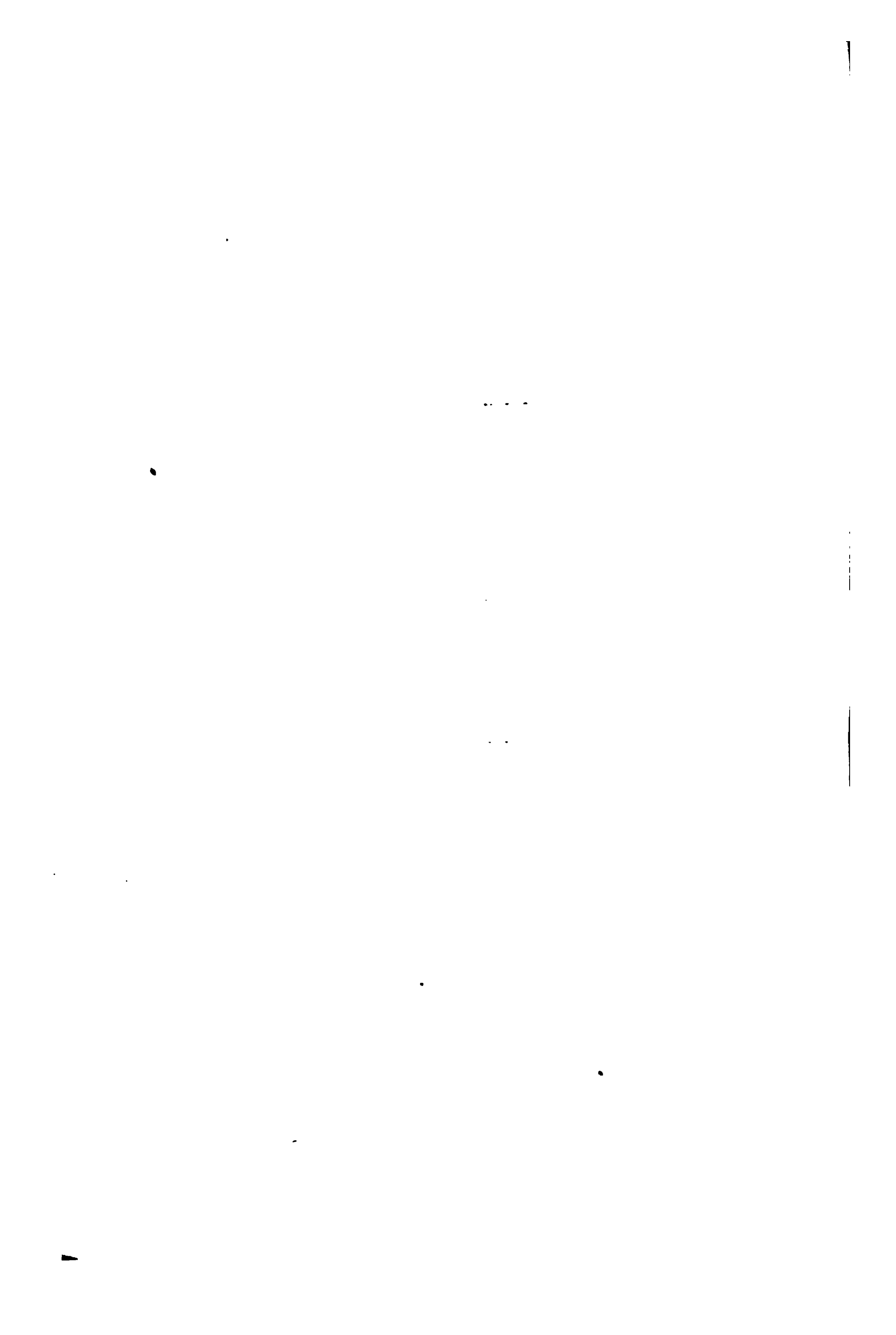
Vierter Band.

Dr. Francia. — Mirabeau. — Burns. — Deutsche Dramenschmiede.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1855.



Dr. Francia*).

(1843.)

Die verworrene südamerikanische Revolution oder Reihe von Revolutionen ist eben so wie der südamerikanische Continent selbst ohne Zweifel ein großes verworrenes Phänomen und einer bessern Kenntniß würdig als die Menschen bis jetzt davon haben. Es sind mehrere Bücher über diesen Gegenstand geschrieben worden, aber größtentheils sind es schlechte Bücher von fast gar keiner Wirkung. Es ist den Helden Südamerikas noch nicht gelungen, der cisatlantischen Anschauung oder Erinnerung irgend ein Bild von sich, noch viel weniger aber ein wahres Bild von sich vorzuführen.

Iturbide, der Napoleon Mexiko's, ein großer Mann in diesem kleinen Lande, wer war er? Er schuf den drei Mal berühmten „Plan von Iguala", eine Constitution von keiner Dauer. Er ward Kaiser von Mexiko, der allergnädigste Augustin I.; er ward abgesetzt, nach Livorno, nach London verbannt, beschloß zurückzukehren, landete an der Küste von Tampico, wo er

*) 1. Leichenrede bei Gelegenheit der feierlichen Bestattung Sr. Excellenz des weiland lebenslänglichen Dictators der Republik Paraguay, Bürgers Dr. José Gaspar Francia, von dem Bürger Peter Manuel Antonio Perez an der Kirche zur Empfängniß, am 20. Oct. 1840. (In engl. Uebersetzung.)

2. Essai Historique sur la Révolution de Paraguay et le Gouvernement Dictatorial du Docteur Francia, par Rengger et Longchamp, Paris 1827.

3. Letters on Paraguay, by J. P. and W. P. Robertson. 2 vols. London 1839

4. Francia's Reign of Terror. Von dens. London 1839.

5. Letters on South America. Von dens. 3 vols. London 1843.

6 Travels in Chile and La Plata. By John Miers. 2 vols. London 1826.

7. Memoirs of General Miller, in the Service of the Republic of Peru. 2 vols. London 1829.

feindselig empfangen und erschossen ward. Dies ist ungefähr, was die Welt von dem mexikanischen Napoleon weiß, dem allergnädigsten Augustin dem Ersten, dem höchst unglücklichen Augustin dem Letzten. Er gab auch selbst Memoiren heraus, die aber nur Wenigen zugänglich sind. Vergessenheit und die wüsten Panamas haben diesen braven Don Augustin verschlungen vate caruit sacro.

Und Bolivar, der Washington Columbia's, der Liberator Bolivar, auch dieser ist dahin, ohne seinen Ruhm genossen zu haben. Einige schlechte Lithographien zeigen uns einen Mann mit langem Gesicht und viereckiger Stirn, ernster Miene, einer sanft gebogenen Nase, furchtbar scharfwinkliger Kinnlade und dunklen Augen, die etwas allzu dicht beisammen stehen, wegen welches letzteren Umstands, wie wir innig hoffen, der Lithograph allein zu tadeln ist.

Dies ist der Liberator Bolivar, ein muthiger Fechter, kühner Reiter, der als Held und Charlatan viel durchgemacht, viel ausgerichtet und viel erduldet und nun todt und verschwunden ist — von dem mit Ausnahme jener elenden Lithographie das gebildete europäische Publikum so viel als nichts weiß. Und flog er nicht hin und her, oft auf die verzweifeltste Weise mit seinen wilden Reitern in ihren Ueberwürfen? Poncho nennen die Südamerikaner einen solchen Ueberwurf; derselbe besteht aus einem viereckigen Stück Zeug, mit einem kurzen Schlitz in der Mitte, durch welchen man den Kopf hindurchsteckt. Mancher Reiter dieses Befreiungskrieges trug in diesem heißen Klima weiter gar keine Kleidung und kämpfte dennoch wacker und wickelte den Poncho um den Arm, wenn es zum Angriff kam.

Mit solcher Cavalerie und dazu passender Artillerie und Infanterie ist Bolivar kämpfend durch sengende Wüsten gezogen, durch heiße Sümpfe, durch Eisklüfte hoch über der Schneelinie, — mehr Meilen als Ulysses jemals segelte; davon mögen die künftigen Homere Notiz nehmen. Er ist mehr als einmal über die Andes marschirt — eine eben so große That wie Hannibal's Uebergang über die Alpen — und schien kein großes Aufheben davon zu machen. Oft geschlagen, vom festen Lande verbannt, kam er immer wieder und erneuete den grausamen, unerbittlichen Kampf. In den Regionen von Cumana errang er den unsterblichen Sieg bei Carababo und mehrere andere; unter ihm ward der entscheidende Sieg bei Ayacucho in Peru erfochten, wo das alte Spanien zum letzten Male in diesen Breitengraden Pulver verbrannte und dann floh, ohne zurückzukehren.

Er war Dictator, Liberator, fast Kaiser, wenn er lange genug gelebt hätte. Drei Mal nach einander legte er im feierlichen columbischen Parlament mit Washington'scher Beredtsamkeit seine Dictatur nieder und nahm sie eben so oft auf dringendes Bitten wieder an, weil er nicht entbehrt werden konnte. Drei Mal oder wenigstens zwei Mal entwarf er an verschiedenen Orten mit großer Mühe eine freie Constitution mit zwei Kammern und einem auf Lebenszeit ernannten Obergouverneur, dem es freistehen sollte, seinen Nachfolger zu ernennen, — die vernünftigste demokratische Constitution, die man entwerfen konnte, und zwei Mal oder wenigstens ein Mal erklärte sich das Volk, als es zum Treffen kam, dennoch nicht damit einverstanden.

In Paris war er früher sehr wohl bekannt, namentlich in den ausschweifenden, den philosophischen, politischen und anderen Cirkeln. Er hat in mancher eleganten Pariser Soirée geglänzt, dieser Simon Bolivar, und in seinen spätern Jahren, im Herbst 1825 ritt er triumphirend in Potosi und den fabelhaften Inca-Städten ein, während ganze Schaaren gefiederter Indianer um ihn herum ihre Purzelbäume schlugen und ihr Kriegsgeheul anstimmten, — und „als der berühmte Cerro, der metallhaltige Berg in Sicht kam, fingen alle Glocken an zu läuten und die Geschütze donnerten," sagt General Müller in seinen Memoiren.

Wenn dies nicht ein Ulysses, ein Polytlas und Polymetis, ein an Abenteuern und Erfahrungen reicher Mann war, wo sollte es denn sonst einen geben? Er war in der That ein Ulysses, dessen Geschichte die Dinte verlohnen würde, wäre nur erst der Homer da, der sie schreiben könnte.

Auch über General San Martin läßt sich etwas sagen. General San Martin besaß, als wir ihn vor circa zwanzig Jahren — durch die Organe des authentischen zuverlässigen Reisenden Mr. Miers — das letzte Mal sahen, ein schönes Haus in Mendoza und „sein eignes Portrait hing, wie ich bemerkte, zwischen denen Napoleon's und des Herzogs von Wellington." In Mendoza, der heiteren von Lehm erbauten, weiß getünchten Stadt am östlichen Fuße der Andes, „mit ihrer wohlgepflasterten und gefegten, kühlen, schattenspendenden Promenade, welche nach der einen Seite hin die schönste Aussicht über die unermeßliche Pampas-Wüste und auf der andern auf die Cordillera genannte Felsenkette bietet, deren himmelhohe Berge mit Schnee bedeckt sind oder vulkanische Rauchsäulen aufsteigen lassen" — hier wohnte der General Ex-Generalissimo San Martin und dachte über seine in der

halben Welt erlebten Abenteuer nach, während sein Portrait zwischen dem Napoleon's und dem des Herzogs von Wellington hing.

Hat der Leser jemals etwas von San Martin's Marsch über die Andes nach Chile gehört? Es ist eine That, die wohl einer nähern Betrachtung würdig ist, und sehr wohl vergleichbar mit Hannibal's Marsch über die Alpen, während es noch keine Straße über den Simplon oder Mont Cenis gab. Dieser Uebergang über die Andes geschah im Jahre 1817.

Südamerikanische Armeen fürchten sich weiter nicht, wenn ihnen befohlen wird, durch die Schluchten der Andes zu marschiren. Deshalb dachten die Einwohner von Buenos Ayres, nachdem sie ihre eigenen Spanier vertrieben und das Reich der Freiheit, obschon auf etwas zweifelhafte Weise gegründet, es wäre nun gut, die Spanier aus Chile zu vertreiben und hier ebenfalls das Reich der Freiheit zu gründen, worauf San Martin als Commandant von Mendoza beauftragt ward, dieses Geschäft zu besorgen.

San Martin holt, um sicher zu gehen, sehr weit aus und versammelt, während die Armee sich bei Mendoza rüstet, in dem Fort San Carlos bei dem Aguanda-Flusse einige Tagereisen südlich alle zugänglichen Stämme der Pehuenche Indianer zu einer feierlichen Berathung, wie sie es nennen, mit darauf folgendem Schmause auf der Esplanade daselbst. Die Ceremonien und Berathungen sind, wie General Miller sie beschreibt, etwas sonderbar, noch mehr aber den Schluß bildende Schmaus, welcher drei Tage dauert, während dessen ungeheure Massen Pferdefleisch als Speise und Pferdeblut mit Branntwein als Getränk ausgetheilt und mit großer Gier verschlungen werden. Die Folgen davon kann man sich leicht denken. Die Frauen der Indianer hatten jedoch sehr klüglich im Voraus alle Waffen auf die Seite geschafft, ja fünf oder sechs dieser armen Weiber, welche sich wechselseitig ablösten, waren stets nüchtern und bewachten die übrigen, so daß verhältnißmäßig wenig Unheil angerichtet ward und nur zwei oder drei Todtschläge vorkamen.

Nachdem die Pehuenches auf diese Weise ihr Feuerwasser und Pferdeblut getrunken und San Martin ewige Freundschaft geschworen hatten, gingen sie wieder nach Hause und — setzten seine Feinde jenseits der Andes von der Straße in Kenntniß, die er einzuschlagen gedachte. Dies war aber gerade das, was San Martin, der Schlaufuchs, vorausgesehen und gewollt hatte! Er beschleunigte seine Zurüstungen, ließ seine Geschütze auf Stangen binden, seine Leute mit Tornistern und Futtersäcken versehen, seine Maul-

thiere in Bereitschaft setzen und verließ Mendoza in aller Stille auf einer andern Straße.

Die Kriegführung der Neuzeit hat, wie General Miller erklärt, wenig aufzuweisen, was diesem Marsch an die Seite gestellt werden könnte. Die lange, schmale Reihe der Soldaten, über sechstausend an der Zahl, schlängelt sich mit ihren Thieren und ihrem Gepäck durch das Herz der Andes und unterbricht auf einen kurzen Augenblick die Einsamkeit der Abgründe. — Auf schmalen Wegen geht es dahin, durch steinige Labyrinthe unter ungeheuern überhängenden Felsen hinweg, während tief unten wilde Gebirgsströme brausen und bodenlose Klüfte heraufgähnen und sogar Wind und Echo in unheimlicher, noch nie gehörter Weise heulen. Himmelhohe Felsenschranken thürmen sich vorn, hinten und ringsum herauf, sodaß gar kein Ausweg vorhanden zu sein scheint. Der Pfad ist schmal und das Fußen sehr schwierig. Auch scharfe Biegungen kommen vor, wo man wohlthun wird, auf seine Schritte Acht zu geben — ein einziger falscher Tritt und man bedarf keines zweiten, denn man verschwindet in dem schwarzen Rachen des Abgrundes und die gespenstischen Winde heulen das Requiem. Etwas besser sind die Hängebrücken aus Bambus und Leder gefertigt, obschon sie hin und her baumeln wie Schaukeln. Männer stehen hier mit Lassos, um die Passanten auf geschickte Weise anzuschlingen und wieder aus dem Strome herauszufischen, wenn sie hineinpurzeln sollten.

Auf diesem Terrain marschirte San Martin, gerade auf San Jago zu, um mit den Spaniern zu kämpfen und Chile zu befreien. Statt der Munitionswagen hatte er Sorras oder Schlitten aus getrocknetem Büffelleder gefertigt. Die Geschütze wurden von Maulthieren getragen, nämlich ein jedes auf je zwei Maulthieren, die auf sinnreiche Weise aneinander geschirrt waren. Auf dem Packsattel des vordersten Maulthieres ruhete, mit starken Gurten befestigt, eine lange, starke Stange, und das andere, wahrscheinlich gabelförmige Ende auf dieselbe Weise befestigt, auf dem Packsattel des hintern Maulthiers; das Geschützrohr selbst hängt vermittelst lederner Riemen an dieser Stange, und so geht der Transport schwankend und baumelnd, aber dennoch verhältnißmäßig sicher vor sich.

In dem Tornister eines jeden Soldaten befanden sich Lebensmittel auf acht Tage, getrocknetes Rindfleisch zu Schnupftaback gerieben mit einer Beimischung von Pfeffer und Zwieback oder Maismehl. An Zwiebeln und Knoblauch war kein Mangel; Abends konnte beim Feuer von kurzem Ge-

strüpp und Felsenmoos oder gedörrtem Maulthiermist Thee gekocht werden. Weiteres Gepäck war nicht gestattet, denn jeder Soldat lag des Nachts in seinen Poncho gehüllt mit seinem Tornister statt des Kopfkissens unter dem Baldachin des Himmels und sank, von der ungeheuern Anstrengung erschöpft, sehr bald in schnarchenden Schlaf und wunderliche Träume. Hatte er nicht in den Pampas Vieles zurückgelassen, — Mutter, Geliebte, und wer weiß, was sonst, und was erwartete ihn in Chile, wenn er jemals hinüberkam?

Welch einen Anblick muß dieses Nachtlager San Martin's gewährt haben, wenn seine Leute so in dem Herzen der Andes unter den ewigen Sternen lagen und schnarchten! Müde Schildwachen halten sich mit Mühe wach; abgemattete Maulthiere kauen ihr Gerstenfutter oder schlummern auf drei Beinen. Das schwache Wachtfeuer zündet kaum eine Cigarre an; Canopus und das südliche Kreuz glitzern vom schwarzblauen Himmel herab und alles schnarcht umgürtet von Granitwüsten.

San Martin's unvorsichtige Soldaten verzehrten die ihnen auf eine Woche zugetheilten Rationen schon fast in der Hälfte dieser Zeit und mußten während der letzten drei Tage, vom Hunger gespornt, so schnell als möglich weiter eilen. Auch dies hatte der schlaue San Martin vorausgesehen und wußte, daß seine abgehärteten wilden Gauchos es wohl aushalten könnten, ja, daß sie nur um desto schneller marschiren würden.

Am achten Tage brachen sie hungrig wie Wölfe und schnell und reißend wie ein Gebirgsstrom hervor, marschirten stracks auf San Jago, zum Entsetzen der Spanier, die von ihnen auf der Ebene von Maypo und dann wieder zum letzten Mal auf den Ebenen und Anhöhen von Chacabuco vollständig geschlagen wurden. So war denn Chile, wie man glaubte, auf immer befreit.

Ach, leider war die Befreiung von Chile damit blos begonnen, aber weit entfernt, beendet zu sein. Chile ist nach noch vielen folgenden Befreiungen bis auf diese Stunde fortwährend aus den Händen einer Bande von Uebelthätern in die der andern gerathen.

San Martin's Manövers um Peru zu befreien, Peru und Chile zu vereinigen und ein Washington-Napoleon dieses Landes zu werden, geriethen nicht so gut. Man faßte allerhand Verdacht gegen ihn, der Liberator Bolivar ward herbeigerufen und es fanden mittlerweile einige Revolutionen statt. San Martin sieht sich peremptorisch, obschon auf höfliche Weise wie-

der über die Andes zurückcomplimentirt und hängt nun in Mendoza mit Muße sein Portrait zwischen dem Napoleon's und Wellington's auf. Mr. Miers hält ihn für einen klugen, menschenfreundlichen, wenn auch etwas listigen Mann. Hätten die Chilesen ihn nicht auch wirklich zu ihrem Napoleon wählen können? Sie sind weiter gegangen und dabei bis jetzt wenig besser gefahren.

Der weltberühmte General O'Higgins z. B. ward nach einigen Revolutionen Director von Chile, aber was konnte er, von der Legislatur auf das Schauderhafteste in die Enge getrieben, daraus machen. Fast nichts! O'Higgins ist offenbar von irischer Abkunft und obschon geborener Chilese und natürlicher Sohn von Don Ambrosio O'Higgins, dem früheren spanischen Vicekönig von Chile, steht ihm doch der Irländer im Gesicht geschrieben. Ein heiteres, joviales, festes Gesicht ist es, strahlend von Gesundheit, guter Laune und mannigfachen Erfolgen in Krieg und Frieden.

Von seinen Schlachten und Abenteuern möge ein glücklicherer Epiker singen oder sprechen. Eins aber werden wir ausländischen Kritiker nie vergessen — die unermeßlichen Verdienste seines Vaters um Chile hinsichtlich des Straßenbaues. Als Don Ambrosio vor etwa einem halben Jahrhundert die Regierung von Chile antrat, existirten wahrscheinlich von Panama bis zum Cap Horn keine zehn Meilen Straße, wie es denn außer seinen auch jetzt noch kaum andere geben wird. Die alten Inca-Straßen können nicht in Anschlag kommen, denn sie sind zu schmal — nämlich nur drei Fuß breit — und werden gegenwärtig gar nicht mehr benutzt. Don Ambrosio schuf mit einem unglaublichen Grade von Fleiß, Ausdauer und Geschicklichkeit Straßen und immer wieder Straßen nach allen Richtungen hin. Von San Jago nach Valparaiso, wo blos sichere Maulthiere mit ihren Packsätteln Güter beförderten, gehen jetzt ganz bequem lautknarrende Karren mit hölzernen Axen und alle anderen Gattungen von Fuhrwerken. Er war es, der diese Pässe durch die Andes bahnte und die schmalen Maulthierpfade zu Straßen erweiterte.

Und dann bedenke man seine Casuchas. Ueberall auf den höheren unwirthlichen Einöden in Entfernungen von wenigen Meilen, steht ein nettes, kleines, von Ziegelsteinen erbautes Haus oder eine Casucha, in welcher der einsame Wanderer Obdach, ja sogar Speise und Erwärmung findet, denn es stehen darin eiserne Kisten mit präparirtem Rindfleisch und anderen Lebensmitteln, sowie eiserne Kisten mit Holzkohlen, zu welchen allen der Reisende,

nachdem er zuvor eine gewisse Gebühr an die Postbehörde entrichtet, einen Schlüssel bei sich führt. Ein Feuerzeug bringt er mit, ebenso wie einen eisernen Kochtiegel mit Wasser aus dem Strom. Und nun schlägt er Feuer an und bereitet sich sein Abendbrod hier hoch oben auf den Zinnen der Erde und segnet den Gouverneur O'Higgins.

Mit wirklichem Schmerze erfährt man durch Mr. Miers, daß der Freiheitskrieg diese Casuchas des menschenfreundlichen O'Higgins zur Hälfte ruinirt hat. Patriotische Soldaten, die mehr Wärme bedurften, als die Kohlenkiste ihnen gewähren konnte, haben sich kein Gewissen daraus gemacht, die Thürpfosten und alles sonstige Holzwerk abzureißen und zu verbrennen. Der von Stürmen aufgehaltene Wanderer, der zuweilen bei drohendem Wetter tagelang, oft vierzehn Tage hintereinander hier warten muß, hat allerdings keinen Grund, diese patriotischen Krieger zu segnen.

Ja, es scheint sogar, als ob die von O'Higgins angelegten Straßen selbst im flachen Lande seit mehreren Jahren nicht mehr im Stande gehalten worden seien, so schlecht hat es fortwährend mit den Finanzen der Regierung gestanden. Die Straßen werden demzufolge immer unpassirbarer und nähern sich wieder dem Zustande bloßer Maulthierpfade. Welch merkwürdige Wesen sind doch die Menschen überhaupt und die Chilesen insbesondere! Wenn nicht dann und wann ein O'Higgins unter ihnen erschiene, was würde da aus den Unglücklichen werden? Kann man sich wohl wundern, wenn ein O'Higgins zuweilen die Geduld verliert, die überredende ausgebreitete Hand schließt, die Peitsche oder statt deren ein furchtbares Schwert der Gerechtigkeit oder einen Galgen-Lasso packt und dann und wann ein Dr. Francia wird? Der O'Higgins sowohl, als auch Dr. Francia, sind wahrscheinlich Phasen eines und desselben Charakters, und beide sind, wie man zu fürchten beginnen muß, in einer von Menschen und Chilesen bewohnten Welt von Zeit zu Zeit unentbehrlich.

Was O'Higgins den Zweiten, den Patrioten und natürlichen Sohn von O'Higgins betrifft, so hatte dieser, wie wir gesagt haben, als Gouverneur fast gar keinen Erfolg, weil er durch die Legislatur gehemmt ward. Ach, in Chile kann kein Gouverneur Erfolge erringen. Ein Gouverneur muß sich hier in den Mangel an Erfolg fügen und gleich jenem neuerwählten Papste, der als er sich auf dem Balcon zeigte, mit lautem Geheul begrüßt ward, in heiter fragendem Tone sagen: „Non piacemmo al popolo?" — und dann ungenirt zur nächsten Thatsache schreiten.

Das Regieren ist überall eine schwere Arbeit, in Südamerika aber ganz besonders. Man hat hier bis jetzt noch kein parlamentarisches Mittel, um eine Veränderung des Ministeriums herbeizuführen, sondern begnügt sich damit, daß man das alte Ministerium an den Galgen hängt, um ein neues einsetzen zu können. „Die Regierung hat den Namen geändert," sagt der wackre Mr. Miers, der durch das, was er dort sah, nicht wenig mürrisch gemacht worden; „sie hat den Namen geändert, aber ihr Thun und Wesen bleibt dasselbe wie zuvor. Schamlose Bestechlichkeit, Faulheit und Verkehrtheit, das ist die Regierung der Südamerikaner; der früher von spanischen Beamten ausgehende Druck wird jetzt durch Eingeborene, Haciendados und Grundeigenthümer, ausgeübt, — und das, was man Gerechtigkeit nennt, ist noch weit von ihnen entfernt," sagt der mürrische Mr. Miers.

Ja, aber sie nähert sich doch, antworten wir; jedes neue Aufhängen eines alten untauglichen Ministeriums bringt die Gerechtigkeit etwas näher. Miers selbst muß zugestehen, daß gewisse Verbesserungen und Fortschritte schon jetzt nicht in Abrede gestellt werden können. Der Handel hat sich trotz der vielfachen Verwirrungen gehoben und hebt sich fortwährend; die Tage des schläfrigen Monopols sind längst entschwunden.

Zwei gute oder theilweis gute Maßregeln hat eben die Nothwendigkeit der Dinge überall in diesen armen Ländern herbeigeführt. Sie bestehen darin, daß der Geistlichkeit die ungeheuren Fledermausflügel verschnitten worden sind, und in der Emancipation der Sklaven. Fledermausflügel, sagen wir, denn in der That war die südamerikanische Geistlichkeit zu einer Art Fledermausvampyren herangewachsen. Du hast, lieber Leser, schon von jenem ungeheuren südamerikanischen Blutsauger gehört, welcher seinen Schnabel in dein kreisendes Lebensblut steckt, während du im Schlafe liegst und es saugt. Durch die Bewegung seiner abscheulichen Lederflügel fächelt er dich in immer tieferen Schlaf und trinkt und trinkt, bis er genug hat und du nicht wieder erwachst!

Die südamerikanischen Regierungen, die mit den alten kirchlichen Würdenträgern alle in natürlicher Fehde liegen und ebenso alle an großem Geldmangel laboriren, haben überall die Klöstergüter confiscirt, die ungehorsamen Geistlichen abgesetzt, das überflüssige Kirchengeräth in Piaster umgeschmolzen und mit einem Worte ihrem Vampyr die Flügel verschnitten, so daß man, wenn er auch noch saugt, wenigstens noch Aussicht hat, zu erwachen, ehe man todt ist!

Ferner führte eben der Mangel an Kämpfern für die Freiheit zur Emancipation der Schwarzen, Gelben und anderen Farbigen, denn der Mulatte, ja sogar der Neger, steht, wenn er richtig dressirt ist, im Feuer so gut wie ein Anderer.

Die armen südamerikanischen Emancipatoren! Sie begannen mit Volney Raynal und Compagnie bei jenem Evangelium vom gesellschaftlichen Vertrage und von den Menschenrechten unter den ungünstigsten Umständen und sind jetzt erst so weit gekommen, wie wir sehen. Ja, sie besitzen jetzt sogar „Universitäten“, die wenigstens Schulen mit anderen als mönchischen Lehrern sind; sie haben Bibliotheken, obschon sie bis jetzt fast noch Niemand liest und unser Freund Miers, der wiederholt an alle Thüren der großen National-bibliothek von Chile pochte, bis zu dieser Stunde noch nicht entdecken konnte, wo der Schlüssel lag, und sich damit begnügen mußte, daß er zu den Fenstern hineinschaute.

Miers begehrt, wie wir schon angedeutet haben, unsägliche Verbesserungen in Chile und als Basis von allen begehrt er eine ungeheure Vermehrung von Seife und Wasser. Ja, ja, Du wackerer Miers, Schmutz muß ganz gewiß weggeschafft werden, welche fernerweite Verbesserungen, geistliche sowohl als weltliche, auch außerdem noch beabsichtigt werden mögen! Nach Miers' Angabe grenzt die offene, aber noch mehr die geheime persönliche Unsauberkeit dieser entfernten Völkerschaften fast ans Erhabene. Die schönsten Seidenzeuge, Goldbrocat, Perlenhalsbänder und diamantene Ohrgehänge sind keine Sicherheit dagegen. Ach, leider! Es ist nicht Alles Gold, was glänzt; Manches, was da glänzt, ist weiter nichts als stinkende Fischhaut! Entschiedene, ungeheuer vermehrte Anwendung von Seifenwasser in jeder Beziehung und mit allem Zubehör — dies wäre nach Miers ein Hauptfortschritt.

Auch sagt er, alle Chilesen seien Lügner — alle, oder wenigstens dem Anschein nach alle! Ein Volk aber, welches fast keine Seife braucht und fast keine Wahrheit spricht, sondern auf diese Weise in einem solchen an das Erhabene grenzenden Zustande körperlicher und auch geistiger Unsauberkeit herumläuft — ein solches Volk ist nicht so leicht gut zu regieren!

Das bemerkenswertheste von allen diesen südamerikanischen Phänomenen aber ist unzweifelhaft Dr. Francia und seine Dictatur in Paraguay, worüber wir jetzt speziell sprechen wollen.

Francia und seine Schreckensregierung haben in unserem Lande Verwunderung und Neugier erregt und besonders der constitutionellen Gesinnung einen bedeutenden Stoß versetzt. Man möchte Dr. Francia kennen lernen, aber unglücklicherweise kann man es nicht. Wer möchte sich anheischig machen, aus einem solchen Mischmasch zerfahrener Schatten und Gerüchte in der andern Hemisphäre der Welt gegenwärtig das wirkliche Portrait eines Dr. Francia und seine Lebensgeschichte zu entziffern? Niemand von uns kann dies. Einige glaubwürdige und in unserer constitutionellen Zeit ziemlich wunderbare und originelle Züge enthüllen sich vielleicht dem unparteiischen Auge und diese führen in Verbindung mit dem Bestreben, sie zu deuten, gewisse Leser auf verschiedene constitutionelle und andere Betrachtungen, die nicht ganz ohne Nutzen sind.

Sicherlich konnte, wie wir eben sagten, nichts das constitutionelle Gefühl der Menschheit so erschüttern, wie Dr. Francia es erschüttert hat. Dionysius, der Tyrann von Syrakus, und mit ihm die ganze Tyrannenbrut waren, wie man hoffte, schon seit vielen Jahren von der Erde verschwunden und hatten ihren Lohn dahin und plötzlich steht dicht vor unserer Nase ein neuer Tyrann auf, der ebenfalls seine Belohnung von uns in Anspruch nimmt. Gerade als die constitutionelle Freiheit ein wenig verstanden zu werden begann und wir uns schmeichelten, daß durch Abstimmung, Protokolle und parlamentarische Beredtsamkeit ein wirkliches National-Plappermeut in diesen Ländern zu Stande kommen würde, — gerade da erhebt sich dieser gelbhäutige, hagere, unerbittliche Dr. Francia, legt Embargo auf alle diese Dinge und sagt in dem tyrannischsten Tone zur constitutionellen Freiheit: Bis hierher und nicht weiter!

Es ist eine unleugbare, obschon fast unglaubliche Thatsache, daß Francia, ein hagerer Privatmann, Advocat und Doctor der Theologie, zwanzig oder beinahe dreißig Jahre lang sein Ruthe über den auswärtigen Handel von Paraguay ausstreckte und zu ihm sagte: Höre auf! Die Schiffe lagen hoch und trocken mit aufgesprungenen gähnenden Planken an den Thonufern des Parana und Niemand konnte anders als mit Francia's Erlaubniß Handel treiben.

Wenn Jemand nach Paraguay kam und dem Doctor seine Papiere,

seine Worte, sein Benehmen oder auch nur der Schnitt seines Gesichts nicht gefielen, so war es für diesen Fremden sehr schlimm! Niemand durfte unter irgend einem Vorwand Paraguay verlassen. Dabei war es ganz gleich, ob der Betreffende ein Mann der Wissenschaft, Astronom, Geolog, Astrolog oder nordischer Hexenmeister war; Francia nahm auf alles dies nicht die mindeste Rücksicht.

Die ganze Welt kennt die Geschichte mit Aimé Bonpland; wie Francia ihn festnehmen ließ, nachdem er ihn auf seiner Theepflanzung in Entre-Rios gleich einem Geier überfallen, und ihn gegen alles Völkerrecht in das Innere schleppte; wie der große Humboldt und andere vornehme Personen sich ausdrücklich an Dr. Francia wendeten und ihn im Namen der menschlichen Wissenschaft und gleichsam bei Strafe allgemeiner Verwünschung aufforderten, Bonpland in Freiheit zu setzen, und wie Dr. Francia keine Antwort gab und Bonpland nicht nach Europa zurückkehrte und in der That auch bis jetzt noch nicht dahin zurückgekehrt ist.

Ebenso weiß man auch, daß Dr. Francia einen Galgen, Henkersknechte, Gerichtsbeamte und Kerkermeister hatte, und während seiner Regierung über vierzig Personen, und zwar einige davon auf sehr summarische Weise, hinrichten ließ.

Mit der Freiheit des persönlichen Urtheils war es, wenn es nicht den Mund hielt, in Paraguay zu Ende. Paraguay lag unter Bann und Interdict, über zwanzig Jahre lang durch einen neuen Dionysius von Paraguay von der übrigen Welt abgeschnitten. Aller auswärtige Handel hatte aufgehört, wie viel mehr alles constitutionelle Wesen im Inlande!

Dies sind seltsame Thatsachen und Dr. Francia war, wie wir wenigstens schließen können, nicht ein gewöhnlicher Mensch, sondern ein ungewöhnlicher. Welch ein Unglück, daß gegenwärtig fast gar nichts über ihn zu erfahren ist! Die Paraguener können in vielen Fällen buchstabiren und lesen, aber sie sind kein literarisches Volk und dieser Doctor war vielleicht ein zu entsetzlich praktisches Phänomen, als daß man ihn ruhig auf literarische Weise hätte behandeln können. Ein Breughel malt seinen Seesturm nicht während das Schiff arbeitet und kracht, sondern nachdem er ans Ufer gelangt ist und unter sicherem Obdach sitzt! Unsere Freunde in Buenos Ayres, die allerdings dann und wann etwas drucken, lagen wieder in zu großer Entfernung von Francia; ihr unparteiischer Blick ward durch eine Menge Zwistigkeiten und Zerwürfnisse getrübt und ihr constitutionelles Ge-

fühl durch das, was der Dictator that, im höchsten Grade empört. Auf jenen langen, schlammigen Fluthen, durch jene ungeheuren, unklaren Gegenden konnte wenig Nachricht bis zu ihnen herabschwimmen, die nicht von mehr oder weniger unklarer Beschaffenheit gewesen wäre und dann besteht von Buenos Ayres bis nach Europa abermals eine weite Entfernung, welche neuen Unklarheiten unterworfen ist.

Francia, Dictator von Paraguay, ist gegenwärtig für den europäischen Geist wenig mehr als eine Chimäre, im besten Falle die Aufgabe eines Räthsels, dessen Lösung noch zu suchen ist. Da die Paraguener, obschon sie kein literarisches Volk sind, doch zum großen Theil buchstabiren und schreiben können und nicht ohne alle Fähigkeit sind, das Wahre vom Unwahren zu unterscheiden, so ist es immer noch möglich, daß wir einmal aus jenem Lande selbst eine ächte und wirkliche Lebensgeschichte Francia's erhalten. Wenn ein Schriftsteller von Genie dort auftaucht, so sei er hiermit von uns zu diesem Unternehmen aufgefordert. Das schreibende Genie muß überall, wo es mit einem handelnden Genie zusammentrifft, sich freuen und sagen: Hier oder nirgends ist ein Stoff für mich zu verarbeiten! Weshalb führe ich Dinte und Feder, wenn es nicht geschieht, um die Menschen von diesem seltsamen handelnden Genie und seines Gleichen in Kenntniß zu setzen? Meine schönen Künste und Aesthetik, meine Epik, Literatur und Poetik bedeuten, wenn ich es mir recht überlege, im Grunde genommen entweder überhaupt dies oder überhaupt gar nichts!

Bis jetzt war die Hauptquelle unserer Belehrung in Bezug auf Francia ein kleines Buch, das zweite auf unserer Liste, welches vor etwa sechzehn Jahren von Rengger und Longchamp in französischer Sprache erschien. Es wurden Uebersetzungen in verschiedene Sprachen bewirkt; — von der in die englische müssen wir zu unserem Leidwesen sagen, daß Niemand, ausgenommen im Falle der äußersten Noth, sich ihrer als Lectüre bedienen möge. Der Uebersetzer, der sich vor menschlicher Entdeckung wenig und vor göttlicher oder teuflischer gar nicht gefürchtet zu haben scheint, hat seine Arbeit über alle Maßen schlecht gemacht — mit Unwissenheit, mit Nachlässigkeit, mit vorbedachter Unredlichkeit, indem er ganz kaltblütig wegläßt, was er nicht versteht. Der arme Mann, sollte er noch leben, so möge er sich bessern, so lange es noch Zeit ist! Er hat ein französisches Buch, welches schon an und für sich mager und trocken war, zu einem höchst hölzernen eng-

lischen falschen Buche gemacht und dafür höchst wahrscheinlich noch guten Lohn beansprucht!

Wie nöthig sind doch Reformen, selbst in diesen Kleinigkeiten!

Die Herren Rengger und Longchamp waren, und wir hoffen, sind noch, zwei schweizerische Chirurgen, die im Jahre 1819 beschlossen, ihre Talente nach Südamerika und zwar nach Paraguay zu tragen, wo sie unter anderen Dingen auch naturhistorische Studien zu machen beabsichtigten. Nach langem Bugsiren und Arbeiten in den Gewässern des Parana, nach vielem Aufenthalt durch stürmische Witterung und Kriegsunruhen langten sie demgemäß in Francia's Lande an, erfuhren aber hier, daß sie es ohne Francia's Erlaubniß nicht wieder verlassen durften.

Francia war jetzt Dionysius von Paraguay. Es war mit Paraguay wie mit gewissen Mausefallen und anderen Vorrichtungen der Kunst und Natur — es war leicht hinein, aber unmöglich, wieder herauszukommen. Unsere braven Chirurgen, unser braver Rengger — denn dieser ist es von den beiden allein, welcher spricht und schreibt — fügten sich, mußten Francia's Soldaten und Francia's eigene Person kuriren, sammelten Pflanzen und Käfer und ertrugen sechs Jahr lang ihr Loos ziemlich standhaft, bis endlich im Jahre 1825 der Embargo eine Zeitlang aufgehoben ward und sie nach Hause reisten.

Dieses Buch war die Folge. Es ist nicht ein gutes Buch, damals aber gab es über diesen Gegenstand noch gar kein Buch weiter und auch jetzt noch haben wir keins, welches besser oder auch nur so gut wäre. Wir betrachten es als authentisch, wahrheitsgetreu und ziemlich genau; obschon mager und trocken, ist es doch verständlich und vernünftig und liest sich im französischen Original ganz leidlich. Wir können sagen, daß es bis zu den gegenwärtigen Tagen alles Bedeutende umfaßt, was bis jetzt über den despotischen Doctor bekannt ist. Hierzu kommt noch seine unbestreitbare Kürze oder die Thatsache, daß es um einige Stunden schneller gelesen werden kann, als irgend ein anderer Dr. Francia. Dies sind seine Vorzüge, — bedeutende Vorzüge, obschon gänzlich von vergleichungsweiser Art.

Und doch ist Kürze die Seele des Witzes! Es liegt ein unendliches Verdienst darin, daß der Mensch wisse, wann er aufhören soll. Der dümmste Mensch kann, wenn er sich verhältnißmäßig kurz ausdrückt, mit Recht verlangen, daß wir ihn anhören. Auch er, der dümmste Mensch, hat etwas gesehen, etwas gehört, was sein Eigenthum, deutlich von allem anderen

unterscheidbar ist und noch von keinem Menschen in dieser Welt vorher gesehen oder gehört worden. Dies möge er uns sagen und womöglich nichts weiter als dieses; sobald er nur angemessen kurz ist, soll er uns willkommen sein.

Die Herren Robertson mit ihrer „Schreckensregierung Francia's“ und anderen Büchern über Südamerika haben sich in der letzten Zeit der Welt sehr bekannt gemacht und die Pflicht des Referenten verlangt, ein Wort über sie zu sagen.

Die Herren Robertson waren vor einigen dreißig oder fünfunddreißig Jahren zwei junge Schotten aus der Gegend von Edinburg, die unter günstigen Auspicien nach Buenos Ayres und von da nach Paraguay und anderen Gegenden jenes fernen Continents reisten, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. Da sie junge Leute von lebhaftem offenen Sinn waren, so betrachteten sie diese convulsivisch bewegten Regionen der Welt mit aufmerksamem Blick. Es war klar, daß die Revolution hier nicht wenig tobte, aber auch, daß kostbare Metalle, Büffelhäute, Chinarinde und viele andere Artikel nichts desto weniger vorhanden und eiserne oder messingene Werkzeuge, Zierathen, baumwollene und wollene Gewebe und andere britische Fabrikerzeugnisse von der Menschheit begehrt wurden.

Die Brüder Robertson scheinen demzufolge ausgedehnte und immer blühendere Geschäfte gemacht zu haben, welche sie allmälig den La Plata hinauf bis zur Stadt der sieben Ströme — der sogenannten Corrientes — und höher bis nach Assumpcion, der Metropole von Paraguay, erstreckten. An diesem letztern Orte wurden die Handelsverbindungen so zahlreich und einträglich, daß es endlich räthlich erschien, einen der glücklichen Brüder oder auch alle beide ihren dauernden Wohnsitz hier nehmen zu lassen. Demgemäß ließen sie sich hier nieder und verweilten abwechselnd bald in dieser Stadt, bald in denen des La Plata-, Parana-, oder Paraguay-Landes eine ziemliche Reihe von Jahren. Die Zahl dieser Jahre genau zu berechnen ist nach diesen unaussprechlich verworrenen Documenten nicht möglich. In Paraguay selbst, in der Stadt Assumpcion selbst, lebten die Brüder Robertson nach einander oder auch gleichzeitig eine gewisse Anzahl von Jahren in hin- und herschwankender unentwirrbarer Weise und sahen dann und wann Dr. Francia mit ihren eigenen Augen, obschon er ihnen oder Andern damals noch nicht auffällig geworden war.

Gebirge von Büffel- und anderen Häuten verließen diese Länder für

Rechnung der Gebrüder Robertson, um in Europa als gegerbte Stiefel und Pferdegeschirr mit mehr oder weniger Zufriedenheit und, wie wir hoffen wollen, nicht ohne anständigen Gewinn für die Kaufleute abgenutzt zu werden.

Ungefähr um die Zeit, wo Dr. Francia's Schreckensregierung begann, oder auch vielleicht etwas eher — denn diese unentwirrbaren Documente entbehren aller Zeitangaben — waren die Herren Robertson so glücklich, sich von Paraguay zu verabschieden und ihre Handelsunternehmungen in andere Gegenden dieses ungeheuren Continents zu verlegen, wo die Regierung keine Schreckensregierung war. Ihre Reisen, ihr Kommen und Gehen scheint ein ausgedehntes, häufiges und ungemein verwickeltes gewesen zu sein — nach Europa, nach Tucuman, nach Glasgow, nach Chile, nach Laswade und sonst wohin. Es genüge uns zu wissen, daß die Herren Robertson in eigener Person und auf immer seit einigen Jahren in ihr Vaterland zurückgekehrt sind. Mit welchem Nettogewinn an baarem Gelde, wird in diesen Documenten nur matt angedeutet, ganz gewiß aber mit vielen Erfahrungen, wäre nur auch die Mittheilung derselben verhältnißmäßig kurz gewesen.

Unstreitig hatten die Herren Robertson etwas zu erzählen; ihre Augen hatten einige neue Dinge gesehen, welche sich ihren Herzen und ihrem Verständniß mehr oder weniger eingeprägt hatten. Unter diesen Umständen beschlossen die Herren Robertson, ein Buch herauszugeben. Nachdem die nöthigen Arrangements getroffen worden, erschienen 1839 zwei Bände „Briefe über Paraguay", die von der Welt gebührend bewillkommnet wurden.

Wir haben diese Briefe kürzlich zum ersten Male gelesen. Sie geben ein Buch von etwas wässeriger Art und unermeßlich dünner, als man hätte wünschen können, übrigens aber nicht ohne Verdienst. Es ist in einem ungezwungenen, fließenden, kunstlosen und in Bezug auf Sprache, Gedanken und Auffassung sehr incorrectem Style geschrieben; athmet einen heiteren, eupeptischen, socialen Geist, wie er sich von unternehmungslustigen, geschäftskundigen, südamerikanischen Briten erwarten läßt, zeigt hier und da einen sichtbaren concreten Zug und ein lebendiges Bild aus jenen entfernten sonnverbrannten Ländern, und es weht darin eine Art muthwilliger Humor oder Quasihumor, eine Jovialität und Gesundheit des Herzens, welche für den Leser in gewissem Grade sehr angenehm ist.

Ein solches Buch ist in der gegenwärtigen langweiligen Zeit nicht zu

verachten, denn es gehört zu jener umfangreichen Klasse von Büchern, welche der Leser, so zu sagen, „mit einem Auge zu und dem andern nicht offen" durchlaufen kann, was für gewisse Leser ein großer Luxusgenuß ist.

Da diese Briefe über Paraguay einen, wie es scheint, einstimmigen Beifall fanden, so beschlossen nun die Herren Robertson einen dritten Band folgen zu lassen und diesen „Dr. Francia's Schreckensregierung" zu betiteln. Sie thaten es und der Referent hat diesen Band ebenfalls gelesen. Unglücklicherweise wußten die Verfasser über Dr. Francia gar nichts, oder so viel wie nichts mehr zu sagen, und unter diesen Umständen muß man gestehen, daß sie in ihrem Buche alles Mögliche geleistet haben. Man nehme einen Cubikzoll gute castilische Seife und schlage sie in Wasser zu Schaum, bis dieselbe ein Eimerfaß füllt — dies ist die Aufgabe, und es gehört schon ziemliches Geschick dazu, diese Aufgabe zu lösen.

Die Herren Robertson haben demzufolge aus Rengger und Longchamp alles Bedeutendere ausgehoben, einige nicht sehr bedeutende eigene Reminiscenzen hinzugethan, und dies ist der Cubikzoll Seife. Diese schlagen sie in Robertson'scher Geschwätzigkeit, Jovialität, Gasthofsgeplauder, Leitartikelphilosophie oder anderen wässerigen Substanzen, bis der Schaum das Eimerfaß, den Band von vierhundert Seiten, füllt, und sagen: „Da!"

Das Publikum warf, wie es scheint, selbst dieses Schaumfabrikat den Verkäufern nicht ins Gesicht, sondern kaufte es für ein volles Faß und schon sehen wir die Folgen davon: Abermals drei Bände über Südamerika von denselben fleißigen Herren Robertson! Auch diese hat Referent in seinem Eifer gelesen, muß aber leider gestehen, daß sie weiter nichts sind, als die alten Bände in neuen Vocabeln unter einer neuen Gestalt, und es würde eben keine große Kunst dazu gehören, Das, was wir von diesen drei Bänden nicht schon wußten, auf einen einzigen Bogen zu bringen! Und doch stehen sie da, drei massive Bände, über tausend gedruckte Seiten, abermals drei Eimerfässer voll Schaum von dem alten Cubikzoll castilischer Seife! Das ist zu toll. Ein armer verschmitzter Irländer verkauft einen elenden Schimmel, stiehlt ihn während der Nacht, streicht ihn schwarz an und verkauft ihn am andern Morgen noch einmal. Dieser wird vor Gericht gestellt, aufs schärfste inquirirt, und kann von Glück sagen, wenn er wegen seiner Geschicklichkeit im Umgang mit Pferdefleisch nicht gehängt wird; gegen diese verwandte Büchermacherei existirt aber noch kein Gesetz.

Herr de la Condamine war vor ungefähr hundert Jahren Mitglied

einer weltberühmten Gesellschaft, welche jene Aequinoctialländer bereiste, und leistete in einem Zeitraum von neun oder zehn Jahren wahrhaft Erstaunliches. Von Quito bis Cuenca maß er Grade des Meridians, erkletterte Berge, stellte Beobachtungen an und bestand Abenteuer, während wilde Creolen dem menschlichen Wissen spanische Unwissenheit entgegensetzten und wilde Indianer dann und wann in dem Herzen ferner Wüsten die ganze Ladung von Instrumenten hinwarfen und den Gehorsam aufkündigten. Herr de la Condamine sah in Cuenca Stiergefechte, die fünf Tage nach einander dauerten, und am fünften Tage ward sein unglücklicher, nur allzukühner Chirurg während eines Volksauflaufs ermordet. Er befuhr in indischen Canoes den Amazonenstrom seiner ganzen Länge nach, über schmale Stromschnellen, über unendliche Schlammfluthen, während ringsum die faulende Vegetation Pestdüfte hauchte, und machte trotzdem und ungeachtet aller Gefahren und Abenteuer astronomische Beobachtungen und wissenschaftliche Notizen!

Ganz abgesehen von seinen Meridiangraden, welche in strengem Sinne der Weltgeschichte und dem Fortschritte der gesammten sündhaften Nachkommenschaft Adams angehören, sah und bestand dieser Mann und seine Gesellschaft hundertmal mehr romantische Abenteuer als die Herren Robertson. Madame Godin's Fahrt den Amazonenstrom herab und furchtbarer Aufenthalt in den heulenden Waldlabyrinthen und unter den Leichnamen ihrer todten Freunde, ist an und für sich ein weit größeres Abenteuer, als je in der Robertson'schen Welt eins geträumt ward. Und über alles dies erstattet Herr de la Condamine klaren, zusammenhängenden, bündigen und glaubhaften Bericht in einem sehr kleinen Octavbande, nicht ganz dem achten Theile von dem, was die Herren Robertson schon in nicht klarer oder zusammenhängender, oder bündiger und glaubhafter Weise geschrieben haben. Und die Herren Robertson sprechen in ihren letzten Bänden wiederholt davon, daß sie noch andere Bände über Chile schreiben wollen, „wenn das Publikum sie dadurch ermuthigt." Das Publikum müßte aber ein ungeheurer Narr sein, wenn es das thäte. Das Publikum muß vor allen Dingen die Bedingung stellen, daß die wirkliche neu zu Tage kommende Kenntniß über Chile von der schon bekannten Kenntniß oder Unwissenheit getrennt werde, daß man mit aller Strenge die Präliminarfrage stelle: Sind mehrere Bände der Raum, der sie fassen soll, oder ein kleiner Bruchtheil von einem einzigen Bande?

Im Grunde genommen ist solche Bücherfabrikation eine wirkliche Sünde, guter Leser, obschon keine Parlamentsakte dagegen besteht — eine unzweifelhafte Missethat oder ein Verbrechen. Kein Sterblicher hat das Recht, seine Zunge und noch viel weniger seine Feder zu bewegen, ohne etwas zu sagen; er weiß nicht, welches unberechenbare Unheil er anrichtet, wenn er sinnlose Worte ausstreut! Der weiche, dünne Flaum der Distel fliegt auf allen Winden und Lüften umher; nutzlose Disteln, nutzloser Löwenzahn und andere nutzlose Produkte der Natur oder des menschlichen Geistes verbreiten sich auf diese Weise und würden endlich die ganze Oberfläche der Erde bedecken, wenn nicht die entrüstete Vorsehung des Menschen allherbstlich mit Stahl und Feuer intervenirte. Es ist furchtbar, wenn man bedenkt, wie jedes nutzlose Buch umherfliegt gleich einem nutzlosen kleinen Daunenbärtchen, dem Embryo neuer Millionen. Jedes Wort ist ein potenzirtes Saamenkorn unendlicher neuer Daunenbärte und Bücher, denn der Geist des Menschen ist ebenso fruchtbar als gefräßig. Das Autorenkorps in Großbritannien, welches sammt und sonders, wenn es nur sonst anginge, recht wohl geneigt wäre, nichts als Löwenzahn zu produziren, ist wie man berechnet hat, jetzt ungefähr zehntausend Mann stark, und das Korps der Leser, welche blos lesen, um sich selbst zu entfliehen, ein Auge zumachen und das andere nicht öffnen und sich mit fast jeder Distel oder sonst etwas begnügen, was sie lesen können, ohne beide Augen zu öffnen, beläuft sich so ziemlich auf siebenundzwanzig Millionen!

O, könnten die Herren Robertson, diese lebhaften artikulirt sprechenden Männer nur einmal recht erfahren, in welch einer vergleichungsweis glücklichen Laune man den kurzen, verständlichen, bündigen de la Condamine zumacht und fühlt, daß man den Abend gut und schön, gleichsam in einem Tempel der Weisheit zugebracht hat, — nicht schlecht und schmachvoll in einer geräuschvollen Kneipe mit Narren und Schreiern, — ach, in diesem Falle würden die Herren Robertson ihr neues Werk über Chile vielleicht nur als einen ganz ganz kleinen Band erscheinen lassen!

Doch genug von dieser Robertson'schen Angelegenheit, die wir den Schicksalsgöttern und der Vorsehung anheimstellen müssen. Diese lebhaften, unartikulirt sprechenden Robertsons sind noch lange nicht die schlimmsten ihrer Art, ja, sie gehören sogar, wenn man will, zu den besten und sind blos in der Beziehung unglücklich, daß sie dem herbstlichen Stahl und Feuer in den Weg kommen! Man höre auf, zornige Feuerfunken auf sie herab-

regnen zu lassen — genug nun, und mehr als genug. Dieses unglückliche Gebrechen unserer Literatur durch philosophische Kritik zu heilen, ist ja ohnedies ein eitler Versuch. Wer wird auf einer eiligen Reise, wenn der Tag sich neigt, absteigen, um mit der Reitpeitsche auf Musquitoschwärme loszugehen? Man gebe dem Rosse die Sporen und sprenge — vielleicht mit einem frommen Stoßgebet gen Himmel — rasch hindurch. Mit der Reitpeitsche kann man sie nicht vernichten. Man trockne die Sümpfe aus, in welchen sie ausgebrütet werden. Ach könntest du dazu etwas beitragen! Und was wird mittlerweile aus unserm Doctor Francia?

Die Materialien sind, wie unser Leser sieht, von der erbärmlichsten Art, mit Ausnahme des armen hölzernen Rengger ein bedeutungsloser Mischmasch und weiter nichts; nicht Thatsachen, sondern zerrissene Schatten von Thatsachen, während die Robertsons durch fortwährende constitutionelle Phrasen und Verwünschungen des „blutdürstigen Tyrannen" das Ganze noch mehr verwirren. Wie soll man aus solchen Materialien ein Bild von Francia zusammenstellen? Sicherlich vor allen Dingen dadurch, daß man die constitutionellen Declamationen und Verwünschungen wegläßt. Francia, der blutdürstige Tyrann, war nicht verbunden, die Welt durch Rengger's Augen, durch Robertson's Augen, sondern treulich durch seine eigenen Augen zu betrachten. Wir müssen erwägen, daß aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach dieser Dionysius von Paraguay etwas beabsichtigte und dann ganz ruhig fragen: Was beabsichtigte er? Ist einmal alles überflüssige Geschrei und Geschwätz zum Schweigen gebracht, so wird sich vielleicht Vieles besser überschauen lassen und kleine, oft unbedeutend scheinende Notizen verbreiten dann oft ein ganz unerwartetes Licht.

Ein ungebildeter Viehzüchter und Ackersmann in irgend einer namenlosen Chacra, nicht weit von der Stadt Assumpcion, war der Vater dieses merkwürdigen menschlichen Individuums und scheint es ungefähr um das Jahr 1757 ins Leben gerufen zu haben. Der Name dieses Mannes ist uns nicht bekannt, sogar die Nation, der er angehörte, ist ein streitiger Punkt. Francia selbst gab ihn für einen Emigranten von französischer Herkunft aus, man glaubte jedoch allgemein, er sei von Brasilien eingewandert.

Doch mochte er nun Portugiese sein oder Franzose, oder beides in

einer Person, so producirte er dieses menschliche Individuum und ließ es in dem oben genannten Jahre auf den Namen José Gaspar Rodriguez Francia taufen. Rodriguez hatte ohne Zweifel auch eine Mutter, aber auch ihr Name, der sich nirgends erwähnt findet, muß in der gegenwärtigen Schilderung weggelassen werden. Ihr Name und all ihre mütterlichen Zärtlichkeiten, Arbeiten und Leiden sind in stumme Vergessenheit hinabgesunken und liegen mit ihr unter dem fünfundzwanzigsten Grade südlicher Breite begraben.

José Rodriguez scheint ein stilles, schweigsames und dabei heftigen Ausbrüchen von Bosheit unterworfenes Menschenkind gewesen zu sein, so daß Vater Francia nach reiflicher Ueberlegung zu dem Schlusse kam, sein Sohn werde in einem Lande wie Paraguay keinen bessern Beruf wählen können als das Evangelium zu predigen und das Amt eines Priesters zu bekleiden.

Es waren auch noch andere junge Francias da, wenigstens eine Schwester und noch ein Bruder, von welchen der letztere später wahnsinnig ward. Die Francias hatten bei ihrer heftigen Gemüthsart und ihrem hitzigen französisch-portugiesischen Blute vielleicht alle eine gewisse Anlage zum Ueberschnappen. Der Dictator selbst litt an den fürchterlichsten Anfällen von Hypochondrie, wie das mit genialen Menschen ja nur zu häufig der Fall ist! Der hagere Rodriguez kann dabei in der That einen gewissen Hang zur Frömmigkeit gehabt haben und ein halbes Jahrhundert früher geboren, wäre er vielleicht ganz gewiß ein frommer Mensch geworden. Doch ob nun fromm oder nicht, er soll nun einmal Priester werden und in Paraguay vielleicht auf sehr unerwartete Weise fungiren.

Nachdem Rodriguez in Assumpcion sein Abcbuch und die übrigen Zweige des Elementarunterrichts studirt, ward er demgemäß auf die Universität Cordova in Tucuman geschickt, um in diesem Seminar seine Cursus durchzumachen. So weit wissen wir die Sache, aber fast nicht weiter. Von welcher Art dieser Cursus war, mit welchen Lectionen und geistigem Brei der arme hagere, fahle Knabe auf dem hohen Seminar von Cordova vollgestopft ward, und wie ihm diese Nahrung bekam, darüber wissen wir gar nichts. Die Schüler solcher Seminarien werden in Bezug auf ihre geistige Speise oft furchtbar gemißhandelt und oft geradezu mit Gift gefüttert, als ob man die Absicht hätte, sie zu Mithridatessen zu machen, die von Gift leben können, was allerdings in seiner Art auch eine nützliche Kunst sein kann.

Ja, wenn wir die Sache recht überlegen, so bestehen diese Hochschulen und andere ähnliche Institute in Tucuman und anderwärts nicht um jenes hageren, blassen Knabens willen, sondern um ihrer selbst willen; denn sie sind schon längst geschaffen und zusammengesetzt, ohne die mindeste Rücksicht auf den kleinen blassen Knaben zu nehmen. Häufig scheinen sie zu ihm mit dürren Worten zu sagen: „Dieses kostbare Ding, welches in Dir liegt, o bleicher, sogenannt genialer Knabe, kann für Dich und die ewige Natur kostbar sein, für uns aber und das irdische Tucuman ist es nicht kostbar, sondern schädlich und tödtlich. Wir fordern Dich daher auf, Dich davon loszusagen oder Dich auf Strafe gefaßt zu machen."

Und dennoch, wie kann der arme Knabe sich davon lossagen, wenn die ewige Natur selbst aus den Tiefen des Universums ihm befiehlt, dabei zu beharren? Ach, der arme Knabe, der dem irdischen Tucuman so gern gehorchen möchte und der ewigen Natur doch nicht ungehorsam werden kann, ist wahrhaft zu bemitleiden. „Du sollst Rodriguez Francia sein!" ruft die Natur und der arme Knabe bei sich selbst. „Du sollst Ignatius Loyola oder Pater Fettwanst sein!" ruft Tucuman. Die ganze Jugend des armen Knaben wird demzufolge ein einziger langer Proceß — Rodriguez Francia contra die ganze Welt. So ist es in Tucuman, so ist es an den meisten Orten dieser Art. Doch, dem sei wie ihm wolle, der hagere Francia verfolgt seine Studien in Cordova weiter und reift allmälig neuen Geschicken entgegen. Rodriguez Francia, der mit seinem Jesuitenkäppchen auf dem Kopfe und in seinem schwarzen wallenden Gewand, mit zu Boden gesenktem Blick und einer Menge unaussprechlicher Gedanken in seinem Innern durch die Straßen von Cordova wandelt, ist für den Historiker ein interessanter Gegenstand.

Es ist ja so Vieles unaussprechlich, o Rodriguez, und es ist eine seltsame Welt, in welche Du gekommen bist und das System des Ignatius Loyola und Pater Fettwanst scheint mir etwas zu hinken! Vieles ist unaussprechlich und liegt in der menschlichen Seele gleich einem schwarzen See des Zweifels und acherontischer Furcht, der zum Chaos selbst hinabführt.

„Ja, Vieles ist unaussprechlich," antwortete Francia; „aber etwas ist auch aussprechlich, z. B. daß ich unter diesen Umständen in Tucuman kein Priester werde, daß ich lieber eine weltliche Person werden möchte und wenn es ein Jurist wäre."

Francia sattelt daher an der Schwelle des Mannesalters wieder um

und geht von der Theologie zur Jurisprudenz über. Manche sagen, er habe in der Theologie promovirt und den Doctorhut bekommen; die Robertsons dagegen, welche aber die Sache wahrscheinlich nicht richtig aufgefaßt haben, nennen ihn Doctor juris. Für unsere Leser ist dies einerlei oder doch ziemlich einerlei. Rodriguez verließ die Alma Mater von Tucuman mit einem Anflug von Bart am Kinn und erschien wieder in Assumpcion, um sich nach Praxis umzusehen.

Was hatte Rodriguez unter den Fittigen seiner Alma Mater in Cordova wohl gelernt, als er sie verließ? Die Antwort läßt sich blos rathen, denn sein Lebenslauf ist, wie wir hier wiederholt bemerken, noch nicht genau bekannt. Etwas von Arithmetik oder den ewigen Gesetzen der Zahlen, etwas von Geometrie oder den ewigen Gesetzen der Formen — diese Dinge lernte Rodriguez wahrscheinlich und fand sie außerordentlich merkwürdig. Es ist auch sonderbar. Diese runde Kugel ist, wenn man sie in diese runde Trommel steckt, so daß sie dieselbe an den Enden und in der Mitte ringsherum berührt, gerade als ob man eine 2 in eine 3 steckte, nicht ein Jota mehr, nicht ein Jota weniger. Wundere Dich darüber, o Francia, denn es ist in der That eine Sache, die zum Nachdenken auffordert. Alte griechische Archimedesse, Pythagorasse, gebräunte Indier, beinahe so alt als die Berge, entdeckten solche Dinge und sie sind hinübergekommen nach Paraguay bis in Dein Gehirn, Du glücklicher Francia!

Und wie kommt es, daß die Planeten des allmächtigen Schöpfers in jenen himmlischen Räumen in Bahnen laufen, welche sich in Deinem armen menschlichen Kopfe als Kegelschnitte denken lassen? In dem, was Du eine Ellipse nennst, läßt der allmächtige Schöpfer seine Planeten rollen. Ein klarer Beweis, den weder Loyola noch Fettwansto widerlegen können, daß auch Du ein Bürger dieses Weltalls bist, daß auch Du auf irgend eine unbegreifliche Weise beim Rathe der Götter gegenwärtig warst.

Von diesen Dingen lernte Francia in Tucuman ein wenig. Endlose schwere Wagenladungen jesuitischer Theologie, mit denen er unaufhörlich überschüttet ward, lernte er dagegen nicht, sondern ließ sie als Unrath unbeachtet liegen. Außerdem scheint es, als habe er sich noch ein wenig mit menschlichen Vocabeln bekannt gemacht — mit französischen Vocabeln, dem leiblichen Gewande der Encyclopédie und des Evangeliums nach Volney, Jean Jacques und Compagnie, für Francia von unendlicher Bedeutung!

Ja, ist es nicht gewissermaßen schön, die heilige Flamme menschlicher

Wißbegier und Liebe zur Erkenntniß unter den feuchten schläfrigen Dünsten — wirklichen sowohl als metaphorischen — in den tropischen Giftmorästen und fetten lethische Betäubungen und Wirrnissen selbst in dem Herzen eines armen Creolen von Paraguay erwachen zu sehen? Eine heilige Flamme, noch nicht größer als die eines Hellerlichtes, in wissenschaftlicher Beziehung blos mit alten französischen Schulbüchern und in politischer und moralischer blos von den Raynals und Rousseaus genährt — eine schlecht genährte, flackernde, blaue, fast gespenstische Flamme, aber dennoch nöthig und selbst in dieser Gestalt in gewissem Grade heilig! Du sollst die Erkenntniß lieben; Du sollst zu erforschen suchen, was in diesem Weltall Gottes die Wahrheit ist; Du bist verbunden und bevorrechtet, sie zu lieben und sie zu suchen, im jesuitischen Tucuman sowohl, als an allen andern Orten, so weit der Himmel reicht und sogar Volneys zu Hülfe nehmen, wenn sich keine andere Hülfe darbietet!

Diese armselige blaue, so leicht auszulöschende Flamme in Rodriguez Francia's Seele, die hier gut oder übel und in vielen Gestalten sein ganzes Leben hindurch brennt, ist mir sehr merkwürdig. Obschon nur ein kleines blaues Flämmchen muß es doch bedeutende Quantitäten giftigen Unraths von der Oberfläche Paraguay's hinwegbrennen und das undurchdringliche Dschungl des Waldes trotz aller seiner Dornbüsche und Lianen schwarz sengen und dabei andeuten, daß das genannte Dschungl dem Tode und der Vernichtung verfallen ist, peremtorischer Vernichtung, daß die Sonne wieder auf die ihr seit so vielen Jahrhunderten tyrannisch entzogene Erde herabblicken soll. Muth, Rodriguez!

Rodriguez widmet sich, gleichgültig gegen so fernliegende Betrachtungen, mit gutem Erfolg der Juristerei und allgemeinen Privatstudien in der Stadt Assumpcion. Wir haben stets gehört, er sei einer der besten Advocaten, vielleicht der allerbeste gewesen und — was noch mehr ist — auch der gerechteste, der jemals in diesem Lande immatrikulirt worden. Dies gesteht sogar die Robertson'sche „Schreckensregierung" zu, ja sie versichert es wiederholt und prägt es uns ein. Er war als junger Mann so gerecht und wahr, berechtigte zu so schönen Hoffnungen auf ein herrliches, edles Leben und strafte dann in seinen reiferen Jahren als dies auf solche Weise Lügen! Es ist eine Schmach, wenn man es bedenkt. Man hatte allen Grund zu glauben, er werde ein Freund der Humanität vom reinsten Wasser werden und zuletzt ward er, durch politische Erfolge und Liebe zur Gewalt ver-

härtet, ein raubgieriger Dämon oder einsamer Dieb in der Nacht, der das Palladium der Constitution aus dem Parlamentshause stahl und — über vierzig Personen hinrichten ließ! Es ist traurig, wenn man bedenkt, was aus Menschen und Freunden der Humanität zuletzt werden kann.

Uebrigens ist es weder uns noch irgend einem andern Herausgeber, so lange wir nicht eine Biographie aus Paraguay erhalten, auch nur im entferntesten möglich, eine Schilderung von Francia's Existenz als Advocat in Assumpcion zu entwerfen. Der Schauplatz ist gar so entfernt, die Verhältnisse sind gar so unbekannt.

Die Stadt Assumpcion, jetzt beinahe dreihundert Jahre alt, liegt frei und offen am linken Ufer des Paranaflusses, umschlossen von Obstwäldern und dichten ungeheuren Waldungen, welche auch zum Schutz gegen die Indianer dienen. Man mag sich ihr auf irgend einer der verschiedenen Straßen nähern, so geschieht es auf meilenlangen, einsamen schattigen Alleen, welche das grelle Sonnenlicht abhalten und wie mit einem schönen grünen Baldachin die lockere Sandstraße überwölben, wo zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts — ein näheres Datum ist in diesen confusen Bänden nicht zu entdecken — Mr. Parish Robertson einem einzigen, von einem netten braunen Mädchen in rothem Mieder, mit langem schwarzen Haar, geführten Karren und dann sechs Wegstunden weit auch nicht einer einzigen menschlichen Seele weiter begegnete.

Die Bewohner jenes fruchtbaren Himmelsstriches leben in sorglosem Ueberfluß und bekümmern sich um sehr wenig Dinge, verfertigen so viel hölzerne Karren, Thierfellbetten und Lehmhäuser als unumgänglich nothwendig sind, importiren einige Schmucksächelchen und tauschen sie gegen Paraguaythee in zusammengenähten Ziegenfellen aus. Wenn Du, lieber Leser, mit Parish Robertson um drei Uhr Nachmittags durch die Stadt Santa Fé reitest, so findest Du die gesammte Bevölkerung so eben von ihrer Siesta aufgestanden. Nachläßig angekleidet und nur halb zugeknöpft sitzen diese Leutchen in ihren nach der Straße hin geöffneten Verandas und essen mit wahrem Heißhunger eine zuckersüße Melone nach der andern. Bei dem Schall der Hufschläge Deines Rosses blicken sie gutmüthig auf. Dichtbelaubte Bäume verbreiten — Dank der Natur und der heiligen Jungfrau — Schatten in der Straße. Sie heißen Dich willkommen und laden Dich zu ihren Tertulias, einer Art Abendgesellschaften, ein, welche um sieben Uhr beginnen. Vorher geht die ganze Bevölkerung bunt durch einander in den Parana ba-

den — bunt durch einander, sagen wir, aber in leinenen Badehemden, so daß Du anständig mit herumplätschern kannst, was in jenen Klimaten für das menschliche Tabernakel keine kleine Wohlthat ist.

Bei der Tertulia sind, wie man sagt, die andalusischen noch in dieser zehnten oder zwölften Generation schönen Augen ziemlich verführerisch und verrathen eine Seele, deren Ausbildung wohl der Mühe verlohnen dürfte. Die schönen Halbwilden, die jetzt nur dann und wann ein irrer Blitz durchzuckt, könnten auf immerdar erleuchtet werden. Wenn die Tertulia vorüber ist, schläfst Du auf einem Lager von Thierfellen, vielleicht auch hier und da auf einer civilisirten Matratze in einem Zimmer oder auf dem Dache.

In den feuchten flachen Gegenden, wo es von Mosquitos wimmelt, schläfst Du auf hohen Gerüsten, die auf vier Stangen vierzig Fuß hoch über dem Boden schweben und zu welchen man auf Leitern hinaufsteigt — so hoch, gesegnet sei die heilige Jungfrau! daß die furchtbar stechenden Mosquitos nicht nachfolgen können. Hier schläft abermals bunt durch einander Jeder in seinem Poncho oder Mantel, mit einem Sattel, einer hölzernen Kiste, einem Scheit Holz oder dergleichen unter dem Kopfe. Der Bettbimmel ist der ewig blaue Baldachin des Firmaments, statt der Nachtlampe brennt der Canopus in seinen unendlichen Räumen und die Mosquitos können Dich nicht erreichen. Und der rosenfingrige Morgen, der den Osten mit plötzlichem Roth und Gold und anderen Flammenzeichen des schnell vorrückenden Tages übergießt, läßt alle Träume entfliehen und die erste horizontale Lichtsalve der Sonne scheucht von allen lebenden Wesen den Schlaf hinweg und die Menschen erwachen hier in den Pampas auf ihren vierzig Fuß hohen Schlafgerüsten und könnten den Tag mit Gebet beginnen, wenn sie sonst Lust hätten. Steht dort drüben am Horizonte nicht ein hellstrahlender Altar? Wölbt sich über ihnen nicht eine ungeheure Kathedrale? — Wie Du Dich übrigens während der Nacht gegen die Vampyre vertheidigt hast, das wissen wir nicht.

Die Gauchos-Bevölkerung ist — dies muß man zugeben — zur constitutionellen Freiheit allerdings noch nicht reif. Diese Menschen sind ein rohes Volk und führen ein schläfriges Leben der Bequemlichkeit und schmutzigen Ueberflusses, welches nur um einen Schatten besser ist, als ein Hundeleben, das man bekanntlich als ein Leben der Ruhe und Armuth definirt. Die Künste und Handwerke liegen noch in ihrer Kindheit, und die Tugenden ebenfalls. Was Kleidung, Betten, Hausgeräthschaften und dergleichen

betrifft, so nehmen diese einfachen Völkerschaften ihre Zuflucht größtentheils zu der Haut der Kuh und fertigen daraus das Meiste, was sie brauchen — Lassos, Bolas, Schifftaue, Einfassung für Wagenräder, Kamaschen, Betten und Hausthüren. Kuhschädel vertreten die Stelle von Stühlen und Bänken und als einer der Robertsons den General Artigas sprach, saß letzterer mit seinen Stabsoffizieren auf Kuhschädeln, röstete Fleischschnitte und diktirte drei Secretairen auf einmal. Das Gerippe der Kuh wird überdies auch als Heizungsmaterial und zum Kalkbrennen benutzt.

Eine Kunst scheinen sie allerdings vervollkommnet zu haben, aber blos eine, nämlich die des Reitens. Astley's und Ducrow's Cirkus muß sich verstecken und aller Glanz von Newmarket und Epsom verschwindet in nichts, wenn man die Reitkunst der Gauchos damit vergleicht. Wenn jemals wirklich Centauren auf der Erde gelebt haben, so sind die Gauchos ihre Nachkommen. Sie sitzen auf ihren Pferden als ob beide ein Fleisch wären; galoppiren, wo kaum eine Gemse fußen zu können scheint, springen wie Känguruhs und schwingen dabei ihre Lassos und Bolas. Sie können, wenn eine Kriegslist es erheischt, sich unter den Bauch des Pferdes ducken und sich blos noch mit der großen Zehe und Ferse anhalten. Man glaubt, es komme eine Heerde wilder Pferde herangesaust und plötzlich verwandeln sie sich mit wildem Gekreisch in eine Schaar Centauren mit Piken in den Händen. Ja, sie besitzen die Geschicklichkeit, welche mehr als alles andere Alles, was Newmarket leistet, in den Schatten stellt — die Kunst nämlich, auf Pferden zu reiten, die nicht gefüttert worden sind und einem Pferde, welches eben so wie der Reiter im Begriff stand, vor Mattigkeit den Geist aufzugeben, wieder neues Leben und neue Schnelligkeit einzuhauchen. Mit Ducrow auf drei Pferden zu reiten, würden sie für eine geringe Leistung achten; dagegen auf dem schwindsüchtigen Bruchtheil eines Pferdes zu reiten — das ist die wahre Kunst!

Ihre Hütten besitzen Ueberfluß an Rindfleisch und Unrath und übertreffen an Schmutz die meisten Orte, welche die menschliche Natur irgendwo bewohnt hat. Die armen Gauchos! Sie trinken Paraguaythee, indem sie ihn der Reihe nach durch ein und dasselbe Blechrohr aus einem einzigen gemeinschaftlichen Kochtiegel saugen. Es sind gastfreie, schmutzige, hagere, lügenhafte, lachende Burschen von vortrefflichem Talent in ihrer Sphäre. Sie besitzen Stoicismus, obschon sie von Zeno nichts wissen, ja sogar Stoicismus in Verbindung mit ächter Heiterkeit des Herzens. Mitten in ihrem

Schmutz und Elend lachen und scherzen sie laut, spielen einfache, wehklagende Melodien auf einer Art Guitarre, rauchen unaufhörlich Tabak und ergötzen sich an Spiel und spirituosen Getränken, der gewöhnlichen Zuflucht heißhungriger, leerer Seelen. Aus demselben Grunde und einem besseren ergötzen sie sich auch an Frohnleichnamsceremonien, Meßgesängen und andern gottesdienstlichen Verrichtungen.

Diese Menschen sind fähig, zu etwas dressirt zu werden! Ihr Leben steht da gleich einer leeren geräumigen Flasche, welche dem Himmel und der Erde und allen Dr. Francia's, welche vorüberkommen, zuruft: Giebt es denn gar nichts, was in uns hineingefüllt werden könnte, außer nomadischem Müßiggang, jesuitischem Aberglauben, Unrath, Qualm und trockenen Streifen zähen Rindfleisches? Ja, ihr unglücklichen Gauchos, — ja, es giebt noch etwas, es giebt noch mehrere Dinge, die in euch hineingethan werden könnten. Vor allen Dingen aber werdet ihr bemerken, daß erst sieben Teufel aus euch herausgetrieben werden müssen: Müßiggang, Rohheit, Gewissenlosigkeit, Aberglauben, Falschheit — und wie die sieben Teufel sämmtlich heißen mögen. Und die Art und Weise, auf welche etwas in euch hineinzubringen wäre, ist leider gegenwärtig noch nicht so klar. Besteht sie vielleicht nicht leider in der Hauptsache darin, daß man euch vor allen Dingen mit guten Reitpeitschen tractirt und als Beginn aller Kultur erst jene sieben Teufel austreibt?

Wie verbrachte Francia seine Tage in einer solchen Region, wo die Philosophie, wie nur zu klar ist, auf der tiefsten Stufe stand? Francia hatte, wie Quintus Fixlein, dauernde probehaltige Freuden, nämlich Beschäftigungen. Er besaß eine ausgebreitete Praxis und stand im immer mehr zunehmenden Rufe eines in Führung von Prozessen nicht blos gewandten, sondern auch zuverlässigen und redlichen Sachwalters. In seinen Mußestunden hatte er seine Volneys, Raynals und alte wissenschaftliche Abhandlungen in französischer Sprache; er liebte die Natur zu befragen, wie man zu sagen pflegt, und trachtete nach dem Besitze von Theodoliten, Teleskopen und allen Arten von Gläsern oder Büchern, mit deren Hülfe er einen Schimmer von Thatsachen in diesem seltsamen Universum erhaschen konnte — der arme Francia!

Ja, man sagt, sein hartes Herz sei nicht ganz unentzündbar, sondern namentlich für jene in der zehnten oder zwölften Generation immer noch schönen andalusischen Augen empfänglich gewesen. In diesem Falle mag es

wohl auch, sollte man glauben, wie Anthracit und etwas heftig gebrannt haben. Es werden in dieser Beziehung allerhand Dinge erzählt, die nicht so ohne Weiteres als unglaubhaft zu verwerfen sind. Schade, daß es nicht ein andalusisches Augenpaar gab, welches Tiefe und Seele genug besaß, um Dr. Francia auf die Dauer zu fesseln und einen Hausvater aus ihm zu machen. Es wäre besser gewesen, aber es geschah nicht. Was jenes nette braune Mädchen betrifft, welches zwanzig Jahre später auf den Straßen von Assumpcion Blumen verkaufte und ein lockeres Leben führte, so ist es wohl nie mit Gewißheit ermittelt worden, ob sie wirklich Dr. Francia's Tochter war und selbst wenn sie es gewesen wäre, so läßt sich immer noch bezweifeln, ob er etwas Wichtiges für sie hätte thun können oder thun wollen.

Francia ist ein etwas zurückhaltender, verschlossener Mann, der selbst im Gewühl der Menschen einsam bleibt. Sein Gesicht zeigt zuweilen ein Lächeln, doch hat dieses in der Regel einen ernsten, wehmüthigen Anflug. Er galt überall für einen Mann von der strengsten Wahrhaftigkeit, Pünktlichkeit, eiserner methodischer Strenge und vor allen Dingen eiserner Rechtlichkeit. Es gilt schon für einen hohen Ruf, wenn einer ein geschickter Advocat und ein glehrter Advocat ist, und nun denke man sich erst einen ehrlichen, rechtschaffenen Advocaten!

Die Robertsons erzählen, ehe sie noch daran dachten, eine „Schreckensregierung Francia's" zu schreiben, in dieser Beziehung einen Vorfall, den wir als einen für Francia sehr charakteristischen hier mittheilen:

„Es ist schon bemerkt worden, daß Francia's Ruf als Advocat nicht blos von dem Vorwurfe der Bestechlichkeit rein war, sondern daß er sich auch durch große Geradheit und Rechtschaffenheit auszeichnete.

„Er hatte in Assumpcion einen Freund, Namens Domingo Rodriguez. Dieser Mann hatte ein habgieriges Auge auf einen Naboth's Weinberg geworfen und dieser Naboth, dessen offener Feind Francia war, hieß Estanislao Machain. Nicht zweifelnd, daß der junge Doctor eben so gut wie andere Advocaten seine ungerechte Sache übernehmen würde, trug ihm Rodriguez seinen Fall vor und verlangte seinen Rechtsbeistand, indem er ihm zugleich ein anständiges Draufgeld bot. Francia sah sofort, daß die Ansprüche seines Freundes sich auf Trug und Ungerechtigkeit gründeten und er weigerte sich nicht blos, ihm als Anwalt zu dienen, sondern sagte ihm auch offen heraus, daß, so sehr er auch seinen Gegner Machain haßte, dieser doch seine eifrigste Unterstützung genießen sollte, wenn er, Rodriguez, bei seinem unge-

rechten Prozeß beharrte. Die Habgier aber läßt sich, wie Ahab's Geschichte uns schon zeigt, nicht so leicht von ihren Ansprüchen zurückbringen und Rodriguez beharrte, trotz Francia's Warnung, auf seinem Vorsatze. Da er in Bezug auf Vermögen ein mächtiger Mann war, so kam natürlich Machain mit seinem unglücklichen Weinberge immer weiter ins Hintertreffen.

„Bei diesem Stande der Dinge hüllte sich Francia eines Nachts in seinen Mantel und schritt nach dem Hause seines eingefleischten Feindes Machain. Der Sklave, welcher die Thür öffnete und wußte, daß sein Herr und der Doctor, gleich den Häusern Montecchi und Capuleti, sich gegenseitig ein Dorn im Auge waren, verweigerte dem Advocaten den Einlaß und eilte, seinen Herrn von diesem seltsamen und unerwarteten Besuch in Kenntniß zu setzen. Machain, der darüber nicht weniger betroffen war als sein Sklave, zögerte eine Weile, beschloß aber endlich, Francia vorzulassen. Herein trat der schweigende Doctor in Machain's Zimmer. Alle den Prozeß betreffende Papiere — und es waren deren, wie man mir versichert hat, nicht wenig — lagen auf dem Pulte des Beklagten ausgebreitet.

„‚Machain,‘ sagte der Advocat zu ihm, ‚Ihr wißt, daß ich Euer Feind bin. Ich weiß aber, daß mein Freund Rodriguez gegen Euch eine grobe, gesetzwidrige Beraubung im Schilde führt, die er, wenn ich mich nicht in die Sache mische, auch endlich durchsetzen wird. Deshalb bin ich gekommen, um Euch meine Dienste als Vertheidiger anzubieten.‘

„Der erstaunte Machain traute kaum seinen Sinnen, machte aber dem aufwallenden Gefühl seines Dankes in freudigen Worten Luft und erklärte sich bereit, die dargebotene Hülfe anzunehmen.

„Das erste escrito oder Actenstück, welches Francia an den Juez de Alzada oder Richter des Appellhofes einsendete, erfüllte nicht blos die Advocaten der Gegenpartei, sondern auch den Richter, der in ihrem Interesse war, mit Bestürzung. ‚Mein Freund,‘ sagte der Richter zu Rodriguez' Advocaten, ‚ich kann in dieser Sache nicht weiter gehen, wenn Ihr nicht Dr. Francia's Schweigen erkauft.‘ — ‚Ich will es versuchen,‘ entgegnete der Advocat, und begab sich mit hundert Dublonen — ungefähr dreihundert und fünfzig Guineen — zu Naboth's Anwalt und bot ihm diese Summe zum Geschenk an, wenn er die Sache ihren ungerechten Gang gehen ließe. In der Meinung, daß es von wesentlichem Gewicht sein würde, wenn er darauf hindeutete, daß dieses Geschenk mit Zustimmung des Richters geboten

würde, gab der schurkische Advocat dem rechtschaffenen zu verstehen, daß dies allerdings der Fall sei.

„‚Salga Usted,‘ sagte Francia, ‚con sus viles pensamientos y vilisimo oro de mi casa!‘ (Hinaus mit Euren schändlichen Andeutungen und Eurem elenden Golde aus meinem Hause!)

„Das feile Werkzeug des ungerechten Richters entfernte sich und der beleidigte Advocat warf sofort seinen Mantel um und begab sich in das Haus der Juez de Alzada. Nachdem er kurz erzählt, was zwischen ihm und dem Abgesandten des Richters vorgefallen, fuhr Francia fort:

„‚Ihr seid eine Schmach für das Gesetz und ein Schandfleck für die Gerechtigkeit. Ueberdies seid Ihr vollständig in meiner Macht und wenn ich nicht bis morgen eine Entscheidung zu Gunsten meines Clienten habe, so will ich Euch die Richterbank so heiß machen, daß Ihr nicht darauf sitzen bleiben könnt und die Insignien Eures richterlichen Amtes sollen die Embleme Eurer Schande werden.‘

„Am andern Morgen folgte in der That eine Entscheidung zu Gunsten von Francia's Clienten. Naboth behielt seinen Weinberg, der Richter verlor seinen Ruf und der Ruhm des jungen Doctors verbreitete sich nah und fern.“

Andererseits wird aber auch zugegeben, daß er sich damals mit seinem Vater veruneinigte und wie man erzählt, nie wieder mit ihm sprach. Der Grund des Streites war, wie man glaubt, eine gewisse Geldangelegenheit. Man beschuldigt Francia durchaus nicht der Habsucht, ja sogar Rengger spricht ihn ausdrücklich von der Liebe zum Gelde frei. Aber er haßte die Ungerechtigkeit und war höchst wahrscheinlich nicht abgeneigt, sich selbst eben so gut als Andern ein freies unparteiisches Gebahren zu gestatten.

Er ist ein streng rechtlicher Mann, welcher will, daß man eine Harke eine Harke nenne, ein Mann, der es in der creolischen Jurisprudenz und den verborgenen französischen Wissenschaften weit gebracht hat, ein Mann von Talent, Energie und Treue, ein Mann, der aber unglücklicherweise oft von Hypochondrie und schwarzen Donnerwolken heimgesucht wird, welche wahrscheinlich der Ursprung jener Blitze sind, wenn man in ihn hineinstachelt!

Er führt ein einsames abgeschlossenes Leben, befragt die Natur durch Sternengläser und zieht die Philosophie des Abbé Raynal zu Rathe, der

ihm aber in dieser Beziehung keine sehr ausführliche Antwort giebt. Seine Umgebung besteht aus weiter nichts als aus Actenstücken, Advocatenrechnungen, amtlichen Verrichtungen, Ehre und Lob und der Bewunderung der Gauchos von Assumpcion. Selbst der Lasso eines schönen andalusischen Augenpaares kann ihn nur vorübergehend fesseln. Man sollte glauben, ein solcher Mann sei von der Natur nur karg bedacht worden und müsse in ziemlich verschrumpftem Zustande enden.

Hundert Jahre früher würde er mit seinem schwarzgalligen Ernste und einem solchen Glühofen von Leidenschaften, Forschungen und Unaussprechlichkeiten in seinem Tiefinnersten einen ganz vortrefflichen, fast zur Canonisation reifen Dominikanermönch, ja vielleicht einen vortrefflichen Jesuitengeneral, Großinquisitor oder dergleichen abgegeben haben, wenn er nach dieser Richtung hin entwickelt worden wäre.

Zu allem diesen aber kommt er jetzt einen Tag zu spät. Dergleichen verunglückte Dominikanermönche produciren jetzt anstatt frommer Verzückungen und wunderbarer Suspensionen im Gebet — braune zufällige Kinder weiblichen Geschlechts, welche in den Straßen von Assumpcion in Dürftigkeit einherwandeln und Blumen verkaufen.

Es ist wirklich eine sehr unfruchtbare Zeit geworden und was hat dieser Francia mit seinen verschlossenen Unaussprechlichkeiten, mit seinem fest unter Schloß und Riegel gehaltenen grimmigen Spleen zu erwarten? Einen Platz auf der Richterbank, in dem Municipal-Cabildo, ja er hat schon einen Posten in dem Cabildo; er ist schon Alcalde oder Lordmayor von Assumpcion gewesen und in einem vergoldeten Wagen gefahren, so gut als sie ihn hatten. Er kann, sollte man meinen, wenig anderes erwarten, als guten, aber kahlen Verdienst an Geld und kahlen Gauchos-Ruhm; die Philosophie des Abbé Raynal ist auch sehr kahl, Francia's ganze Lebensreise scheint kahl werden zu sollen und endet vielleicht mit — Nichts, denkt Abbé Raynal.

Aber nein, zu jener Zeit ging es anders in der Welt her. Weit drüben über dem Wasser haben Föderationen auf dem Marsfelde stattgefunden; man hat Guillotinen, tragbare Guillotinen gebaut und ein französisches Volk hat sich gegen seine Tyrannen erhoben. Ein Sansculottismus ist entstanden, der endlich in Geschützsalven spricht und auf dem halben Erdkreise Städte und Nationen in Trümmer schlägt. Der glatte Fettwansto Schlendriano, der in seinem wohlgepolsterten Lehnstuhle wie im Todtenschlafe lag

oder schlafwandelnd auf den Dächern umherstolperte, schien eine Stimme zu vernehmen, welche rief: „Wach auf, Schlendrians, schlaf nicht mehr!"

Es war in der That eine furchtbare Explosion, diese Explosion des Sansculottismus, die den Tartarus gegen den Olymp sprengte und durch ihr Getöse fast die Todten aufzuwecken vermocht hätte. Und aus dieser Explosion waren Napoleonismen und Tamerlanismen hervorgegangen und dann, als ein Zweig von diesen, „Conventionen von Arranjuez", auf welche bald spanische Juntas, spanische Cortes u. dergl. folgten, bis endlich das arme alte Spanien selbst zu seinem eigenen großen Erstaunen vollständig erwachte. Auf das alte Spanien folgte ganz natürlich zunächst Neuspanien, welches doppelt erstaunte, als es sich auf einmal wach sah!

Und so entstehen auch in der neuen Hemisphäre abenteuerliche Projecte und es wird zornig hin und her gestritten; es bilden sich bewaffnete Zusammenrottungen auf der Insel Santa Marguerita mit Bolivars und Invasionen von Cumana; Empörungen in La Plata, Empörungen da, Empörungen dort und das unterirdische elektrische Element zittert und explodirt Schlag auf Schlag auch in der neuen Hemisphäre von Meer zu Meer. Ganz erstaunliche Dinge geschehen vom Jahre 1810 an. Hätte Rodriguez Francia drei Ohren, so würde er hören; hätte er so viel Augen wie Argus, so würde er schauen! Er ist ganz Auge, er ist ganz Ohr. Für Dr. Rodriguez bildet sich allmälig eine neue, ganz verschiedene Gestaltung des Daseins.

Die Einwohner von Paraguay waren als ein weit im Binnenlande wohnendes und philosophischen Spekulationen durchaus fremdes Volk keineswegs so hastig hinter dem neuen republikanischen Evangelium her, sondern warteten erst ab, wie dasselbe sich als Thatsache ausnehmen würde. Buenos Ayres, Tucuman, die meisten der La Plata-Provinzen, hatten ihre Revolutionen gemacht, die Herrschaft der Freiheit eingeführt und unglücklicherweise die Herrschaft des Gesetzes und der Ordnung ausgetrieben, ehe die Paraguener sich zu einem solchen Unternehmen entschließen konnten.

Fürchten sie sich vielleicht? General Belgrano kam gegen das Ende 1810 mit einer Streitmacht von tausend Mann von Buenos Ayres entsendet, den Fluß herauf, um sie zu unterstützen, stieß aber an der Grenze auf bewaffneten Widerstand, ward während der Nacht angegriffen oder wenig-

stens erschreckt, so daß alle seine Leute flohen. Am nächsten Morgen war daher der arme General Belgrano nicht blos außer Stande, Unterstützung zu gewähren, sondern bedurfte selbst der Unterstützung und ward mit höflicher Manier wieder den Fluß hinabgeschickt.

Erst ein Jahr nachher beschlossen die Paraguener aus freiwilligem Antriebe die Bahn der Freiheit ebenfalls einzuschlagen, eine Art Congreß zu versammeln und die alte Regierung ihrer Wege gehen zu heißen. Francia war, wie man voraussetzen kann, thätig, um das Volk nicht blos aufzuregen, sondern auch gleichzeitig zu zügeln; die Frucht war jetzt so zu sagen reif und fiel beim leisesten Schütteln. Unser alter königlicher Gouverneur, der würdige Mann, trat mit einer kleinen Grimasse auf die Seite, als ihm befohlen ward, dies zu thun, der Nationalcongreß constituirte sich, die Secretaire lasen Schriften vor, die hauptsächlich aus Rollin's Geschichte des Alterthums zusammengestoppelt waren und wir wurden eine Republik, mit Don Fulgencio Yegros, einem der reichsten Gauchos und dem besten Reiter der Provinz, als Präsidenten und zwei Assessoren, auch Vocales genannt, deren Namen uns entfallen sind. Francia als Secretair war natürlich der Consonant oder die bewegende Seele der Combination.

Dies geschah, so weit wir das Datum zu ermitteln im Stande sind, im Jahre 1811. Nachdem der Congreß von Paraguay diese Constitution fertig gemacht, ging er wieder nach Hause zu seinen Feldarbeiten und hoffte auf einen guten Ausgang.

Ein matteres Licht dämmerte wohl kaum für den Geschichtsforscher als das, welches durch Rengger, Robertsons und Compagnie über die Geburt, die Wiege, die Taufe und die ersten Schicksale der neuen Republik Paraguay verbreitet wird. Lange, unklare und an und für sich ganz leere Seiten ihres Buches hindurch liegt der Gegenstand von grauem Nebel umhüllt unerkennbar und gestaltlos.

Francia war Secretair und eine Republik fand allerdings statt. Dies ist die eine kleine hellbrennende Thatsache, die in der allgemeinen Finsterniß eine erfreuliche Sichtbarkeit und Begreiflichkeit verbreitet und sie in eine Dämmerung verwandelt, in deren Mitte dieses eine faktische Hellerlicht brennt. So viel wissen wir und, uns heiter in die Nothwendigkeit fügend, beschließen wir, daß dies uns auch genügen soll.

Was kann es auch weiter geben? Abgeschmackte, schläfrige Menschen, die durch die unterirdische Erschütterung der bürgerlichen und religiösen

Freiheit, die sich in der ganzen Welt fühlbar macht, endlich aus dem Schlafe erwacht sind und sich nun versammeln, um ein republikanisch freies Staatsleben zu begründen und ihre amtlichen Papiere aus Rollin zusammenstoppeln, sind nicht ein Gegenstand, in Bezug auf welchen der historische Sinn erleuchtet werden kann. Der historische Sinn vergißt, Gott sei Dank, solche Menschen und ihre Schriften eben so schnell, als man sie nennen kann.

Ueberdies sind diese Gauchos-Bevölkerungen habgierig, abergläubisch, eitel und, wie Miers in seiner Eile sagt, lügenhaft durch und durch. Innerhalb der Grenzen von Paraguay kennen wir mit Gewißheit nur einen Mann, der aus Ueberzeugung wahr und recht handeln würde, nur einen Mann, der in seinem Herzen begreift, daß dieses Universum eine ewige Thatsache und nicht eine ungeheure vergängliche Zuckermelone ist.

Solche Menschen können keine Geschichte haben und wenn ein Thucydides sie schreiben wollte. Für uns reiche es hin, zu wissen, daß Don Soundso ein alberner, blos seinen Vergnügungen nachgehender Dummkopf und Don Wiederanders einer desselben gleichen war; daß eine Menge Mißgriffe und Dummheiten begangen wurden; daß dann Unzufriedenheit, Murren, Intriguen und Kabalen stattfanden, bis das Gouvernementshaus, erbärmlicher als da die Jesuiten es hatten, ein pestilenzialischer stinkender Pfuhl ward, bis Secretair Francia fühlte, daß er nicht länger der Consonant solcher Vocale sein könnte, bis Secretair Francia eines Tags seine Papiere hinwarf, auf seine Füße sprang, mit oratorischer Lebhaftigkeit seine hagere rechte Hand ausstreckte und mit gerunzelter Stirn in leisem, schnellem Tone sagte: „Adieu, Senhores; Gott erhalte Sie noch viele Jahre!“

Francia zog sich in seine chacra, ein hübsches Landhaus in den nicht weit entfernten Wäldern von Ylapua, zurück, um hier die Natur zu befragen und sich selbst zu leben. Parish Robertson logirte um diese Zeit — es war, soviel wir errathen können, im Jahre 1812 — bei einer gewissen alten Donna Juana in derselben Gegend, gab Tertulias von ganz unbeschreiblicher Pracht und ging des Abends oft auf die Jagd. An einem dieser — doch wir wollen ihn selbst erzählen lassen.

„An einem dieser lieblichen Abende in Paraguay, nachdem der Südwestwind die Luft sowohl gereinigt als abgekühlt hatte, ward ich beim Verfolgen meines Wildes in ein friedliches Thal nicht weit von Donna Juana's Wohnung verlockt. Dieses Thal zeichnete sich dadurch aus, daß hier alle hervorstechende Naturschönheiten dieses Landes gleichsam en miniature und

durch einander verschmolzen anzutreffen waren. Plötzlich erblickte ich ein nettes, anspruchsloses Landhaus. Ein Rebhuhn flog auf; ich schoß und der Vogel stürzte. Eine Stimme hinter mir rief: Buen tiro — gut geschossen! Ich drehte mich herum und erblickte einen Herrn von ungefähr fünfzig Jahren, schwarz gekleidet, mit einem großen, über die Schultern geworfenen Scharlachmantel. In der einen Hand hielt er eine Mate-Tasse und in der andern eine Cigarre, während ein kleiner Negerbube mit verschränkten Armen daneben stand. Das Gesicht des Fremden war dunkel und seine schwarzen Augen sehr durchbohrend, während sein kohlschwarzes, von der kühnen freien Stirn zurückgekämmtes und in natürlichen Locken über seine Schultern herabhängendes Haar ihm ein würdevolles und imposantes Ansehen gab. Auf seinen Schuhen trug er eben so wie an den Knieen seiner kurzen Beinkleider große goldene Schnallen.

„Der in diesem Lande herrschenden patriarchalischen und einfachen Gastfreundschaft zufolge ward ich eingeladen, unter dem Corridor Platz zu nehmen, eine Cirgarre zu rauchen und Mate (Paraguaythee) zu trinken. Unter dem kleinen Portico bemerkte ich eine Himmelskugel, einen Theodoliten und ein großes Teleskop und kam sofort zu dem Schlusse, daß mein freundlicher Wirth Niemand anders sei, als Dr. Francia.“

Ja, hier wird zum ersten Male in der authentischen Geschichte aus einem merkwürdigen Hörensagen ein merkwürdiges sichtbares Bild; durch ein Paar klarer menschlicher Augen sieht man die leibhafte Gestalt des Mannes von Angesicht zu Angesicht. Ist dies nicht in der That der genaue Bericht dieser klaren Robertson'schen Augen und sieben Sinne, gleich an Ort und Stelle und nicht später in das Buch des Gedächtnisses eingetragen? Wir wollen es hoffen; wer könnte es nicht hoffen? Die Gestalt des Mannes ist auf alle Fälle genau. Folgendes ist ein Bild seiner Bibliothek; — die Conversation, wenn wirklich eine dergleichen stattfand, war im höchsten Grade unbedeutend und kann entweder weggelassen oder nach Belieben supplirt werden.

„Er führte mich in seine Bibliothek, ein ziemlich kleines Zimmer mit einem sehr schmalen Fenster, welches überdies durch das Dach des Corridors so beschattet ward, daß nur eben das zum Lesen nnumgänglich nothwendige Licht hereinfiel. Die Bibliothek selbst stand auf einem dreifachen, sich quer durch das Zimmer einziehenden Regal und zählte vielleicht dreihundert Bände. Es befanden sich darunter viele umfangreiche Bände über Juris-

prudenz, einige über die inductiven Wissenschaften, einige in französischer und einige in lateinischer Sprache, über allgemeine Literatur nebst Euclid's Elementen und einigen Schularbeiten über Algebra. Auf einem großen Tische lagen Stöße von Acten und anderen gerichtlichen Documenten. Einige in Pergament gebundene Foliobände lagen aufgeschlagen daneben; ein brennendes Licht — welches jedoch hier blos die Bestimmung hatte, zum Anzünden der Cigarren zu dienen — half das Zimmer mit erleuchten, während eine Mate-Tasse und ein Schreibzeug, beides von Silber, auf einem andern Theile des Tisches standen. Auf dem von Backsteinen zusammengesetzten Fußboden war weder Teppich noch Decke zu sehen und die Stühle waren von so plumper, altväterischer Form, daß eine bedeutende Anstrengung dazu gehörte, um sie von einem Platze auf den andern zu rücken."

Die verschiedenen Formen von Dummheit und habgieriger Unehrlichkeit nahmen in dem Regierungswesen von Assumpcion ihren gewöhnlichen Verlauf, bis sie so zu sagen den höchsten Grad erreichten und gleich anderen Eiterbeulen und krankhaften Absonderungen in dem lebenden System aufplatzten und sich selbst beseitigten. Den Augen Paraguay's im Allgemeinen war es klar geworden, daß eine solche Herrschaft der Freiheit unerträglich, daß eine neue Revolution oder ein Wechsel des Ministeriums unumgänglich nothwendig sei.

Rengger sagt, Francia habe sich mehr als einmal auf seine chacra zurückgezogen und zwar aus Aerger über seine Collegen, die ihn dann durch unbegrenzte Versprechungen und Betheuerungen allemal wieder zurücklocken mußten und ihn aufs Neue ärgerten. Francia ist der Consonant dieser abgeschmackten „Vocale", ohne Francia kann kein Geschäft abgemacht werden! Und die Finanzen sind zerrüttet und insolvent und das unbezahlte, unwirksame Militair kann nicht einmal die Indianer abwehren und es kommen Unruhen und neue Kriegsgerüchte von Buenos Ayres herüber; — ach, aus welchem Winkel des großen Continents käme etwas Anderes als Unruhe und Kriegsgerücht!

Patriotische Generale verwandeln sich in verrätherische Generale, werden auf Marktplätzen erschossen und eine Revolution folgt auf die andere. Artigas hat dicht an unseren Grenzen begonnen, die Banda Oriental mit Feuer und Schwert zu verheeren und auf Kuhschädeln sitzend Depeschen zu diktiren. Gleich Schaaren von Wölfen — nur viel grausamer, weil sie beritten und mit Piken bewaffnet sind — fallen die Indianer über uns her

und verbreiten Feuersbrunst und Entsetzen. Paraguay muß eine Regierung haben oder es wird aus mit Paraguay. Die Augen von ganz Paraguay wenden sich auf den einzigen Mann von Talent, den man hat, den einzigen Mann von Wahrhaftigkeit, den man hat.

Im Jahre 1813 wird ein zweiter Congreß zusammengebracht. Wir glauben, Francia gab der Regierungs-Eiterbeule, als sie ihn zum letzten Male zurücklockte, den Rath, sich nun vollständig aufzulösen und einen neuen Congreß zusammentreten zu lassen. In dem neuen Congreß werden die „Vocale" durch Abstimmung beseitigt; Francia und Fulgencio werden mit einander zu Consuln ernannt, nämlich Francia zum Consul und Don Fulgencio Yegros zum Mantel des Consuls. Don Fulgencio reitet in prachtvoller Schärpe und goldenen Epauletten umher, denn er ist ein reicher Mann und kühner Roßbändiger und taugt recht wohl zum Mantel des Consuls,.— aber wozu braucht der wirkliche Consul eigentlich einen Mantel?

Nächstes Jahr auf dem dritten Congresse wird Francia „durch listiges Manövriren" durch „Gunst des Militairs", aber auch, und zwar wahrscheinlich hauptsächlich, dem ganz natürlichen Verlauf der Dinge nach, zum Dictator „auf drei Jahre" oder auf Lebenszeit — was in solchen Fällen ganz dasselbe ist — erwählt.

Dies geschah 1814. Francia berief keinen Congreß wieder, nachdem er nun das constitutionelle Palladium glücklich gestohlen und seinen Willen durchgesetzt. Wer hätte auch ein solches Schicksal eines Congresses bedauern können, welcher Constitutionen aus Rollin zusammenstoppelte? Dieser Congreß hätte wieder zusammenkommen sollen! Es war in der That, sagen Rengger und die Robertsons selbst, ein Congreß, wie ihn die Welt noch nie gesehen, ein Congreß, der nicht rechts von links zu unterscheiden wußte, in den Wirthshäusern unendliche Quantitäten Rum vertilgte und nur einen Wunsch hatte, nämlich sich wieder aufs Pferd zu schwingen, nach Hause zu reiten und wieder der Rebhühnerjagd obliegen zu können. Das Militair stand größtentheils auf der Seite Francia's, denn er — der Dieb des constitutionellen Palladiums — hatte es für sich zu gewinnen gewußt.

Mit Francia's Regierungsantritt als Consul und noch mehr als Dictator zeigte sich, wie selbst Rengger zugiebt, sofort überall eine bedeutende Verbesserung. Die Steuern und Abgaben wurden regelmäßig erhoben und zweckmäßig verwendet; jeder Beamtete in Paraguay mußte sich zusammenraffen und anfangen, seine Arbeit wirklich zu verrichten, anstatt blos so zu

thun. Francia sah darauf, daß die Soldaten richtig besoldet und exercirt wurden, und ließ sie mit scharfer Munition und ebenso scharfer Instruction überall hin marschiren, wo die Indianer oder andere Feinde sich zeigten. Guardias oder Wachthäuser wurden in kurzen Entfernungen längs des Flusses und rings um die gefährlichen Grenzen errichtet. Sobald der Centaurenschwarm der Indianer sich blicken ließ, ward ein Lärmschuß gelöst und die rasch sich versammelnden Soldaten trieben die hungrigen Wölfe zurück, welche sich in das Innere ihrer Wüsten flüchteten und bald ganz verschwanden.

Das Land hatte Frieden. Weder Artigas, noch irgend einer der Feuerbrände und Kriegsplagen, welche Südamerika von einer Küste zur andern verheerten, konnte über diese Grenze gelangen. Alle Unterhandlung und jeder Verkehr mit Buenos Ayres oder irgend einem dieser von Krieg zerrissenen Länder ward peremtorisch untersagt. Weder dem Congresse von Lima, noch dem Generalcongreß von Panama, oder irgend einem allgemeinen oder besondern Congreß zollte Francia durch Deputation oder Botschaft auch nur die geringste Anerkennung.

Während ganz Südamerika tobte und raste gleich einem einzigen ungeheuern tollgewordenen Hundestall, haben wir hier in Paraguay Frieden und pflanzen unsere Theebäume — warum sollen wir nicht hübsch für uns bleiben? Allmälig ward, nachdem eins zum andern gekommen und dieser Ring von Grenzwachthäusern schon errichtet war, eine strenge Sanitätslinie, undurchdringlich wie Erz, um ganz Paraguay gezogen und keine Communication oder Ein- und Ausfuhrhandel anders gestattet, als gegen die besondere Erlaubniß des Dictators, die gegen Erlegung der festgesetzten Gebühr und wenn der politische Horizont unschädlich zu sein schien, ertheilt, außerdem aber verweigert ward. Die Handelslicenzen des Dictators waren ein bedeutender Zweig seiner Einkünfte; seine — wie die Herren Robertson glauben — für den fremden Kaufmann etwas drückenden Eingangszölle ein zweiter. Paraguay stand isolirt; der tollgewordene Hundestall tobte und raste rings herum, aber aller Zugang war verschlossen und verriegelt.

Dies waren kräftige Maßregeln, in welche sich die schläfrige Gauchos-Bevölkerung allmälig finden mußte. Mittlerweile scheint es, als ob selbst nach der immerwährenden Dictatur und ungefähr bis zum fünften oder sechsten Jahre von Francia's Regierung, obschon das constitutionelle Palladium gestohlen war, durchaus kein besonderer Grund zu Klagen sich heraus-

gestellt hatte. Paraguay hatte Frieden; saß unter seinem Theebaume und der tollgewordene Hundestall konnte ihm ebenso wenig anhaben als Indianer, Artiguener und andere Kriegsfeuerbrände.

In diesem Jahre 1819 aber, dem zweiten Jahre der immerwährenden Dictatur, ergaben sich, wiewohl nicht zum ersten Male, unklare Andeutungen von „Complotten“, sogar gefährlichen Complotten! In diesem Jahre ward der Feuerbrand Artigas vollständig erstickt und sah sich genöthigt, sogar Francia, seinen Feind, um ein Asyl zu bitten, welches ihm gastfrei, obschon mit Verachtung gewährt ward.

Unmittelbar darauf rückte nun aus Artigas' verlorenem und verheertem Lande ein gewisser General Ramirez, sein Nebenbuhler und Besieger und Mitbandit und Feuerbrand, heran. Dieser General Ramirez marschirte bis dicht an die Grenze, erbot sich erst zu einem Bündniß und erklärte, als dieses abgelehnt ward, den Krieg. Auf diese letztere Erklärung hin ward er angegriffen, in Stücken gehauen und — ein Brief bei ihm gefunden. Dieser Brief war an Don Fulgencio Yegros, den reichen Gauchos und Exconsul gerichtet, und als Dr. Francia ihn las, wäre ihm sein sonst so starker und nüchterner Verstand beinahe stehen geblieben! Eine Verschwörung mit Don Fulgencio an der Spitze — eine Verschwörung, welche sich immer weiter auszubreiten scheint, je näher man ihr nachforscht! die schon seit zwei Jahren im Stillen betrieben wird und nun am nächsten Charfreitage zum Ausbruch kommen und mit der Ermordung Dr. Francia's und Aller, die sich ihr widersetzen, beginnen soll!

Francia war nicht der Mann, der in Bezug auf Complotte mit sich spielen ließ! Er schauete, lauerte und forschte, bis er Umfang, Lage, Beschaffenheit und Bau dieses Complottes vollständig vor Augen hatte und dann — nun dann schoß er wie ein Falke oder vielmehr wie ein Condor plötzlich aus der unsichtbaren Bläue herab, packte es mit Schnabel und Klauen, zerriß es in kleine Fetzen und fraß es auf der Stelle. So macht es Francia! Dies war das letzte, obschon nicht das erste Complott, von welchem Francia je während seiner lebenslänglichen Dictatur hörte.

Diese zwei oder drei Jahre, während welcher das Complott Fulgencio seinem Schicksale entgegenging, sind der Zeitraum, über welchen die eigentliche „Schreckensregierung“ sich erstreckt. Während dieser strengen schlimmen Zeit war es, wo Francia über vierzig Personen hinrichten ließ. Die Sache ist durchaus nicht unerklärlich! „Par Dios, Ihr sollt Euch nicht gegen

mich verschwören; ich will es nicht haben! Die Aera der Freiheit — mögen alle Menschen und Gauchos es sich gesagt sein lassen — hat in diesem Lande noch nicht begonnen, denn ich bin jetzt noch beschäftigt, die sieben Teufel auszutreiben. Mein Vertrag mit Paraguay, der mir mehr Mühe und Arbeit macht, als Ihr in Eurer Dummheit ahnt, lautet auf Lebenszeit und wenn man mir ihn nimmt, so muß ich sterben. Trachtet daher nicht nach meinem Leben, Ihr constitutionellen Gauchos, oder laßt es wenigstens durch einen klügeren Mann geschehen, als diesen Don Fulgencio, den Roßbändiger. Beim Himmel, wenn Ihr nach meinem Leben trachtet, so werdet Ihr wohl thun, auch das Eure in Acht zu nehmen."

Er ließ über vierzig Personen hinrichten und außerdem noch so und so viele einkerkern, auspeitschen und ins Verhör nehmen, denn er ist ein unerbittlicher Mann! Wenn du schuldig oder der Schuld verdächtig bist, so geht es dir hier schlimm. Francia's Verhaftsbefehl wird dir von einem Grenadier überbracht; du sitzest im Gefängniß; du bist in Francia's persönlicher Gegenwart; die durchbohrenden Dominikaneraugen, dieser dämonische Scharfsinn wühlt in deinem Innern, bis das Geheimniß heraus ist und dann einer Schildwache die drei verhängnißvollen Patronen überreicht werden.

Nachdem die Complotte in Folge dieser Radikalkur aufgehört hatten, zeigte sich, wie es scheint, während der nächsten zwanzig Jahre von einer solchen Kur wenig oder nichts mehr, und zwar, weil sie wenig oder nicht mehr nöthig war. Die „Schreckensregierung" war, wie man nun allmälig findet, eigentlich nur eine strenge Regierung, die freilich schrecklich genug werden konnte, wenn man ihre Gesetze übertrat, übrigens aber ganz friedlich und regelmäßig war. Dies möge man bei dem Geschrei, welches darüber erhoben worden, nicht vergessen.

In demselben Jahre — 1820, so viel wir ermitteln können — geschah es, wie Rengger uns erzählt, daß eine Heuschreckenplage, wie sich zuweilen ereignet, die ganze Ernte von Paraguay vernichtete und keine andere Aussicht als auf allgemeine Theurung oder Hungersnoth vorhanden zu sein schien. Die Ernten sind dahin, von Heuschrecken verzehrt, der Sommer zu Ende! Wir haben keinen auswärtigen Handel oder so gut wie keinen, und haben fast niemals einen gehabt; was soll nun aus Paraguay und seinen Gauchos werden? Die Gauchos wissen weder Rath noch Hülfe, weiß sie der Dionysius der Gauchos? Dictator Francia befiehlt, durch die verborgenen

französischen Wissenschaften und seinen natürlichen Scharfsinn veranlaßt, ja von der Nothwendigkeit selbst getrieben, den Farmern in ganz Paraguay, einen gewissen Theil ihrer Felder nochmals zu besäen, mit oder ohne Hoffnung, — bei schwerer Strafe! Die Folge davon war eine ganz leidlich gute Ernte und die Entdeckung, daß in Paraguay jedes Jahr zwei Ernten möglich waren, und daß der Ackerbau, wenn ein kräftiger Dictator ihn leitete, noch unendlich verbessert werden konnte.

Da Paraguay gegen viertausend Quadratmeilen größtentheils sehr fruchtbaren Boden hat und auf jede Quadratmeile ungefähr fünfzig Seelen kommen, so schien es dem Dictator, als sei nicht der auswärtige Handel, sondern vielmehr der Ackerbau für seine Paraguener das Beste. Demgemäß war bei den damaligen Aussichten am politischen Horizont der Ackerbau und nicht der auswärtige Handel das System, welches der Dictator einzuführen beschloß und auf welchem er mit aller Strenge beharrte. Die Vortheile davon zeigten sich sehr bald, sagt Rengger.

In Folge aller dieser Umstände und Vorkommnisse, der Complotte im Innern, der Anfechtungen von Außen, der Heuschreckenschwärme, Fortschritte der Landwirthschaft und jener längs der Grenze errichteten Wachthäuser — ward Paraguay immer hermetischer verschlossen und Francia beherrschte es, so lange er lebte, als ein strenger Dionysius von Paraguay ohne allen Verkehr mit dem Auslande, oder blos so viel, als Francia gutdünkte.

Wie der Dictator nun im sichern Besitz dieses ungeheuern Paraguay, welches durch seltsame „hinterlistige“ und andere Mittel sein lebenslängliches Pachteigenthum geworden, bewirthschaftete, wäre interessant zu wissen. Was beabsichtigte er wohl eigentlich, und welche Erfolge errang er? Man wünscht eine Biographie Francia's von einem Eingeborenen, und so lange wir diese nicht haben, müssen wir uns mit mangelhaften Vermuthungen und Aufschlüssen begnügen.

Großen Genuß und Freude scheint Dictator Francia von seinem schweren Amte nicht gehabt zu haben, denn das, was er genoß — spartanische Küche, einfache Wohnung, Einsamkeit, zwei Cigarren und eine Tasse Mate täglich — hatte er schon vorher. Uebrigens ist das Austreiben der sieben Teufel aus einer Gauchos-Bevölkerung durchaus nichts Erheiterndes und macht dem Exorcisten ebenso wie dem Exorcirten viel zu schaffen. Indessen zeigt sich, daß doch Fortschritte geschahen, denn keine wirkliche Arbeit, nicht einmal die eines Dr. Francia, ist vergebens.

Von Francia's Verbesserungen läßt sich ebenso viel sprechen, als von seinen Grausamkeiten oder Härten, denn im Grunde genommen standen die einen im Verhältniß zu den andern. Er verbesserte den Ackerbau und ließ zwei Ernten da entstehen, wo früher nur eine gewachsen war; er errichtete Schulen, Pensionsschulen, Elementarschulen und andere, welchen Rengger ein Kapitel widmet; überall beförderte er Bildung und Erziehung und unterdrückte den Aberglauben so gut er konnte. Die strengste Gerechtigkeit ward in seinen Gerichtshöfen gehandhabt und er selbst nahm nie ein Geschenk an, auch nicht die mindeste Kleinigkeit. Als Rengger seine Sachen zusammenpackte, ließ er mit Fleiß ein Bildniß Napoleon's in Francia's Händen zurück. In Europa war das Blatt etwa einige Schillinge werth, in Paraguay dagegen, wo Francia, der diesen Helden sehr bewunderte, bis jetzt, außer einer Nürnberger Karrikatur, kein Portrait von ihm gesehen hatte, war sein Werth unschätzbar. Francia schickte Rengger einen expressen Boten nach und ließ ihn fragen, was das Bild koste. Es kostete nichts, Rengger war kein Bilderhändler; es stand seiner Excellenz umsonst zu Diensten. Seine Excellenz schickte es sofort zurück.

Unterschleife, Müssiggang und Nachläsigkeit wurden bald in allen öffentlichen Aemtern von Paraguay etwas Unerhörtes. Soviel auf Francia ankam, war keinem öffentlichen und keinem Privatmann in Paraguay gestattet, sein Werk drüber hin zu verrichten und alle mußten, so viel an Francia lag, ihren Posten richtig ausfüllen oder sterben! Man könnte ihn als den gebornen Feind aller Charlatane definiren, als einen Menschen, der von Natur einen tief gewurzelten Haß gegen alles Unwahre hegt, mag er es sehen, wo er will. Vor Menschen, welche nicht die Wahrheit sprechen und nicht die Wahrheit thun, besitzt er eine Art teuflisch-göttlicher Ungeduld und sie werden wohlthun, wenn sie aus seiner Gegenwart verschwinden.

Der arme Francia; sein Licht war nur ein sehr schwefeliges, mageres und blaubrennendes, aber er bestrahlte Paraguay damit so gut er konnte.

Daß er sich während dieser Zeit am Leben erhalten mußte und von Niemandem Widerspruch duldete, sondern allen dergleichen sofort unterdrückte, — auch dies braucht uns nicht erst ein Geist zu sagen, denn es lag in der Natur der Sache. Sein Pachtkontrakt über Paraguay war ein lebenslänglicher. Er hatte seine drei scharfen Patronen für Jeden bereit, der ihm nach dem Leben trachtete. Er hatte furchtbare Gefängnisse. Er hatte Tevego weit draußen in den wilden Einöden, eine Art Paraguay-Sibirien, wohin un-

ruhige Individuen, die noch nicht zum Erschießen reif waren, verbannt wurden. Die Mehrzahl der Verbannten, sagt Rengger, bestand aus versoffenen Mulatten und der Klasse, welche man unglückliche Frauenzimmer nennt. Sie führten dort ein elendes Leben und wurden eine traurigere und vielleicht klügere Gesellschaft von Mulatten und unglücklichen Frauenzimmern.

Doch hören wir einen Augenblick den hochwürdigen Manuel Perez, der am 20. October 1840 in der Kirche zur Empfängniß in Assumpcion seine Leichenrede hält. Wir wählen einige Stellen aus derselben aus und gestehen, daß man, wenn man dieser Rede Glauben schenken darf — und es scheint kein Grund vorhanden zu sein, die darin gemachten Angaben zu bezweifeln — zu dem Schlusse kommt, es sei all jene verworrene Litanei über Schreckensregierung u. dergl. von etwas langohriger Beschaffenheit gewesen.

„Unter den Gräueln der Revolution," sagt der hochwürdige Manuel, „erweckte der Herr, der erbarmungsvoll auf Paraguay herabblickte, Don José Gaspar Francia zu seiner Befreiung. Und als nach den Worten meines Textes die Kinder Israel zu dem Herrn riefen, erweckte der Herr den Kindern Israel einen Befreier, der sie befreiete.

„Welche Maßregeln ordnete seine Excellenz an, welchen Arbeiten unterzog er sich, um den Frieden im Innern der Republik zu bewahren und ihr eine achtunggebietende Stellung nach Außen zu verschaffen! Seine erste Sorge war darauf gerichtet, einen hinreichenden Vorrath an Waffen zu erhalten und Soldaten zu schulen. Allen, welche Waffen einführten, bewilligte er Steuerfreiheit und die Erlaubniß, dagegen irgend beliebige Produkte auszuführen. Auf diese Weise ward ein hinreichender Vorrath von vortrefflichen Waffen erlangt. Ich erstaune, wenn ich bedenke, wie dieser große Mann einer solchen Menge von Dingen seine Aufmerksamkeit widmen konnte. Er legte sich auf das Studium der Kriegskunst und lehrte schon nach kurzer Zeit das Exercitium und leitete militairische Evolutionen wie der erfahrenste Veteran. Oft habe ich seine Excellenz zu einem Rekruten hingehen und ihm zeigen sehen, wie man nach der Scheibe zielen muß. Konnte ein Paraguener es für anders als ehrenwerth halten, eine Muskete zu tragen, wenn sein Dictator ihn lehrte, wie dieselbe zu handhaben sei? Auch das Cavalerieexercitium, obschon es einen nicht blos im Reiten erfahrenen, sondern auch starken Mann zu verlangen scheint, leitete seine Excellenz, wie Ihr wißt, selbst. An der Spitze seiner Schwadronen manövrirte er, als ob er dabei

aufgewachsen wäre und commandirte sie mit einer Energie und Kraft, welche diesen Truppen seinen eigenen martialischen Geist einflößte."

„Welche Uebel hat nicht das Volk von Straßenräubern zu erdulden!" sagt der ehrwürdige Herr ein wenig weiter hin; „Gewaltthätigkeit, Plünderung, Mord sind die Verbrechen, die diesen Uebelthätern etwas ganz Gewöhnliches sind. Die unzugänglichen Berge und unermeßlichen Wüsten dieser Republik schienen solchen Menschen Straflosigkeit zu bieten. Unserm Dictator gelang es, ihnen solchen Schrecken einzujagen, daß sie gänzlich verschwanden und ihr Heil in Aenderung ihrer Lebensweise suchten. Seine Excellenz sah, daß die Art und Weise, die Strafe zu vollziehen wirksamer war, als die Strafe selbst und nach diesem Princip handelte er. Sobald ein Räuber ergriffen ward, führte man ihn nach der nächsten Guardia; hier fand ein summarisches Verhör statt, und sobald er überwiesen war oder bekannt hatte, ward er erschossen. Diese Mittel erwiesen sich als durchgreifend. Es dauerte nicht lange, so herrschte in der Republik solche Sicherheit, daß ein Kind von dem Uruguay bis nach dem Parana hätte reisen können, ohne andern Schutz als die Furcht, welche der Dictator einzuflößen verstand.

„Aber was ist Alles dies im Vergleich mit dem Dämon der Anarchie? O, meine Freunde, ich wollte, ich besäße das Talent, Euch das Elend eines Volkes zu schildern, welches der Anarchie anheimfällt! Und stand unsere Republik nicht am äußersten Rande dieses Zustandes? Ja, meine Brüder, so war es. Es war Pflicht des Dictators, rasch zu sein und den Feind in der Wiege zu erwürgen! Er that es. Er nahm die Anführer fest, stellte sie vor ein summarisches Gericht und sie wurden des Hochverraths gegen das Vaterland überwiesen. Welch ein Kampf aber stand ihm noch zwischen dem Gebot der Pflicht und der Stimme des Gefühls bevor! Ich bin überzeugt, wäre die Gefangenhaltung dieser Personen für den Frieden des Staates hinreichend gewesen, so hätte seine Excellenz ihre Hinrichtung niemals anbefohlen. Scheint es nicht eine Entweihung der heiligen Stätte, an welcher ich jetzt stehe, wenn ich auf diese Weise blutige Maßregeln gutheiße, die mit der Milde des Evangeliums in Widerspruch stehen? Nein, Brüder, Gott selbst billigte die Handlungsweise Salomo's, als dieser Joab und Adonijah dem Tode überantwortete. Das Leben ist heilig, aber es giebt noch etwas Heiligeres und wehe dem, der dies nicht weiß!"

Ach, hochwürdiger Herr, es ist Paraguay also noch nicht gelungen, die Todesstrafe aufzuheben? Freilich ist es auch selbst der Natur noch nicht ge-

lungen, eine solche Aenderung zu bewirken. Handle nur mit dem gehörigen Grade von Verkehrtheit und du kannst darauf rechnen, auf gewaltsame Weise dem Tode überantwortet zu werden, im Hospital oder auf der Heerstraße, — durch Verdauungsbeschwerden, Delirium tremens, oder durch die entzündete Wuth Deiner Mitmenschen! Was kann der Freund der Humanität thun? — In Exeter-Hall oder anderwärts schwatzen, bis es uns langweilig wird und vielleicht noch schlimmer! Ein Advocat in Arras verzichtete einst auf eine sehr gute Gerichtsstelle und zog sich ins beschränkte Privatleben zurück, weil es seinem Gefühle widerstrebte, auch nur einen einzigen Verbrecher zum Tode durch das Gesetz zu verdammen. Der Name dieses Advocaten — man merke wohl! — war Maximilian Robespierre. Es giebt süße Arten von Geschwätz, in welchen gleichwohl ein tödtliches heftiges Gift verborgen steckt, gleich der Süßigkeit des Bleizuckers. Wäre es nicht besser, gerechte Gesetze zu machen, meint ihr, und sie dann auch streng auszuführen, — wie die Götter noch thun?

„Der Dictator richtete seine Aufmerksamkeit zunächst auf die Säuberung des Staates von einer andern Klasse von Feinden", sagt Perez in der Kirche zur Empfängniß, „nämlich von den betrügerischen Steuereinnehmern. Mit der größten Wachsamkeit ihre Betrügereien entlarvend, zwang er sie, die früher verübten Unterschleife zu ersetzen, und traf Vorkehrungen gegen die Wiederkehr ähnlicher Dinge in Zukunft, und alle Rechnungen mußten einmal jährlich zur Prüfung an ihn eingesendet werden.

„Seine Art und Weise, auf welche er diese oder jene Gegenstände zum öffentlichen Verbrauch ausantworten ließ; dieses weitschweifige und genaue Zählen von Dingen, die anscheinend seiner Aufmerksamkeit unwürdig waren, rührte aus demselben Beweggrunde her. Ich glaube, er that dies weniger aus Mangel an Vertrauen zu den in letzter Zeit zu diesen Aemtern ernannten Personen, als aus dem Wunsche, ihnen zu zeigen, mit welcher Gewissenhaftigkeit sie zu Werke gehen müßten.

„Republik Paraguay, wie viel hast du der Mühe, den Nachtwachen und der Fürsorge deines Dictators zu verdanken! Es war als ob dieser außerordentliche Mann mit Allgegenwart begabt gewesen wäre, um alle deine Mängel und Bedürfnisse ins Auge zu fassen. Während er in seinem Kabinet saß, bereiste er deine Grenzen, um dich wehrhaft zu machen. Welchen ungeheuern Schaden fügten jene Einfälle der Indianer von dem Chaco den Einwohnern von Rio Abajo zu? Fortwährend trafen in Assumpcion Nach-

richten von den Verwüstungen ein, welche durch diese räuberischen Einfälle verursacht worden waren. Wer von uns hätte gehofft, daß so weit verbreiteten Uebeln, so entsetzlichen Verheerungen entgegengewirkt werden könnte? Und dennoch wußte unser Dictator Mittel und Wege zu finden, diesem Theile der Republik die Ruhe wiederzugeben.

„Vier achtunggebietende Festungen mit ausreichenden Garnisonen sind die uneinnehmbare Schranke gewesen, welche die Einfälle dieser grimmigen Barbaren gehemmt hat. Einwohner von Rio Abajo! bleibet ruhig in Euren Häusern, Ihr seid ein Theil des Volkes, welches der Herr der Fürsorge unseres Dictators anvertraute; Ihr seid geborgen.

„Die weisen Maßregeln, die er anordnete, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und die Wilden in den Norden der Republik zurückzujagen, die Festungen Olimpo und San Carlos de Apa und die der Stadt Concepcion ertheilten Befehle und Instructionen sicherten diesen Theil der Republik vor jedem Angriffe.

„Der große Wall mit Graben und Festung auf der entgegengesetzten Seite des Flusses Parana, die wirksame und geschickte Aufstellung der im Süden unserer Republik vertheilten Truppen haben ihren Feinden Achtung und Scheu eingeflößt.

„Die Schönheit, das Ebenmaß und der gute Geschmack, welche an der Bauart großer Städte wahrnehmbar sind, geben einen vortheilhaften Begriff von ihren Einwohnern — so dachte Caractacus, König der Angeln. Unser Dictator sah, als er den Zustand der Hauptstadt der Republik betrachtete, eine Stadt in Unordnung und ohne Polizei, Straßen ohne Regelmäßigkeit und Häuser, je nach der Laune ihrer Besitzer erbaut.“

Doch genug, o Perez, denn deine Predigt wird zuletzt langweilig. Perez fragt zuletzt mit zuversichtlicher Miene, ob nicht alle diese Dinge allen vernünftigen Menschen und Gauchos deutlich beweisen, daß der Dictator Francia in der That der Befreier war, welchen der Herr erweckte, um Paraguay von seinen Feinden zu erlösen? — Ganz gewiß, o Perez, denn die Wohlthaten, die er dem Lande erzeigt, scheinen bedeutend gewesen zu sein. Unzweifelhaft war er ein Mann vom Himmel gesendet, wie wir alle sind! Ja, es ist sogar möglich, daß der Nutzen, den er gestiftet, selbst jetzt noch nicht erschöpft, ja noch nicht einmal ganz sichtbar geworden ist. Wer weiß, ob nicht in künftigen Jahrhunderten die Paraguener auf ihren hageren eisernen Francia zurückblicken, wie die Menschen in solchen Fällen auf die eine

wahrhafte Person zurückzublicken pflegen. Oliver Cromwell, der schon seit zweihundert Jahren todt ist, spricht immer noch, ja er beginnt vielleicht jetzt erst zu sprechen. Die Bedeutung und Meinungen des einen wahren Mannes, sei er auch noch so hager und beschränkt, welcher in dieser wüsten Gauchos-Welt unmittelbar aus dem Herzen der Natur auftaucht, während jene Gauchos-Welt sich weit von der Natur entfernt hat, sind endlos.

Die Herren Robertson machen sich sehr lustig über diesen Versuch Francia's, die Stadt Assumpcion nach einem bessern Plane umzubauen. Die Stadt Assumpcion hat, voll von tropischer Vegetation und „immerwährenden Hecken, hinter welchen sich Unrath und Ungeziefer sammelt, kein Pflaster und keine geraden Straßen. Der sandige Fahrweg wird an vielen Stellen durch den Regen so zerrissen, daß er dann fast nur noch von einem Känguruh zu passiren ist.“

Francia beschließt nach reiflicher Ueberlegung, die Stadt theilweise umzubauen, pflastern und gerade richten zu lassen, und Roberson lacht, daß ein Dictator, ein souverainer Herrscher, mit seinem Theodoliten hin und her läuft und das Terrain aufnimmt. O Robertson, warum lachst Du, sobald weiter Niemand da war, der solche Arbeiten ausführen konnte?

Ja, es scheint ferner, daß die Verschönerung Assumpcion's noch einmal von der furchtbarsten Tyrannei begleitet war. Friedliche Bürger, die sich nichts Arges träumen ließen, und mit keinem activen Unrecht gegen irgend einen Menschen, sondern blos mit friedlichem passivem Schmutz und Unregelmäßigkeit gegen alle Menschen umgingen, erhielten Befehl, ihre Häuser, die zufällig in der Mitte der Straße standen, niederzureißen; sie wurden unter Androhung des Galgens gezwungen, ihre Beutel zu ziehen und die niedergerissenen Wohnungen anderwärts wieder aufzubauen! Es ist furchtbar. Ja, man sagte, Francia habe bei diesen Verbesserungen, bei diesem Beseitigen üppiger Querzäune und anderer architektonischen Monstrositäten eigentlich weiter nichts beabsichtigt, als dadurch zu verhindern, daß er einmal, wenn er durch die Stadt ritte, aus irgend einem Versteck hervor erschossen würde. Dem mag so sein, aber Assumpcion ist nun doch eine weit schönere, gepflasterte Stadt mit größtentheils geraden Straßen und ganz bequem, nicht blos für Känguruhs passirbar, sondern auch für hölzerne Ochsenwagen und Fuhrwerke und Thiere aller Art.

Unsere Herren Robertson finden an Dr. Francia nicht blos etwas Ko-

misches, sondern auch etwas Tragisches und ergehen sich zuweilen über diese Schreckensregierung in allerhand satyrischen Bemerkungen.

Eines Abends z. B. als einer der Robertson's im Begriff steht, von Paraguay nach England zu reisen und dem Dictator Francia seinen Abschiedsbesuch macht, läßt dieser zu Robertson's großem Erstaunen einen Ballen Waaren hereinbringen, öffnen und die Waaren auf dem Tische ausbreiten — Tabak, Poncho-Tuch und andere Produkte des Landes, alle von bester Qualität und mit angehängten Preiszetteln. Diese Waaren soll der erstaunte Robertson vor der „Schranke des Unterhauses" niederlegen und hier in passenden Ausdrücken, wie sie ein Engländer zu finden wissen wird, sagen:

„Herr Sprecher, — Dr. Francia ist Dictator von Paraguay, einem Lande von tropischer Fruchtbarkeit und hunderttausend englischen Quadratmeilen Flächengehalt, welches diese Waaren zu diesen Preisen producirt. Mit beinahe allen fremden Nationen mag er keine Handelsverbindungen anknüpfen, von den Engländern aber hat er eine so gute Meinung, daß er mit ihnen Handel zu treiben wünscht. Dies sind seine Waaren in endloser Quantität, von dieser Qualität, zu diesen Preisen. Er für seinen Theil braucht Waffen. Was sagen Sie dazu, Herr Sprecher?"

Allerdings würde unser Robertson, wenn er mit einer solchen Botschaft an der Schranke des Unterhauses erschienen wäre, eine sehr merkwürdige Figur geschnitten haben! Aber nicht an das Unterhaus war diese Botschaft eigentlich gerichtet, sondern an die englische Nation, von welcher Francia in seiner Dummheit glaubte, sie sei in dem Unterhause repräsentirt und zugänglich gemacht. Welche seltsame Bornirtheit von einem Dictator!

Robertson legte, wie wir demgemäß finden, diesen Waarenballen nicht vor der Schranke des Unterhauses nieder, ja, was noch schlimmer war, er ging in Folge gewisser Zufälle gar nicht nach England und brachte Francia gar keine Waffen dafür. Daher rührte Francia's unbilliger Abscheu vor ihm, der sich kaum in den Schranken gewöhnlicher Höflichkeit zu halten vermochte! Ein Mensch, welcher sagte, er wollte etwas thun und es dann nicht that, war für Francia zu keiner Zeit ein bewundernswürdiger Mensch. Umfangreiche Abschnitte dieser „Schreckensregierung" sind daher eine Art unmusikalische Sonate oder ein freies Duett mit Variationen auf das Thema: „Wie unbewundernswürdig ist ein Lederhändler, der sein Wort

nicht hält!" — „Wie tadelnswerth, um nicht zu sagen lächerlich und unvernünftig, ist der Mangel an gewöhnlicher Höflichkeit bei einem Dictator!"

Francia war ein Mann, welcher ganze Leistungen liebte, und halbe oder angebliche Leistungen waren in Paraguay, wie anderwärts, etwas allzusehr an der Tagesordnung. Welche Mühe hatte dieser strenge, thätige Mann mit lässigen Arbeitern, öffentlichen und privaten, Geistlichen und Laien! Ihr Gauchos, — es ist kein Kinderspiel, diese sieben Teufel von Euch auszutreiben!

Klösterliche oder andere schläfrige Kircheninstitute konnten von Francia keine große Gunst erwarten. Diejenigen, welche unheilbar und ganz in Schlummer versunken zu sein schienen, schüttelte er mit etwas rauher Hand wach und befahl ihnen in etwas strengem Tone sich zu packen. „Debout, canaille fainéante", wie sein Prophet Raynal sagt; „Debout: aux champs, aux ateliers! Kann ich zugeben, daß Ihr hier sitzt und mechanisch singet und plärrt, während Euer Herz in Gefräßigkeit versenkt ist und ganz Paraguay fast noch wüst liegt, so daß in dem gesegneten Sonnenschein des Himmels nichts gedeihen als Unkräuter, Lianen, gelbe Fieber, Klapperschlangen und Jaguars? Auf! rasch an die Arbeit, oder seht Ihr hier diese Peitsche, wie sie knallt und was für Hiebe davon zu erwarten stehen!"

Unheilbar schienen Erzbischöfe, Bischöfe und dergleichen zu sein, denn diese waren blos daran gewöhnt, einen spiegelfechterischen Krieg gegen längst ausgetriebene Teufel zu führen. Bei dem Knall von Francia's fürchterlicher Peitsche gingen sie, denn sie fürchteten die Hiebe mit derselben. Einen wohlfeilen Cultus in Paraguay tn Uebereinstimmung mit der Gewohnheit und dem Wunsche des Volkes ließ Francia bestehen, aber unter der Bedingung, daß er kein Unheil anrichte. Hölzerne Heilige und dergleichen Waare ließ er ebenfalls in ihren Nischen sitzen, aber zur Anschaffung von neuen gab er selbst auf dringendes Bitten keinen Deut her.

Als er einmal inständig gebeten ward, für eins seiner neuen Festungswerke einen neuen Schutzheiligen zu besorgen, gab er zur Antwort: „O Volk von Paraguay, wie lange willst Du in Deiner Dummheit verharren? So lange ich Katholik war, dachte ich ebenso wie Ihr, jetzt aber bin ich überzeugt, daß es zur Bewachung unserer Grenzen keine besseren Heiligen giebt, als gute Kanonen."

Auch folgende Aeußerung ist bemerkenswerth. Er fragte die beiden schweizerischen Chirurgen, zu welcher Religion sie sich bekennten und setzte

dann hinzu: „Hier könnt Ihr angehören, welcher Religion Ihr wollt — seiet Christen, Juden oder Muselmänner — nur keine Atheisten.“

Ebenso viel Mühe hatte Francia mit seinen nichtgeistlichen Arbeitern, wie überhaupt mit allen Klassen von Arbeitern, denn es ist in Paraguay wie anderwärts — wie die Priester, so das Volk. Francia hatte umfassende Kasernenbauten, ja Stadtbauten, wie wir gesehen haben, und Armeelieferungen, mit einem Worte, er hatte ungeheuer viel zu thun und seine Arbeiter hatten größtentheils keine Lust, viel zu machen. Er konnte keine Arbeit von ihnen bekommen, sondern blos eine mehr oder weniger trügerische Aehnlichkeit von Arbeit. Sogenannte Maurer und Bauleute bauten nicht, sondern schienen blos zu bauen; ihre Mauern wurden vom Regen zerweicht und vom Winde umgeworfen. Viele Handelsleute verkauften Rasirmesser, die niemals zum Rasiren, sondern blos zum Verkauf bestimmt waren.

Lange Zeit kämpfte Francia's rechtschaffener Sinn angestrengt, aber ohne zu explodiren, mit den Neigungen dieser unglücklichen Menschen. Durch Verweise, durch Vorstellungen, durch Ermuthigung, durch Anerbieten von Belohnungen und alle mögliche Wachsamkeit und Anstrengung bemühte er sich, sie zu überzeugen, daß es für einen Sohn Adam's ein Unglück sei, ein eingebildeter Arbeiter zu sein, daß jeder Adamssohn besser thäte, Rasirmesser zu fertigen, die wirklich zum Rasiren bestimmt seien. Vergebens, alles vergebens!

Endlich verlor Francia die Geduld. „Du erbärmliche Fraction, willst Du der neunte Theil sogar von einem Schneider sein? Geziemt es Dir, Tuch aus Staub anstatt aus ächter Wolle zu wählen, und es zu schneiden und zu nähen, als ob Du nicht ein Schneider, sondern die Fraction von einem Schneider wärest! Glaubst Du, ich soll mir Alles gefallen lassen!“

Francia errichtete nun in seiner Verzweiflung seinen „Arbeitergalgen“. Ja, dieses Institut des Landes existirte wirklich in Paraguay; Männer und Arbeiter sahen es mit eigenen Augen. Es war dies ein höchst merkwürdiges und im Grunde genommen durchaus nicht unwohlthätiges Institut.

Robertson erzählt uns den folgenden Auftritt mit dem Gürtelmacher von Assumpcion, worin sich, sei er nun buchstäblich wahr oder zum Theil poetisch, die Natur ohne Zweifel auf gänzlich wahre und sicherlich sehr überraschende Weise spiegelt.

„Eines Nachmittags kam ein armer Schuhmacher mit ein paar Gre-

nicht hält!" — „Wie tadelnswerth, um nicht zu sagen lächerlich und unvernünftig, ist der Mangel an gewöhnlicher Höflichkeit bei einem Dictator!"

Francia war ein Mann, welcher ganze Leistungen liebte, und halbe oder angebliche Leistungen waren in Paraguay, wie anderwärts, etwas allzusehr an der Tagesordnung. Welche Mühe hatte dieser strenge, thätige Mann mit lässigen Arbeitern, öffentlichen und privaten, Geistlichen und Laien! Ihr Gauchos, — es ist kein Kinderspiel, diese sieben Teufel von Euch auszutreiben!

Klösterliche oder andere schläfrige Kircheninstitute konnten von Francia keine große Gunst erwarten. Diejenigen, welche unheilbar und ganz in Schlummer versunken zu sein schienen, schüttelte er mit etwas rauher Hand wach und befahl ihnen in etwas strengem Tone sich zu packen. „Debout, canaille fainéante", wie sein Prophet Raynal sagt; „Debout: aux champs, aux ateliers! Kann ich zugeben, daß Ihr hier sitzt und mechanisch singet und plärrt, während Euer Herz in Gefräßigkeit versenkt ist und ganz Paraguay fast noch wüst liegt, so daß in dem gesegneten Sonnenschein des Himmels nichts gedeihen als Unkräuter, Lianen, gelbe Fieber, Klapperschlangen und Jaguars? Auf! rasch an die Arbeit, oder seht Ihr hier diese Peitsche, wie sie knallt und was für Hiebe davon zu erwarten stehen!"

Unheilbar schienen Erzbischöfe, Bischöfe und dergleichen zu sein, denn diese waren blos daran gewöhnt, einen spiegelfechterischen Krieg gegen längst ausgetriebene Teufel zu führen. Bei dem Knall von Francia's fürchterlicher Peitsche gingen sie, denn sie fürchteten die Hiebe mit derselben. Einen wohlfeilen Cultus in Paraguay in Uebereinstimmung mit der Gewohnheit und dem Wunsche des Volkes ließ Francia bestehen, aber unter der Bedingung, daß er kein Unheil anrichte. Hölzerne Heilige und dergleichen Waare ließ er ebenfalls in ihren Nischen sitzen, aber zur Anschaffung von neuen gab er selbst auf dringendes Bitten keinen Deut her.

Als er einmal inständig gebeten ward, für eins seiner neuen Festungswerke einen neuen Schutzheiligen zu besorgen, gab er zur Antwort: „O Volk von Paraguay, wie lange willst Du in Deiner Dummheit verharren? So lange ich Katholik war, dachte ich ebenso wie Ihr, jetzt aber bin ich überzeugt, daß es zur Bewachung unserer Grenzen keine besseren Heiligen giebt, als gute Kanonen."

Auch folgende Aeußerung ist bemerkenswerth. Er fragte die beiden schweizerischen Chirurgen, zu welcher Religion sie sich bekennten und setzte

dann hinzu: „Hier könnt Ihr angehören, welcher Religion Ihr wollt — seiet Christen, Juden oder Muselmänner — nur keine Atheisten.“

Ebenso viel Mühe hatte Francia mit seinen nichtgeistlichen Arbeitern, wie überhaupt mit allen Klassen von Arbeitern, denn es ist in Paraguay wie anderwärts — wie die Priester, so das Volk. Francia hatte umfassende Kasernenbauten, ja Stadtbauten, wie wir gesehen haben, und Armeelieferungen, mit einem Worte, er hatte ungeheuer viel zu thun und seine Arbeiter hatten größtentheils keine Lust, viel zu machen. Er konnte keine Arbeit von ihnen bekommen, sondern blos eine mehr oder weniger trügerische Aehnlichkeit von Arbeit. Sogenannte Maurer und Bauleute bauten nicht, sondern schienen blos zu bauen; ihre Mauern wurden vom Regen zerweicht und vom Winde umgeworfen. Viele Handelsleute verkauften Rasirmesser, die niemals zum Rasiren, sondern blos zum Verkauf bestimmt waren.

Lange Zeit kämpfte Francia's rechtschaffener Sinn angestrengt, aber ohne zu explodiren, mit den Neigungen dieser unglücklichen Menschen. Durch Verweise, durch Vorstellungen, durch Ermuthigung, durch Anerbieten von Belohnungen und alle mögliche Wachsamkeit und Anstrengung bemühte er sich, sie zu überzeugen, daß es für einen Sohn Adam's ein Unglück sei, ein eingebildeter Arbeiter zu sein, daß jeder Adamssohn besser thäte, Rasirmesser zu fertigen, die wirklich zum Rasiren bestimmt seien. Vergebens, alles vergebens!

Endlich verlor Francia die Geduld. „Du erbärmliche Fraction, willst Du der neunte Theil sogar von einem Schneider sein? Geziemt es Dir, Tuch aus Staub anstatt aus ächter Wolle zu wählen, und es zu schneiden und zu nähen, als ob Du nicht ein Schneider, sondern die Fraction von einem Schneider wärest! Glaubst Du, ich soll mir Alles gefallen lassen!“

Francia errichtete nun in seiner Verzweiflung seinen „Arbeitergalgen“. Ja, dieses Institut des Landes existirte wirklich in Paraguay; Männer und Arbeiter sahen es mit eigenen Augen. Es war dies ein höchst merkwürdiges und im Grunde genommen durchaus nicht unwohlthätiges Institut.

Robertson erzählt uns den folgenden Auftritt mit dem Gürtelmacher von Assumpcion, worin sich, sei er nun buchstäblich wahr oder zum Theil poetisch, die Natur ohne Zweifel auf gänzlich wahre und sicherlich sehr überraschende Weise spiegelt.

„Eines Nachmittags kam ein armer Schuhmacher mit ein paar Gre-

nadierdegenkuppeln, die aber beide nicht so gefertigt waren, wie der Dictator sie verlangte.

„Schildwache!“ rief er, und herein trat die Schildwache, worauf dann das folgende Gespräch stattfand:

„Dictator. Führe diesen bribonazo — ein Lieblingswort des Dictators, welches ungefähr soviel als Schurke oder Halunke bedeutet — führe diesen bribonazo hinüber unter den Galgen, laß ihn ein halbes Dutzend Mal darunter hinweggehen — und, fuhr er zu dem zitternden Schuhmacher gewendet fort, wenn Du mir wieder ein solches Paar Degengehänge bringst, so werden wir, anstatt Dich unter dem Galgen herumzuführen, Dich an demselben aufhängen lassen.

„Schuhmacher. Entschuldigen Sie, Excellenz, ich habe mein Bestes gethan.

„Dictator. Wohlan, bribon, wenn dies Dein Bestes ist, so werde ich mein Bestes thun, damit Du nie wieder ein Stück von dem Leder des Staats verdirbst. Ich kann die Gehänge nicht gebrauchen, aber sie werden sehr gut dazu dienen, Dich an das kleine Gerüst zu hängen, welches der Grenadier Dir zeigen wird.

„Schuhmacher. Um Gottes willen, das werden Sie doch nicht thun! Ich bin Ihr Knecht, Ihr Sklave; Tag und Nacht habe ich meinem Herrn gedient und werde ihm ferner dienen; gestatten Sie mir nur noch zwei Tage, um die Gehänge noch einmal umzuarbeiten, y por el alma de un triste zapatéro (bei der Seele eines armen Schuhmachers), ich werde sie machen, wie Ihre Excellenz sie wünscht.

„Dictator. Fort mit ihm, Schildwache.

„Schildwache. Venga, bribon — komm, Halunke.

„Schuhmacher. Sennor Excelentesimo, — noch heute Nacht will ich die Gürtel nach Ihrer Excellenz Vorschrift machen.

„Dictator. Wohlan, Du sollst Zeit haben bis morgen; aber dennoch mußt Du unter dem Galgen hinweggehen; es ist dies ein heilsames Verfahren und wird gleichzeitig dazu dienen, die Arbeit schneller und besser zu machen.

„Schildwache. Vamonos, bribon; der Herr befiehlt es.

„Und damit ward der Schuhmacher hinaus und dem Befehle gemäß zwei Mal unter dem Galgen hin und her geführt, worauf er nach seiner Werkstätte zurückkehren durfte.“

Hier arbeitete er die ganze Nacht mit solchem Eifer und sybillinischem Enthusiasmus, daß seine Degengehänge am nächsten Morgen in ganz Südamerika nicht ihres Gleichen hatten, und jetzt ist er, wenn er noch lebt, General-Degengehängemacher von Paraguay und ein reicher Mann, von Dank erfüllt gegen Francia und den Galgen, wie wir hoffen wollen, weil sie einige der sieben Teufel aus ihm getrieben!

Ein solches Institut könnte in unseren nach alter Weise constituirten europäischen Ländern unter dieser einfachen Form offenbar nicht eingeführt werden. Und dennoch könnte man constitutionell gesinnte Personen in unserer Zeit fragen, durch welches Ersatzmittel sie den Mangel daran zu ergänzen gedenken? Wie kann man in einer Staatsgemeinde, die aus blos eingebildeten Arbeitern besteht, irgend eine Regierung oder irgend eine sociale Einrichtung haben, welche wirklich wäre? Bei einer Staatsgemeinde von Pseudo-Arbeitern ist es dem Gesetz der Natur nach unmöglich, daß eine andere als eine Pseudo-Regierung existire. Constitutionell oder nicht, mit Ballotage oder nicht, ist eine solche Gesellschaft in allen ihren Phasen, in Administration, Gesetzgebung, Lehren, Predigen und Beten und Journalistik eine Pseudo-Gesellschaft; schrecklich für Den, der darin lebt, entsetzlich für Den, der sie betrachtet. Deshalb erscheint ein solches sociales Institut, unserer europäischen Art und Weise angepaßt, dringend nothwendig. O Gauchos, südamerikanische sowohl als europäische, welch eine furchtbare Aufgabe ist es, Eure sieben Teufel auszutreiben!

Vielleicht aber wünscht der Leser auch ein Bild von Dr. Francia in concreto zu erhalten, wie er leibt und lebt und zur Zeit des Chirurgen Rengger die tausendfältigen Regierungsgeschäfte seiner Paraguener besorgt. Es ist unser letzter Auszug, unsere letzte Ansicht von dem Dictator, der nun nicht länger an unserem Horizont verweilen darf.

„Ich habe schon gesagt, daß Dr. Francia, sobald als er sich an der Spitze der Geschäfte sah, in der Wohnung der früheren Gouverneure von Paraguay seine Residenz aufschlug. Dieses Gebäude, welches eines der größten in Assumpcion ist, war von den Jesuiten kurze Zeit vor ihrer Vertreibung für Laien errichtet worden, welche sich hier gewissen, von dem heiligen Ignatius vorgeschriebenen geistlichen Uebungen widmeten. Dieses Gebäude ließ der Dictator wieder in Stand setzen und verschönern und durch Anlegung breiter Straßen von den andern Häusern der Stadt trennen. Hier wohnt er mit vier Sklaven, einem kleinen Neger, einem Mulatten und

zwei Mulattinnen, denen er ein sehr milder Herr ist. Die beiden Männer verrichten die Function eines Kammerdieners und Reitknechts. Eine der beiden Mulattinnen ist seine Köchin und die andere besorgt seine Garderobe.

„Er führt ein sehr regelmäßiges Leben. Die ersten Strahlen der Sonne finden ihn sehr selten noch im Bett. Sobald als er aufsteht, bringt der Neger eine Wärmpfanne, einen Kessel und einen Krug Wasser und der Dictator bereitet sich hierauf mit der größtmöglichen Sorgfalt seinen Maté oder Paraguay-Thee. Nachdem er diesen getrunken, geht er in der innern Kolonnade, welche die Aussicht auf den Hof hat, spazieren und raucht eine Cigarre, welche er erst sorgfältig aufrollt, um sich zu überzeugen, daß nichts Gefährliches darin ist, obschon seine eigene Schwester sie ihm fertigt. Um sechs Uhr kommt der Barbier, ein schmuziger, zerlumpter, dem Trunk ergebener Mulatte, aber der Einzige seines Gewerbes, dem er traut. Wenn der Dictator auf guter Laune ist, so plaudert er mit ihm und bedient sich auf diese Weise seiner sehr oft, um das Publikum auf seine Projecte vorzubereiten, sodaß dieser Barbier gewissermaßen die Stelle einer offiziellen Zeitung vertritt. Hierauf geht er in seinem Schlafrock von gedrucktem Kattun in die äußere Kolonnade, einen offenen Säulengang, der um das ganze Gebäude herumführt. Hier geht er auf und ab und empfängt zugleich die Personen, welche zu einer Audienz zugelassen werden. Gegen sieben Uhr zieht er sich wieder in sein Zimmer zurück, wo er bleibt bis neun. Dann kommen die Offiziere und andere Beamte, um ihre Rapporte abzustatten und seine Befehle zu empfangen. Um eilf Uhr bringt der fiel de fecho, oder der erste Secretair die Schriften, die er durchzusehen hat und schreibt nach seinem Dictat bis Mittag. Schlag zwölf Uhr entfernen sich alle Beamte und Dr. Francia setzt sich zu Tische. Sein Diner, welches außerordentlich frugal ist, bestellt er allemal selbst. Wenn die Köchin vom Markt zurückkehrt, so legt sie ihre Einkäufe an der Thür des Zimmers ihres Herrn nieder; dann kommt der Doctor heraus und wählt, was er zubereitet zu haben wünscht.

„Nach Tische hält er seine Siesta. Sobald er davon erwacht, trinkt er wieder seinen Maté und raucht eine Cigarre unter Beobachtung derselben Vorsicht, wie am Morgen. Sodann widmet er sich bis vier oder fünf Uhr den Geschäften, wo dann die Escorte ankommt, die ihn auf seinem Spazierritte begleitet. Der Barbier tritt wieder ein und frisirt ihn, während sein Pferd gesattelt wird. Während dieses Rittes inspicirt der Doctor die öffentlichen Arbeiten und die Kasernen, besonders die der Cavalerie, wo er eine

Reihe von Gemächern zu seinem eigenen Gebrauch hat einrichten lassen. Auf diesem Ritte ist er, obschon von seiner Escorte umringt, mit einem Säbel und ein Paar doppelläufigen Taschenpistolen bewaffnet. Gegen Einbruch der Nacht kehrt er nach Hause zurück und studirt bis neun Uhr. Dann setzt er sich zum Abendessen nieder, welches gewöhnlich aus einer gebratenen Taube und einem Glas Wein besteht. Wenn das Wetter schön ist, so geht er wieder oft bis zu einer späten Stunde der Nacht in der äußeren Kolonnade spazieren. Um zehn Uhr theilt er die Parole aus. Wenn er in das Haus zurückgekehrt ist, verschließt er alle Thüren selbst."

Francia's Bruder war schon wahnsinnig. Seine Schwester verbannte Francia später, weil sie einmal einen seiner Grenadiere, einen Soldaten der öffentlichen Regierung, zu einer Privatdienstleistung gebraucht hatte. Du einsamer Francia!

Francia's Cavalerie-Escorte pflegte die Leute mit flachen Säbelhieben zu traktiren und mit den gröbsten Schimpfworten zu überhäufen, wenn sie versäumten, den Dictator auf seinem Ausritte zu grüßen. Sowohl er selbst, als auch seine Soldaten sahen sich überdies scharf nach Meuchelmördern um, fanden aber niemals einen, vielleicht eben in Folge ihrer Wachsamkeit. Wäre Francia in Paris gewesen!

Einmal nahm der Dictator wahr, daß oft Haufen von Müssiggängern und Gaffern sich vor seinem Regierungshause versammelten und seinem Thun und Treiben zusahen. Es ward demgemäß Befehl gegeben, daß Jeder, den der Weg über diese Esplanade führte, unverweilt seinen Geschäften nachgehen solle, und die Schildwache ward instruirt, wenn Jemand stehen bliebe, ihm sofort zu befehlen, weiter zu gehen, und wenn er dann noch nicht ginge, ohne Weiteres scharf auf ihn zu feuern. Nun gingen alle Einwohner von Paraguay, die der Weg in diese gefährliche Region führte, so schnell als möglich und mit auf den Boden gehefteten Augen vorüber und das frühere Leben an dieser Stelle verwandelte sich fast in Einsamkeit. Eines Tages, nach vielen Wochen oder Monaten, verweilte eine menschliche Gestalt doch auf dem verbotenen Grunde und gaffte das Haus des Dictators an. „Vorwärts!" rief die Schildwache mit Nachdruck. Die Gestalt rührte sich nicht. „Vorwärts!" schrie die Schildwache zum zweiten und dritten Male — ach, die unglückliche Menschengestalt war ein Indianer, der keine civilisirte Sprache verstand und blos fragend und neugierig das Maul aufsperrte.

Ein Schuß knallte, eine Kugel pfiff, pfiff aber glücklicherweise blos und traf nicht.

Der Schrecken des Indianers war natürlich nicht klein und sein Rückzug ein sehr rascher. Was Francia betrifft, so rief er die Schildwache mit kaum unterdrücktem Zorn heran. „Was giebts, Amigo?“ — „Ihre Excellenz haben so befohlen,“ entgegnet die Schildwache. Francia kann sich eines solchen Befehls nicht entsinnen und befiehlt auf alle Fälle, daß diese Ordre künftig außer Kraft trete.

Es bleibt uns noch übrig, ein Wort, nicht der Entschuldigung, was sehr schwer sein möchte, wohl aber der Erklärung, was sehr möglich ist, in Bezug auf die unverzeihliche Beleidigung hinzuzufügen, welche Francia der menschlichen Wissenschaft in der Person des Herrn Aimé Bonpland zufügte. Aimé Bonpland, der Freund Humboldt's, ließ sich nach vielen botanischen Wanderungen bekanntlich in Entre Rios nieder, einem indianischen oder jesuitischen Gebiete dicht bei Francia's, welches später von Artigas verheert ward. Hier gründete Bonpland eine bedeutende Pflanzung zur verbesserten Kultur des Paraguaythees. Als Botaniker? — Nun ja, vielleicht aber noch mehr als Handelsmann.

„Als Botaniker!“ ruft Francia aus. „Das ist auf den Ruin meines Theehandels abgesehen. Wer ist dieser hergelaufene Franzose? Artigas hatte kein Recht, ihm zu erlauben, sich in Entre Rios niederzulassen; Entre Rios gehört wenigstens eben so gut mir als Artigas! Man bringe den Mann zu mir!“ In der nächsten Nacht umringen Soldaten der Regierung von Paraguay Bonpland's Theepflanzung, galoppiren mit Bonpland über die Grenze, nach dem ihm zum Aufenthalte angewiesenen Dorfe im Innern, rotten seine Theepflanzen aus, zerstreuen seine vierhundert Indianer und — das Uebrige wissen wir. Das hartherzige Monopol weigerte sich, den Bitten und Lockungen der öffentlichen Meinung und der Präsidenten der Akademien Gehör zu schenken, mochten ihre Worte auch noch so klug und verführerisch sein! Bonpland, der seit einiger Zeit seine volle Freiheit wiedererhalten, wohnt noch in Südamerika, und die Robertson's erwarten, daß er seine Geschichte mit gebührendem Geschrei über Francia's Tyrannei veröffentlichen werde, eine Erwartung, welche der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes aber keineswegs theilt.

Die Behandlung, welche Francia seinem alten Feinde Artigas, dem Banditen und Feuerbrand, der sich jetzt in die Nothwendigkeit versetzt sah,

ihn um Obdach zu bitten, zu Theil werden ließ, war gut, menschenfreundlich und sogar würdevoll. Francia weigerte sich, wie er von jeher gethan, mit einem solchen Menschen zu sprechen oder zu unterhandeln, gewährte ihm aber bereitwillig einen Aufenthaltsort im Innern des Landes und dreißig Piaster monatlich bis zu seinem Tode. Der Bandit baute das Feld, übte menschenfreundliche Thaten und verlebte seine noch übrigen wenigen Jahre in Reue und Buße. Seine Mitbanditen, nämlich die von ihnen, welche sich wieder auf Plünderung legten, wurden, wie Rengger erzählt, augenblicklich festgenommen und erschossen.

Andererseits bedarf jene Anekdote von Francia's sterbendem Vater noch der Bestätigung. Der alte Mann — erzählt man — der, wie wir gesehen haben, sich schon seit langer Zeit mit seinem Sohne veruneinigt hatte, wünschte sich wieder mit ihm auszusöhnen, als er auf dem Sterbebette lag. Francia aber ließ sagen, er hätte dringende Geschäfte — es könnte ja so nichts nützen — mit einem Worte, er könne nicht kommen. Es kommt ein zweiter, noch dringenderer Bote. Der alte Vater kann nicht sterben, wenn er nicht zuvor seinen Sohn gesehen; er fürchtet, nicht in den Himmel zu kommen, wenn sie sich nicht zuvor mit einander ausgesöhnt haben. — „Nun so möge er zur Hölle fahren!“ rief Francia; „ich komme nicht.“

Wenn diese Anekdote wahr wäre, so wäre sie allerdings von allen, die über Dr. Francia in Umlauf sind, die allerschlimmste. Wenn Francia in dieser Todesstunde seinem armen, alten Vater nicht verzeihen konnte, mochte er nun an ihm gethan haben, was er wollte, wäre es selbst das Ungeheuerste gewesen, was die schwärzeste und schwülste Phantasie sich denken kann, dann möge kein Mensch Dr. Francia verzeihen! Die Genauigkeit eines öffentlichen Gerüchts aber in Bezug auf einen Dictator, der vierzig Menschen hat hinrichten lassen, ist auch etwas, worüber sich allerhand Vermuthungen anstellen lassen. Wie hieß der Mann mit Namen und Zunamen, dem Francia diese außerordentliche Antwort auftrug? Hat derselbe vor glaubwürdigen, vernünftigen, auf dieser Erde wohnenden Menschen eidliche Aussage darüber erstattet, oder ist er noch jetzt dazu zu bringen? Wenn dies der Fall ist, so möge er es thun — wäre es auch blos um der psychologischen Wissenschaften willen.

Noch eine letzte Thatsache. Unser einsamer Dictator, der unter Gauchos lebte, fand, wie es scheint, das größte Vergnügen an einer rationellen Unterhaltung, — mit Robertson, mit Rengger oder mit irgend einem an-

dern intelligenten Menschenkinde, wenn ihm eins in den Weg kam, was freilich selten der Fall war. Er erkundigte sich mit Eifer nach dem Thun und Treiben der Menschen in der Fremde, nach den Eigenschaften ihm unbekannter Dinge, alle menschlichen Interessen und Kenntnisse waren ihm interessant. Da er größtentheils nur Menschen ohne Bildung um sich hatte, so mußte er sich mit Schweigen, einer die stille Betrachtung förderndern Cigarre und einer Tasse Maté begnügen. O Francia, obschon Du vierzig Personen hinrichten mußtest, so kann ich mich eines gewissen Mitleidens mit Dir nicht erwehren.

Auf diese Weise und während für europäische Augen Alles noch dunkel und leer ist, müssen wir uns denken, daß der Mensch Rodriguez Francia in einer entfernten, aber höchst merkwürdigen, nicht unzweifelhaften oder unbezweifelten Weise über das verworrene Theater dieser Welt schritt. Einige dreißig Jahre lang war er die ganze Regierung, die sein Vaterland Paraguay hatte. Einige sechsundzwanzig Jahre war er ausdrücklich Souverain dieses Landes, zwei oder drei Jahre ein Souverain mit blankem Schwert, streng wie Rhadamantus und während aller seiner Jahre und seines ganzen Lebens von Anbeginn an ein Mensch oder Souverain von eisernem Fleiße, eiserner Willenskraft und Thätigkeit.

So lebte Dictator Francia und hatte keine Ruhe, erst in der Ewigkeit Aussicht darauf. Ein Leben furchtbarer Arbeit, — indessen war es während der letzten zwanzig Jahre, nachdem das Complott Fulgencio einmal in Stücken gerissen worden und alles unter ihm ruhig war, eine gleichmäßigere Arbeit — immer noch hart, doch gleichmäßig, wie die eines arbeitsamen, in sein Geschirr gewöhnten Karrengauls, der nicht mehr beißt und schlägt, sondern stät und unverdrossen seine Last zieht, bis alle diese beschwerlichen Meilen zurückgelegt sind und er seine stille Heimath erreicht.

Die Herren Robertson tappten in Bezug auf Francia so sehr im Dunkeln, daß sie nicht im Stande gewesen waren, zu erfahren, ob er, als ihr Buch erschien, noch lebte oder nicht. Damals lebte er allerdings noch, jetzt aber ist er todt. Er ist todt, dieser merkwürdige Francia, dies läßt sich nicht bezweifeln; haben nicht wir und unsere Leser Bruchstücken aus seiner Lei-

chenrede vernommen! Er starb am 20. September 1840, wie der ehrwürdige Perez uns mittheilt; das Volk sammelte sich mit großer Theilnahme, ja, wie Perez behauptet, mit Thränen um sein Gouvernementshaus. Drei Excellenzen waren seine Nachfolger, als ein „Directorat“, eine „Junta Gubernativa“, oder wie sie sonst heißen mochte, vor welcher dieser hochwürdige Perez predigt. Gott erhalte sie viele Jahre!

Mirabeau*).

(1837.)

Ein Sprichwort sagt: „Das Haus, welches im Bau begriffen ist, sieht nicht wie das Haus, welches gebaut ist.“ Umgeben von Geröll und Mörtelhaufen, Rüststangen, Handlangern und Staubwolken enthüllen sich während des gemeinen Tumults des Dinges, welches zeither ist, selbst dem schärfsten Beobachter nur einige rohe Anfänge des Dinges, welches sein wird.

Wie wahr ist dies in Bezug auf alle Werke und Thatsachen in unserer Welt, mögen sie einen Namen haben, welchen sie wollen; wie wahr ist es ganz besonders in Bezug auf die höchste Thatsache und das höchste Werk, welches unsere Welt kennt, — das Leben eines sogenannten originellen Menschen.

Ein solcher Mensch ist, so zu sagen, nicht über den allgemeinen Leisten geschlagen; sein Entwickelungsgang läßt sich nicht einmal annähernd prophezeien, obschon solche Menschen eben wegen der Neuheit und Seltsamkeit ihrer Erscheinung mehr als alle anderen zum Prophezeien anreizen.

Ein Mensch dieser Art entwickelt sich, während er auf Erden lebt, aus nichts zu etwas, allerdings unter sehr complicirten Verhältnissen und Umständen. Er zieht in fortwährender Reihenfolge und Abwechselung die Materialien seines Baues, ja sogar den Plan dazu aus dem ganzen Reiche des Zufalles, ja, so zu sagen, aus dem ganzen Reiche des freien Willens an sich — er baut sein Leben auf diese Weise zusammen und es ist, während

*) Mémoires biographiques, littéraires et politiques, de Mirabeau; écrits par lui-même, par son Père, son Oncle et son Fils Adoptif. 8 vols. 8vo. Paris, 1834—1836.

er dies thut, ein Räthsel und ein Problem, nicht blos für Andere, sondern auch für ihn selbst.

Daher hört man solche Kritiken von den Umstehenden, laute Unkenntniß, laute Verkennung! Es ist fast wie das Oeffnen des Kästchens jenes Fischers in dem arabischen Mährchen — dieses Beginnen und Emporwachsen eines Lebens. Unbestimmter Rauch wallt dahin, dorthin, einige Züge eines Genius blicken hindurch, aber über ihre endliche Gestalt vermag sich weder ein Fischer noch sonst Jemand ein Urtheil zu bilden. Und dennoch urtheilen die Menschen, wie wir eben sagten und fällen im Voraus ihr Urtheil, man kann sich denken, mit welcher Richtigkeit.

„Man sehe das Publikum in einem Theater," sagt ein Schriftsteller; „das Leben eines Menschen ist hier in eine Dauer von fünf Stunden zusammengedrängt; es wird auf einer offenen Bühne bei angezündeten Lampen gespielt und mit Allem, was die passendsten Worte und der Kunstgenius thun können, um den Sinn klar zu machen; und dennoch höre man, wenn der Vorhang fällt, was das kritische Publikum dazu sagt!"

Nun aber nehme man an, daß das Drama einen Zeitraum von siebzig Jahren einnimmt und nicht mit Streben nach Klarheit, sondern eher mit Streben nach Heimlichkeit und oft in dem tiefsten, unentwirrbarsten Dunkel aufgeführt wird, während die Welt oder das kritische Publikum, anderwärts beschäftigt, bald einen Augenblick hier, bald einen Augenblick dort die Augen auf den Vorgang wirft!

Wehe ihm, antworten wir, der keinen Appellhof gegen das Urtheil der Welt hat. Er ist ein verlorener Mann und wird, nachdem er für überführt erachtet worden, zu harten Strafen verurtheilt oder er erkauft sich seine Freisprechung nur allzuwahrscheinlich durch eine noch härtere Buße, nämlich die, ein trivialer, oberflächlicher Ausposauner seines eigenen Lobes und ein theilweiser oder totaler Charlatan zu sein, was die härteste Buße von allen ist.

Aber nehmen wir weiter an, daß der Mensch, wie wir sagten, ein origineller Mensch ist, daß sein Lebensdrama nicht allein nach den drei Einheiten bemessen werden würde und könnte, sondern zum Theil auch nach einer eigenen Regel; ferner daß die Vorgänge, bei welchen er betheiligt gewesen, großartig und welterschütternd sind, daß es von allen seinen Richtern hier nicht einen giebt, der nicht Grund hätte, ihn entweder über die Gebühr zu

lieben oder über die Gebühr zu hassen! Ach, ist es leider nicht gerade dieser Fall, wo die ganze Welt am raschesten urtheilt und die ganze Welt am leichtesten falsch urtheilt, weil das natürliche Dunkel durch zufällige Schwierigkeiten und Verkehrtheiten so doppelt und dreifach verfinstert wird. Es ist daher bis zu einem gewissen Grade ganz richtig und gegründet, wenn man gesagt hat: Um einen originellen Zeitgenossen zu beurtheilen, muß man größtentheils das Urtheil der Welt über ihn umkehren, denn die Welt hat nicht blos in dieser Sache Unrecht, sondern kann überhaupt in keiner solchen Sache Recht haben.

Ein Trost hierbei ist, daß die Welt sich immer mehr und mehr in solchen Dingen auf den rechten Weg hin arbeitet, daß eine fortwährende Prüfung und Berichtigung des ersten Urtheils der Welt darüber unvermeidlich vor sich geht. Denn im Grunde genommen liebt die Welt ihre originellen Menschen und kann sie in keiner Weise vergessen, wenigstens erst nach langer Zeit, zuweilen erst nach Tausenden von Jahren.

Was wollte sie auch überhaupt in der Erinnerung aufbewahren, wenn sie diese vergessen wollte? Der Reichthum der Welt besteht eben in ihren originellen Menschen. Durch diese und deren Werke ist sie eben eine Welt und nicht eine Wüste. Die Erinnerung und Geschichte der Menschen, die sie trug — dies ist die Summe ihrer Kraft, ihr geheiligtes Eigenthum für immer, wodurch sie sich aufrecht erhält und so gut es gehen mag, durch die noch unentdeckte Tiefe der Zeit vorwärts steuert.

Alle Kenntniß, alle Kunst, jeder schöne oder kostbare Besitz des Daseins ist, wenn es um und um kommt, dies, oder steht damit in Verbindung. Ist nicht die Wissenschaft selbst in einer ihrer interessantesten Gestalten hauptsächlich Biographie; ist sie nicht die Geschichte des Werkes, welches ein origineller, von uns noch genannter oder auch nicht mehr genannter Mensch mit dem Segen des Himmels vollbrachte? Sphäre und Cylinder sind das Monument und die abbrevirte Geschichte des Menschen Archimedes, die wahrscheinlich nicht eher vergessen wird, als bis die Welt selbst verschwindet. Von Dichtern und was sie gethan haben und wie die Welt sie liebt, wollen wir in diesen, in Bezug auf die Kunst sehr eigenthümlichen Tagen nichts oder ganz wenig sagen. Der größte Moderne der poetischen Zunft hat schon gesagt: Ja, wenn Du willst, wer anders als der Dichter hat uns zuerst Götter geformt, sie zu uns herabgebracht, uns zu ihnen hinaufgehoben?

Eine andere Bemerkung, die einer tiefern Region angehört, aber ebenfalls unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade verdient, rührt von Jean Paul her, nämlich daß in in der Kunst eben so wie im Handeln oder was wir Moral nennen, ehe ein Aristoteles mit seinen kritischen Regeln auftreten kann, ein Homer oder viele Homers mit ihren heroischen Leistungen vorangegangen sein müssen. Mit schlichteren Worten — der originelle Mensch ist der wahre Schöpfer (oder Offenbarer, wenn man ihn so nennen will) auch der Moral. Von seinem Beispiele werden Vorschriften genug hergeleitet und in Büchern und Systemen niedergeschrieben. Er ist eigentlich die Sache; Alles, was hinterher folgt, ist blos Geschwätz über die Sache, eine bessere oder schlechtere Auslegung derselben, eine mehr oder weniger ermüdende und wirkungslose logische Abhandlung darüber.

Es ist dies eine Bemerkung Jean Paul's, welche, wenn man sie wohl überlegt, eine der inhaltschwersten zu sein scheint, welche in der letzten Zeit über diesen Gegenstand geschrieben worden. Wenn Jemand den Ehrgeiz hätte, ein neues Moralsystem zu bauen, — was in der jetzigen Zeit freilich kein verheißungsvolles Unternehmen wäre — so giebt es keine uns bekannte Bemerkung, welche besser als ein Haupteckstein dienen könnte, um auf denselben zu gründen und zu bauen, hoch genug ohne Zweifel, — hoch zum Beispiel wie das christliche Evangelium selbst und zu welchen anderen Höhen das Schicksal des Menschen ihn noch tragen möge.

Die beiden mosaischen Gesetztafeln waren von einfachem, beschränktem Steine; es war ihnen keine Logik beigegeben. Wir dagegen in unserer Zeit sind reichlich mit Logik versehen — wir haben Moralsysteme, Professoren der Moralphilosophie und eine Masse Theorien, die für diejenigen, welche Gefallen daran finden, sehr nützlich sind. Ist es aber dem beobachtenden Auge nicht immer noch klar, daß die Regel des Menschenlebens nicht auf Logik beruht; daß vielmehr, wie von jeher, Das, was der Mensch thut, stets Das ist, was er sich zu thun aufgefordert fühlt, von welcher Aufforderung der Grund wiederum oft von der Logik nicht nachgewiesen werden kann und der Hauptsache nach einfach darin liegt, daß er schon anderwärts und besser demonstrirt worden, nämlich durch Experiment, oder mit andern Worten, daß ein experimentirender — oder, wie wir es nennen, origineller — Mensch schon so etwas gethan und wir gesehen haben, daß es gut und vernünftig war, so daß wir es nun ein- für allemal dafür erkennen? — Doch genug hiervon.

Es müßte ganz gewiß ein sehr sanguinisches Individuum sein, welches in der französischen Revolution neue Regeln für menschliches Handeln und Schöpfer oder Muster der Moralität suchte. Ein größeres Werk, hat man oft gesagt, ist der Weltgeschichte niemals durch so kleine Menschen ausgeführt worden. Fünfundzwanzig Millionen — sagen diese strengen Kritiker — werden aus allen ihren alten Gewohnheiten, Arrangements, Geschirren und Garnituren in die neue vollständig leere Arena und Laufbahn des Sansculottism geschleudert, um hier zu zeigen, welche Originalität in ihnen ist. Fanfaronaden und Geberden, Heftigkeit, Gährung und heroische Verzweiflung zeigen sie allerdings in Hülle und Fülle, aber von dem, was man Originalität, Erfindung, natürlichen Stoff oder Charakter nennen kann, erstaunlich wenig. Ihre heroische Verzweiflung, mochte nun ihre Beschaffenheit sein, welche sie wollte, wollen wir als ein neues Document, oder man nenne es lieber eine Erneuung jenes ursprünglichen, unvertilgbaren Documentes und Freibriefs, der Mannheit des Menschen, achten und selbst verehren.

Uebrigens aber gab es Föderation; es gab Verbrüderungsfeste, die „Statue der Natur ließ Wasser aus ihren beiden mammelles strömen" und die erhabenen Deputirten tranken alle aus derselben eisernen Schale; Gewichte und Maße wurden verändert; die Monate des Jahres wurden Pluviose, Thermidor, Messidor, — bis Napoleon sagte: „Il faudra se débarrasser de ce Messidor, man muß diesen Messidor aus dem Wege schaffen" — auch Madame Momoro und Andere fuhren stolz und gedeihlich als Göttinnen der Vernunft einher; und dann, nachdem diese zum größten Theile guillotinirt worden, hielt Mahomed Robespierre mit einem Blumenstrauß in der Hand und in neuen schwarzen Hosen vor den Tuilerien den unbeholfensten aller prophetischen Vorträge über das Etre Suprême und steckte eine Masse Pappdeckelkram in Brand: — alles dies und eine unermeßliche Anzahl noch anderer solcher Dinge ersannen und vollführten die fünfundzwanzig Millionen; aber — abgesehen von ihrer heroischen Verzweiflung, die zum Beispiel neben der der alten Holländer auch kein Wunder war — dies und dem Aehnliches war beinahe Alles.

Die Arena des Sansculottism war die originellste Arena, die dem Menschen seit über tausend Jahren eröffnet worden und dennoch waren die Menschen, die sich darin bewegten, ganz unerwartet gewöhnlich. Der brave Forster, der mitten in diesem vulkanischen Chaos der Schreckensregierung

langsam am gebrochenen Herzen starb und immer noch fest an der Sache hielt, die er, obschon jetzt blutig und schrecklich, hoch und heilig glaubte und für welche er Alles geopfert, Vaterland, Familie, Habe, Freunde und Leben — Forster, sagen wir, vergleicht die Revolution allerdings mit einer „Explosion und neuen Schöpfung der Welt", die in derselben handelnden, ihn umsummenden Personen aber mit einer „Handvoll Mücken."

Und dennoch, kann man hinzusetzen, war diese selbe Explosion einer Welt ihr Werk, das Werk dieser — Mücken? Die Wahrheit ist, daß weder Forster noch irgend Jemand eine französische Revolution sehen kann. Es ist, als wollte man den Ocean sehen. Der arme Charles Lamb beklagte sich, daß er nicht den unendlichen Ocean überhaupt, sondern blos einen unbedeutenden Theil davon von dem Deck des Marktschiffes sehen könne.

Indessen muß man zugeben — behaupten jene strengen Kritiker weiter — daß Beispiele von gleichsam tollgewordener Trivialität in der französischen Revolution in beklagenswerther Menge und Größe vorkommen. Man betrachte Maximilian Robespierre, der während beinahe zwei Jahren so zu sagen Autokrat von Frankreich war. Eine arme meergrüne (verdâtre), schwarzgallige Formel von einem Menschen, ohne Kopf, ohne Herz oder irgend eine außerordentliche Begabung oder auch nur ein außerordentliches Laster, wenn man nicht Eitelkeit, Verschlagenheit, krankhafte, krampfhafte Bewegung — die von einigen fälschlich für Kraft gehalten wird — dafür gelten lassen will, mit einem Worte, ein höchst erbärmliches, meergrünes Individuum mit einer Brille auf der Nase, von der Natur höchstens zu einem Methodistenprediger der strengern Klasse bestimmt — das war der Mann, der, ein Spiel der Stürme, sich emporgewirbelt sah, um la première nation de l'univers zu commandiren, während Alle ihm ein lautes Vivat zuriefen — eins der kläglichsten, tragischsten, meergrünen Objecte, die jemals in irgend einem Lande zu ihrem eigenen schnellen Untergange und zur langen Verwunderung der Welt emporgewirbelt worden!

So folgern diese strengen Kritiker der französischen Revolution, mit welchen wir uns hier in keinen Streit einlassen, sondern blos, worauf es hier mehr ankommt, bemerken wollen, daß die französische Revolution wirklich originelle Menschen an's Licht treten ließ — unter den fünfundzwanzig Millionen wenigstens eine oder zwei Einheiten. Einige rechnen bei dem gegenwärtigen Stadium der Sache schon drei: Napoleon, Danton, Mira-

beau. Ob noch mehrere an's Licht kommen werden oder von welcher Art sie sind, wenn die Berechnung vollständig liquidirt ist, das kann man nicht sagen. Mittlerweile möge die Welt dankbar für diese Treue sein, wie sie es in der That auch ist, denn sie liebt originelle Menschen ohne Zahl, wären sie auch noch so tadelnswerth, denn sie weiß wohl, wie selten sie sind.

Für uns ist es demgemäß interessant, zu beobachten, wie auch an diesen Dreien, so zweifelhaft und tadelnswerth sie auch übrigens sind, der alte Prozeß sich wiederholt und wie auch diese in ihrer wahren Gestalt erkannt werden. Eine zweite Generation, die bis zu einem gewissen Grade frei ist von den gespenstischen Täuschungen der hysterischen Ophthalmie und dem natürlichen panischen Delirium der ersten zeitgenössischen, kommt allmälig, um zu erkennen und zu bemessen, was ihre Vorgängerin nur schmähen und verwünschen konnte, denn, wie unser Sprichwort sagt, der Staub sinkt, die Schutthaufen verschwinden und das gebauete Haus, so wie es ist und sein sollte, steht sichtbar da.

Von Napoleon Bonaparte kann man bei so vielen Bulletins und dieser Selbstproclamation durch Artillerie und Schlachtendonner, laut genug, um auch das taubste Gehirn in dem fernsten Winkel dieser Erde zu erschüttern, bei den vielen Biographien, Geschichten und historischen Argumenten für und wider sagen, daß er sich nun recht wohl allein behelfen kann und daß seine wahre Gestalt auf dem besten Wege ist, ermittelt zu werden. Ohne Zweifel wird man eines Tages finden, welche Bedeutsamkeit in ihm lag, wie — wir citiren hier eine Stelle aus einem amerikanischen Buche — „der Mann ein göttlicher Gesandter war, obschon er es selbst nicht wußte und durch Feuerschlünde die große Lehre predigte: La carrière ouverte aux talens, die Werkzeuge Dem, der sie zu führen versteht — eine Lehre, die unser letztes politisches Evangelium ist, in welchem allein die Freiheit liegen kann. Wahnsinnig genug predigte er allerdings, wie Enthusiasten und erste Missionarien zu thun pflegen, mit unvollkommener Aussprache und vielem hochtrabenden, leeren Geschwätz, aber dennoch vielleicht so deutlich als die Sache es erlaubte. Oder man nenne ihn, wenn man will, einen amerikanischen Hinterwäldler, der undurchdringliche Wälder zu fällen und mit unzähligen Wölfen zu kämpfen hatte und sich dabei von starken geistigen Getränken, Excessen und sogar Diebstahl nicht ganz frei erhielt; dem aber nichtsdestoweniger der friedliche Säemann folgt und während er die unermeßliche Ernte schneidet, seinen Namen segnet." — Von dem „eingefleischten Mo-

loch", welches einst der beliebte Ausdruck war, bis zu dieser ruhigen Version ist schon ein bedeutender Fortschritt.

Noch interessanter ist es und fast nicht ohne einen Anflug von Pathos, zu sehen, wie der rauhe Terrae Filius Danton gleichfalls aus dem blutigen Dunkel und dem Schatten gräßlicher Grausamkeit in ruhiges Licht emporzusteigen beginnt und allmälig nicht ausschließlich ein Menschenfresser, sondern wenigstens theilweise ein Mensch zu sein scheint. Im Ganzen genommen fühlt die Erde, daß es schon etwas ist, einen „Sohn der Erde" zu haben, irgend eine Wirklichkeit, lieber als eine Heuchelei und Formel!

Mit einem Manne, der ehrlich mit sich selbst zu Werke geht und in irgend einem Sinne mit ganzer Seele spricht und handelt, ist stets etwas anzufangen. Der Satan selbst war nach Dante ein lobenswerther Gegenstand im Vergleich mit jenen juste milieu-Engeln — in unsern Zeiten so überaus zahlreich, — die weder treu noch rebellisch waren, sondern nur an ihr eigenes kleines Ich dachten — Zustutzer, gemäßigte, plausible Menschen, die in der Hölle Dante's zu der entsetzlichen Strafe verurtheilt sind, daß sie nicht die Hoffnung haben, zu sterben (non han speranza di morte); sondern in ein starres Tod-Leben, in Schlamm und von Fliegen gepeinigt versunken, fortwährend schlummern und dulden müssen, — „Gott eben so verhaßt als den Feinden Gottes" —

Non ragionam di lor, ma guarda e passa!

Wenn Bonaparte, der „bewaffnete Soldat der Demokratie" und unbesiegbar war, während er dieser Aufgabe treu blieb, so müssen wir diesen Danton das Enfant perdu und den nicht angeworbenen Empörer und Titanen der Demokratie nennen, der noch keine Soldaten oder Disciplin haben konnte, sondern ihrer Natur zufolge gesetzlos war. Ein Irdischgeborener, sagen wir, aber rechtschaffen von der Erde geboren! In den Memoiren Garat's und anderwärts sieht man, daß diese Feueraugen von innigem Einblick strahlen und sich mit Thränen füllen, die breiten rohen Züge verrathen menschliche Sympathien, die Brust des Antäus barg auch ein Herz. „Es ist nicht die Lärmkanone, die Ihr hört," ruft er den Erschrockenen zu, als die Preußen schon in Verdun standen; „es ist der pas de charge gegen unsere Feinde! De l'audace, et encore de l'audace, et toujours de l'audace, Muth und abermals Muth und nichts als Muth!" — Es bleibt weiter nichts übrig.

Armer „Mirabeau der Sansculotten", welch eine Mission! Und es

konnte nicht anders als geschehen und es geschah! Und ist dennoch nicht, wenn man es wohl überlegt, mehr Tugend in diesem Gefühle selbst, sobald es nur einmal innig dem wilden Herzen entquillt, als in dem ganzen langen Leben makelloser Pharisäer und Respektabilitäten, die ihr Augenmerk fortwährend auf den „guten Ruf“ gerichtet halten, so wie auf den Buchstaben des Gesetzes: „Que mon nom soit flétri, möge mein Name gebrandmarkt werden; wenn nur die Sache siegreich ist und den Sieg erringt!“

Nach und nach wird, wie wir voraussagen, der Freund der Humanität eine gewisse Geschichte in diesem Danton finden. Ein aus dem Rohen gehauener Riese von einem Menschen, nicht ganz und gar Menschenfresser, dessen „Redefiguren“ eben so wie sein Handeln alle gigantisch sind; dessen „Stimme von den Domen wiederhallt“ und der Braunschweig in sehr erbärmlichem Zustande über die Grenze hetzt. Sein gänzliches Freisein von heuchlerischen Floskeln ist schon viel; selbst in seinen Bestechungen und anderen Geldsünden liegt eine gewisse Freimüthigkeit und ungenirte Größe. Aufrichtigkeit, eine große rauhe Aufrichtigkeit der Einsicht und des Zweckes wohnte in dem Manne, welche Eigenschaft die Wurzel aller anderen ist — ein Mann, der Vieles durchschauen konnte und nur vor sehr wenigen Dingen zurückschrak, der ungestüm in dem zweifelhaftesten Elemente marschirte und sich weiterkämpfte und nun die Strafe trägt, in einem „gebrandmarkten“ Namen, der aber, wie wir sagen, sich allmälig und sichtbar klärt und reinigt. Ist aber dieser Name einmal wieder gereinigt, warum sollte dann nicht auch er Bedeutsamkeit für die Menschen haben?

Die wildromantische Geschichte ist eine Tragödie, wie alle menschlichen Geschichten sind. Rauhe, rüstige Dantons spalten noch bis zur gegenwärtigen Stunde in Arcis für Aube als einfache rüstige Landwirthe die Scholle und schneiden friedliche Ernten; und dagegen d i e s e r Danton! Es ist eine u n gereimte Tragödie, sehr blutig und rußig — nach Art der ä l t e r e n Dramatiker — aber doch erfüllt von tragischen Elementen und nicht ohne Anspruch auf natürliches Mitleid und Furcht. In ruhigen Zeiten, vielleicht aus weiter Ferne, kann der glücklichere Zuschauer über das Dunkel der Jahrhunderte hinweg ihm die Hand entgegenstrecken und sagen: „unglücklicher Bruder, wie Du kämpftest mit wilder Löwenkraft und doch nicht mit g e n u g Kraft, und hoch flammtest und niedergetreten wardst von Sünde und Elend, — siehe, auch Du warst ein Mensch!“

Man sagt, es liege in diesem Augenblick eine fertig geschriebene Bio-

graphie Danton's in Paris, aber der Herausgeber wolle erst warten, bis die „Macht der öffentlichen Meinung" sich ein wenig gelegt habe. Er möge aber ja so schnell als möglich sein Werk veröffentlichen und sagen, was er weiß, wenn er wirklich etwas weiß. Die Lebensgeschichte merkwürdiger Menschen ist stets werth, daß man sie verstehe, anstatt mißverstehe und die öffentliche Meinung muß sich positiv so gut als möglich anbequemen.

Der Interessanteste und Begabteste dieses zweifelhaften Triumphirats aber ist ohne Zweifel nicht der Mirabeau der Sansculotten, sondern der eigentliche Mirabeau selbst, ein Mann von viel edlerer Natur, als einer der beiden andern, ein Genius von gleicher Stärke, wollen wir sagen, wie Napoleon, aber ein weit humanerer, fast ein poetischer Genius. Mit umfassenderen Sympathien des eigenen Gemüthes begabt, appellirt er auch in weit überzeugenderer Weise an die Sympathien der Menschen.

Auch in Bezug auf ihn ist es interessant, den allmäligen Uebergang aus der Dämmerung der Verleumdung, verkehrten Darstellung und verworrenen Finsterniß in Sichtbarkeit und Licht zu beobachten und wie die Welt ihre fortwährende Wißbegier hinsichtlich seiner an den Tag legt und wie, so wie Buch nach Buch mit neuen Beweisen erscheint, die Sache wieder aufgenommen und das frühere Urtheil darüber revidirt und immer wieder von Neuem revidirt wird — wodurch zuletzt, wie wir hoffen können, das Rechte, oder doch annähernd Rechte, gefunden und damit die Frage entschieden werden wird.

Denn dieser Mirabeau ist auch ein Mensch, dessen Gedächtniß die Welt noch lange Zeit nicht sterben lassen wird — ganz im Gegensatz zu so manchem hohen Gedächtniß, welches schon lange, lange todt und tief begraben liegt! Während seines Lebens und selbst in dem letzten hellstrahlenden Theile desselben schrieb dieser Mirabeau mit einem gewissen Gefühl scheuer Ehrfurcht an unsern Mr. Wilberforce, bekam aber, so viel wir finden können, keine Antwort. Pitt war Premierminister, und dann Fox, dann wieder Pitt und dann Fox in lieblicher Abwechselung, und das Geräusch, welches diese beiden machten, erfüllte in den Clubzimmern, bei Zweckessen, an Wahlschranken und in Leitartikeln wiederhallend, die ganze Erde und es schien, als ob diese beiden — obschon man nicht unterscheiden konnte, wer dieser

oder jener wäre, der Ormuzd und Ahriman der politischen Natur gewesen seien; — und wie steht es jetzt!

Ein solcher Unterschied — wir wiederholen dies noch einmal — besteht zwischen einem originellen Menschen, sei es von auch noch so zweifelhafter Art, und der gewandtesten, schlauest ausgesonnenen Parlamentsmühle. Der Unterschied ist groß und einer von denen, in Bezug worauf die Zukunft den grellsten Contrast zur Gegenwart bildet. Nichts kann wichtiger sein, als die Mühle, so lange sie geht und mahlt, wichtig vor allen Dingen für Die, welche im Begriff sind, ihr Korn aufzuschütten. Ist aber das Mahlen einmal beendet, wie kann dann das Andenken daran noch fortdauern? Sie hat ja jetzt für Niemanden eine Bedeutung mehr, nicht einmal für Den, welcher gemahlt hat. Ist dieser Tumult einmal vorüber, so ist die ganz natürliche Folge, daß das Andenken an den originellen Menschen und an die kleine Offenbarung, die er als Sohn der Natur und als Mitmensch gewähren kann, für uns wieder in den Vordergrund tritt, denn seine denkwürdigen Worte, das, was er gethan und gelitten, sogar die Laster und Verbrechen, in die er verfiel, sind eine Art Speise, auf welche alle Menschen ihr Recht geltend machen.

In Bezug auf Peuchet, Chaussard, Gassicourt, so wie überhaupt alle früheren Biographen Mirabeau's läßt sich hier wenig weiter sagen, als daß sie von Irrthümern wimmeln und der gegenwärtige letzte Fils Adoptif wird mit dem Aufstechen dieser Fehler gar nicht fertig. Nicht als Memorialen Mirabeau's, sondern als Memorialen über das Verhältniß der Welt zu ihm, über die Behandlung, welche die Welt ihm zu Theil werden ließ, können sie noch einige Zeit eine wahrnehmbare Bedeutung haben. Von dem armen Peuchet (er war einst im Moniteur bekannt) und andern dergleichen Arbeitern im Weinberge kann man mit Recht so viel verlangen, aber nicht mehr.

Etienne Dumont's Souvenirs sur Mirabeau scheinen auf den ersten Anblick vielleicht nicht ein Fortschritt zur wahren Erkenntniß, sondern eher eine Bewegung nach der andern Richtung hin zu sein und doch waren sie wirklich ein Fortschritt. Erstens ward das Buch von allen Journalen und periodischen Zeitschriften Europa's in allen Sprachen laut begrüßt, wodurch wenigstens die Aufmerksamkeit der Menschen wieder auf den Gegenstand gelenkt ward, so daß trotz aller alten oder neuersonnenen Täuschungen ein Wachsthum der Einsicht unvermeidlich war. Ueberdies that auch das Buch

selbst etwas. Zahlreiche Specialitäten über den großen Franzosen wie die Augen des kleinen Genfers sie aufgefaßt hatten, wurden hier mitgetheilt und konnten mit gebührender Rücksichtnahme entziffert werden. Dumont ist ein Freund der Wahrheit und innerhalb seiner eigenen Grenze besitzt er sogar eine gewisse Freiheit und eine malerische ungezwungene Klarheit.

Allerdings gehört die Grille, den großen Mirabeau als einen Gegenstand zu betrachten, der hauptsächlich durch ihn (Dumont und seines Gleichen) in Bewegung gesetzt ward, zu den wunderbarsten, die in der Psychologie vorgekommen sind. Ja, noch wunderbarer war es, wie die Recensenten fast allgemein und während man von einigen etwas Besseres erwarten konnte, auf die Sache eingingen und sie verschlimmern halfen. Es schien demgemäß von allen Seiten ausgemacht zu sein, daß hier abermals ein Prätendent seines Gefieders entkleidet und der Große — zu unserm Trost — eben so klein gemacht worden, wie wir übrigen Menschen; daß in der That bildlich gesprochen, dieser enorme Mirabeau, dessen Schall durch alle Lande ging, weiter nichts war als eine ungeheure blankgeputzte Trompete, in welche ein gewandter kleiner Dumont hineinblies und dadurch den Lärm hervorbrachte.

Manche Menschen und Recensenten haben seltsame Theorien vom Menschen. Möge doch irgend ein Sohn Adam's, der seichteste von allen jetzt lebenden, sich ehrlich bemühen, in seinem Kopfe eine Existenz dieser Art auszudenken und dann sagen, wie wahrscheinlich sie aussieht. Ein wirklich nach einem solchen Trompeten- oder Posthorn-Prinzip geführtes Leben und Handeln — wir sagen nicht das Leben und Handeln eines Staatsmannes und Weltenlenkers, sondern des ärmsten Handelsmannes und Bindfadenverkäufers — wär' eins der größten Wunder, von welchen bis jetzt die Geschichte erzählt. O Dumont! War, als der alte Sir Christopher den letzten Stein in die Kuppel der St. Paulskirche einsetzte, er es selbst, der den Stein hinauftrug? Nein, es war ein gewisser Mann mit starkem Rücken, der, in beneidete oder unbeneidete Vergessenheit versunken, niemals erwähnt ward; wahrscheinlich war es ein Bürger der Schwesterinsel.

Hierbei müssen wir jedoch ausdrücklich hinzufügen, daß Dumont hier weniger zu tadeln war als seine Recensenten. Der gute Dumont erzählt genau, welche sinnreiche Tagelöhner- und Handlangerarbeit er für seinen Mirabeau verrichtete, giebt dabei so manche Anekdote zum besten, welche die Welt freudig aufnimmt, beschönigt nichts, hoffen wir, und übertreibt auch nichts. Dies ist es, was er that und was zu thun er unbestritten das Recht

und den Beruf hatte. Und was kommt darauf an, wenn ihm dabei nicht einfiel, daß er im Grunde genommen doch nichts weiter war als ein Dumont, ja, daß die Gabe, die dieser Mirabeau hatte, so respectable Dumonts, Handlanger und sogar geschickte Kunstarbeit für sich machen zu lassen, sie durch den Blick seines Auges zu beherrschen und sie zu bewegen, daß sie für ihn mit heiterem Muthe apportirten und ihm mit einer Art Ritterlichkeit und Willigkeit als loyale Unterthanen dienten, — daß diese Gabe eben die königliche Eigenschaft des Mannes war und ihn an und für sich schon zu einem Anführer unter den Menschen stempelte!

Deshalb möge Niemand den guten Dumont tadeln, wie Einige nur allzuhart gethan haben; sein Irrthum ist ein sehr verzeihlicher, sein Werth dagegen für uns unbestreitbar. Andererseits möge man die öffentlichen Lehrmeister und periodischen Individuen tadeln, welche diesen Schluß und diese Lebenstheorie ihm ablockten und sie auf diese laute Weise ausschrien; oder vielmehr, im Grunde genommen, man tadle sie nicht, sondern verzeihe ihnen und trete auf die andere Seite. Solche Dinge sind einmal eine bestimmte Prüfung der öffentlichen Geduld, welcher vielleicht ein wenig Zucht sehr heilsam ist und thun selten oder vielmehr niemals dauernden Schaden.

Dicht auf Dumont's Reminiscences folgte diese Biographie von Lucas Montigni, dem Adoptivsohn, der erste Band im Jahre 1834, die übrigen in kurzen Zwischenräumen und liegt nun in acht beträchtlichen Bänden vor uns, hinsichtlich deren wir uns hier auszusprechen haben; — es thut uns leid, daß dies in abfälliger Weise geschehen muß.

Es ist in der That keinem Menschen möglich, über dieses Werk blos Gutes zu sagen. Daß Lucas Montigni als Adoptivsohn sich so entschlossen dazu hergegeben hat, seinen Helden weiß zu waschen und ihn sogar da, wo die natürliche Farbe schwarz war, zu übertünchen, dies gereicht ihm nicht zum Tadel, sondern vielleicht eher zum Lobe. Wenn der Adoptivsohn eines Menschen nicht das beste Buch über ihn schreibt, welches er schreiben kann, wer soll es dann thun? Der schlimme Umstand aber ist, daß Lucas Montigni gar kein Buch geschrieben, sondern blos die Materialien zu einem Buche ausgeschnitten und zusammengeworfen hat, welches Buch erst noch geschrieben werden muß.

Im Ganzen genommen wundern wir uns über Montigny. Wahrscheinlich weiß der Leser bereits, was alle Welt sich zuflüstert, daß, als Mirabeau im Jahre 1783 dieses im damals letztvergangenen Jahre geborene

Kind adoptirte, er die drängendste von allen nur denkbaren Verpflichtungen hatte, es zu adoptiren, weil er es durch seinen eigenen — nicht notariellen — Act vorgeladen, in dieser Welt zu erscheinen. Und nun erwäge man, was Shakespeare's Edmund, was der Dichter Savage und dergleichen Leute geprahlt haben, so wie auch, daß die Mirabeaus seit undenklichen Zeiten — gleich einer gewissen, uns bekannten britischen Familie — wohl „manchen Vagabunden, aber nicht einen einzigen Dummkopf" gezeugt hatten. Wir können jener Behauptung, welche alle Welt sich zuflüstert, kaum Glauben beimessen, oder wenn wir ihr Glauben beimessen, so werden wir dadurch auf allerhand Betrachtungen über den Ruin der Familien geführt. Das Haarlemer Meer ist nicht seichter als der Genius dieses Montigny. Es fehlt ihm sogar das Talent, welches sonst allen Franzosen angeboren zu sein scheint, das Talent, die Kenntniß, die er besitzt, in der verständlichsten Form darzubieten. Dabei ist er übrigens ein ganz solider Mann, ohne Zweifel ein ganz achtungswerther Mann, den wir mit dem größten Vergnügen loben würden, wenn wir nur könnten. Möge er in einer Privatstellung glücklich sein und niemals mehr schreiben, — ausgenommen für die Bureaux de Préfecture, mit einem hübschen fixen Gehalt, was weit besser ist.

Sein biographisches Werk ist ein ungeheurer Steinbruch oder Hügel von Geröll in acht Schichten, in welchen werthvolle Dinge verborgen liegen, die Der, welcher sucht, finden wird.

Wir sagen werthvolle Dinge, denn der Adoptivsohn hatte ungehinderten Zutritt zu Familienarchiven und konnte eine Menge Geheimpapiere und Documente benutzen. Lange Jahre hat er mit kindlicher Unermüdlichkeit darin gearbeitet und sich in allen Winkeln der Sache heimisch gemacht. Und wie leicht wäre es für ihn gewesen, uns auch darin heimisch zu machen! Aber das thut er nicht. Er bringt vielmehr neue und alte Dinge an's Licht, bald kostbare, werthvolle Aufschlüsse enthaltende Privatdocumente, bald die armseligsten Haufen von Flugschriften und Parlamentsgeschwätz, welches mit so leichter Mühe anderwärts zu haben ist und oft ganz wohl zu entbehren sein würde, wenn es zufällig einmal nicht zu haben sein sollte. Alles dies wirft er so rücksichtslos und verworren und — da er Frachtwagen genug hat — in so unendlicher Menge durch einander, daß der Leser nicht weiß, was er mit allem diesen anfangen soll. Sogar die Mühe, die er darauf verwendet hat, ist oft verkehrt; das Ganze ist so hart und schwer geworden, daß es der Leser nur im Schweiße seines Angesichts genießen kann!

Oder man kann es auch eine Mine nennen, eine künstlich natürliche Silbermine. Adern des schönsten Silbererzes ziehen sich hier und da durch das Gestein und man muß mit Mühe darnach graben. Man stößt auf eine und verfolgt sie, plötzlich aber und gerade während man sich die reichste Ausbeute verspricht, verschwindet sie — wie dies in dergleichen Gruben sehr oft geschieht — in dicken Massen fremdartigen Gesteins, Niemand weiß wohin.

Dies ist allerdings nicht so wie es sein sollte und dennoch konnte es unglücklicherweise nicht anders sein. Ein langes schlechtes Buch ist viel leichter herzustellen, als ein kurzes gutes und ein armer Buchhändler hat keine andere Art und Weise zu messen und zu bezahlen, als nach der Elle. Sogar der Weber kommt und sagt, nicht „Ich habe so und so viel Ellen Stoff gewebt." sondern „So und so viel von *solchem* Stoff," Atlas oder Sackleinwand.

Die Absicht des Adoptivsohns war ohne Zweifel gut. Müssen wir uns nicht über den Besitz dieser selben Silberadern freuen und sie in dem begrabenen Mineralzustande oder auch in einem andern Zustande hinnehmen, mit Dank, daß sie nun, da sie gedruckt vor uns liegen, unzerstörbar sind? Die Welt, sagen wir, möge Montigny dankbar sein und dennoch wissen, *wofür* sie ihm dankbar ist. In diesen Bänden ist keine Lebensgeschichte Mirabeau's zu finden, wohl aber das reichhaltigste Material zum Schreiben einer Lebensgeschichte. Würden die acht Bände gut gesichtet und in einen einzigen Band zusammengeschmolzen, so wäre dieser eine Band der wahre und ächte! Ja, es scheint dies ein so nützliches und dabei so leicht ausführbares Unternehmen zu sein, daß es früher oder später ganz gewiß und zu wiederholten Malen und endlich gut ausgeführt werden wird.

Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes hat sich, obschon er auf die engen Grenzen eines solchen angewiesen ist, vorgenommen, ein wenig zu sichten und zu extrahiren. Er hat in dem Buche, so zu sagen, Bohrversuche nach verschiedenen Richtungen hin angestellt, und weiß ziemlich wohl, was darin steckt, obschon er es nicht immer herauszuholen weiß. Wenn daher nicht allemal die besten Auszüge dargeboten werden, so gebe man nicht Montigny die Schuld. Wir hoffen nichtsdestoweniger eine Skizze von Mirabeau's Geschichte zu liefern, was ihm der Reihe nach in dieser Welt begegnete, und welche Schritte er demzufolge that, und wie er und die Welt zusammenwirkend das Ding schufen, was wir Mirabeau's Leben nennen. Außerordentlich unvollkommen wird diese Skizze allerdings noch sein, aber

hoffentlich viel richtiger und treuer, als die biographischen Lexika und die gewöhnliche Stimme des Gerüchts sie mittheilen. Ob und wie und wo die herrschende Ansicht über Mirabeau zu berichtigen oder zu bestätigen oder in irgend einem wichtigen Punkte zu widerlegen ist, das wird sich hierbei im Laufe unserer Arbeit gleichsam von selbst ergeben. Es ist in der That, wenn man die täglich schriftlich oder mündlich über diesen Mann ausgesprochenen emphatischen Urtheile erwägt, sehr eigenthümlich, welches egyptische Dunkel noch über die bloßen Thatsachen seiner äußern Geschichte verbreitet ist, deren richtige Erkenntniß, wie man glauben sollte, der Vorläufer irgend eines, wenn auch ganz flüchtigen Urtheils sein müßte.

Auf diese Weise aber werden, wie wir schon zum Oeftern hervorgehoben haben, solche Urtheile gewöhnlich gefällt. Es sind unbestimmte und unsichere plebiscita, Aussprüche des gemeinen Volkes, aus unzähligen lauten, leeren Jas und lauten, leeren Neins zusammengesetzt, die eigentlich gar keine Bedeutung, sondern blos Klang und Geltung haben, denn alle plebiscita bedürfen einer gründlichen Erörterung.

Nun jedoch ans Werk.

Eins der schätzenswerthesten Elemente in diesen acht chaotischen Bänden Montigny's ist die Kenntniß, die er über Mirabeau's Vater, über seine Verwandten und Familie, seiner Gegenwart sowohl als der Vergangenheit angehörende, mittheilt.

Der Vater war, wie wir bereits wissen, Victor Riquetti, Marquis von Mirabeau, der M e n s c h e n f r e u n d genannt und sich selbst so nennend — ein Prädikat, welches in unsern jetzigen Zeiten als ein keineswegs günstiges Omen betrachtet werden muß. Demgemäß wunderte man sich auch nicht, wenn man hörte, daß dieser Freund der Menschen der Feind fast eines jeden Menschen war, mit dem er zu thun hatte, wobei er an seinem eigenen Heerde begann und an dem äußersten Kreise seiner Bekannten aufhörte, weil er erst jenseits desselben sich veranlaßt fühlte, die Menschen zu lieben. „Der alte Heuchler!“ werden Viele ausrufen, — wir nicht. Ach leider ist es ja viel leichter, die Menschen zu lieben, während sie blos auf dem Papier oder vollkommen biegsam und schmiegsam in der Phantasie existiren, als Hans und Grete zu lieben, die hungrig und zur ungelegenen Zeit leibhaft dastehen

und mit ihren spitzen Ellbogen, mit ihren Gelüsten, ihrer Reizbarkeit und ihrem dummen Eigenwillen fortwährend gegen einen anrennen und den Weg versperren. Es ist kein Zweifel, daß der alte Marquis Mirabeau es außerordentlich schwer fand, mit seinen Brüdern, den Menschen, auszukommen, und daß er sich deshalb oftmals als ein wunderlicher, launenhafter, aufbrausender alter Kauz erwies. Nichtsdestoweniger giebt es in diesem Punkte viel zu berichtigen und Lucas Montigny hat sich, wenn man ihm sorgfältig folgt, bemüht, es zu thun. Hätte es Lucas nur auch für gut gefunden, diese Privatbriefe, Familiendocumente und dergleichen — denn er sagt, er könne davon mehr als dreißig Bände zusammenbringen — für sich allein drucken zu lassen, ganz einfach in chronologischer Reihenfolge mit kleinen erläuternden Anmerkungen! — So aber muß man suchen und sichten. Zum Glück setzte der alte Marquis selbst in Zeiten der Muße oder erzwungener Muße, deren er viele hatte, gewisse „ungedruckte Memoiren" über seinen Vater und seine Vorfahren auf, aus welchen der junge Mirabeau ebenfalls in gezwungenen — im Schlosse If noch weit gezwungeneren — Mußestunden ein einziges Memoir von sehr lesbarer Art zusammenstellte. Bei dem Lichte dieses letzteren wandeln wir, so lange es dauert, mit Bequemlichkeit.

Die Mirabeaus waren ihrem Zunamen nach Riquettis, was eine kleine Verstümmelung des italienischen Arrighetti ist. Sie stammten aus Florenz, wo sie während eines der Kämpfe zwischen den Guelphen und Ghibellinen, wie sie dort und damals häufig vorkamen, im Jahre 1267 vertrieben worden waren. Stürmische Zeiten damals! Der Chronolog wird hierbei bemerken, daß Dante Alighieri an jenem Morgen, wo die Arrighettis fort mußten und die Leute sagten: „Sie sind fort, diese Schurken! Sie sind fort, diese Märtyrer!" ein kleiner Knabe von etwa zwei Jahren war. Der kleine Knabe hörte mit Verwunderung diese entgegengesetzten Aeußerungen. Man lasse den Knaben einen Mann werden und auch er wird seine Heimath meiden müssen und erfahren come è duro calle und was für eine Welt dies ist. Seine Dichternatur wird dadurch allerdings nicht getödtet — denn sie ist unsterblich — wohl aber zu althebräischer Strenge verdüstert und in den Hades und in die Ewigkeit verwiesen, um sich dort eine Heimath zu suchen.

Auf diese Weise überstiegen die Arrighettis — ohne Zweifel in grimmigem longobardischem Zorne — die Alpen und wurden transmontane französische Riquettis und erzeugten unter anderen Dingen auch die gegenwärtige Abhandlung.

Es ward schon oben angedeutet, daß diese Riquettis ein angesehenes Geschlecht waren, wie denn überhaupt, wenn wir es recht betrachten, die Vorfahren der meisten angesehenen Leute ebenfalls schon angesehen oder doch bemerkenswerth waren. Die Quelle von Vaucluse, welche als Fluß hervorströmt, ist vielleicht schon eine Strecke weit unterirdisch in dieser Eigenschaft geflossen, ehe sie einen Ausweg fand. Ja, vielleicht ist es nicht immer oder nicht oft der an und für sich Größte einer Familienlinie, welcher der Berühmte wird, sondern blos der vom Glück am meisten Begünstigte. So reich ist hier wie anderwärts die Natur, die mächtige Mutter, und streut von einem einzigen Eichbaum als Futter für Säue die Früchte, die den ganzen Planeten in einen Eichenwald umpflanzen würden! Denn in der That, wenn nicht eine stumme Kraft in ihr wäre, was sollte dann durch die sprechende und ans Licht stellende aus ihr werden? wenn unter dieser schäumenden Oberfläche von Schwätzern, Prahlern und hochtrabenden reichdecorirten Personen, welche sich brüstend umherstolziren und fortwährend Quam parva sapientia regatur predigen, nicht eine Unterschrift von schweigsam heroischen Menschen läge, die als Menschen arbeiten, mit männlicher Energie und unbesiegbarer Ausdauer, die nicht einmal sich selbst zuflüstern, wie energisch sie sind?

Die Familie Riquetti war gewissermaßen schon durch die Analogie mit jener britischen definirt, als eine Familie, in der es durchaus keine Dummköpfe gab, die aber ein wenig geneigt war, Vagabunden und Taugenichtse zu produciren. In der Provence faßte sie Wurzel und trug hier vollsaftige Südfrüchte — eine unruhige, stürmische Reihe von Männern, in deren Adern wildes Blut tobte, als ob sie einem düstern Verhängniß geweihet wären — „gleich dem Geschlecht des Atreus,“ pflegte Mirabeau zu sagen — was auch wirklich der Fall war, denn das wilde Blut war schon an und für sich Verhängniß genug. Wie lange diese Riquettis in Florenz und anderwärts gestürmt hatten, weiß die Geschichte nicht; während eines Zeitraums von fünf Jahrhunderten aber waren sie in der Provence niemals ohne einen Mann, der nach Riquetti-Art auf der Erde stand. Es waren Männer mit scharfer Zunge, rasch bereit zum Dreinschlagen, begabt mit Umsicht und Entschlossenheit, keck, verwegen und eigenwillig, die oft die bürgerliche Rennbahn für sie zu eng fanden und gegen die Pfähle anschlugen oder Dies und Jenes thaten, worüber die Welt sich in verschiedenen Dialekten tadelnd aussprach und es „durchaus nicht in der Ordnung“ fand.

Einer dieser Riquettis kettete in Folge eines Gelübdes, welches er der Sage nach während einer Gefahr zur See gethan, zwei Berge aneinander; „die eiserne Kette ist bei Moustier noch zu sehen; sie erstreckt sich von einem Berge zum andern und in der Mitte befindet sich ein großer Stern mit fünf Strahlen;“ die angebliche Jahrzahl ist 1390. Man denke sich die Schmiede bei dieser Arbeit! Die Stadt Moustier liegt in der Provence in dem Departement der Niederalpen. Ob die Riquetti-Kette noch bis zu dieser Stunde knarrt und sich träg im Winde hin und her schwingt, mit ihrem Stern von fünf Strahlen in der Mitte, und den Sperlingen einen unsichern Sitz bietet, das wissen wir nicht. Vielleicht ward sie zur Revolutionszeit, wo ein solcher Haß gegen den Adel und ein solcher Hunger nach Eisen entstand, heruntergenommen und in Piken umgeschmiedet. Der Adoptivsohn, der in der Regel so ausführlich ist, hätte hierüber etwas erwähnen sollen, thut es aber nicht.

Daß damals viel Hospitäler gebaut und viel Klöster, von den Karthäusern an bis herab zu den Jesuiten, dotirt wurden, daß fortwährende Wirrnisse und Kämpfe stattfanden, brauchen wir nicht erst zu erwähnen, sondern blos, daß alles dies unter den Riquettis mit ganz ungewöhnlichem Nachdruck betrieben ward. Wie hätte es jemals einen Streit geben können, bei welchem kein Riquetti betheiligt gewesen wäre? Sie kämpften viel und faßten dabei ihren Vortheil oder die Entschädigung für früher erlittene Nachtheile ins Auge, wahrscheinlich thaten sie es auch um der Kunst willen.

Später faßten sie in Marseille — damals dem französischen Venedig — festen Fuß als handeltreibende Edelleute und widmeten sich dieser Industrie mit großem Fleiße. Die Familienbiographen vergessen jedoch nicht zu sagen, es sei ganz nach venetianischem Style geschehen, sodaß durchaus nichts Ignobles darin gelegen habe. In diesem Sinne gab auch einer dieser jungen gewandten Riquettis, als ein gewisser Bischof ihn ohne weitere Umstände „Jean de Riquetti, Kaufmann von Marseille“ nannte, die treffende Antwort: „Ich handle hier mit Polizei und Gerechtigkeit,“ — er bekleidete nämlich zugleich das Amt eines ersten Consuls, welches nur an Edelleute verliehen ward — „ebenso wie der Herr Bischof mit Weihwasser handelt.“ Diesen Hieb mußte der hochwürdige Herr ruhig einstecken.

Auf alle Fälle erwiesen sich die zungenfertigen Riquettis auch als Kaufleute ersten Ranges; erwarben ihre bastide, wie man die meisten an den grünen Hügeln hinter Marseille liegenden stattlichen Landhäuser nennt, end-

lose Magazine, Ländereien, Dörfer und Schlösser und endlich auch das Schloß Mirabeau an den Ufern der Durance, das stattliche Schloß Mirabeau auf seinem steilen Felsen, in der Schlucht zweier Thäler, vom Nordwind umbraust.

Ein außerordentlicher Vortheil für die Riquettis war, wie der alte Marquis erzählt, daß sie ein ganz eigenthümliches Talent besaßen, sich discrete, wackere Gattinnen zu wählen, wodurch der Stamm nur um so besser erhalten ward. Eine dieser Großmütter, deren der Marquis sich fast selbst noch erinnert, pflegte in Bezug auf die Ausartung des Zeitalters zu sagen: „Ihr wollt Männer sein? Ihr seid höchstens Männchen (sias houmachomes in provençalischem Dialekt); wir Frauen führten zu unserer Zeit Pistolen im Gürtel nnd verstanden auch Gebrauch davon zu machen." Oder man denke sich wie die Dame Mirabeau stolz auf den Taufstein zusegelt. Eine andere Dame stellt sich vor sie, um ihr den Rang streitig zu machen; Dame Mirabeau aber fertigt sie mit einer Ohrfeige und den Worten ab: „Hier wie bei der Armee kommt die Bagage zuletzt!"

So wuchsen und gediehen die Riquettis und waren stark und verrichteten Heldenthaten in ihrer engen Arena und warteten auf eine weitere.

Als sie an den Hof kamen und der Kampfplatz in das Oeil de Boeuf verlegt ward, wo ein Grand Monarque von scharlachrothen Weibsbildern und Schmeichlern umringt einherwandelte, da ward das Verhalten der Mirabeaus noch complicirter. Die Carriere der Waffen stand ihnen offen, aber dies war nicht die einzige und auch nicht die hauptsächliche. Auf andere Laufbahnen schien es goldene Aepfel zu regnen auf dieser größtentheils bleierne Kugeln.

Man bemerke, wie ein Bruno, Graf von Mirabeau sich beträgt — wie ein an eine Equipage gespanntes Rhinoceros, dessen grimmiges Horn einen wallenden Busch von fleurs de lis tragen muß.

Eines Tages hatte er einen blauen Mann — eine Art lästiger Thürhüter in Versailles — bis in das Kabinet des Königs gejagt, welcher hierauf dem Herzog de la Feuillate befahl, Mirabeau in Arrest zu schicken. Mirabeau weigerte sich zu gehorchen; er wollte sich nicht strafen lassen, weil er die Unverschämtheit eines Dieners gezüchtigt, und meinte übrigens, er ginge ja ohnedies zum Diner des Königs, der es ihm dann schon selbst sagen würde. Er fand sich demgemäß auch bei dem Diner ein und der König fragte den Herzog, warum er seinen Befehl nicht ausgeführt habe. Der

Herzog mußte nun sagen, wie die Sache stand und der König bemerkte mit einer Güte, die seiner Größe gleichkam: „Wir wissen ja nicht von heute erst, daß er toll im Kopfe ist; man muß ihn nicht ruiniren," — und das Rhinoceros Bruno setzte seinen Weg weiter fort.

Ein anderes Beispiel dieser Art ist folgendes: An dem Tage, wo die Statue des Königs Ludwig — ein Meisterwerk der Schmeichelei — auf der Place des Victoires eingeweiht ward, präsentirte derselbe Mirabeau, als er mit den Garden über den Pontneuf marschirte, seinen Sponton vor der Statue Heinrich's IV. und schrie dazu: „Meine Freunde, grüßen wir diesen da; er verdient es so gut als ein anderer, Mes amis, saluons celui-ci; il en vaut bien un autre."

So treiben es diese wilden Riquettis als Höflinge. Wilde Stiere machen es, wie das Sprichwort sagt, einmal nicht anders, wenn sie unerwartet in einen Töpferladen gerathen. O Familie Riquetti, in welche Jahrhunderte und Umstände bist Du gerathen!

Unmittelbar vor unserm alten Marquis selbst wäre das Geschlecht der Riquetti beinahe ausgestorben. Jean Antoine, später unter dem Namen Silberkragen (col d'argent) bekannt, hatte zu einer frühern Zeit seines Lebens unendliche Gefechte mitgemacht und unter andern einmal in einer einzigen Stunde siebenundzwanzig Wunden erhalten. Einen stolzeren, gerechteren und hitzigeren Menschen braucht man in der Biographie aller Länder und Zeiten nicht zu suchen. Er warf Zolleinnehmer und Accisebeamte in den Fluß Durance — obschon er außerdem ein sehr würdevoller, methodischer Mann war — wenn sie in ihren Forderungen zu weit gingen. Mittelst desselben kurzen Prozesses entfernte er alle Arten von Advokaten aus seinen Dörfern und Besitzthümern; er pflanzte Weinberge und begünstigte die Bauern. Wenn er aus den Kriegen heimkehrte, zog er, wie alte Leute sich noch zu erinnern wußten, mit einem zahlreichen Gefolge durch Frankreich und erfüllte Gastwirthe und Jedermann durch den bloßen Blick seines Auges mit Schrecken und stummer Unterwürfigkeit. Dabei trank er viel, obschon man nie sah, daß dies eine Wirkung auf ihn geäußert hätte. Er war ein großer, starker, gerader Mann, an Geist sowohl als an Körper, Vendome's rechter Arm in allen Feldzügen. Vendome stellte ihn einst Ludwig dem Großen vor und machte ihm wegen seiner Tapferkeit einige Komplimente, welche der mürrische Riquetti vollständig verdarb. Seinen mit Wunden bedeckten Kopf, der eben die silberne Halsbinde bedurfte, um die gerade Hal-

tung nicht zu verlieren, emporrichtend, sagte er: „Ja, Sire; hätte ich nicht so viel gefochten, sondern wäre an den Hof gekommen und hätte einer cadin (einem scharlachnen Weibe!) Geschenke gemacht, so hätte ich es vielleicht weiter gebracht und nicht so viel Wunden davon getragen!“ Der große König, jeder Zoll ein König, sprach sofort von etwas Anderem.

Erst jedoch hätten wir dem Leser etwas über jenes Gefecht mittheilen sollen, wo der genannte Held siebenundzwanzig dieser unprofitablen Wunden auf einmal erhielt. Die Schlacht bei Cassano ist für die Meisten von uns sehr dunkel geworden; ja sogar Prinz Eugen und Vendome selbst werden immer düsterer und düsterer, wie Menschen und Schlachten auch werden müssen; sonderbarerweise aber gewinnt das nachfolgende kleine Bruchstück ein neues, wenn auch vorübergehendes Interesse.

„Mein Großvater hatte dieses Manöver vorausgesehen,“ — es ist Mirabeau der Graf, nicht der Marquis, welcher erzählt; Prinz Eugen hatte eine gewisse Brücke genommen, welche der Großvater zu vertheidigen hatte; — „aber er beging nicht, wie dies später bei Malplaquet und Fontenoy geschehen, den groben Fehler, eine Kolonne von dieser Wucht von vorn anzugreifen. Er ließ sie durch ihr eigenes Ungestüm und durch den Druck ihrer Nachhut getrieben, vorrücken, dann, sobald sie weit genug vorüber war, seine flach auf dem Boden liegenden Truppen aufstehen, und faßte, er selbst voran, den Feind in der Flanke, sprengte die Kolonnen und jagt sie in großer Unordnung und Eile wieder über die Brücke hinüber. Nachdem auf diese Weise die Dinge wieder auf ihren alten Zustand zurückgeführt sind, nimmt er wieder seinen Posten an der Krone der Brücke ein, und deckt wie vorher seine Truppen, welche, da sie während des Kampfes das tödtliche Feuer von den doppelten Linien des Feindes von dem andern Ufer des Flusses auszuhalten gehabt, bedeutend gelitten hatten. Herr von Vendome kommt in gestrecktem Galopp zu dem Angriff herangesprengt, findet ihn schon beendet und die ganze Linie flach auf der Erde liegend, während nur die hohe Gestalt des Obersten aufrecht dasteht! Er befiehlt ihm zu thun wie die Uebrigen und sich nicht vor der Zeit erschießen zu lassen. Sein treuer Diener ruft ihm zu: „Niemals würde ich ohne Noth mich der Gefahr aussetzen; es ist meine Pflicht hier zu sein, aber Sie, Monseigneur, haben keine solche Pflicht. Ich stehe Ihnen für den Posten, aber entfernen Sie sich, sonst gebe ich ihn auf.“ — Der Prinz (Vendome) befiehlt ihm hierauf im Namen des Königs sich niederzulegen. „Ach, gehen Sie doch mit sammt Ihrem

König; ich bin hier und thue das Meine; gehen Sie und thun Sie das Ihre." Der gute, edelmüthige Prinz gab nach. Der Posten war gänzlich unhaltbar.

„Nicht lange darauf ward meinem Großvater der rechte Arm zerschmettert. Er machte aus seinem Taschentuch eine Art Schlinge und blieb auf seinem Posten, denn es bereitete sich eben ein neuer Angriff vor. Als der rechte Augenblick wiederum da war, faßte er mit der linken Hand eine Axt, wiederholt dasselbe Manöver wie zuvor, schlägt den Feind zurück und treibt ihn wieder über die Brücke. Hier aber ereilte ihn das Unglück. In demselben Augenblick, wo er seine Truppen zurückrief und wieder ordnete, traf ihn eine Kugel in den Hals und zerriß ihm die Flechsen und die Gurgelader. Er sank auf die Brücke nieder; seine Truppen geriethen in Unordnung und flohen. Herr von Montolieu, Malteserritter, sein Verwandter, ward neben ihm verwundet. Er riß sein eigenes Hemd entzwei und die mehrer Andern, um das Blut zu stillen, ward aber in Folge seiner eigenen Verwundung ohnmächtig. Ein alter Sergeant, Namens Laprairie, bat den Adjutanten des Regiments, einen Gascogner, Namens Guadin, ihm den verwundeten Oberst von der Brücke forttragen zu helfen. Guadin weigerte sich, indem er sagte, er sei todt. Der gute Laprairie hatte blos noch Zeit, seinem Oberst einen Feldkessel über den Kopf zu stürzen und mußte dann machen, daß er fortkam. Der Feind trampelte in Strömen über ihn weg, um die Unordnung zu benutzen und die Cavalerie kam in vollem Trabe dicht hinter der Infanterie her. Als Herr von Vendome sah, daß die Linie durchbrochen war, der Feind sich jenseits des Flusses formirte und folglich die Brücke genommen hatte, rief er: ‚Ah! Mirabeau ist also todt;‘ eine Lobrede, die uns ewig theuer und denkwürdig sein muß."

Wie beinahe wäre es in diesem Augenblick mit den Mirabeaus ganz aus gewesen; wie es ohne das Umstürzen eines elenden Feldkessels nicht nur nicht die vorliegende Abhandlung Mirabeau, sondern auch keine französische Revolution oder eine ganz andere gegeben und wie ganz Europa dann zur gegenwärtigen Stunde eine ganz andere Gestalt hätte, darüber mag Jeder nachdenken, welcher dergleichen Betrachtungen anzustellen liebt. Ja, er kann ohne große Schwierigkeit dann noch weiter bedenken, daß nicht blos die französische Revolution und dieser Artikel, sondern auch alle Revolutionen, Artikel und Leistungen, mögen sie heißen wie sie wollen, die größten sowohl als die kleinsten, welche diese Welt je gesehen, nicht einmal, sondern oft

im Laufe ihrer Entwickelung von den geringsten Kleinigkeiten, Ueberstürzen von Feldkesseln, Umwenden von Strohhalmen und dergl. abgehangen haben, nur daß wir nicht allemal etwas davon sehen. So unergründlich ist die genetische Geschichte, so unausführbar die Theorie von Ursache und Wirkung, so unzureichend alle menschliche Berechnung! Du selbst, o Leser — der Du doch eine Leistung von Wichtigkeit bist — über welche haarschmale Brücken des Zufalles, durch welche gähnende Gefahren und den menschenverschlingenden Schlund der Jahrhunderte bist Du sicher und wohlbehalten bis hierhergelangt, — von Adam bis auf Dich selbst!

Doch sei dem wie ihm wolle. Col d'argent kam durch die Wunder der Chirurgie wieder zum Leben, hielt seinen Kopf mittelst einer silbernen Halsbinde aufrecht, wandelte noch viele lange Tage angesehen, geachtet, unerschrocken und mürrisch auf Erden, that viele bemerkenswerthe Dinge, zeugte unter andern in standesgemäßer Ehe Mirabeau, den „Freund der Menschen“, welcher wiederum Mirabeau, den Formelfresser, zeugte, von welchem letztern und dem wunderbar lodernden Scheiterhaufen, den er sich errichtete, zuletzt ein Licht ausgeht, wodurch diese alten Schicksale der Riquettis und mancher seltsame, alte, verborgene Gegenstand erst erkennbar und bedeutsam werden.

Vielleicht aber giebt es in dem ganzen Geschlecht der Riquetti keine seltsamere Gestalt, als eben diesen Freund der Menschen, bei welchem wir der Zeitordnung gemäß jetzt angekommen sind. Jener Riquetti, welcher die Berge zusammenkettete und den Stern mit fünf Strahlen aufhing, war blos ein Vorbild von ihm. Stark und zäh wie die Eichenwurzel und ebenso knotig und unspaltbar, weil keine Faser in gleicher Richtung mit der andern liegt, ein Block, auf den das Schicksal loshämmern und die Welt mit Verwunderung schauen kann! In der That ein höchst merkwürdiger, zweifelhafter, hassenswerther und liebenswerther alter Marquis.

Wie wenig sollte man unter dem trivialen Klingklang der Literatur, Philosophie und dem anmaßenden Gezacker zahlreicher Baron Grimms mit ihrer Correspondenz und Selbstausposaunung glauben, daß Frankreich noch ein solches Naturprodukt wie diesen Freund der Menschen in sich getragen habe! In diesem einen Marquis liegt so viel Gehalt, daß man bei angemessener Verdünnung ganze Armeen von Philosophen damit ausrüsten könnte. So viele arme Thomasse peroriren und halten Lobreden, so viele arme Morelets philosophiren, so viele Marmontels moralisiren auf rosenfarbene Weise, so viele Diderots kommen in den Besitz encyklopädischer

Köpfe, hagere Carons de Beaumarchais flattern auf Figaro-Flügeln einher, und dieser handfeste, alte Marquis steckt mittlerweile unter dem Scheffel. Er war auch Schriftsteller und hatte Talent dazu, sowie es seit den Tagen Montaigne's nur wenig Franzosen gehabt haben. Freilich aber führt dies zu weiter nichts, denn er ist, da er unspaltbar war, in den Raritätenkabinetten der Alterthumsforscher liegen geblieben, während die andern, so leicht zu spaltenden, die Waare sind, die man in allen Marktbuden findet und nach welcher die häufigste Nachfrage ist. So ist der Lauf der Welt. Und dennoch beklage man sich nicht; haben wir diesen reichbegabten, unspaltbaren alten Marquis nicht zuletzt auch noch und können ihn weit länger behalten, als jene Thomasse?

Der große Mirabeau pflegte immer zu sagen, sein Vater habe höhere Geistesfähigkeiten besessen als er, was doch ganz gewiß etwas sagen will, selbst wenn man diesen Ausspruch nicht in seinem vollen Umfange, sondern blos bis zu einem gewissen Grade gelten läßt. So weit als der blos spekulative Kopf in Betracht kommt, hat Mirabeau wahrscheinlich Recht. Wenn wir den alten Marquis als spekulativen Denker und Aussprecher seines Gedankens betrachten und mit welch' einem originellen Colorit dies geschieht, so fühlt man sich versucht, ihn für einen der ersten, ja vielleicht den allerersten Geist seiner Zeit zu erklären, denn sein Genius erhebt sich fast bis zum poetischen. Kennen unsere Leser den Deutschen Jean Paul und seine Denkweise? Dieser alte Marquis besitzt in dieser Beziehung eine entfernte Aehnlichkeit mit Jean Paul und bringt sie nach seiner französischen Weise zur Anschauung, insoweit dies eben auf französische Weise geschehen kann.

Nichtsdestoweniger ist Einsicht nicht blos Eigenthum des spekulativen Kopfes; der große Zweck der Einsicht ist, daß man etwas sehe, zu welchem Endzweck der ganze Mensch mitwirken muß. In dem alten Marquis dagegen liegt eine Verschrumpftheit, ein steifer, widerhaariger Humor, eine schlummernde Wuth und Verkehrtheit, die mit ihrem Stolze, ihrer Hartnäckigkeit und Affectation im Grunde genommen doch nichts weiter ist, als Mangel an Kraft. Die wirkliche Quantität unserer Einsicht, — wie gerecht und gründlich wir die Natur eines Dinges, besonders eines menschlichen Dinges begreifen — hängt von unserer Geduld, unserer Unparteilichkeit, unserer Menschenliebe und jeder Kraft ab, die wir besitzen oder, mit einem Wort, die Intelligenz oder Einsicht geht von dem ganzen Menschen aus, weil sie das Licht ist, welches den ganzen Menschen erleuchtet.

In diesem wahren Sinne stand der jüngere Mirabeau mit seinem großen blitzenden Blicke und seiner furchtlosen Freiheit des Gemüthes offenbar über dem alten Marquis.

Im Grunde genommen ist die Hauptdefinition, die man von dem alten Marquis Mirabeau geben könnte, vielleicht die, daß er zum Geschlecht der Pedanten gehörte. Starr wie Erz in jeder Beziehung, ohne Sympathie, ohne Fügsamkeit, von endlosem, unergründlichem Stolz, welcher eine endlose Eitelkeit und Sucht zu glänzen verhüllt, aber keineswegs unterdrückt, eine hochtrabende gespreizte Manierirtheit, welche den Gedanken, die Moralität und das ganze Sein des Mannes umhüllt. Er ist ein salbungsvoller, hoch einher stolzirender Mann mit einem ungeheuern Vorrath von Entrüstung oder schlummernder Entrüstung in sich und betrachtet nach langer Erfahrung die Menschheit und diese ihre Welt mit einem mürrischen Worte der Verzeihung oder verächtlichen Entschuldigung, am öftersten aber mit zusammengekniffenen Lippen, ein wenig aufgebläheten Nüstern und ausdrucksvollem Schweigen.

Hier haben wir allerdings Pedanterie, aber Pedanterie unter den interessantesten neuen Umständen und dabei zu einer solchen Höhe getrieben, daß sie erhaben, ja man könnte fast sagen, transcendental wird. Man erwäge, ob Marquis Mirabeau überhaupt ein solcher Pedant sein konnte, wie die gewöhnlichen Scaligers und Scioppiusse sind! Seine Arena ist nicht eine Studirstube mit griechischen Manuscripten, sondern die weite Welt und die Freundschaft des Menschengeschlechts. Kreist nicht das Blut aller Mirabeaus in seinen hochadeligen Adern! Auch er möchte etwas thun, um dieses hohe Haus noch höher zu heben und dennoch ist es ihm leider klar, daß das Haus sinkt, daß Vieles sinkt.

Die Mirabeaus, und vor allen andern dieser Mirabeau, sind in schlimme Zeiten gerathen. Es ist dem alten Marquis nicht entgangen, wie der Adel jetzt herabgekommen und seinem Verfalle nahe ist, wie er sich nicht mehr auf heroische Handlungsweise und Bestrebungen, sondern auf Schmarotzerei, Formendienst, Verschmitztheit, auf Pergamente, schöne Kleider und Priestergewand gründet, auf welcher letztern Basis, wenn nicht seine ganze Einsicht in das Walten des Himmels auf Erden ihn irre geleitet hat, kein Institut in dieser von Gott regierten Welt auf die Dauer bestehen kann. Ach, und der Priester hat jetzt seine Zunge nur noch zum Tellerlecken und der Steuereinnehmer drückt und die Maitressenherrschaft thront behaglich

auf weichen Kissen unter Baldachinen und Goldstoff, bis es endlich so weit gekommen ist, daß die fünfundzwanzig Millionen, mit denen es in Bezug auf Kenntniß, auf Tugend, Glück und baares Geld schon längst sehr knapp steht, jetzt auch anfangen, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, während sie mit jener natürlichen Wildheit, welche die Natur ihnen noch gelassen, durchaus keine Lust empfinden, Hungers zu sterben. Alles neigt sich dem Chaos zu und Niemand nimmt es zu Herzen.

Nur ein Mann existirt, der die Katastrophe vielleicht aufhalten oder abwenden könnte, wenn er an das Staatsruder gerufen würde — der Marquis Mirabeau. Sein vornehmes, altadeliges Blut, seine heroische Liebe zur Wahrheit, seine Willensstärke, seine Loyalität und tiefe Einsicht — denn man kann ihn nicht sprechen hören, ohne den Mann von Genie zu entdecken — dies würde bei der entsetzlichen Gestaltung, welche die Dinge angenommen, ihm Ansprüche auf eine solche Stellung gegeben haben. Von Zeit zu Zeit und in langen Zwischenräumen zuckt ein solcher Gedanke durch das Hirn des Marquis. Aber ach, wie soll in diesen skandalösen Tagen der stolzeste der Mirabeaus vor einer Pompadour niederknien? Kann der Freund der Menschen die Farbe eines unaussprechlichen Weibes mit wirklicher Hoffnung auf Sieg als sein Schlachtenpanier aufpflanzen? Nein, nicht an den Schürzenbändern einer solchen Person will dieser Mirabeau zur Würde eines Premierministers emporsteigen, sondern blos, wenn ihn Frankreich in den Tagen der Noth, in den Tagen der Vision ruft, oder sonst gar nicht. Frankreich ruft ihn nicht und er bleibt folglich, was er ist.

Marquis Mirabeau versuchte sich, wie wir schon gesagt haben, auch in der Literatur und zwar mit keinem unbedeutenden Talent, ja gewissermaßen mit Talenten ersten Ranges, aber auch hierin machte er kein Glück. Sein Ecce signum in einer solchen Aera des Verfalls und alles verdunkelnden Ruines war die Staatsökonomie und ein gewisser Mann, den er den „Meister“ nannte, das heißt Dr. Quesnay. Um diesen Meister — welchem der Marquis selbst als Meister folgte — sammelte er und einige andere Götzendiener sich in götzendienerischer Weise, um Bücher und Traktätlein und periodische Literatur herauszugeben, um gleichsam durch Proclamationen, durch Wort und That, das stumpfe Ohr der Welt der Rettung zu erschließen.

Das stumpfe Ohr der Welt aber blieb verschlossen. Vergebens predigte dieser und jener andere Apostel gleichzeitig oder in meliböischer Folge

in der periodischen und stehenden Literatur; vergebens predigte Marquis Mirabeau in seinem Ami des Hommes Nummer nach Nummer lange Bände durch, — obschon wirklich auf die beredteste Weise.

Marquis Mirabeau hatte die unwiderleglichsten Ideen, aber sein Styl! Es ist in der That und Wahrheit der seltsamste aller Style, obschon einer der reichsten, ein Styl voll Originalität, Bilderreichthum und sonniger Kraft, aber alles dreifach mit Metaphern und Tropen gepanzert, mit wunderlichen Krümmungen und Verrenkungen, und angefüllt mit wunderlichen Anspielungen und versteckten satyrischen Hindeutungen, wofür der französische Kopf kein Ohr hatte. Eine starke Speise, obschon zu zäh für Säuglinge!

Der Freund der Menschen fand warme, weit über die ganze Erde zerstreute Anhänger und es wurden ihm Weihrauchfässer von Marquis, ja von Königen und Fürsten, über Meere und Alpengebirgsketten übermittelt, und dadurch der Stolz und die schlummernde Entrüstung des Mannes nur noch genährt; im Vaterlande aber, bei der Million, die Alle, ein Jeder nach seiner mißtönenden Pfeife, tanzten, konnte er sich keine Bahn brechen, ausgenommen, wenn er eine Monstrosität und etwas, was die Menschen zu sehen wünschten, hätte sein wollen, nicht aber, was richtig war und noth that.

Ist denn auch nicht durch die Presse der Weg zur Premierministerswürde zu ermöglichen? Der Stand der französischen Staatsmänner befindet sich in eben so unsichern und schwankenden Verhältnissen wie alles Andere. Das leichtsinnige Publikum schäumt und gährt wegen Palissot und seiner Komödie Les Philosophes, über die Musik eines Gluck und Piccini und überhört den Ruf des näher schreitenden Verderbens.

Du, o Freund der Menschen kneife die Lippen zusammen und warte schweigend wie die alten Felsen. Unser Freund der Menschen that dies oder etwas Besseres und ward sich niemals untreu, der löwenherzige alte Marquis! Denn seine schlummernde Entrüstung hat auch eine Beimischung von einer gewissen Frömmigkeit; es ist eine Art heiliger Entrüstung. Der Marquis hat, obschon er die Encyclopädie kennt, die höheren heiligen Bücher nicht vergessen, oder daß es einen Gott in dieser Welt giebt, der von dem französischen Etre Suprème weit verschieden ist. Er bekennt sogar — oder versucht es wenigstens — eine Art verdünnten Katholicismus nach seiner eigenen Weise und wendet somit ein Auge nach dem Himmel, in welcher Attitüde er sich ebenfalls sehr eigenthümlich ausnimmt.

Es scheint sonach als sei diese Welt ein toller Wirrwarr, den kein

Freund der Menschen in Ordnung zu bringen vermag. Nun, so möge denn in Gottes Namen die Sache gehen, wie sie wolle, und der taumelnde Zustand aller Dinge taumeln, wohin er kann — in furchtbare, schwarze Tiefen, — aber doch nicht in bodenlose!

Aber wie stand es in dem Familienkreise? Hier ist doch ganz gewiß ein Mann und Freund der Menschen vorzugsweise an seinem Platze und kann, wenn er als weiser Autokrat herrscht, etwas daraus machen. Ach, leider ging es in dem Familienkreise nicht besser, sondern schlimmer! Die Mirabeaus besaßen früher ein Talent, gute, passende Frauen zu wählen; war es ihnen denn in diesem Falle gerade, als sie es am meisten bedurften, untreu geworden? Wir wollen jedoch das nicht unbedingt sagen; wir sagen blos, daß die Frau Marquise auch etwas menschlichen freien Willen in sich trug, daß die sämmtlichen jungen Mirabeaus ihren menschlichen freien Willen in bedeutendem Grade entfalteten, daß mit einem Worte im Hause sowohl als außer dem Hause der Teufel los war.

Als Regierer der Menschen hat der Marquis durchaus kein Glück und sein Familienkönigreich befindet sich meistentheils im Zustande der Meuterei und Empörung. Ein Scepter wie das des Rhadamanthus will diesen Haushalt bis zur Vollkommenheit eines Uhrwerkes dressiren und kann es nicht. Der königliche Ukas wird in seiner ruhigen, keinen Widerspruch duldenden Gerechtigkeit erlassen und findet Zaudern und offenen oder versteckten Ungehorsam. Auf Vorstellungen folgen Verweise, der Donner grollt von fern und rückt immer näher, mit ungeheuchelt erstauntem Auge appellirt der Marquis an Schicksal und Himmel und explodirt dann, wenn er durchaus muß, in einen rothen Blitz väterlicher Autorität.

Wie es eigentlich dabei zuging oder wer die wirkliche Schuld trug, das weiß Niemand, denn der Fils Adoptif, der auf noch lebende Verwandte Rücksicht zu nehmen hat, ist in diesen Punkten außerordentlich zurückhaltend. Eine gewisse Frau von Pailly, „aus der Schweiz, sehr schön und sehr schlau,“ gleitet halb sichtbar durch die Häuslichkeit der Familie Mirabeau, denn die Orthodoxie des Marquis war, wie wir schon angedeutet haben, von nur verdünnter Art; es giebt Horcher, vertraute Diener; es giebt Stolz, Zorn, Schonungslosigkeit, erhabene Pedanterie — mit einem Worte der Teufel ist los, wie wir schon einmal gesagt haben. Eine solche Figur wie die Pailly bedeutet ohnedies für Niemanden etwas Gutes.

Dann giebt es auch noch Prozesse, Lettres de Cachet; auf allen Sei-

ten peine forte et dure — lang ausgesponnene Prozesse vor gaffenden Parlamenten zwischen Mann und Frau zum Skandal einer gottlosen Welt, wie vielmehr zu dem eines rechtschaffenen Marquis, der einst sich vorgenommen hatte, ihr zum Beispiel zu dienen! Die Zahl der Lettres de Cachet betrug, wie Einige berechnen, mit Einschluß des ersten und letzten nicht weniger als vierundfünfzig für einen einzigen Marquis. Zuweilen war der ganze Heerd der Mirabeaus leer, bis auf die Pailly und den alten Marquis, weil jedes Individuum abgesondert hinter Schloß und Riegel saß, um sich hier zu besinnen. Hartnäckig sind eure Gemüther, ihr jungen Mirabeaus, aber nicht hartnäckiger als das meine, des alten!

Welche Schmerzen es dem zärtlichen Vaterherzen gekostet hat, alle diese Brutusgeschichten durchzumachen, das weiß blos der Marquis und der Himmel. Und welche Schmerzen mag es auch dem Herzen des Sohnes gekostet haben, so manche Züchtigung hinzunehmen! Die erstere Gattung von Schmerzen kämpft er, vom Himmel unterstützt, mit Gewalt in seiner Seele nieder, wie es einem Manne und Mirabeau geziemt. Sind die letztern dagegen nicht selbstgesuchte, gewissermaßen medizinische Schmerzen, welche von selbst aufhören werden, wenn diese beispiellose, kindliche Ruchlosigkeit aufzuhören beliebt?

Uebrigens kann ein „Freund der Menschen", wenn er eine solche Welt und eine solche Familie, diese Gefängnisse, diese Berge von Ehescheidungsakten und den wankenden Zustand der französischen Staatsmänner betrachtet, sich ganz natürlich fragen: „Bin ich nicht ein starker, alter Marquis, dem Alles dies weder Wahnsinn, noch Hypochondrie, noch auch nur Dyspepsie zugezogen hat?" Der Himmel ist gütig und sorgt dafür, daß der Rücken der Last gewachsen sei.

Aus allen diesen Umständen und aus dem Kampfe gegen dieselben ist dieser Marquis von Mirabeau hervorgegangen und hat die Form eines der seltsamsten erhabenen Pendanten angenommen, die jemals den Boden Frankreichs betraten. Wie die beiden göttlichen Missionen — denn beide scheinen ihm göttlich — eines Riquetti und eines Mannes von Genie oder Weltschulmeisters sich verschmelzen und Philosophismus, ritterliche Ziererei und presbyterianische Strenge sich vereinigen, um der Welt diesen Mann zu geben! Nie entstand in dem Gehirn eines Hogarth oder des herrlichen alten Ben eine so das Hohe mit dem Niedrigen und Gelächter mit Thränen verschmelzende humoristische Gestalt, wie in diesem wackern alten Riquetti die

Natur uns gleich fertig vorführt, denn es liegt ein hoher Genius in ihm, eine reiche Tiefe des Charakters, unverwüstliche Heiterkeit und Gesundheit, die trotz aller Ehescheidungsacten von Zeit zu Zeit hervorbrechen, wie Sonnenschein durch die Wolken. Wir haben gehört, daß der Kampf des Schicksals mit dem freien Willen griechische Trauerspiele hervorgebracht habe, sehen nun aber, daß es auch ganz erstaunliche komisch-tragische französische Possen producirt. Gesegneter oder auch verwünschter alter Marquis! Wir sehen ihn mit seiner breiten Stirn gleich der eines Stiers, mit den starken hervorragenden Backenknochen, den tiefliegenden, mattblickenden Augen, während der untere Theil des Gesichts sich zu einem graziösen Schmunzeln verzerrt, welches sich für ein Lächeln ausgeben möchte. Was sollen wir mit ihm anfangen? Wir heißen Dich willkommen, Du zäher alter Marquis, mit all Deinen Vorzügen und Deinen Mängeln! Es liegt Stoff in Dir — ganz verschieden von Mondschein und Formelsystem, — und Stoff ist Stoff, wäre er auch noch so verworren.

Außer dem alten Marquis von Mirabeau ist auch noch ein Bruder, der Bailli von Mirabeau da, ein Mann, der als Malteserritter, Gouverneur in Guadaloupe, in Gefechten und beschwerlichem Seedienst sich die Hörner schon längst abgelaufen und sich hier auf dem alten Schlosse Mirabeau auf seinem steilen Felsen — denn der Marquis wohnt gewöhnlich in Bignon, einer anderen, nicht weit von Paris gelegenen Besitzung — als einer der würdigsten ruhigen Onkel und Hausfreunde niedergelassen hat. Diese milde Kraft, die Klarheit und Gerechtigkeit des wackern Bailli bildet einen schönen, wohlthuenden Gegensatz zu der Knorrigkeit seines Bruders, den er tröstet, vertheidigt, ermahnt, sogar zurechtweist, im Grunde aber sowohl als ersten Riquetti und als Weltschulmeister höher achtet als sonst einen lebenden Menschen.

Die freimüthige wahre Liebe dieser beiden Brüder ist der schönste Zug im Mirabeauthum, ja der einzige Zug, welcher stets schön ist. Briefe werden fortwährend gewechselt; in Briefen und Auszügen hören wir hier von Zeit zu Zeit in in diesen acht chaotischen Bänden die verschiedenen Personen ihre Sprache reden und ihre possenhafte Tragödie entfalten. Der Fils Adoptif läßt die Menschheit in diesen seltsamen Haushalt ein, obschon blos mit so viel Licht als seine eigene launenhafte Blendlaterne verbreitet. Gesehen oder halb gesehen ist es ein Theater wie die ganze Welt

eins ist. Sowohl in Bezug auf die Personen als auch auf die Geschicke ging damals kein seltsameres häusliches Drama auf Erden seinen Entwickelungsgang.

Unter solchen Auspicien, die noch nicht zu Ereignissen und Verhängnissen gereift waren, aber solchen unvermeidlich entgegenreiften, erblickte Gabriel Honoré auf dem Schlosse Bignon zwischen Sens und Nemours am 9. März 1749 zuerst das Licht der Welt. Er war das fünfte Kind, der zweite Knabe, aber doch geborener Erbe, weil sein ältester Bruder schon in der Wiege gestorben war. Ein prächtiger „ungeheurer" Bursche war er, wie die Frau Basen fast mit Schrecken zugestehen mußten; der Kopf war besonders groß und in dem Munde zeigten sich zwei bereits zum Durchbruch gekommene Zähne! Plump und ungeschlacht sah er aus, aber seine Glieder verriethen eine Kraft, welche dem Stamme Ehre zu machen versprach.

Der väterliche Marquis, zu dem man sagte: „N'ayez pas peur, fürchten Sie sich nicht," betrachtete, wie wir glauben, dieses sein Produkt heiter und nicht furchtsam und die steifen pedantischen Züge gingen in ein wirkliches Lächeln über. Lächle, o väterlicher Marquis; die Zukunft birgt allerdings Freude und Kummer, man weiß nicht, in welchem Maße, aber hier ist doch ein neuer Riquetti, den die Götter senden, begabt, wie es scheint, mit den Kräften eines Herkules, gerüstet zu den zwölf Arbeiten, welche sicherlich schon an und für sich die besten Freuden sind. Man sehe nur den kleinen Bengel an, wie er sich spreizt! Kein seltsamerer Riquetti spreizte sich je unter unserer Sonne; es ist als hätte in diesem Mann-Kinde das Schicksal alle Wildheiten und Kräfte des Geschlechts Riquetti zusammengefegt und ihn als das Finale in dieser Gattung daraus gebacken. Nicht ohne Beruf! Er ist der letzte der Riquettis und soll eine Arbeit verrichten, die unter den Sterblichen lange denkwürdig bleibt.

In der That, wenn wir jetzt einen Blick auf diese Sache werfen, so möchten wir trotz der Frau Basen sagen, daß auf diesem ganzen Planeten in diesen Jahren schwerlich ein solches Mann-Kind geboren ward, wie dieses auf dem Schlosse Bignon, nicht weit von Paris, welches man Gabriel Honoré nannte. Nirgends sagen wir, kam ein stämmigeres oder muthigeres auf diese Erde, wohin sie doch aus Ewigkeit und Nacht zu Legionen und

Myriaden anmarschirt kommen! — Eine einzige und zwar sehr bemerkenswerthe Ausnahme möchten wir allerdings machen, nämlich in Bezug auf ein anderes Mann-Kind, welches einige Monate später in der Stadt Frankfurt am Main ankam und Johann Wolfgang Goethe getauft ward. Dann, wieder etwa zehn Jahre später, kam ein zweites, welches Gabriel Honoré in seiner kernigen rauhen Weise noch ähnlicher war. Es war eine ärmliche Hütte, in welche dieses kam, eine gebrechliche Hütte, welche der Wind über den Haufen warf, in dem Shire von Ayr in Schottland; dieses Kind nannte man Robert Burns.

Diese waren zur damaligen Zeit die Wohlgebornen der Welt, durch welche die Geschichte der Welt weitergeführt werden sollte. Ach, könnten die Wohlgebornen der Welt auch immer richtig aufgezogen und entwickelt werden, welch eine Welt wäre es! Aber es ist nicht so, es ist vielmehr das Gegentheil. Und nur wenige können, wie jenes Frankfurter Kind, die Welt mit ihren schwarzen Wirrnissen friedlich überwinden und darüber glänzen wie eine Sonne. Die meisten können sie nur titanisch besiegen oder von ihr besiegt werden; daher haben wir anstatt Licht — des stillsten und stärksten aller Dinge — nur Blitze, rothes Feuer und oft Brände, die sehr viel Unheil anrichten.

Doch sei dem wie ihm wolle, Marquis Mirabeau beschloß, seinem Sohne und dem Erben aller Riquettis eine Erziehung zu geben, wie sie noch keinem Riquetti beschieden gewesen. Da er ein Weltschulmeister — und, wie wir hier in mehr als einer Beziehung finden, ein Martinus Scriblerus war — so war dies weiter nicht seltsam von ihm, die Resultate aber waren sehr beklagenswerth. Betrachtet man die Sache jetzt in dieser unparteiischen Entfernung, so verliert man sich in Verwunderung über den guten Marquis und weiß nicht, ob man über ihn lachen oder weinen soll, bis man sich endlich überzeugt, daß man beides thun muß. Ein hinreichenderes Naturprodukt als diesen „ungeheuren Gabriel“ brauchte man nicht zu wünschen. Er schlug seine Amme, aber liebte sie auch, eben so wie er die ganze Welt liebte. Sein Begehren umfaßte alle Dinge, die höchsten wie die tiefsten, mit andern Worten, es lag eine ungeheure Masse Leben in ihm!

Wühlt er nicht — der ungeleckte Bär — jetzt in Folge der Blattern noch zehnmal ungeleckter, überall herum und sucht etwas zu wissen; taucht er nicht in die unerhörtesten Schlupfwinkel hinab, um etwas zu lesen darin zu suchen? Giebt er nicht freiwillig einem Bauernknaben, dessen Kopfbe-

deckung mangelhaft war, seinen Hut? In seinem fünften Jahre schreibt er extempore und bei Tische die scharfsinnigsten Dinge, indem er auseinandersetzt, was „Monsieur Moi, Herr Ich," zu thun verbunden ist. Eine rauhe, starke, ächte Seele von dem freimüthigsten Temperament erfüllt, von liebendem Feuer und von Kraft. Wie schaut er doch so munter mit seinen hellbraunen Augen, mit seinem raschen, stämmigen Körper! Was hätte nicht eine richtige Erziehung für ihn thun können! Bei so vielen Gelegenheiten fühlt man, als ob er in der Welt weiter nichts gebraucht hätte, als sich selbst überlassen zu bleiben.

Aber nein; die wissenschaftliche väterliche Hand mischt sich überall ein, um der Natur unter die Arme zu greifen. Der junge Löwe muß auf die außerordentlichste Weise gefesselt und bemaulkorbt aufwachsen; er soll sich nach einer Erziehungstheorie, nach Winkelmaß und Regel entwickeln und nach dem theoretischen Programm pünktlich seinen Gang gehen, wie ein Uhrwerk. O Marquis, o Weltschulmeister, was ist das für eine Erziehungstheorie! Kein junger Löwe oder junger Mirabeau geht wie ein Uhrwerk, sondern ganz anders. „Wer die Ruthe spart, hasset das Kind"; dies ist einerseits wahr und doch ist die Natur auch stark, denn sie kommt wieder, selbst wenn man sie mit der Gabel ausgrübe.

Von einem gewissen Gesichtspunkte aus giebt es nichts Hogarthisch-Komischeres als dieses ununterbrochene Ankämpfen des Marquis Mirabeau gegen die Natur, und dennoch ist es, von einem höheren Gesichtspunkte aufgefaßt, nur zu ernsthaft. Die freimüthige Geschichte wird sagen, daß das Schlimmste, was in der Macht der Kunst stand, zu thun, an diesem jungen Gabriel Honoré gethan ward. Und zwar nicht in unfreundlichen Absichten, sondern mit Absichten, die wenigstens mit Güte begannen. Wie weit besser war da Burns' Erziehung — obschon auch diese unter dem grimmigsten Druck stattfand — am wildromantischen Gebirgshange, am Heerde des braven Bauern, mit gar keiner Erziehungstheorie, sondern Armuth, Mühe, Sturm und schwerer Arbeit.

Im Grunde genommen waren der Wunsch und Zweck des Marquis nicht complicirt, sondern einfach. Dieser Gabriel Honoré de Riquetti soll ganz derselbe Mann werden, welcher Victor de Riquetti ist; vollkommen wie er vollkommen ist — nur dies und nichts Geringeres kann das Herz des zärtlichen Vaters zufrieden stellen. Ein besseres Muster wäre allerdings schwerlich zu finden und dennoch wünscht, o Victor de Riquetti, der arme

Gabriel seinerseits, Gabriel und nicht Victor zu sein. Nie hatte ein steiferer, liebender Pedant einen elastischeren liebenden Schüler. Uebelthaten — die jedoch größtentheils eben in dieser Elasticität ihren Grund haben — häufen sich immer mehr. Madame Pailly und die vertrauten Diener zeigen sich in dieser Sache, wie in allen andern Dingen, sehr geschäftig. Der Haushalt selbst verfinstert sich, die Hausfrau ist fort; die Prozesse und allmälig auch die Ehescheidungsprozesse haben begonnen. Die Sache wird schlimmer und immer schlimmer, bis Rhadamanthus Scriblerus Marquis von Mirabeau, vergebens das Scepter der Ordnung schwingend, sich von einem wüsten Chaos umgeben sieht. Steif ist er; elastisch und immer noch liebend und ehrerbietig ist sein Sohn und Schüler. So wechseln Grausamkeit und unterdrückte Sehnsucht, Empörung und heiße Reuethränen auf die seltsamste Weise zwischen den beiden ab und lange Jahre werden unserem jungen Alcides durch das Schicksal, durch seinen eigenen Dämon und Juno von Pailly Arbeiten genug aufgelegt.

Um aber zu beurtheilen, welche eine Aufgabe diesem armen väterlichen Marquis gestellt ward, wollen wir die folgenden Aeußerungen von ihm anhören, welche er in mehrern Briefen größtentheils seinem Bruder, dem guten Bailli, gegenüber thut. Gluck! gluck! gluck! — ist es nicht, als ob man eine bald von Furcht, bald von Zorn erfüllte Henne hörte, welcher ihre Küchlein viel zu schaffen machen?

„Dieses Geschöpf verspricht ein sehr hübsches Subject zu werden." „Talent vollauf und auch Scharfsinn, aber immer noch zu viel angeborne Fehler." „Eben erst ins Leben gekommen und die Extravasation (extravasement) des Dinges schon sichtbar. Ein widerhaariger, phantastischer, zornmüthiger, launenhafter Geist, der sich dem Bösen zuneigt, ehe er es kennt oder dessen fähig ist." „Ein hohes Herz unter der Jacke eines Knaben; er besitzt einen seltsamen Instinkt des Stolzes, aber ist dabei edel, der Embryo eines wilden Raufboldes, der die ganze Welt verschlingen möchte und noch nicht zwölf Jahre alt ist." „Ein ganz unbegreiflicher Typus von Gemeinheit, absoluter Stumpfheit (platitude absolue) und der Eigenschaft einer schmutzigen, rauchhaarigen Raupe, die sich niemals entpuppen oder fliegen will." „Eine Intelligenz, ein Gedächtniß, eine Capacität, welche mit Erstaunen, ja mit Schrecken erfüllen." „Ein aus lauter wunderlichen Launen zusammengesetztes Nichts. Vielleicht streut er einmal einfältigen Frauen Sand in die Augen, wird aber nie der vierte Theil eines Mannes werden,

wenn ihn das Glück überhaupt noch zu irgend etwas macht." „Diesen meinen ältern Sohn kann man in der That eine Mißgeburt nennen, denn bis jetzt wenigstens scheint es, als ob nichts als höchstens ein Wahnsinniger aus ihm werden könnte, während er auch überdies die sämmtlichen schlechten und verworfenen Eigenschaften seiner Mutter geerbt zu haben scheint. Da er ziemlich viel Lehrer hat und diese alle eben so viele Berichterstatter für mich sind, so kenne ich die Natur der Bestie so ziemlich und glaube nicht, daß wir jemals etwas Gutes daraus ziehen werden."

Mit einem Worte, die Uebelthaten (der Elasticität oder Expansivität) haben sich in dem fünfzehnten Jahre des jungen Menschen zu einer solchen Höhe angehäuft, daß von Seiten des Rhadamanthus Scriblerus der Entschluß gefaßt wird, ihn auf eine oder die andere Weise aus dem Hause zu schaffen. Nach verschiedenen Plänen verfällt man auf das Pensionsinstitut eines gewissen Abbé Choquenard; der rebellische Expansive soll nach Paris, um hier unter Ruthe und Zucht sich zusammenzuziehen und in sich zu gehen. Da ferner der Name Mirabeau ein hochadeliger ist, so soll er nicht die Ehre haben, denselben zu tragen, sondern so lange Pierre Buffière genannt werden, bis er sich entschieden geändert hat. Pierre Buffière war der Name eines Landgutes seiner Mutter in Limousin — beklagenswerther Brennstoff jener qualmenden Prozesse, die endlich als Ehescheidungsprozesse aufloderten. Mit diesem traurigen Spitznamen Peter Buffière als immerwährendem Kennzeichen mußte der arme Gabriel Honoré eine Anzahl von Jahren einherwandeln, gleich einem Soldaten, dem zur Strafe die Augenbrauen abrasirt worden sind. Ach, er ist ja erst ein Rekrut von fünfzehn Jahren und noch zu jung dazu!

Nichtsdestoweniger, mag man ihm nun einen Namen geben oder rauben, mag man ihn Peter oder Gabriel nennen, so blieb er doch immer wer er war. In Choquenard's Pensionsschule eben so wie später im Leben trägt, entfaltet und entwickelt er die Eigenschaften, welche die Natur ihm gab und die kein Scheeren oder Rasiren der Mißhandlung ihm nehmen konnte. Der Fils Adoptif theilt eine lange Liste der betriebenen Studien und erworbenen Kenntnisse mit — alte Sprachen — und wir haben tausend Beweise seiner bewundernswürdigen Gedächtnißtreue in dieser Beziehung — neuere Sprachen, Englisch, Italienisch, Deutsch, Spanisch; dann leidenschaftliches Studium der Mathematik, Zeichnen, Malen und Geometrie, Musik in so hohem Grade, daß er vom Blatt zu spielen, ja sogar zu componiren verstand, Rei-

ten, Fechten, Tanzen, Schwimmen, Ballschlagen — wenn nur die Hälfte von diesem wahr war, so können wir nicht sagen, daß Pierre Bufflère seine Zeit übel anwendete.

Ziemlich gewiß ist, daß der verstoßene Bufflère sich in diesem Hause der Zucht sehr bald die Liebe Aller erwarb, die mit ihm in Berührung kamen, seiner Schulkameraden, seiner Lehrer, auch des Abbés Choquenard selbst. Denn, sagte der väterliche Marquis, er besitzt die Zunge der alten Schlange! In der That ist es merkwürdig, wie der arme Bufflère, Graf von Mirabeau, Revolutionskönig Riquetti oder wie man ihn sonst nennen mochte, sobald er in irgend einen Kreis von Menschen trat, selbst wenn dieselben gegen ihn eingenommen waren, sie doch binnen Kurzem für sich gewann. Bis an's Ende seiner Laufbahn konnte ihn Niemand mit eigenen Augen betrachten und fortfahren, ihn zu hassen.[1]

Konnte er denn die Menschen über r e d e n? Ja, lieber Leser; aber er konnte sie auch über h a n d e l n und darin lag eigentlich das Geheimniß. Man fühlte, daß die große offene Seele des Mannes, der nie etwas Verwerfliches, Ungütiges oder Unehrliches gegen irgend ein Geschöpf vorbrachte, eine B r u d e r seele war. Daß ein Mensch von seinen Mitmenschen je näher sie ihm kommen, desto mehr geliebt wird — ist das nicht die Thatsache aller Thatsachen? Will man wissen, welchen Grad von diplomatischer Klugheit — sei sie nun gut, gleichgültig oder auch schlecht — ein Mensch besitzt, so frage man die öffentliche Meinung, die Zeitungsgerüchte oder im äußersten Falle die Personen, mit welchen er dinirt; um aber zu wissen, welchen wirklichen Werth er besitzt, frage man unendlich tiefer und weiter und vor allen Dingen Die, welche Erfahrungen mit ihm gemacht haben und die, selbst wenn sie auch übrigens die beschränktesten Menschen wären, in dieser Frage vollständig competent sind. „Die, welche mir fern stehen, beurtheilen mich ein wenig schlimmer, als ich mich selbst; dagegen die in meiner Nähe ein wenig besser," sagte der gute Sir Thomas Browne, und so werden alle Menschen sagen, welche viel hierüber zu sagen haben.

Da die Militairpensionsschule Choquenard's ihre Bestimmung verfehlt und aufgehört hatte, ein Zuchthaus zu sein, so beschloß Marquis Mirabeau, es mit der Armee zu versuchen. Ja, wie es scheint, hat die gottlose Mutter ihm heimlich Geld geschickt, welches er, der Verräther, auch angenommen hat! Also in die Armee. Und somit bekommt Pierre Bufflère einen Helm auf seinen dicken Kopf gesetzt, das zottige, blatternarbige Gesicht schaut mar-

tialisch unter Roßhaar und blankem Metall hervor; er reitet in Reihe und Glied mit gezogenem Pallasch in der Stadt Saintes als kecker, freiwilliger Dragoner. Sein Alter betrug jetzt erst achtzehn Jahre und einige Monate.

Die Einwohner von Saintes lernten ihn ungemein lieb gewinnen und erboten sich sogar, ihm Geld zu leihen, so viel er wollte. Sein Oberst, ein gewisser De Lambert, war ein ziemlich strenger Gast und sauertöpfischer Kauz, und Bussière's Gesicht, durch dessen Narben allerlei Dinge hindurchleuchteten, hatte keineswegs das Glück, ihm zu gefallen. Ueberdies gab es in Saintes einen Archer oder Landvoigt, der eine Tochter hatte und dieser albernen Dirne gefiel das Gesicht Bussière's besser als das des Oberst! Denn man kann sich denken, wie geschickt Bussière in dieser wichtigen Angelegenheit mit der Zunge der alten Schlange für sich zu sprechen verstand. Es war seine erste Amourette und augenscheinlich siegreich, der Beginn einer ganz unerhörten Carriere in dieser Art. Der gekränkte Oberst ließ am Offiziertische allerhand satyrische Bemerkungen fallen; Bussière war nicht der Mann, der ihm in dieser Beziehung etwas schuldig geblieben wäre und es trat ein ziemlich unerquickliches Verhältniß ein.

Um der Sache die Krone aufzusetzen, besuchte Bussière ganz gegen seine Gewohnheit eines Abends ein Spielhaus und verlor vier Louisd'or. Insubordination, Spiel, Landvoigtstochter! Rhadamanthus donnert von Bignon; Bussière schleudert seinen Helm von sich und flieht heimlich nach Paris. Nun werden Unterhandlungen gepflogen; ein vertrauter Spion geht nach Saintes; es werden Briefe gewechselt; Dupont de Nemours agirt als Schiedsrichter zwischen einem Oberst und einen Marquis, die beide vor Wuth schäumen. Der vertraute Spion hört Zeugen ab, der ganze Gräuel kommt an's Licht. Was willst Du, o Marquis mit diesem Deinen Teufelssohne thun? Schicke ihn nach Surinam, laß tropische Sonnenhitze und Regen seine heiße Leber mürbe machen! — So flüsterte die väterliche Brutusgerechtigkeit und Dame Pailly; doch behielten mildere Gedanken die Oberhand.

Zuerst will man es mit Lettres de Cachet und der Insel Rhé versuchen. Dorthin geht es mit dem armen Bussière unter dem Rascheln der fallenden Blätter des Jahres 1768, seines neunzehnten Herbstes. Es ist seine zweite Herkulesarbeit; das Pensionsinstitut Choquenard war die erste. Beklagt von dem lauten, atlantischen Ocean sitzt er hier in der Winterzeit unter der Aufsicht eines Bailli d'Aulan, des Gouverneurs dieses Platzes, der, wie man sagt, ein wahrer Cerberus war.

In Rhé wiederholt sich das alte Spiel. Nach wenigen Wochen ist der Cerberus Bailli Buffière's guter Freund und bellt aus allen seinen Schlünden zu Buffière's Gunsten! Welche Zauberkraft besitzt doch dieses rebellische Wunderkind, o Marquis? welche Heuchelei und Verstellung, so daß selbst kein Festungsgouverneur ihm widerstehen kann? Müssen wir ihn denn durchaus nach den heißen Sümpfen von Surinam schaffen, um ihn zur Ruhe zu bringen?

Zum Glück ist jetzt Krieg in Corsika. Paoli kämpft hier auf seinen letzten Füßen und Baron de Vaux verlangt frische Truppen gegen ihn. Buffière will, obschon ihm die Sache an und für sich nicht gefällt, gern dahingehen und ficht so gut er kann — wie glücklich, wenn er durch irgend einen Kampf seinen Taufnamen und einen Schimmer von väterlicher Toleranz zurückerobern kann.

Nach vielem Bitten wird sein Wunsch gewährt. Buffière wandert nun mit dem Range eines Unterlieutenants der Infanterie in der Legion Lothringen bekleidet, nach Toulon im Monat April und betritt „die Ebene, welche ohne Pflug durchfurcht wird", — wohlklingende Umschreibung des Wortes Ocean; „Gott gebe, daß er nicht eines Tages in rother Mütze als Galeerensclave darauf rudern muß!" So lautete der väterliche Segen, der auch in Erfüllung ging. Ehe Buffière Rochelle verließ und nachdem er kaum zwei Stunden aus der Festung Rhé heraus war, hatte er eine neue Gräuelthat begangen, — sein erstes Duell. Ein gewisser ehemaliger Kamerad, der wegen Schwindeleien den Abschied bekommen, suchte auf der Straße die frühere Bekanntschaft mit ihm zu erneuen; Buffière fand für gut, dieses Ansinnen zurückzuweisen, selbst als es mit dem bloßen Degen in der Hand wiederholt ward. Welch ein corsischer Flibustier!

Der corsische Flibustier verrichtete, wie gewöhnlich, auch in Corsika Riesenarbeit. Er focht, schrieb, liebte, „studirte täglich acht Stunden" und erwarb sich goldene Meinungen bei Jedermann und jeder Frau. Es war seine eigene Ansicht, daß die Natur ihn zum Krieger bestimmt habe; er fühlte sich diesem Geschäft so gewachsen und darin so heimisch, — der Wirrwarr und Todestumult und Kanonendonner war für ihn harmonische Marschmusik. Ohne Zweifel hatte die Natur ihn zu einem Menschen der Thätigkeit bestimmt, wie sie das mit allen großen Seelen thut, die in einem starken Körper wohnen, aber die Natur bequemt sich vielem an.

Nach Verlauf von zwölf Monaten, im Mai 1770, kommt Buffière zu-

rück nach Toulon. Er hat viel Manuscript in der Tasche; sein Kopf ist angefüllt mit militairischen und allen anderen Kenntnissen, gleich einer durcheinander geworfenen Bibliothek, während sein Ruf, wie wir schon sagten, nach allen Seiten hin gewonnen hat. Der wackere Bailli Mirabeau kann sich, obschon es fast gegen sein Prinzip verstößt, nicht weigern, einen Neffen zu sehen, der so nahe an dem alten Schlosse am Durance vorbeikommt.

Der gute Onkel ist ganz entzückt von ihm, findet unter furchtbar zerrissenen und veränderten Gesichtszügen körperlich und geistig Alles, was königlich und stark ist, ja einen Ausdruck von etwas Verfeinertem und Graziösem. Nach mehrern Tagen ununterbrochener Unterhaltung erklärt er ihn für den allerbesten Menschen, sobald man ihn nur angemessen behandelt, der sich „zu einem Staatsmann, Generalissimus, Papst, oder was man sonst zu wünschen beliebt", entwickeln kann. Oder sollen wir das Zeugniß des armen Buffière im Kasernendialekt mittheilen, verbrämt mit alten Flüchen, die leider für uns jetzt fast alte Gebete geworden sind: „Morbleu, Monsieur l'Abbé; c'est un garçon diablement vif; mais c'est un bon garçon, qui a de l'esprit comme trois cent mille diables; et parbleu, un homme très brave."

Durch Zeugnisse und Bitten aller Art von Onkel und Familie bestürmt, willigt der strenge Marquis nicht ohne Schwierigkeit ein, diesen seinen anomalen Peter Buffière zu sehen und dann nach feierlicher Berathung und Ueberlegung ihn sogar zu entpetern und ihm seinen Namen zurückzugeben. Es war im September als sie sich wiedersahen, in Aiguesperse im Limousin, nicht weit von dem Landgute Pierre Buffière. Milde und Nachgiebigkeit schleichen sich in das Herz des Rhadamanthus, sogar zitternde Strahlen schwacher Hoffnung, die sich jedoch in Strenge und Starrheit verhüllt.

Der Marquis schreibt: „Ich nehme ihn zuweilen tüchtig ins Gebet; ich beobachte ihn, wie er die Nase senkt und starr vor sich hin sieht — ein Zeichen, daß er nachdenkt; oder wie er den Kopf wegwendet und eine Thräne verbirgt. So behandeln wir ihn bald ernsthaft, bald streng und wissen auf diese Weise diesem feurigen Roß das Gebiß anzulegen." Hätte er nur die Ephémérides, die Economiques, den Précis des Elements — „das mühsamste Buch, welches ich geschrieben, obschon ich mich damals bei außerordentlich guter Gesundheit befand" — gelesen; hätte er sich nur gründlich von meiner Staatsökonomie unterrichtet! Aber damit giebt er sich gar nicht ernstlich ab. Im Gegentheile findet er unglücklicher-

7*

weise das Buch hohl, pragmatisch, ein leeres Geklingel von Formeln, sogar pedantisch und unwahrhaft wie der Ostwind. Lästerliche Worte, die irgend ein Horcher dem „Herrn" nur zu hinterbringen braucht.

Und dennoch, ist dieser plump gebaute junge Herkules im Grunde genommen nicht ein braver Gabriel, der seine zweite Arbeit glücklich beendet hat? Der Kopf des jungen Mannes ist eine „Windmühle und eine Feuermühle von Ideen", das Kriegsministerium macht ihn zum Hauptmann und er ist leidenschaftlich dafür eingenommen, beim Kriegshandwerk zu bleiben, aber unglücklicherweise braucht ein solcher Alexander gar so viel Werkzeuge und eine ganze Welt zu seiner Werkstätte! „Wo sollen denn die Armeen und Heringszüge von Menschen herkommen?" grollt der alte Marquis. „Glaubt er, ich habe Geld genug, um für ihn Schlachten zu veranstalten?" Der Narr! Er soll sich dem Landleben widmen, erst jedoch, obschon die Sache ihre Gefahren hat, ein wenig Paris sehen.

In Paris wirft während des Winters der tapfere Gabriel Alles vor sich nieder; er glänzt in Salons, in dem Oeil de Boeuf zu Versailles, speist bei dem Herzog von Orleans — der junge Chartres, welcher jetzt noch nicht Egalité geworden, stößt mit ihm an —; er speist bei den Guemènes, Broglies und anderen Größen und wird zur Jagd eingeladen. Selbst die alten Frauen sind entzückt von ihm und rascheln in ihren Atlaskleidern; seit langer Zeit ist in dem Oeil de Boeuf kein solches Licht aufgegangen. Gieb zu, o Marquis, daß es schlimmere Sausewinde giebt als diesen. Der Marquis giebt es theilweise zu und doch und doch! wenig Dinge sind merkwürdiger als diese aufeinander folgenden Rückblicke des alten Marquis, indem er seinen jungen Grafen kritisch ins Auge faßt:

„Ich bin auf meiner Hut; ich weiß wohl, wie die Lebhaftigkeit des Kopfes in Bezug auf den Charakter täuschen kann, aber alles erwogen, muß man ihm einigen Spielraum gestatten; was zum Teufel sollte man sonst mit einer solchen intellectuellen und sanguinischen Ueberfülle anfangen? Ich kenne kein Weib, als die Kaiserin von Rußland, mit welcher man diesen jungen Mann verheirathen könnte."

„Es möchte schwer sein, einen jungen Mann zu finden, der mehr Talent und Thätigkeit in seinem Kopfe hätte als diesen; er würde selbst den Teufel zur Raison bringen."

„Dein Neffe Wirbelwind (l'Ouragan) steht mir bei. Gestern sagte der Diener Luce, der eine Art von privilegirtem Einfaltspinsel ist: Gestehen Sie,

Herr Graf, daß der Rumpf eines Menschen sehr unglücklich ist, wenn er einen solchen Kopf tragen muß."

„Er besitzt die furchtbare Gabe der Familiarität, wie Papst Gregor es nannte. Er wickelt hier die vornehmen Leute um die Finger."

Und dann wieder einige Jahre später:

„Man sagt mir fortwährend, daß es sehr leicht sei, ihn zu reizen, aber auch zu rühren; man kann ihn nicht hart anreden, ohne daß seine Augen, seine Lippen und seine Farbe verrathen, daß sich alles in ihm umwendet; andererseits dagegen bricht er bei dem geringsten zärtlichen Worte in Thränen aus und würde für Den, der es ihm sagt, durchs Feuer gehen."

„Ich verwende mein ganzes Leben darauf, ihn mit Prinzipien und Allem, was ich weiß, vollzustopfen, denn dieser Mann, der in Bezug auf seine Grundeigenschaften immer noch derselbe ist, hat durch diese langen und soliden Studien nichts gethan, als den Gerällhaufen in seinem Kopfe vermehrt, den man mit einer durcheinander geworfenen Bibliothek vergleichen kann. Dazu kommt noch sein Talent, durch Oberflächlichkeiten zu blenden, denn er hat blos alle Formeln verschlungen und kann nichts gründlich darthun."

„Er ist ein Ruthenkorb, der alles durchläßt, die geborene Unordnung, leichtgläubig wie eine Amme, ein Lügner durch und durch, ohne Noth und blos um Geschichten zu erzählen; indiscret, und besitzt dabei eine Dreistigkeit, welche in jeder Beziehung blendet, Gewandtheit und Talent ohne Grenzen. Uebrigens haben die Laster in ihm unendlich weniger Wurzel als die Tugenden; alles ist Leichtsinn, Ungestüm, Unwirksamkeit (nicht aus Mangel an Feuer, sondern des Planes); ein Geist, der im Unbestimmten denkt und Seifenblasen aufeinanderbaut."

„Trotz der fürchterlichen Häßlichkeit, des hinkenden Ganges, des athemlosen eiligen Schnaubens, und des Blickes, oder besser gesagt, der grimmigen Stirn dieses Mannes, wenn er zuhört und nachdenkt, verrieth mir doch etwas, daß all diese wilde äußere Erscheinung weiter nichts sei, als eine Vogelscheuche von altem Tuch, daß im Grunde genommen er in ganz Frankreich der letzte Mann wäre, von dem eine überlegte Bosheit zu erwarten stände."

„Ganz aus Nachdenken und Wiederspiegelungen zusammengesetzt (tout de réflet et de reverbère) wird er durch sein Herz rechts und durch seinen Kopf, den er vier Schritte von sich entfernt trägt, nach links gezogen."

„Er kann der Koryphäus unserer Zeit werden."

„Er besitzt eine angeborene kurzsichtige (myope) Ueberstürzung, die ihn veranlaßt, den Sumpf für festen Boden zu halten —“

— Gluck! gluck! — im Namen aller Götter, was für ein Wunderthier habe ich denn da ausgebrütet? Es hat Schwimmfüße und einen breiten Schnabel; es wird ins Wasser laufen und ersaufen, wenn die himmlische Barmherzigkeit und die Mutterhenne es nicht verhindern!

Wie unaussprechlich wahr aber ist doch, was der alte Marquis sagt: „Er hat alle Formeln verschlungen (il a humé toutes les formules)“ und sie aus dem Wege geräumt! Ja Formeln, wenn wir es recht überlegen, Formeln und Gabriel Honoré waren von Anfang bis zu Ende Todfeinde und mußten es sein. Welche Formel dieser formalisirten (bestehenden) Welt war für Gabriel eine gütige gewesen? Seine Seele konnte keinen Schutz darin finden, denn sie waren unglaublich, sein Körper keine Tröstung, denn sie waren tyrannisch und ungerecht. Wenn es nicht außer Formeln und trotz derselben Speise und Substanz gab, dann wehe ihm! Diesem Manne konnten Formeln keine Existenz und keine Wohnung gewähren, ausgenommen höchstens auf der Insel Rhé und dergleichen Orten, sondern drohten das Leben aus ihm herauszuwürgen. Entweder müssen die Formeln unterliegen oder er, und nach einem harten Kampfe ergiebt sich, daß die Formeln besiegt sind. So schlau und gewandt ist das Schicksal; in aller Ruhe formt es seine Werkzeuge für die Arbeit, die sie verrichten sollen, während es dieselben nur zu verderben und zu zerbrechen scheint! Denn bedenke wohl, o Marquis, ob nicht Frankreich selbst mit der Zeit ein paar Formeln zu verschlucken haben wird! Läßt der Anblick, der sich Dir von den Bädern des Mont d'Or darbietet, nicht schon auf etwas der Art schließen? Es ist ein Sommertag des Jahres 1777.

„O Madame, welche Geschichten könnte ich Ihnen erzählen, wenn ich nicht ein ganzes Schock trockene Geschäftsbriefe zu beantworten hätte. Ich würde Ihnen das Dankfest dieser Stadt malen, welches am 14. stattfand. Die Wilden kamen in Strömen von den Gebirgen herab, unsere Leute hatten Befehl, an Ort und Stelle zu bleiben. Der Priester mit Meßgewand und Stola, der öffentliche Richter in seiner Perücke, die Maréchaussee mit gezogenem Säbel besetzten den Platz, ehe die Tänze beginnen durften. Schon nach einer Viertelstunde ward der Tanz durch Schlägerei unterbrochen, die Kinder, die Gebrechlichen und andere Zuschauer schrien und kreischten und gingen gleichwohl nicht von der Stelle, eben so wie der Pöbel

sich sammelt, wenn sich die Hunde beißen. Furchtbare Menschen oder vielmehr wilde Geschöpfe des Waldes in groben wollenen Kitteln und breiten Ledergürteln mit kupfernen Nägeln, von riesiger, durch die hohen Holzschuhe noch vermehrter Körpergröße. Sie stellten sich auf die Spitzen, um den Kampf genau zu sehen, schlugen den Takt dazu und rieben sich die Seiten mit den Ellbogen. Ihr hageres Gesicht war mit langem schmierigem Haar bedeckt; der obere Theil des Gesichts ward bleich, der untere dagegen verzerrte sich zu den Anfängen eines grausamen Gelächters, einer wilden Ungeduld. — Und diese Leute bezahlen die taille! Und Sie wollen ihnen auch noch das Salz nehmen! Und Sie wissen nicht, was Sie schinden oder — wie Sie es nennen — regieren, denn Sie glauben, daß Sie mit einem feigen Federstrich ungestraft fortfahren können, zu rauben, bis die Katastrophe kommen wird! Solche Schauspiele regen tiefe und ernste Gedanken an. ‚Der arme Jean Jacques!' sagte ich zu mir selbst, ‚Die, welche Dich und Dein System hierherschickten, um unter einem solchen Volke Noten zu schreiben, haben Dein System nur schlecht überlegt!' Andererseits jedoch waren diese Gedanken auch tröstlich für einen Mann, welcher sein ganzes Leben lang die Nothwendigkeit der Unterstützung der Armen und des allgemeinen Unterrichts gepredigt hat; welcher versucht hat, zu zeigen, worin diese Unterstützung und diese Belehrung bestehen muß, wenn sie eine Schranke — die einzige mögliche Schranke — zwischen Unterdrückung und Empörung bilden soll, den einzigen, aber untrüglichen Friedenstractat zwischen den Hohen und den Niedern! Ach, Madame! Diese wie beim Blindekuhspiel umherstolpernde Regierung wird durch einen allgemeinen Umsturz enden."

Prophetischer Marquis! Möchten andere Nationen Dich besser anhören, als Frankreich Dich anhörte, denn es geht sie alle an. Aber ist es nicht merkwürdig, wenn man bedenkt, wie die ganze Welt ohne eben diesen Propheten einen ganz andern Gang genommen haben würde? Hätte der junge Mirabeau einen Vater gehabt, wie ihn andere Menschen haben, oder auch gar keinen Vater! Man bedenke ihn, wie er in diesem Falle durch natürliche Gradation, durch den Rang, die Gelegenheit, die ununterdrückbaren elastischen Fähigkeiten, die er besaß, Stufe um Stufe zu amtlicher Stelle, — zu der höchsten amtlichen Stelle emporgestiegen wäre, was zu einer Zeit, wo Turgots, Neckers und talentvolle Leute unentbehrlich geworden waren, nothwendig der Fall hätte sein müssen. Durch natürlichen Zauber bezaubert er Marien Antoinetten, sie am meisten von allen mit ihren raschen empfäng-

lichen Instinkten, ihrem feinen Gefühl für Alles, was groß und edel war, ihrem raschen Haß gegen Alles, was nur pedantisch, neckerisch, lafayettisch war und sich für groß ausgeben wollte. König Ludwig ist eine Null, zum Glück war er auf eine solche reducirt; dann hätte an der Spitze Frankreichs der einzige Franzose gestanden, welcher diese große Frage anzufassen vermocht, der nachgebend und verweigernd, manövrirend, leidend und mit einem Worte das, was zu thun war, sehend und wagend, Frankreich vielleicht seine Revolution erspart und es auf friedlichem Wege umgestaltet hätte!

Aber die höchsten Mächte hatten es anders beschlossen. Einmal nach tausend Jahren sollten alle Nationen den großen Brand, die Selbstverbrennung einer Nation sehen und davon lernen, wenn sie könnten. Und konnte es für einen Formelverschlinger auf der Welt einen bessern Schulmeister geben als eben diesen Freund der Menschen; konnte man sich eine bessere Erziehung denken, als die, welche Alcides Mirabeau hatte? Vertraue dem Himmel, guter Leser, er überwacht das Schicksal der Nationen eben so wie den Fall eines Sperlings.

Gabriel Honoré macht sich in Paris ganz gut und wickelt mit jenem „fond gaillard“ mit jener „terrible don de la familiarité“, mit seinem ganzen einschmeichelnden Wesen die vornehmen Leute um den Finger. Auch in dem ganz entgegengesetzten geschäftlichen Departement, als der Sommer kommt und mit diesem das Landleben, übertrifft er alle Erwartungen. Im Sommer des Jahres schickt ihn der alte Freund der Menschen nach dem Limousin auf sein Gut oder bei dem zu dieser Zeit noch schwebenden Prozesse — seines Weibes Gut, Pierre Buffière, um zu sehen, ob sich dort etwas für die Menschen thun läßt. Allerdings giebt es hier sehr viel zu thun. Die Bauern, denen es an allen Dingen fehlt, selbst an Lebensmitteln, tragen das stehende Gepräge des Leidens auf ihren Gesichtern, als ob sie meinten, die Ausplünderung der Menschen sei eine unvermeidliche Fügung des Himmels, die man sich eben so gefallen lassen müsse wie Sturm und Hagelschlag.

Hier in der Einsamkeit des Limousin ist Gabriel immer wieder Gabriel. Er reitet, er schreibt und schaut sich überall um; er ißt aus den Töpfen der armen Leute, spricht mit ihnen, verhilft ihnen zu ihrem Rechte, setzt eine Art Schiedsmännergericht ein und gewinnt abermals Aller Herzen. Gestehe, o Marquis Rhadamanthus — wir sagen es nochmals — daß es weit schlimmere Sausewinde giebt als diesen! „Er ist,“ bekennt der Marquis, „der Dämon des Unmöglichen, le démon de la chose impossible.“

Dies ist auch ganz wahr — unmöglich ist ein Wort, welches nicht in seinem Wörterbuche steht. So befiehlt z. B. derselbe Gabriel Honoré lange nachher — wie Dumont bezeugt — seinem Secretair, irgend ein Wunder zu thun — etwas, was wenigstens zur damaligen Zeit für wunderbar galt. Der Secretair antwortet: „Monsieur, das ist unmöglich.“ „Unmöglich?“ antwortet Gabriel; „ne me dites jamais cette bête de mot, nennen Sie mir nicht dieses dumme Wort!“ Wirklich, man möchte sagen, er war ein ganz guter Mensch, sobald man nur gut mit ihm umging, obschon immer noch breitschnäbelig und mit einem unüberwindlichen Hang, ins Wasser zu gehen.

Der folgende an den Bailli gerichtete, übrigens bedeutungslose Brief scheint uns des Abschreibens werth zu sein. Nimmt sich der junge Herr, wenn er sich noch in der Stutzerperiode befand, nicht sehr schön darin aus, wie er so im Schnee dasteht? Es ist im December 1771, auf dem Wege nach Schloß Mirabeau:

„Fracti bello satisque repulsi ductores Danaum: hier, lieber Onkel, ist ein Anfang in gutem Lateinisch, welcher bedeutet, daß ich vor Müdigkeit kaum noch fort kann. Ich habe diese ganze Woche nicht mehr geschlafen, als Schildwachen zu schlafen pflegen und gleichzeitig mit den Rädern meines Wagens die meisten Gleise und Pfützen sondirt, welche zwischen Paris und Marseille liegen. Tief und zahlreich waren diese Gleise. Ueberdies brach zwischen Mucreau, Romané, Chambertin und Beaune die Axe meines Wagens — in der Mitte von vier Weindistricten; welch ein geographischer Punkt, wenn ich so klug gewesen wäre, ein Trunkenbold zu sein. Das Unglück geschah gegen fünf Uhr Abends; mein Lakai war schon voraus. Es fiel damals nichts als nasser Schnee; zum Glück gewann er später einige Consistenz. Die Nähe von Beaune ließ mich hoffen, in den Eingebornen des Landes einiges Genie zu finden. Ich bedurfte guten Rath; der Teufel rieth mir anfangs zu fluchen, aber diese Laune ging vorüber und ich kam in Versuchung, zu lachen, denn bis an das Kinn eingewickelt kam ein frommer Priester herangetrabt, dem der Schnee und Regen ins Gesicht schlug und ihn bewog, eine so sonderbare Miene zu ziehen, daß ich glaube, es war eben dies, was mich vom Fluchen abhielt. Der fromme Mann fragte, als er meinen Wagen umgeworfen daliegen und eins der Räder fehlen sah, ob etwas vorgefallen sei? Ich antwortete, es fiele hier nichts als Schnee. „Ah,“ sagte er sinnreich, „Ihr Wagen ist also zerbrochen.“ Ich bewunderte

den Scharfsinn des Mannes und bat ihn, mit Erlaubniß seines Pferdes — welches ebenfalls ein niedliches Gesicht zog, als ihm der Schnee so auf die Nase schlug — seinen Schritt zu verdoppeln und in Chaigny gefälligst Nachricht zu geben, daß ich hier säße und nicht weiter könnte. Er versicherte mir, er wolle es der Postmeisterin selbst sagen, denn diese sei seine Cousine, eine sehr liebenswürdige Frau und seit drei Jahren an einen der rechtschaffensten Männer der Stadt, einen Neffen des königlichen Procurators in — verheirathet. Kurz, nachdem er mir über sich, seine Cousine, deren Gatten und ich weiß nicht wen sonst noch alles Mögliche mitgetheilt, beliebte es ihm endlich, seinem Pferde die Sporen zu geben, welches hierauf ein kurzes Grunzen hören ließ und sich in Gang setzte. Ich vergaß ihm zu sagen, daß ich den Postillon nach Mucreau geschickt hatte, wohin er den Weg wußte, denn er ging, wie er sagte, täglich dorthin, um ein Gläschen zu trinken, was ich recht gern glaubte, selbst wenn er mir versichert hätte, daß er zwei Gläschen trinke. Der Mann war, als er ging, blos ein wenig angestochen; als er wiederkam, was sehr spät war, war er richtig ganz betrunken. Ich marschirte wie eine Schildwache hin und her; mehrere Einwohner von Beaune kamen vorüber und fragten mich einer nach dem andern, ob etwas passirt sei? Einem von ihnen antwortete ich, es handle sich um ein Experiment; ich sei von Paris abgeschickt worden, um zu sehen, ob eine Chaise auch mit einem Rade liefe; die meine wäre bis hierhergegangen, doch wollte ich nun zurückschreiben, daß zwei Räder jedenfalls besser wären. In diesem Augenblicke stieß mein würdiger Freund mit dem Schienbein an das andere im Schnee liegende Rad, fuhr mit der Hand nach der verletzten Stelle, fluchte, wie ich beinahe gethan hätte und sagte dann lächelnd: „Ah, Monsieur, da ist ja das andere Rad!“ „Zum Teufel auch!“ sagte ich, als ob ich ganz erstaunt wäre. Ein anderer theilte mir, nachdem er den Wagen lange hinten und vorn besichtigt, endlich mit sehr schlauer Miene mit: „Ma foi Monsieur! Es ist Ihre essi (er meinte damit essieu oder Axe), die zerbrochen ist.“

Mirabeau's Mission in der Provence während dieser Wintersaison war eine mehrfache. Er sollte die Güter überwachen, sich unter seinen Unterthanen und seines Gleichen in dieser Gegend heimisch fühlen lernen, — vielleicht sich ein Weib wählen. Noch vor Kurzem hatte der alte Marquis, wie wir gesehen haben, gemeint, es passe weiter keine für ihn, als höchstens die Kaiserin Katharine. Gabriel aber ist seit jener Zeit unter diesem Sonnen-

schein väterlicher Gunst — dem ersten Schimmer von solcher Witterung, den er jemals gehabt — ganz erstaunlich gereift. Der Marquis glaubt jetzt, sein Sohn könne, wenn es auch gerade nicht die Kaiserin wäre, recht wohl eine Andere heirathen, dafern sie nur Geld hätte.

Man findet endlich auch eine Braut, allerdings nicht mit Geld, wohl aber mit Connexionen und Aussichten und erobert sie durch stürmische Beredtsamkeit, wobei der Marquis secundirt. Ihr Portait ist so wie es der secundirende Marquis selbst entwirft, gerade nicht sehr bezaubernd: „Marie Emilie de Covet, einzige Tochter des Marquis von Marignane, stand damals in ihrem achtzehnten Jahre. Ihr Gesicht nahm sich sehr gewöhnlich, ja auf den ersten Anblick fast gemein aus und war dabei braun, ja fast schwarzgelb (mauricaud). Augen und Haar waren schön, die Zähne nicht gut, doch umspielte den Mund ein fortwährendes liebenswürdiges Lächeln. Ihre Gestalt war klein, aber angenehm, obschon ein wenig seitwärts geneigt. Dabei entwickelte sie große Lebhaftigkeit des Geistes, Scharfsinn, Gewandtheit, Zartgefühl und Muthwillen."

Diese braune, fast schwarzgelbe kleine Dame, die noch dazu eine große Närrin war, bekommt Mirabeau am 22. Juni 1772 zum Weibe. Mit ihr und mit einer Pension von dreitausend Francs von seinem Schwiegervater und einer von sechstausend von seinem eigenen Vater und reichen Aussichten soll er sich nun mitten in der Provence an seinem eigenen gemietheten Heerde in der Stadt Aix niedersetzen und den Himmel preisen.

Man muß zugeben, daß dieser junge Alexander, der eben erst sein vierundzwanzigstes Jahr begonnen, ein wenig grollen konnte, als er blos eine solche Welt zu erobern sah. Indessen, er hatte seine Bücher, er hatte seine Hoffnungen, Gesundheit, Fähigkeiten; ein Universum, von welchem auch die Stadt Aix einen Theil bildete; ein Universum reich an verbotenen Früchten rings um ihn her; das unaussprechliche „Saatfeld der Zeit", worin er säen konnte und er sagte zu sich selbst: Wohlan, ich will weise sein.

Und dennoch ist die menschliche Natur so schwach. Man kann sich auch denken, ob der alte Marquis, der jetzt mit seinem Weibe in einen immer entschiedneren Prozeß hineinkam, aufgelegt war, kleine Sünden zu verzeihen. Die schreckliche, heiser-ruhige rhadamanthinische Art und Weise, auf welche er sich über diese Prozeßangelegenheit gegen seinen Bruder ausspricht und ihm das tiefste Schweigen auferlegt, könnte schwache Nerven bedeutend erschüttern, weshalb wir ganz dem Zwecke entgegen darüber hinweggehen.

O gerechter Marquis! Der Riquetti-Haushalt kann in der That für die schwache menschliche Natur wenig thun, ausgenommen vielleicht sie nur um so schneller zum Falle bringen. Der Riquetti-Haushalt wird aus einander gestreut; nicht immer aus einander geleitet, sondern oft aus einander geschleudert — die Zeiten des Tornado haben für ihn begonnen. Die eine Tochter ist Frau von Saillant, noch jetzt (1837) am Leben, eine sehr gute Schwester; eine andere ist Frau von Cabris, nicht so gut, denn ihr Gemahl hat Prozesse wegen verleumderischer Verse, die von ihm herrühren; sie wird von einem gewissen Baron von Villeneuve Moans, der sich von einem dieser verleumderischen Verse getroffen fühlt, auf der öffentlichen Promenade von Grasse insultirt und alle bei dieser Angelegenheit betheiligte Personen zeigen sich als wahrhafte Narren. Ja, die arme Frau läßt sich, wie wir finden, allmälig sogar mit präternuptialen Personen ein, so z. B. mit einem gewissen Brianson in Epauletten, den der Fils Adoptif als einen Mann beschreibt, der — sich unmöglich beschreiben läßt.

Von einem jungen Erben aller Mirabeaus verlangt man, daß er eine gewisse Figur mache, besonders wenn er sich verheirathet. Der gegenwärtige junge Erbe hat nichts, womit er eine Figur machen könnte, als unzulängliche neuntausend Francs jährlich und sehr bedeutende Schulden. Der alte Mirabeau ist hart wie der Felsen Mosis und kein Stab vermag Wunder an ihm zu thun; für Trousseaus, Geschenke, Fußwaschungen, Festgelage und Einzugsschmausereien giebt er ganz einfach auch nicht einen Sous her. Der Erbe muß alles selbst schaffen. Er thut es und reichlich, aber ach, was wird aus den neuntausend Francs jährlich und den sehr bedeutenden Schulden? Soll er Aix und die Schmausereien aufgeben und sich auf das alte Schloß in der wilden Thalschlucht zurückziehen? Ja wohl, es geschieht. Aber kann eine junge, an den Luxus des Lebens gewöhnte Frau nicht verlangen, daß eine Reihe von Zimmern für sie eingerichtet werde? Die Tapezierer hämmern und poliren, mit gutem Erfolg, aber nicht ohne Rechnungen. Und nun die bedeutenden Judenschulden!

Der arme Mirabeau sieht keinen andern Ausweg als mit thränenden Augen zu seinem Schwiegervater zu laufen und ihn zu beschwören, jene „reichen Aussichten" einigermaßen in Genüsse umzuwandeln. Vierzigtausend Franks erklärt der durch diese Thränen und feurige Beredtsamkeit gerührte Schwiegervater sich endlich bereit, baar zu zahlen, vorausgesetzt, daß der alte Marquis Mirabeau, der gewisse Voransprüche hat, auf diese verzichtet. Der

alte Marquis Mirabeau, an den auf die leidenschaftlichste, überredendste Weise geschrieben worden, antwortet durch einen Brief von der Art, welche man versiegelte Briefe (Lettres de Cachet) nennt, und befiehlt dem leidenschaftlichen überredenden Briefschreiber unter des Königs Hand und Siegel, sich sofort nach Manosque zu verfügen!

So lebe denn wohl, du altes Schloß, mit deinen neutapezirten Zimmern auf deinem steilen Felsen an dem reißend strömenden Durance; willkommen, du erbärmlicher kleiner Flecken Manosque, da das Schicksal uns einmal dahin treibt! Auch in Manosque kann der Mensch leben und lesen; er kann einen Essai sur le Despotisme schreiben (und im Jahre 1774 in der Schweiz drucken lassen) — eine Schrift voll Feuer und roher Kraft, die noch jetzt gelesen zu werden verdient.

Die „Abhandlung über den Despotismus“, worin sich von den Ephémérides und Quesnay so wenig fand, konnte an dem alten Marquis nur einen harten Kritiker finden. Wahrscheinlich murmelte dieser etwas von verschlungenen Formeln und jungen Menschen, die sich erdreisteten, über Dinge zu schreiben, welche Ernst und reife Erfahrung erforderten.

Unglücklicherweise kamen auch noch andere Uebelthaten hinzu. Ein gewisser Geck, Namens Chevalier de Gassaut, welcher gewohnt ist, das Haus des jungen Verbannten zu Manosque zuweilen zu besuchen, läßt es sich einfallen, eine Art theoretischer Liebelei mit der kleinen, braunen Frau zu beginnen, welche diese Annäherung theoretisch erwiedert. Billet folgt auf Billet, Blick auf Blick crescendo allegro; — bis der Gatte gleich einem Vulkan den Mund aufthut und den Chevalier de Gassaut zur Thür hinauszuwerfen droht. Chevalier de Gassaut geht, ohne sich erst werfen zu lassen, aber nicht ohne eine gewisse Explosion. Man vermuthet ein Duell, aber dieser Gassaut, welcher weiß, was für eine Klinge dieser Riquetti führt, will sich nicht schlagen und sein Vater muß bitten und ihn entschuldigen. „Edelmüthiger Graf, stich meinen armen Sohn nicht todt; leider hat schon diese höchst beklagenswerthe Explosion an und für sich die schönste Partie rückgängig gemacht und die Familie will nun nichts mehr von ihm hören!“ Der edelmüthige Graf verzichtet, nachdem er dies gehört, nicht blos auf das Duell, sondern galloppirt auch, den Lettre de Cachet ganz vergessend, halb verzweifelt fort, um mit der eben erwähnten Familie zu sprechen und sie so lange mit Bitten zu bestürmen, bis der arme Gassaut wieder zu Gnaden aufgenommen wird. Nachdem er dies glücklich vollbracht, denn nichts vermag

seiner Beredtsamkeit zu widerstehen, reitet er mit dem Bewußtsein einer guten That im Herzen gemächlich wieder nach Hause.

Wir haben schon angedeutet, daß dieser sein Ritt über die ihm in dem königlichen versiegelten Briefe gesteckten Grenzen hinausgeht, aber ganz gewiß wird Niemand darauf achten, Niemand es der Behörde anzeigen. Es ist ein schöner Sommerabend — o armer Gabriel, es ist der letzte friedliche, glückliche Ritt, den Du auf lange Zeit hinaus, vielleicht fast auf immer in der Welt haben sollst. Denn siehe, wer kommt da durch das gelbe Sonnenlicht einherkutschirt? Himmel und Hölle! es ist jener nichtswürdige Baron von Villeneuve Moans, welcher Schwester Cabris auf der Promenade von Grasse insultirte! Die menschliche Natur verfällt sehr leicht in Uebereilung und Irrthümer, wenn man ihr nicht Zeit zur Ueberlegung gestattet. Reiter und Kutsche kommen einander immer näher, die Pferde bäumen aneinander hinaus und Du steigst ab, fast ohne es zu wissen. Satisfaction wie Männer von Ehre sie erwarten, mein Monsieur! Nicht? Höre ich recht? Nicht? In diesem Falle Monsieur — Und dieser wilde Gabriel (horresco referens!) packt den Baron von Villeneuve Moans und peitscht ihn, nicht blos sinnbildlich, sondern praktisch auf der königlichen Heerstraße, während einige Bauern zusehen! Da hat die Fama nun wieder etwas in die Welt hinauszuposaunen!

Die Fama bläst — nach Paris ebenso wie anderswohin — und zur Antwort trifft am 26. Juni 1774 ein frischer versiegelter Brief von größerem Nachdrucke ein und mit ihm zugleich kommen grimmige Häscher und ihr Wagen. Der Formelschlucker wird von seinem Weibe, von seinem im Sterben liegenden Kinde, von seinem letzten Schatten einer Heimath, ohnedies schon einer Heimath im Exil, hinweggeschleppt nach Marseille, nach dem Schlosse If, welches dräuend auf das weite Meer herabschaut. Umgürtet von dem blauen mittelländischen Meere, mit eisernen Gittern vor dem Fenster, abgeschnitten von Feder, Papier, Freunden und Menschen, mit Ausnahme des Cerberus des Platzes, welcher beauftragt ist, ihn sehr kurz zu halten, muß er nun hier sitzen — solche Kraft hat ein versiegelter Brief, so hat es der grimmige alte Marquis bestellt. Unser kurzer Sonnenblick geht also schon wieder in Nacht über? Ja wohl, Du armer Mirabeau, in dunkle Mitternacht! Ja, die Formeln sind allzugrausam gegen Dich. Du verwickelst Dich wirklich mit Formeln in Krieg, den schrecklichsten aller

Kriege; aber Du wirst sie mit Gottes und des Teufels Hülfe aus dem Wege räumen, auf die schrecklichste Weise!

Von dieser Stunde an senkt sich immer dichtere Finsterniß auf den armen Gabriel herab; sein Lebenspfad wird immer peinlicher und unsicherer und von Irrlichtern, die nicht dem Himmel entstammen, umlagert. Solche Alcides-Arbeiten sind selten irgend einem Menschen zugetheilt worden.

Zügle Deine Wuth, Deine heißen Thränen, armer Mirabeau, füge Dich, so gut es gehen will, denn es hilft einmal nichts. Aus dem Herbst wird Winter und dieser geht in milden Frühling über, die Wogen umtosen das Schloß If an der Mündung des Hafens von Marseille und schließen den unglücklichsten Menschen ein. Doch nein, nicht den unglücklichsten. Der arme Gabriel besitzt ja einen solchen fond gaillard, eine Basis der Freude und Heiterkeit; es wohnt ein tiefes, feuriges Leben in ihm, welches selbst durch das schwärzeste Schicksal nicht ertödtet zu werden vermag. Der Cerberus von If, Herr Dallegre, wird endlich sanfter, wie alle Cerberusse unserem Gabriel gegenüber werden; er giebt ihm Papier, er schenkt ihm Theilnahme, er ertheilt ihm gute Rathschläge. Ja, es sind ihm schon Briefe zugesteckt worden, die „irgend ein Halunke sich in die Kamaschen geknüpft hat," sagt der alte Marquis. Auf Schwester du Saillant's freundlichen Brief fallen „Thränen", aber nichtsdestoweniger weinst Du nicht immer. Du thust etwas Besseres, Du schreibst die Memoiren eines tapferen Col d'Argent (woraus wir oben Einiges mitgetheilt haben); Du beschäftigst Dich mit Projecten und Bestrebungen. Zuweilen freilich thust Du auch etwas Schlimmeres, obschon in einer andern Richtung, — wo Marketender hübsche Frauen haben! Es war — wie der Fils Adoptif meint — ein sehr verzeihlicher Fehltritt von der schönen, schwachen Cantinière, worüber damals zu viel Aufhebens gemacht ward.

Auch fehlt es nicht an gerechteren Tröstungen; Schwestern und Brüder ermahnen Dich, gutes Muthes zu sein und die Hoffnung nicht aufzugeben. Unsere Leser haben Graf Mirabeau als „den ältesten von meinen Jungen" bezeichnen hören; wie wäre es, wenn wir nun einmal den jüngeren einen Augenblick lang vorführten? Wir meinen den Malteserritter von Mirabeau, damals einen rauhen Sohn des Meeres. Er ist auch ein arger Sausewind, hat aber den Vortheil, daß er nicht der älteste Sohn ist. Er ist vom Krankenlager aufgestanden und mitten im Winter von Malta nach Marseille

gereist, denn das Band der Natur zieht ihn, ein so ungelecktes Seeungeheuer er auch ist.

„Es wehete ein heftiger Wind; keiner der Bootleute wollte mit mir den Quai verlassen. Ich bewog endlich aber doch zwei von ihnen, mehr durch Drohungen als durch Geld, denn Du weißt, ich habe kein Geld, bin aber, Gott sei Dank, mit der Gabe des Redens so leidlich ausgestattet. Ich erreiche das Schloß If, die Thore sind geschlossen und der Lieutenant — Herr Dallegre war nicht da — sagt mir in aller Ruhe, daß ich wieder gehen muß, wie ich gekommen bin. — Nicht eher, als bis ich Gabriel gesehen habe. — Es ist nicht erlaubt. — Ich will an ihn schreiben. — Auch das kann ich nicht gestatten. — Dann will ich auf Herrn Dallegre warten. — Ganz wohl, aber blos vierundzwanzig Stunden, nicht länger. — Hierauf fasse ich meinen Entschluß; ich gehe zu La Mouret — der hübschen Frau des Marketenders oder Schenkwirths — wir kommen überein, daß ich, sobald als der Zapfenstreich vorüber ist, diesen armen Teufel sehen soll. Ich kam auch wirklich zu ihm, nicht wie ein Paladin, sondern wie ein Dieb oder ein Liebhaber, welches Du willst, und wir schütteten unser Herz aus. Man hatte gefürchtet, daß er meinen Kopf bis zur Temperatur des seinen erhitzen würde, aber Schwester Cabris, man beurtheilt ihn falsch. Ich kann Dir versichern, während er mir seine Geschichte erzählte und meine Wuth sich in den Worten Luft machte: ‚Obschon noch halb krank und schwach, habe ich doch zwei Arme, die stark genug sind, um Villeneuve Moans oder wenigstens seinem feigen Bruder den Hals zu brechen,‘ sagte er zu mir: ‚Mon ami, Du wirst uns beide ins Verderben stürzen.‘ Und ich gestehe, daß es vielleicht diese Rücksicht allein war, die mich an der Ausübung eines Projects hinderte, welches nichts hätte nützen können und welches nur das Aufbrausen eines Kopfes wie der meine entschuldigen konnte.“

Lieber Leser, dieser kecke, junge Malteserritter ist der Vicomte de Mirabeau oder jüngere Mirabeau, von dem alle Menschen in der Revolutionszeit hörten, — am öftersten unter dem ansprechenderen Namen Mirabeau Tonneau oder Tonne Mirabeau, wegen seines Körperumfangs und der Quantität Getränk, die er gewöhnlich in sich faßte. Es ist dies derselbe Tonne Mirabeau, der in den Generalstaaten seinen Degen zerbrach, weil der Adel nachgab und das Ritterthum damit zu Ende war, denn in der Politik war er gerade der Gegensatz seines ältern Bruders und sprach als Mann der Oeffentlichkeit sehr viel und gut und machte die Menschen zum Lachen (denn

er war ein wilder, sauertöpfischer Kauz, der viel Witz und noch mehr Spiritus im Kopfe hatte). Er ging später entrüstet über den Rhein und exercirte Emigrantenregimenter, als er aber eines Morgens in seinem Zelt saß, ohne Zweifel an Magen- und Herzversäuerung leidend und in tartarischer Laune über die Wendung nachdachte, welche die Dinge nahmen, verlangte ein gewisser Kapitain oder anderer Subalterner in Dienstangelegenheiten Zutritt. Er wird abgewiesen, verlangt nochmals Einlaß und dann nochmals, bis der Oberst Vicomte Tonne Mirabeau zu einer brennenden Branntweintonne auflodernd, seinen Degen ergreift und hinausstürzt, um dieser zudringlichen Kanaille Mores zu lehren, dabei aber unglücklicherweise in eine andere rasch und gewandt gezogene Degenspitze rennt und auf der Stelle todt niedersinkt! Dies war der fünfte Akt von Tonne Mirabeau's Lebenstragödie, unähnlich und doch ähnlich jenem ersten Akt in dem Schlosse If, und somit fiel der Vorhang.

Bruder und Schwestern, das kleine braune Weib, der Cerberus von If, alle bitten für den reuigen, unglücklichen Sünder. Das Ohr des alten Marquis aber ist so taub wie das des Schicksals. Blos um der Abwechselung, nicht um der Erleichterung willen und zwar hauptsächlich, weil der Cerberus von If auch behext worden, läßt er nach neun Monaten im nächsten Mai den Verbrecher nach dem Schlosse Joux, einem „alten Eulenneste mit einigen Invaliden" im Juragebirge schaffen. Anstatt des eintönigen Meeresspiegels möge er es nun mit den eintönigen, zu dieser Jahreszeit noch mit Schnee bedeckten Granitgebirgen, mit ihren Nebeln und Raubvögeln versuchen und sich auf die Dauer daselbst einrichten und zwar mit einem Jahrgehalte von zwölfhundert Francs, da er mit neuntausend nicht auskommen konnte!

Der arme Mirabeau; — und wie steht es mit des armen Mirabeau Weib? Lieber Leser, das thörichte, kleine, braune Weib wird des Bittens müde. Ihr Kind ist wirklich begraben, ihr Gatte lebendig begraben, und da ihr kleines, braunes Ich noch auf Erden wandelt und noch nicht zwanzig Jahr alt ist, so sucht sie sich durch theoretische Liebeleien zu zerstreuen, hört auf zu bitten und beginnt mit Erfolg zu vergessen. Die Ehe, welche an dem Tage, wo der Häscherwagen in Manosque anlangte, zerrissen ward, wird trotz aller Bemühungen niemals wieder zusammenkommen, sondern fließt weiter in zwei getrennten Strömen, um sich in den furchtbarsten Sandwüsten zu verlieren. Gatte und Gattin sahen sich mit Augen niemals wieder.

Nicht weit von dem traurigen Schlosse Jour liegt der kleine traurige Flecken Pontarlier, wohin unser Gefangener auf sein Ehrenwort Erlaubniß hat zu gehen, so oft es ihm beliebt. Es ist, wie wir schon gesagt haben, ein trauriger, kleiner Flecken, doch giebt es darin ein gewisses Haus Monnier, woran sich eine Geschichte knüpft und knüpfen wird.

Von dem alten Herrn Monnier, dem achtungswerthen Gerichtspräsidenten, der gegenwärtig in seinem fünfundsiebenzigsten Jahre steht, werden wir weniger sagen, als von seiner Gattin Sophie Monnier, einer gebornen de Ruffey aus Dijon, und ebenfalls einer Gerichtspräsidentenfamilie entstammt. Und doch ist sie seit vier Jahren vermählt oder scheint vermählt zu sein, eine der liebenswürdigsten, heroisch-tragischen Frauen dieses oder irgend eines andern Districtes. Welche verwünschte Grille des Schicksals führte hier Januar und Mai abermals zusammen! Ach, es ist hier so gebräuchlich, guter Leser! So war es mit dem alten Naturforscher Buffon, welcher, wie das manchen Männern passirt, in einem Alter von dreiundsechzig Jahren das ganze Land nach einer jungen Frau durchzog und beinahe eben diese Sophie bekommen hätte, endlich aber eine andere bekam, die als Frau von Buffon bekannt ward und später die Bekanntschaft eines gewissen Philipp Egalité machte. Sophie de Ruffey liebte weise Männer, doch brauchten sie gerade nicht so gar alt zu sein. Indessen die Frage für sie ist: Will sie lieber in ein Kloster gehen? Ihre Eltern sind streng-fromm und streng-eitel und arm; das arme, tragisch-heroische Mädchen ist wahrscheinlich eine Art Freidenkerin. Und nun kommt der alte Präsident Monnier, der sich mit seiner Tochter nicht vertragen kann, nach Pontarlier mit Goldsäcken, Heirathscontracten und der Aussicht bald zu sterben. Es ist dieselbe unglückliche Geschichte, gegen die so oft gesungen, gegen die so oft gesprochen worden.

Nun aber bedenke man, welch eine Wirkung die feurige Beredtsamkeit eines Mirabeau in diesem düstern Haushalt hervorbrachte; wie sich die Träume eines jungen Mädchens ganz unerwartet in dieser wildglühenden, obschon ziemlich häßlichen Masse von Mannheit verwirklichten und der alte Monnier selbst beim Anhören seiner Worte zu einem gewissen Grade von Lebenskraft erwachte.

Mirabeau fühlte an bekannten, mehrfach dagewesenen Symptomen, daß der süßeste, gefährlichste Zauber sich über ihn stahl, der für alle dabei betheiligte Parteien nur zum Teufel führen konnte. Er schrieb an seine Gattin

und bat sie ums Himmels willen zu ihm zu kommen, damit er sich durch den „Anblick seiner Pflichten" stärken könne, mittlerweile wolle er wenigstens Pontarlier meiden. Die Gattin „antwortete durch einige wenige eisige Zeilen, in welchen sie auf versteckte Weise andeutete, daß sie glaube, ich sei nicht recht bei Sinnen." Er hört wieder auf, Pontarlier zu meiden, es ist ja viel schöner als das Eulennest; er kehrt dahin zurück, wird immer freundlicher willkommen geheißen und so — ! —

Der alte Monnier sah nichts oder drückte ein Auge zu, — nicht so unser alter thörichter Commandant des Schlosses Joux. Er hatte, obschon anfangs sehr freundlich gegen seinen Gefangenen, „schon selbst sich Sophien zu nähern gesucht; er war nur vierzig oder fünfundvierzig Jahre älter als ich, meine Häßlichkeit war nicht größer als die seine und ich hatte überdies den Vorzug, ein ehrlicher Mann zu sein." Die grünäugige Eifersucht warnt in der Gestalt dieses alten häßlichen Commandanten Monnier brieflich und beschränkt auch auf einen sehr unhaltbaren Vorwand hin Mirabeau hinfort auf die vier Mauern von Joux. Mirabeau weist in einem entrüsteten Briefe an diesen grünäugigen Commandanten eine solche Einschränkung zurück, geht entrüstet hinüber in die Schweiz, die nur wenige Meilen entfernt ist, kehrt jedoch nach einigen Tagen (es ist im dunkeln Januar 1776) heimlich nach Pontarlier zurück. Es findet eine Explosion statt, was man in Frankreich éclat nennt. Sophie Monnier, die man scharf ins Gebet nimmt, leistet Widerstand; sie gesteht ihre Liebe zu Gabriel Honoré, behauptet ihr Recht ihn zu lieben und erklärt ihren Vorsatz, dies auch ferner zu thun. Sie wird nach Hause geschickt nach Dijon; Gabriel Honoré folgt ihr heimlich dahin.

Welch eine ununterbrochene Reihe von Explosionen — während des Winters, des Frühlings, des Sommers! Es giebt Thränen, Andachtsübungen, Selbstmorddrohungen; es giebt verstohlene Zusammenkünfte, Gefahren, stolze Bekenntnisse und furchtsame Geheimnisse. Er seinerseits „stellt sich freiwillig als Gefangener" und thut noch andere stolze heftige Dinge. Einige Commandanten zeigen sich ehrenhaft und einige nicht; ein Commandant — der alte Marquis Mirabeau im Schlosse Bignon — macht seine Donnerkeile in der Ferne bereit. „Ich bin so glücklich gewesen, Mont St. Michel in der Normandie zu erhalten," sagt der alte Marquis. „Ich glaube dieses Gefängniß ist sehr gut, weil erstens das Schloß selbst da ist, dann eine Ringmauer um den ganzen Berg herum, und nach dieser ein ziemlich

langer Gang in dem Sand, wo man einen Führer mitnehmen muß, wenn man nicht in dem Triebsand ersaufen will." Ja, da steigt er empor, dieser Mont St. Michel und Berg des Elends, hoch und steil, mit keiner andern Aussicht als auf Salzwasser und Verzweiflung. Flieh, Du armer Gabriel Honoré! Und Du, arme Sophie, kehre nach Pontarlier zurück, denn Klostermauern sind zu grausam!

Gabriel flieht und es fliehen mit ihm auch Schwester Cabris und ihr präternuptialer Epauletten-Brianson, die schon in ihrem eigenen Interesse auf der Flucht sind, in tiefe Dickichte und bedeckte Wege weit über den Südwesten Frankreichs. Marquis Mirabeau, der mit schmerzlichem Kummer an Mont St. Michel und dessen Triebsand denkt, wählt die zwei besten Bluthunde, welche die Polizei von Paris aufzuweisen hat — Inspector Brugnière und einen andern — nimmt ihnen die Maulkörbe ab und schreit: „Allons! such!"

Da der Mensch ein Geschöpf ist, welches gern ein anderes jagt und sich daher für die Jagd fortwährend interessirt, so haben wir geglaubt, es sei gut, einige Bruchstücke über diese Menschenhatz durch das südwestliche Frankreich mitzutheilen, worüber in Folge eines eigenthümlichen Glücksumstandes einige sehr unorthographisch geschriebene Berichte vorhanden sind, die stationsweise von dem Oberhetzhund selbst niedergeschriebrn worden, um dann dem Jäger überliefert zu werden, welcher die Jagd aus der Ferne mit scharfem Blick verfolgte. Nicht alle Tage wird ein solches Wild gehetzt, wie ein Gabriel Honoré, nicht alle Tage feuert ein solcher Jäger, wie der alte Marquis Mirabeau, aus der Ferne die Meute an, und nicht alle Tage hat man einen Hetzhund, der, wäre es auch noch so unorthographisch, seine Ansichten über die Sache niederschreiben kann.

„Als wir in Dijon ankamen, begab ich mich zur Frau Präsidentin Ruffey, um von ihr weitere Aufschlüsse zu erhalten. Die Frau Präsidentin theilte mir mit, daß in der Stadt ein gewisser Chevalier de Macon wohne, ein Offizier auf Halbsold, welcher des Sieur Mirabeau's Freund und Vertrauter sei und mir jedenfalls besser als sonst Jemand die gewünschte Auskunft geben könne." — Der Sieur Brugnière nimmt demzufolge seine Wohnung in demselben Gasthause, wo dieser Macon logirte, findet Mittel, sich mit ihm bekannt zu machen, affectirt dieselben Geschmacksrichtungen, begleitet ihn nach Fechtböden, Billardstuben und andern dergleichen Oertern.

„Als wir Genf erreichen, erfahren wir, daß der Sieur Mirabeau am

5. Juni daselbst ankam. Er reiste von dort nach Thonnon in Savoyen; zwei Frauen in Mannskleidern kamen, um ihn abzuholen, und sie reisten dann alle weiter über Chambery und von da über Turin. In Thonnon konnten wir nicht erfahren, welchen Weg sie eingeschlagen hatten, so geheimnißvoll gehen sie zu Werke und machen eine Menge Umwege. Nach dreitägiger und unglaublicher Mühe entdecken wir endlich den Mann, der sie gefahren. Sie sind wieder zurück nach Genf gereist; wir eilen ebenfalls wieder dahin zurück und haben nun die beste Hoffnung, sie zu finden." — Diese Hoffnung ist ebenso trügerisch wie die früheren.

„Indessen, was Brugnière und mir ein wenig hilft, ist dies, daß der Sieur Mirabeau und sein Gefolge, obschon bereits bewaffnet wie Schmuggler, doch noch andere Pistolen, sowie auch Säbel und sogar einen Hirschfänger mit einem versteckten Pistol statt des Griffes kauften; wir erfuhren dies in Genf. Die Flüchtlinge schlagen ganz verteufelte Wege ein, um Frankreich nicht zu berühren. — — — Indem wir ihrer Spur auf dem Fuße folgen, führt uns diese nach Lyon, wo sie auf ganz undurchdringlich schlaue Weise in die Stadt gelangt sein müssen. Wir verloren alle Spur von ihnen und unsere Nachforschungen waren höchst peinlich. Endlich stoßen wir auf einen Mann Namens Saint Jean, den vertrauten Diener der Frau von Cabris. — Als Herr von Mirabeau mit Brianson, der, wie ich glaube, ein schlechtes Subject ist, von hier abreiste, theilte er St. Jean mit, daß sie nach Lorgue in der Provence reisten, was Brianson's Heimath ist; daß Brianson sie dann bis Nizza begleiten sollte, wo er sich nach Genf einschiffen und einen Monat dort zubringen wollte.

„Dieser Spur des Herrn von Mirabeau, der sich in Lyon auf der Rhone eingeschifft, folgend, kamen wir nach Avignon. Hier nahm er, wie wir erfuhren, Postpferde, die er eine halbe Meile weit vor die Stadt herauskommen ließ. Er ließ sich hier wieder ein Paar Pistolen kaufen und fuhr dann, gut in dem Cabriolet versteckt, durch Avignon, wo er Briefe auf die Post gab; es war ungefähr zur Zeit der Abenddämmerung. Gerade um diese Zeit aber fand der Haupttumult des Beaucaire-Marktes statt und das Cabriolet verlor sich so unter der Menge, daß es uns unmöglich war, seine Spur weiter zu verfolgen." — — — „Ein Advocat Namens Marsaut, ein ehrenwerther Mann, gab uns alle möglichen Weisungen." — „Er machte uns mit diesem Brianson bekannt, und es gelang uns, mit demselben zu soupiren. Wir gaben uns für Reisende aus, für Lyoner Kaufleute,

welche, der eine nach Genf und Italien, der andere blos nach Genf reisten. Auf diese Weise gelang es uns, diesen Brianson zum Sprechen zu bringen."

„Wenn man die Provence verläßt und in die Gegend von Nizza kommt, so muß man durch den Var waten, einen Strom, der fast immer gefährlich und oft nicht zu passiren ist. Zuweilen wird er eine Viertelmeile breit und ist zu allen Zeiten ungemein reißend. Dem Rufe nach, in welchem er steht, sollte er eigentlich noch schlimmer sein und die Reisenden, welche ihn zu durchschreiten haben, sprechen mit Furcht und Schrecken davon. Auf beiden Ufern stehen starke Leute, welche ein Geschäft daraus machen, die Reisenden hindurchzugeleiten, indem sie vor ihnen und um sie herum mit starken Stangen gehen, um den Boden zu sondiren, der sich mehrmals täglich ändert. Sie geben sich viel Mühe, die Furcht der Reisenden zu vermehren, auch wenn keine Gefahr vorhanden ist. Diese Leute, mit deren Hülfe wir den Fluß passirten, erzählten uns, daß sie sich erboten hätten, einen Herrn ganz von dem Ansehen, wie wir ihn suchten, überzuführen; dieser Herr habe aber Niemanden haben wollen und sei mit einigen Frauen ohne Führer hindurchgewatet. Ueberhaupt habe es geschienen, als wollte er nicht sich allzugenau ansehen lassen. Wir stellten hier die umfänglichsten Nachforschungen an. Wir erfuhren, daß in einiger Entfernung von hier dieser Herr in einem kleinen Wirthshause einige Erfrischungen eingenommen habe. Er führte eine goldene Dose mit einem weiblichen Portrait darauf und entsprach mit einem Worte ganz genau der frühern Beschreibung. Er hatte gefragt, ob man nicht wüßte, ob bald ein Schiff von Nizza nach Italien abginge, und man hatte ihm gesagt, daß eins nach England abgehen werde. Er hatte den Var passirt, wie ich schon oben erwähnt. Noch habe ich die Ehre zu bemerken, daß es in Nizza keine Polizei giebt."

„Wir erfuhren, daß in Villefranche, einem kleinen Hafen nicht weit von Nizza, ein unbekannter Herr sich eingeschifft, der unserem Signalement ebenfalls entsprach, ausgenommen, daß er einen rothen Rock trug, wogegen Herr von Mirabeau bis jetzt in einem grünen Rock, einem rothbraunen und einem graugerippten verfolgt worden ist. Das betreffende Schiff war nach England gegangen. Trotzdem aber schickten wir mehrere Personen, welche die geheimen Gänge kennen, in das Gebirge; der Sieur Bugnière bestieg ein an diese entsetzlichen Gebirge gewöhntes Maulthier, nahm einen Führer und stellte ebenfalls alle möglichen Nachforschungen an. Mit einem

Worte, Monsieur, wir haben Alles gethan, was der menschliche Geist ersinnen kann und dies noch dazu bei dieser außerordentlichen Hitze. Wir sind ganz müde und matt und unsere Glieder geschwollen."

Und doch ist Alles, was der menschliche Geist ersinnen kann, vergeblich. In der dreiundzwanzigsten Nacht des August (1776) überklettert Sophie von Monnier in Mannskleidern ihre Gartenmauer in Pontarlier und eilt, in den Mantel der Finsterniß gehüllt und auf den Fittichen der Liebe und Verzweiflung getragen, durch die Niederungen der Schweiz. Gabriel Honoré, in denselben Mantel gehüllt und von demselben Vehiculum getragen, ist mit ihr nach Holland gegangen und von nun an ein ruinirter Mann.

„Ewig beklagenswerthes Verbrechen!" ruft der Fils Adoptif, „von welchem die Welt so viel gesprochen hat und für immer sprechen muß!" Es giebt in der That viele Dinge, von denen man leicht sprechen kann, sowie andere, von denen sich nicht leicht sprechen läßt. Warum z. B., Du tugendhafter Fils Adoptif, war der Fehltritt der Schenkwirthin zu If ein so verzeihlicher Irrthum und warum ist der der Gerichtspräsidentin ein solches in alle Ewigkeit beklagenswerthes Verbrechen? Der Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung meint, es sei dies ganz dasselbe Verbrechen. War übrigens nicht der erste große Verbrecher und Sünder in dieser Angelegenheit der Präsident Monnier selbst, dieser tolle, milz- und mondsüchtige alte Mann, der an der großen Schranke der Natur schwerlich freigesprochen worden wäre? Und wer war der zweite Sünder? Und der dritte und der vierte? Und wer ist unter Euch ohne Sünde? Der Verfasser kann weiter nichts sagen, als mit den Worten des alten Samuel Johnson: „Mein lieber Fils Adoptif, meine lieben Mitmenschen, bemühet Euch, Eure Gemüther von Heuchelei zu säubern!" Dies ist positiv die erste und größte Nothwendigkeit für alle Männer, alle Frauen und Kinder in unserer Zeit, welche wünschen, daß ihre Seelen leben, wäre es auch nur schwach, um nicht an der abscheulichsten Asphyxie, gleichsam in Kohlendampf zu sterben, der um so furchtbarer zum Athmen ist, je klarer und reiner er aussieht.

Daß das Parlament von Besançon Mirabeau der Entführung und des Raubes anklagte, daß es ihn in contumaciam verurtheilte und so weit ging, ein papiernes Bild von ihm zu enthaupten, war vielleicht der Sache ganz angemessen, doch brauchen wir hier weiter nicht dabei zu verweilen. Wir wollen auch nicht einen neugierigen Späherblick in das Mansardenleben zu

Holland und Amsterdam werfen, denn es fehlt uns an Raum. Der wilde Mann und sein schönes, tragisch-heroisches Weib machten ihren Roman der Wirklichkeit so gut durch, als sich erwarten ließ. Heißblütige Temperamente gehen nicht immer gut zusammen und die Bahn der treuen Liebe ist in der Ehe sowohl, als bei Entführungen niemals eine ganz glatte. War sie in dem vorliegenden Falle aber auch nicht glatt, so war sie doch abwechselungsreich — mit Zwist und Versöhnung, Thränen und Herzensergießungen, tropischen Stürmen, aber auch der Pracht und Ueppigkeit der tropischen Natur. Es war wie ein kleines Paphos in der Mitte der Finsterniß; eben die Gefahr und Verzweiflung, welche die Insel umgab, machte dieselbe wonnevoll; eben kraft des Todes wird das Leben auch dem Geängstetsten erträglich und süß, weil der Tod so nahe ist. Kann nicht zu jeder beliebigen Stunde ein königlicher Gefreiter oder anderer gefürchteter Alguazil hier im „Kalbestrand im Hause des Schneiders Lequesne" an unser Mansardenetablissement klopfen und es auflösen?

Gabriel arbeitet für holländische Buchhändler und trägt ihre schwere Last. Er übersetzt Watson's „Philipp II." und muß sich ehrlich plagen, verdient aber doch täglich seinen goldenen Louis. Sophie näht und scheuert mit ihren weichen Fingern, ohne zu murren. In schwerer Arbeit, in zitternden Freuden, umlagert von Befürchtungen, namentlich der Befürchtung, daß man sie über kurz über lang trennen werde, rollen ihre Tage rasch dahin. Acht tropische Monate lang! — Ach, nach Verlauf dieser acht Monate, am 14. Mai 1777, tritt der Alguazil wirklich herein! Er erscheint in der Gestalt Brugnière's, unseres alten Spürhundes aus dem Südwesten; die Geschwulst seiner Beine hat sich wieder gesetzt, diesmal ist der menschliche Geist im Stande gewesen, es durchzusetzen. Er bringt königliche Ordres, Sanctionen des Generalstatthalters, besiegelte Pergamente. Gabriel Honoré soll dahin, Sophie dorthin geschafft werden; Sophie, die nahe daran ist, Mutter zu werden, — soll ihn nicht mehr sehen — sie will sich in dieser Stunde das Leben nehmen, wie der Spürhund selbst glaubt, — hätte nicht eben der Spürhund aus Barmherzigkeit ihnen versprochen, daß es ihnen vergönnt sein sollte, mit einander zu correspondiren, daß es mit der Hoffnung noch nicht ganz zu Ende sei. Unter tausend Umarmungen, Thränen und Seufzern, die sich nicht wiedergeben lassen, reißen sie sich von einander los, denn das steinige Paris ist jetzt nahe. Mirabeau wird weiter transportirt nach seinem Gefängniß Vincennes, Sophie in ein milderes Kloster-

exil, um hier zu erwarten, was das diesmal sehr drohende Schicksal für gut finden wird, zu bringen.

Man denke sich den Riesen Mirabeau nun in der gewaltigen Burg Vincennes festgeschlossen; seine heiße Seele braust auf und brandet wild gegen kalte Hemmnisse; die Stimme seiner Verzweiflung hallt von todten Steinmauern wieder. Gestürzt in den Augen der Welt ist der ehrgeizige stolze Mann; seine goldenen Lebenshoffnungen von außen sind alle vernichtet und zu Asche verkohlt — und von innen — was hat er gethan, was hat er verloren und vergeudet! Taub wie das Schicksal ist Vater Rhadamanthus, sogar unzugänglich für den Versuch einer Vertheidigung. Schwere Thüren sind zugeschlagen worden und ihre Riegel kreischen: Wehe Dir! Das ungeheuere Paris sendet sein tägliches, verworren durcheinander brausendes Summen ostwärts; in der Abendsonne siehst Du seine Wetterfahnen schimmern, und Du? — weder Abend noch Morgen, weder der Wechsel des Tages noch der Jahreszeit bringt Befreiung. Vergessen von der Erde; im Himmel nicht allzuhoffnungsvoll angeschrieben! Kein leidenschaftliches Pater peccavi kann den alten Marquis rühren, denn er ist, wie schon gesagt, taub wie das Schicksal. Du mußt hier sitzen bleiben — zweiundvierzig Monate! Der Erbe der Riquettis ist mit seiner Garderobe fast zu Ende; er beklagt sich, daß seine Kleider Löcher und Risse haben und ihn nicht mehr gegen die Witterung schützen. Seine Augen werden schwach; die in seiner Familie erbliche Krankheit — Nephritis oder Nierenentzündung — beginnt sich zu zeigen. Die Aerzte erklären das Reiten für eine ganz besonders zur Erhaltung seines Lebens dienliche Leibesbewegung. „Nun gut, aber nur innerhalb der Mauern!" antwortet der alte Marquis. Graf von Mirabeau reitet in dem kaum vierzig Schritt langen Garten ringsum von hohen Mauern und Thürmen eingeschlossen.

Und dennoch darf man nicht glauben, daß Mirabeau seine Zeit blos mit Rasen und Wehklagen zugebracht habe. Dieser Methode huldigte er ebenso wenig als Diogenes es that. Eine zweite so wild glühende Masse Leben, die man mit Cyklopenhämmern hätte schlagen können — leider aber ohne die Schlacken herauszubringen — gab es damals in ganz Europa nicht. Man nenne ihn nicht den stärksten der damals lebenden Menschen, denn Licht, wie wir schon gesagt, und nicht Feuer ist das eigentlich Starke. Aber dennoch kann man ihn auch stark, sehr stark nennen, und was Zähigkeit, Beharrlichkeit, Leben und einen fond gaillard betrifft, nenne man ihn

den zähesten von allen. Rasende, schlecht gelenkte Leidenschaften, rücksichtsloser Tumult von innen, unbarmherziger Druck von außen — zehn Menschen hätten an dem sterben können, woran dieser Gabriel Honoré noch nicht starb.

Der Polizeikapitain Lenoir erlaubte ihm aus Barmherzigkeit und dem früher gegebenen Versprechen gemäß, mit Sophien zu correspondiren, unter der Bedingung, daß die Briefe von Lenoir geöffnet und später in seine Verwahrung zurückgegeben würden. Mirabeau correspondirte in Feuer und Thränen reichlich, nicht à la Werther, sondern à la Mirabeau. Außerdem hatte er reuige Petitionen und pater peccavi's zu schreiben und alle Arten von Freunden anzugehen, diese Petitionen bei seinem Vater zu überreichen und mit mündlicher Fürsprache zu begleiten. Das war eine Masse Correspondenz.

Abgesehen von dieser Beschäftigung durfte er auch lesen, obschon mit großen Einschränkungen; er durfte auch schreiben oder compiliren und extrahirte — nicht nach Art der Biene — sogar aus der Bibel und Dom Calmet ein Biblion eroticon, welches weder einer Leserin noch einem Leser empfohlen werden kann. Der fromme Fils Adoptif verhüllt bei diesem Skandal sein Antlitz und sagt wehmüthig, es lasse sich eigentlich nichts darüber sagen.

Was die Correspondenz mit Sophie betrifft, so lag sie vergessen in Lenoir's Pult, ward aber hier im Jahre 1792, wo so viele Pulte aufflogen, von Manuel, dem Procurator der Commune, gefunden und von ihm der Welt geschenkt. Es ist dies ein Buch, worüber sentimentale Seelen zu weinen pflegen. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung thut dies nur in unbedeutendem Grade und am allerwenigsten hier, wo ihm schon der Raum dazu fehlt. Uebrigens sind es in ihrer Art ganz gute Liebesbriefe.

Wenn aber irgend etwas die Thränen der Sentimentalität über Mirabeau's Correspondenz von Vincennes noch mehr anschwellen kann, so ist es der Ausgang, den sie nahm. Nach mehreren Jahren sahen die beiden Liebenden, die man in Holland auseinander gerissen, und denen man erlaubt, zu correspondiren, damit sie sich nicht vergiften möchten, sich wieder. Es geschah unter dem Schutze der dunkeln Nacht in Sophiens Zimmer, in der Provinz. Mirabeau war als Lastträger verkleidet aus bedeutender Entfernung dahingekommen. Und flogen sie wohl einander in die Arme, um ihr todtes Kind, ihre langen unaussprechlichen Leiden zu beweinen? Durch-

aus nicht. Sie standen mit oratorisch ausgestreckten Armen einander gegenüber und zogen einander wegen allerhand Eifersüchteleien zur Verantwortung, wurden dabei immer lauter, stemmten die Arme in die Seite und trennten sich sehr laut, um sich niemals auf Erden wiederzusehen.

Im September 1789 war Mirabeau zu einem Weltwunder emporgestiegen und Sophie war fern von ihm aus den Augen der Welt entschwunden und stand nur noch in der kleinen Stadt Gien in Ansehen. Am neunten Abend des September donnerte Mirabeau vielleicht in der Salle des Menus zu Versailles, um am nächsten Morgen seine Rede in allen Journalen zu sehen, und Sophie, die seitdem zwei Mal wieder unglücklich verheirathet gewesen, deren tragisch-heroisches Temperament nun in vollkommenes Schwarz übergegangen, lag, während eine Pfanne mit glimmenden Holzkohlen nicht weit davon stand, auf ihrem Sopha, um den Tod der Unglücklichen zu sterben. Sagten wir nicht, daß die Bahn treuer Liebe niemals glatt und eben ist?

Indessen nach zweiundvierzig Monaten und nach mehr Unterhandlungen und Intercessionen, als in katholischen Ländern dazu gehören, eine Seele aus dem Fegefeuer zu befreien, wird Mirabeau wiederum aus der Festung entlassen, aber nicht in sein eigenes Haus (Haus, Weib und die ganze Vergangenheit sind weit getrennt von ihm), nicht in seines Vaters Haus, sondern hinaus wird er geschleudert, um gleich Ismael auf dem weiten Jagdreviere der Welt sein Glück zu versuchen.

Betrachte ihn, o Leser, Du wirst ihn sehr merkwürdig finden. Er ist ein geschändeter Mann, aber kein niedergebeugter; äußerlich ruinirt, aber nicht innerlich, noch nicht, denn von dieser Seite kann er überhaupt nicht ruinirt werden. Welch eine Schwimmkraft von radicalem Feuer und fond gaillard besitzt er; mit seiner Würde und Eitelkeit, mit seinem Leichtsinn und seiner Zuverlässigkeit, mit seinen Tugenden und seinen Lastern — welch eine Stirn zeigt er! Man möchte sagen, er läßt selbst in diesen traurigen Umständen von dem, was er vom Glück beansprucht, nicht ein Jota nach, sondern verlangt eher mehr. Seine stolze, durch Fesseln und Banden erbitterte und entstellte Seele schleudert ihr Gefängnißkleid von sich und eilt wieder zum Gefecht, als ob der Sieg am Ende doch gewiß wäre.

Rasch Postpferde nach Pontarlier und dem Parlament von Besançon, damit jenes Urtheil in contumaciam annullirt werde und das Papierbild seinen Kopf wieder aufgesetzt bekomme! Der wilde Riese sitzt nun frei-

willig in dem Gefängniß von Pontarlier, hält donnernde Vertheidigungsreden, vor welchen die Parlamentsmitglieder erzittern und denen ganz Frankreich lauscht und der Kopf vereinigt sich unter höflichen Entschuldigungen wieder mit dem Papierbildniß.

Monnier und die Ruffeys wissen, wer der unverschämteste Mensch auf Erden ist; die Welt lernt mit Erstaunen einen der fähigsten kennen. Selbst der alte Marquis murmelt Beifall, obschon nur bedingten. Der zähe alte Mann, er hat seinen eigenen weltberühmten Prozeß und andere Prozesse mit ungeheuern Kosten verloren; er sieht seinen Reichthum entschwunden, seine Projecte vereitelt und selbst Lettres de Cachet bewähren sich nicht allemal genügend oder heilsam. Deshalb versammelt er seine Kinder um sich und erklärt sich auf wirklich sehr heitere Weise invalid und nur noch für den Winkel am Feuer tauglich, um hier zu sitzen und seinen alten Kopf wieder zusammenzuflicken (à rebouter sa tête, à se recoudre pièce à pièce); guten Rath sollen sie, insoweit sie ihn verdienen, auch noch ferner genießen, Lettres de Cachet aber und andere dergleichen Wohlthaten nicht mehr. Recht so, Du bester aller alten Marquis! Hier ruht er denn, gleich dem stillen Abend eines Gewittertages; er donnert nicht mehr, aber giebt noch manchen seltsam gefärbten Lichtstrahl, manche originelle Bemerkung über das Leben von sich, heiter und klar bis zum letzten Augenblick. In Mirabeau's kleinem Katalog von Tugenden, der so ganz besonders arm ist an formellen und conventionellen Tugenden, darf man nicht vergessen, daß er diesen alten Vater innig liebte, bis an's Ende, und ihm seine Grausamkeiten verzieh oder über ihrer milden Auslegung vergaß.

Mit dem Papierbild in Pontarlier ist sonach alles wieder in Ordnung und dennoch kann der Mensch ohne Geld nicht wohl leben. Ach wäre nur eine gewisse Ehe nicht zerrissen, denn der alte Schwiegervater wird bald sterben und jene glänzenden Aussichten würden sich in Wirklichkeit verwandeln! Der gewandteste und dabei nicht der schüchternste Mann in Frankreich begiebt sich nächstes Frühjahr (1783) nach Aix und setzt dort Parlament, Himmel und Erde in Bewegung, um sein Weib zurückzubekommen. Wie arbeitet er; mit welchem Edelsinn, mit welchem Muth (meint der Fils Adoptif); es ist eine Riesenarbeit! Sein Ruf verbreitet sich über Frankreich und über die Welt; englische Reisende, vornehme fremde Herren, machen einen Abstecher nach Aix und „Menschenmassen sammeln sich sogar auf den

Dächern", um ihn zu hören, denn das Gerichtshaus ist zum Bersten vollgestopft.

Mit Demosthenischem Feuer und Pathos verlangt der reuige Gatte Verzeihung und Restitution: — „ce n'est qu'un claquedents et un fol!" strahlt der alte Marquis aus seinem Winkel am Kamin heraus, „ein Zähnklapperer und Tollhäusler!" Die Welt und das Parlament dachten das nicht; sie wußten nicht, was sie denken sollten, wenn nicht etwa, daß dies der räthselhaftest-fähige Mann sei, den sie jemals gehört, und ach leider ferner, daß seine Sache unhaltbar sei.

Er bekam also kein Weib und folglich auch kein Geld!

Von diesem zweiten Angriff auf das Glück kehrt Mirabeau mit getäuschter Erwartung zurück und es steht mit ihm schlimmer als zuvor. Es fehlt ihm jetzt an allen Hülfsquellen, denn auch der alte Marquis sieht ihn mit scheelen Blicken an. Er muß, wie wir schon sagten, gleich dem Ismael auf die Jagd gehen. Der Witz und die Kraft, die er in sich trägt, werden ihm treu bleiben, auf diese kann er zählen, unglücklicherweise aber auf fast nichts als dieses.

Mirabeau's Leben während der nächsten fünf Jahre, welches sich trübe und dunkel durch mehrere dieser acht Bände hinzieht, wird wahrscheinlich in dem einen ächten Bande, der in ihnen enthalten ist, kurz geschildert werden. Es ist die lang ausgesponnene praktische Verbesserung der Predigt, die bereits in Rhé, in If, in Joux, in Holland, in Vincennes und anderwärts gehalten worden. Ein Riesenmensch in der Blüthe seiner Jahre, in dem Winter seiner Aussichten, hat zuzusehen, wie er diese beiden Widersprüche mit einander aussöhnen will. Mit riesigen Talenten und Energien, ja sogar mit riesigen Tugenden ausgestattet, hat er, während er brennt, sich zu entfalten, weiter keine Werkzeuge und Mittel in den Händen, als Schimpf, Verachtung und Hemmnisse. Sein Ruf ist auf dieselbe Weise erhöhet wie Haman. Sein Beutel ist mit weiter nichts gefüllt als mit Schuldklagen; Haushalt, Heimath und Besitzthümer sind gleichsam mit Salz bestreut und die Pflugschaar des Verderbens furcht zu tief ihn und Alles, was sein war. Unter diesen und nicht unter andern Bedingungen soll dieser Mann jetzt leben und kämpfen. Wohl konnte er lange nachher (obschon er nicht so leicht zu rühren war) „weinen, wenn er mit Dumont bedachte, wie sein Leben durch ihn selbst und durch Andere so zerrüttet worden" und jetzt so

unscheinbar und von Blitzen zerrissen worden war, daß kein Glanz es wieder ganz machen konnte.

In der That, wie wir hier wiederholt bemerken, ein schwächerer und dennoch sehr starker Mann hätte sterben können, — an Hypochondrie, an Branntwein oder an Arsenik, aber Mirabeau starb nicht. Die Welt ist nicht sein Freund, noch das Gesetz und die Formel der Welt. Dann wird sie folglich sein Feind sein, sein Sieger und Beherrscher aber nicht ganz. Es giebt starke Männer, welche im Nothfall die Formeln aus dem Wege räumen können (humer les formules) und dennoch eine Wohnung hinter denselben finden. Diese sind die sehr starken und Mirabeau gehörte zu diesen. Obschon die Achtung der Welt sich ihm fast ganz entzogen hat und die meisten Cirkel der Gesellschaft mit ihren Codices und Vorschriften fast nur das Anathema über ihn aussprechen, so ist er doch nichtsdestoweniger nicht verloren; er sinkt nicht in Verzweiflung, er wird nicht kleinmüthig oder milzsüchtig unfruchtbar. Keineswegs! Trotz der Welt ist er hier ein lebendiger, starker Mann, die Welt kann ihm nicht das gerechte Bewußtsein seiner selbst, noch sein warmes, offenherziges Gefühl gegen Andere rauben; es giebt auf allen Seiten noch Grenzen, bis zu welchen weder die Welt noch der Teufel ihn treiben können.

Der Riese, sagen wir! Wie er dasteht, gleich einem Berge, vom Blitz zerklüftet, aber mit breitem Fuße in den Felsen der Erde, der Natur wurzelnd, und wird nicht über den Haufen fallen. Sehr wahr ist, was ein Moralist gesagt hat: „Man kann nicht wünschen, daß irgend Jemand in einen Fehler verfalle, und dennoch geschieht es oft gerade nach einem Fehler oder sogar einem Verbrechen, daß die Moralität, welche in einem Menschen liegt, und die Kraft, die er als Mensch besitzt, sich entfaltet, wenn alles Andere von ihm gewichen ist."

Während dieser düstern Jahre sieht man Mirabeau von Ort zu Ort wandern, in Frankreich, Deutschland, Holland, England, nirgends findet er Ruhe für die Sohle seines Fußes. Es ist ein Leben der Behelfe und Auskunftsmittel, au jour le jour, verschwenderisch in seinen Ausgaben schwimmt er in einem Chaos von Schulden und Schwierigkeiten, die er durch angestrengten Fleiß und durch geschickte Finanzwirthschaft beseitigen soll. Die Einnahmequelle des Mannes ist sein Witz, er besitzt eine Feder und einen Kopf und ist zu seinem eigenen Glück der Dämon des Unmöglichen. Zu keiner Zeit ist er ohne irgend ein oder das andere großartige Project, welches weit

und fern leuchten und wärmen soll. Nur zu oft explodirt es auf unwirksame Weise und in diesem Falle gestaltet er es um und erneuet es, denn seine Hoffnung ist unerschöpflich.

Er schreibt Flugschriften mit der Unermüdlichkeit einer Dampfmaschine, über „die Oeffnung der Schelde" und „Kaiser Joseph", über „den Cincinnatus-Orden" und „Washington", über „Graf Cagliostro" und „das Diamantenhalsband." Unzählig sind die Gehülfen und Gesellen, die achtbaren Mauvillons und Dumonts, die er in solchen Dingen für sich in Thätigkeit setzen kann; es ist das so eine Gabe von ihm. Er schreibt Bücher in acht Bänden, die eigentlich nur eine größere Art von Flugschriften sind. Er führt einen langen Streit mit Charon Beaumarchais über die Wassergesellschaft von Paris; der hagere Charon schießt scharfe Pfeile auf ihn ab, welche er beantwortet, indem er dämonisch „Berge mit allen ihren Wäldern" schleudert.

Er ist der intime Freund und Bekannte von vielen Männern. Seine „furchtbare Gabe der Vertraulichkeit", die heitere Kunst zu gefallen, verlassen ihn nicht. Aber es ist dies eine etwas zweifelhafte Vertraulichkeit, die man den Talenten des Mannes, trotz seines Rufes, zugesteht — ein Verhältniß, welches der stolze Riquetti, der jetzt, wo er arm und ruinirt ist, dennoch seinen ganzen frühern Stolz noch besitzt, sehr richtig fühlt.

Noch größer ist seine intime Bekanntschaft mit Frauen. In dieser Beziehung ist er mit einem ganzen System von Intriguen umgeben, mag er sich aufhalten, wo er wolle, und reist selten ohne eine — Frau (wollen wir sie nennen), die entweder aufs Jahr oder auf die Dauer des beiderseitigen Gefallens an einander engagirt ist. Was kann man über dieses umfassende Departement von Mirabeau's Geschichte weiter sagen, als daß seine Unbeständigkeit groß, ungeheuer und durchaus nicht zu vertheidigen war? Wenn Jemand — was mit uns nicht der Fall ist — Lust hat, mit dem Fils Adoptif bei der „Autopsie" und Todtenschau gegenwärtig zu sein, so kann er über diesen Punkt sehr merkwürdige Documente sehen und sich überzeugen, bis zu welchen Tiefen der Strafbarkeit die Natur in ihrer gerechten Selbstvertheidigung die Menschen zuweilen verdammen kann. Dem Fils Adoptif thut die ganze Sache sehr leid. Nichtsdestoweniger scheint es, als hätte gegen die Gattung Frauen, die man unglückliche nennt, dieser unglückliche Mann eine Aversion besessen, die bis zu einem vollständigen nolo tangere ging.

Der alte Marquis sitzt allein in der Kaminecke und stellt Betrachtungen

darüber an, was aus diesem herumschweifenden, unruhigen, rebellischen Titan von einem Grafen am Ende wohl noch werde. Wird er nicht vielleicht, o Marquis, zu dem Culbute generale, dem allgemeinen Umsturz mit beitragen? Er verschlingt Formeln und macht endlose Bekanntschaft mit den Wirklichkeiten der Dinge und Menschen; an Keckheit und schonungslosem Muth wird es ihm wahrscheinlich auch nicht fehlen. Der alte Marquis giebt merkwürdige Bemerkungen über das Leben von sich, gewährt aber keine durchgreifende Geldunterstützung.

Ministerien wechseln und ändern sich, so oft aber auch die Karten neu gemischt werden, so bekommt doch Mirabeau nie ein gutes Spiel in die Hand. Necker liebt er nicht und sie machen aus ihrer Abneigung gegen einander auch kein Hehl. Der plausible Calonne hört ihn gleich einem Stentor gegen den Börsenschwindel declamiren (Dénonciation de l'Agiotage); er setzt sich mit ihm in Verkehr, correspondirt mit ihm und benutzt die erste Gelegenheit, ihn in einer halb ostensiblen Eigenschaft oder auch in der eines diplomatischen Spions nach Berlin zu schicken, um ihm auf irgend eine Weise, wie man zu sagen pflegt, das Maul zu stopfen. Der große Friedrich stand noch auf der Bühne, obschon den Coulissen jetzt sehr nahe — der hagere, zusammengeschrumpfte Exerciermeister der Welt und der stämmige, rüstige Meuterer der Welt schauten einander erstaunt an. Der Eine trat auf, der Andere ging ab. Diesem Aufenthalte in Berlin verdanken wir mehrere Flugschriften, so z. B. Correspondences, die angeblich hinter seinem Rücken, im Grunde genommen aber mit seiner vollkommenen Einwilligung erschienen; ferner — der wackere Major Mauvillon diente hierbei als Handlanger — die Monarchie Prussienne, eine Flugschrift in acht Octavbänden, wovon selbst jetzt noch einzelne Theile lesenswerth sind.

In der Regel ist man, wenn man mit Mirabeau als Schriftsteller oder als Redner die erste persönliche Bekanntschaft macht, nicht wenig überrascht. Anstatt einer bilderreichen, gefühlvollen, glühenden Sprache, wie man sie nach dem Rufe der meisten Redner erwartet, findet man zu seinem Erstaunen eine gewisse schroffe, eckige Bestimmtheit, eine ganz ungezierte Kraft und Wucht, klare Auffassung, scharfen Einblick, eine Ueberzeugung, welche zu überzeugen wünscht, und zwar dies mehr als alles andere und anstatt alles anderen. Man sollte meinen, der Grundcharakter dieser Reden, ja des Mannes selbst, sei Aufrichtigkeit und Intelligenz, Kraft und der ehrliche Gebrauch der Kraft. Und dem ist auch wirklich so, o Leser. Mirabeau's

geistige Begabung war, wie man bei näherer Untersuchung finden wird, wirklich eine ehrliche und große; er besaß die stärkste, praktischste Intelligenz jener Zeit und hatte Anspruch darauf, in dieser Beziehung einen Platz unter den Starken aller Zeiten einzunehmen. Alle seine Bücher verdienen, so zu sagen, wohl durchgesiebt zu werden, eben so wie dieses Buch des Fils Adoptif. Es ist kostbarer Stoff darin enthalten, der zu gut ist, um immer unter werthlosem Schutt verborgen liegen zu bleiben.

Man höre diesen Mann über irgend einen Gegenstand und man wird finden, daß seine Worte die reiflichste Beachtung und Erwägung verdienen. Oft wirft er kurze markige Aussprüche hin, die Keiner, der sie hört, jemals wieder vergißt, z. B.: „Ich kenne nur drei Mittel, durch welche man in dieser Welt seinen Lebensunterhalt erwirbt — durch Lohn für Arbeit, durch Betteln oder durch Stehlen, mag man es nun so nennen oder anders.“ Oder: „Malebranche sah alle Dinge in Gott und Necker sieht alle Dinge in Necker!“ Die Spitznamen, die Mirabeau diesem oder jenem seiner Zeitgenossen beilegt, sind ganze Abhandlungen werth. „Grandison-Cromwell-Lafayette“ — man schreibe ein Buch über den Mann, wie viele Bücher über ihn geschrieben worden sind, und sehe zu, ob man mehr sagen kann! Es ist das beste Portrait, welches jemals von ihm gezeichnet worden, — mit einem einzigen Zuge und zwei Pünktchen. Von so unaussprechlichem Vortheil ist es, daß der Mensch „ein Auge habe, anstatt einer bloßen Brille“; daß er, indem er die Formeln der Dinge durchschaut und sogar manche Formel beseitigt, einen Blick in die Sache selbst erhalte und dieselbe auf diese Weise kennen und beherrschen lerne.

So wie die Jahre dahinrollen und jene verhängnißvolle Decade der Achtziger oder der „Aera der Hoffnung“ ihrer Vollendung entgegengeht und es Mirabeau immer klarer wird, daß große Dinge herannahen, finden wir, daß seine Wanderungen gleichsam immer rascher werden. Plötzlich aus Nacht und Cimmerien auftauchend, schmettert er von Zeit zu Zeit in die Welt von Paris herab, durchzuckt sie mit seinem Feuerblicke, erkennt, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, und zieht sich wieder in sein Dunkel zurück. Dann und wann rufen seine Flugschriften einen Blitz der Staatsgewalt und einen Verhaftsbefehl hervor, so daß er sich nur um so schneller entfernen muß. Ja, der gute Calonne ist so freundlich, es im Voraus anzudeuten: „An dem und dem Tage werde ich mich veranlaßt sehen, Befehl zu Ihrer Verhaftung zu geben; machen Sie daher schnell, daß Sie fortkommen.“

Als im Frühling 1787 die Notabeln sich versammeln, breitet Mirabeau seine Schwingen aus und senkt sich auf Paris und Versailles herab; es scheint ihm, als müßte er Secretair dieser Notabeln werden. Nein! Freund Dupont de Nemours wird es; die Zeit ist noch nicht da. Es ist jetzt noch die Zeit eines „Crispin-Catilina-“ d'Espremenil und anderer dergleichen animalisch-magnetischer Personen. Nichtsdestoweniger sind der ehrwürdige Talleyrand, scharfsinnige Herzöge, liberal gesinnte, vornehme Freunde der festen Ueberzeugung, daß die Zeit kommen wird. Erwarte daher deine Zeit.

Horch! Am 27. December 1788 kündet endlich die längst erwartete sich an — die königliche Proclamation beruft die Generalstaaten definitiv auf den nächsten Monat Mai! Brauchen wir wohl erst zu fragen, ob Mirabeau sich jetzt rührt; ob er sich schleunigst nach der Provence zur dortigen Adelsversammlung begiebt und alle seine Thatkraft auf einen Punkt concentrirt? Thue einen einzigen Hub mit all Deiner Kraft, Du Titan, und vielleicht erreichst Du Deinen Zweck! Wie mühte sich und kämpfte Mirabeau unter diesen Auspicien! Den ganzen Tag mußte er sprechen und streiten und die ganze Nacht Flugschriften und Artikel schreiben, dabei Vieles leiden und sein wildes Gemüth zügeln, damit es regungslos blieb unter Vorwürfen, selbst unter blanken Schwertern, damit er seinen Feinden keine Blöße gebe. Wie weiß er mit untrüglicher Gewandtheit, mit schlafloser Unermüdlichkeit aufzuregen und zu dämpfen, als ein ächter „Dämon des Unmöglichen.“ Mit „einer Versammlung von Edelleuten, die unwissender, habgieriger und insolenter ist, als irgend eine, die ich jemals gesehen“, mußte der Formelschlucker nothwendig ein saures Stück Arbeit haben. Wir theilen hier eine Stelle aus seiner berühmten Vertheidigungsrede mit, als man ihn durch überwiegende Majorität zum Austritt nöthigte:

„Was habe ich Strafbares gethan? Ich habe gewünscht, daß mein Stand weise genug wäre, heute zu geben, was ihm unfehlbar morgen entrissen werden wird, daß er des Verdienstes und des Ruhmes theilhaftig werde, die Versammlung der drei Stände zu sanctioniren, welche die ganze Provence mit lauter Stimme verlangt. Dies ist das Verbrechen ihres Feindes der Ruhe, wie sie ihn nennen. Oder vielmehr, ich habe gewagt zu glauben, daß das Volk Recht haben könne. Ach, ohne Zweifel verdient ein Patrizier, der sich mit einem solchen Gedanken besudelt, die schwerste Rache! Ich bin aber noch weit strafbarer als Sie meinen, denn ich glaube, daß das

Volk, welches sich beklagt, stets Recht hat; daß seine unermüdliche Geduld unabänderlich das äußerste Uebermaß des Druckes abwartet, ehe es sich zum Widerstand entschließen kann, daß es niemals lange genug widersteht, um vollständige Genugthuung zu erhalten, und noch nicht genügend weiß, daß es, um seine Feinde mit Furcht und Schrecken zu erfüllen, blos still zu stehen braucht, daß die unschuldigste eben so wie die unüberwindlichste Macht in der Weigerung, etwas zu thun, liegt. Dies glaube ich; strafen Sie daher den Feind der Ruhe!

„Sie aber, Diener eines Gottes des Friedens, deren Amt ist, zu segnen und nicht zu fluchen, und die dennoch ihr Anathema gegen mich geschleudert haben, ohne auch nur einen Versuch zu machen, mich aufzuklären oder mit mir zu disputiren! Und Sie, Freunde des Friedens, die Sie bei dem Volke den einzigen Vertheidiger verhaßt zu machen suchen, den es bis jetzt außerhalb seiner eigenen Reihen gefunden hat; — die, um Eintracht herbeizuführen, Hauptstadt und Provinz mit Anschlägen überschwemmen, welche geeignet sein würden, die ländlichen Distrikte gegen die Städte zu bewaffnen, wenn Ihre Thaten nicht Ihre Schriften widerlegten; — die, um den Weg der Versöhnung anzubahnen, gegen die königliche Bestimmung wegen Einberufung der Generalstaaten, weil sie dem Volke eben so viel Deputirte bewilligt, als den beiden andern Ständen, so wie gegen Alles protestiren, was die künftige Nationalversammlung thun wird, wenn nicht Ihre Gesetze den Sieg Ihrer Ansprüche, die Ewigkeit Ihrer Privilegien sichern! Welche uneigennützige Freunde des Friedens! Ich habe an Ihre Ehre appellirt und fordere Sie auf, zu erklären, welche meiner Ausdrücke den Respekt, den wir der königlichen Autorität oder dem Rechte der Nation schuldig sind, verletzt haben. Edle der Provence, Europa ist aufmerksam, erwägen Sie Ihre Antwort wohl. Männer Gottes, bedenken Sie, was Sie thun; Gott hört Sie.

„Und wenn Sie nicht antworten, sondern schweigen und sich hinter die eitlen Declamationen verschanzen, die Sie mir entgegengeschleudert haben, dann erlauben Sie mir noch ein einziges Wort hinzuzufügen.

„In allen Ländern und zu allen Zeiten haben die Aristokraten die Freunde des Volks auf die unversöhnlichste Weise verfolgt, und wenn in Folge einer eigenthümlichen Schicksalsfügung ein solcher in ihrem eigenen Kreise aufstand, so war vor allen er es, nach dem sie ihre Streiche führten, um durch den hohen Standpunkt ihres Schlachtopfers um so größeren

Schrecken zu verbreiten. So fand der letzte der Gracchen seinen Tod durch die Hand der Patrizier; als er aber den Todesstreich empfing, warf er Staub gen Himmel und rief die rächenden Götter an, und aus diesem Staub entsprang Marius, — Marius, der sich durch die Ausrottung der Cimbern nicht so berühmt gemacht hat, als dadurch, daß er in Rom die Tyrannei des Adels stürzte!"

Man hat das abgeschmackte Mährchen verbreitet, Mirabeau habe nun in Marseille einen Tuchladen eröffnet, um sich bei dem dritten Stande in Gunst zu setzen, worüber wir oft gelacht haben. Die Idee, daß Mirabeau hinter dem Ladentisch gestanden und die Elle regiert habe, hat etwas ungemein Spaßhaftes. Obschon daher auch nicht ein Schatten von Wahrheit in dieser Geschichte liegt, so kann doch selbst die Lüge eben in ihrer Eigenschaft als Lüge sich mit Recht eine Zeitlang behaupten. Ganz anders war hier die Wirklichkeit. Er hatte eine „freiwillige Leibwache von hundert Mann"; die Provence drängte sich zu Zehntausenden um seinen Wagen, die Luft hallte von Freudenschüssen und Jubelgeschrei wieder und Manche bezahlten zwei Louisd'or für einen Platz am Fenster; sogar den Hunger — der zu jener Zeit doch sehr bedeutend war — kann er durch Worte beschwichtigen. Gewaltthätige Zusammenrottungen aus Anlaß der Brodtheuerung zu Marseille und zu Aix, gegen welche Feuerwachen und Gouverneure nichts vermögen, zerstreut er durch ein einziges Wort seines Mundes, nachdem ihn der Gouverneur darum ersucht, obschon er ihm nicht gewogen ist. Es ist wie ein römischer Triumph und mehr. Er wird für zwei Städte zum Abgeordneten gewählt; er muß Marseille ablehnen, um Aix die Ehre geben zu können. Mögen seine Feinde einander ansehen und sich verwundern und, vergessen von ihm, seufzen. Auch für diesen Mirabeau öffnet sich endlich die Bahn.

Endlich! Hat in einem solchen Falle der geneigte Leser, wäre er auch noch so frei von Ehrgeiz, nicht ein wenig Mitgefühl mit diesem armen Mitsterblichen? Der Sieg ist stets etwas Freudiges, aber man denke sich einen solchen Mann in der Stunde, wo er nach zwölf Herkules-Arbeiten endlich triumphirt! So lange kämpfte er mit dem vielköpfigen Haufen lernäischer Schlangen und rang mit ihnen keuchend auf Leben und Tod — vierzig lange, bittere Jahre, und nun hat er sie zertreten! Die Bergesgipfel sind erstiegen! Er kletterte lange an steilen Felswänden empor, am schlüpfrigen Rande bodenloser Abgründe entlang; in Finsterniß, ohne daß ein freundliches Auge

ihn sah, unter Drachenbrut und der Muth war viele Mal nahe daran, ihm in seiner Einsamkeit, in seiner furchtbaren Bedrängniß zu entsinken. Und dennoch kletterte und kletterte er und klebte den Tritt seiner Ferse im eigenen Blute fest und nun siehe, dem Hyperion gleich hat er die Höhe erstiegen und schwingt triumphirend den blanken Speer. Welch eine Aussicht, welch ein neues Königreich für ihn, alles in den Morgenrothglanz der Hoffnung getaucht, weithin sich streckend, erhaben, freudig! Welche milde Memnonsmusik tönt aus den Tiefen der Natur durch die Seele, die plötzlich aus Kampf und Tod zu Sieg und Leben emporgehoben wird! Ja, wir sollten meinen, selbst der bloße Zuschauer könnte mit diesem Mirabeau Thränen der Freude weinen.

Die leider Thränen des Kummers werden! Denn wisse, o Sohn Adams (und Sohn Lucifer's mit diesem Deinem verwünschten Ehrgeiz), daß all dieser Morgenrothglanz, dieser Zauber und diese Memnonsmusik nichts ist als Täuschung und dämonische Schwarzkünstelei! Das, was Du als Sterblicher haben mußt, ist Gleichgewicht, oder wie man es mit andern Worten nennt, Ruhe oder Frieden und was Du, wie Gott weiß, auf diese Weise niemals bekommen wirst. Glücklich sind Die, welche Ruhe finden, ohne so darnach zu suchen. Binnen kaum dreiundzwanzig Monaten lodernden, sengenden Sonnenbrandes ist dieser Mirabeau Staub und Asche und liegt dunkel und erloschen in dem Pantheon großer Männer (oder wir wollen sagen in dem französischen Pantheon bedeutender oder für bedeutend erklärter Männer) — nirgends Ruhe findend als in dem Schooß seiner Mutter Erde.

Es giebt Menschen, denen die Götter in ihrer Gnade Ruhm verleihen, weit öfter aber verleihen sie ihn im Zorn als einen Fluch und als ein Gift, denn er stört die ganze innere Gesundheit und Industrie des Menschen und führt ihn taumelnd und in wilden Sprüngen, als wäre er von der Tarantel gestochen, zu — keinem Heiligenschein. In der That, wenn der Tod nicht dazwischen käme oder, noch glücklicher, wenn das Leben und das Publikum kein Dummkopf wären und plötzliche unbillige Vergessenheit auf diesen plötzlichen unbilligen Glanz folgte und ihn auf wohlthätige, obschon höchst schmerzhafte Weise niederdämpfte, so läßt sich nicht sagen, wo so mancher ruhmreiche Mann, noch mehr, so manche arme ruhmreiche Frau enden würde.

Am 4. Mai 1789 schauete Frau von Staël aus einem Fenster in der Hauptstraße von Versailles, mitten in einer versammelten Welt, als die De-

putirten in Procession von der Kirche von Notre-Dame nach der des heil. Ludwig zogen, um die Messe zu hören und als Generalstaaten constituirt zu werden. Hierbei sah sie folgendes:

„Unter den Edelleuten, welche vom dritten Stande zu Deputirten gewählt worden, bemerkte man vor allen andern den Grafen von Mirabeau. Die Meinung, welche die Menschen von seinem Genie hatten, ward auf eigenthümliche Weise durch die Furcht vermehrt, die man vor seiner Immoralität hegte, und dennoch war es eben diese Immoralität, welche den Einfluß verminderte, den seine staunenswerthen Fähigkeiten ihm sicherten. Man konnte nicht umhin, diesen Mann lange anzusehen, sobald man ihn einmal bemerkt hatte. Sein ungeheurer schwarzer Haarwuchs zeichnete ihn vor allen andern aus. Man hätte meinen sollen, seine Stärke hinge davon ab, wie die Simson's. Sein Gesicht erhielt eben durch seine Häßlichkeit neuen Ausdruck, seine ganze Person gab die Idee einer unregelmäßigen Kraft, aber einer Kraft, so wie man sie sich in einem Volkstribun denkt.“

Mirabeau's Geschichte während der ersten dreiundzwanzig Monate der Revolution soll nicht hier geschrieben werden, doch verlohnte es wohl der Mühe, sie irgendwo zu schreiben. Die constituirende Versammlung nahm seinen Namen, als derselbe zuerst verlesen ward, mit Murren auf, ohne zu wissen, worüber sie murrte! Und dennoch war dieses ehrenwerthe Mitglied, über welches sie murrten, das Mitglied aller Mitglieder, der erhabene Constituent, ohne welchen sie gar keine Constituenten waren.

Sehr merkwürdig in der That ist sein Verhalten in dieser Abtheilung der Weltgeschichte. Er war bei weitem das merkwürdigste einzelne Element hier, keins kam ihm gleich oder auch nur nahe. Einmal sieht man ihn sichtbar wie durch seine eigene Kraft die Existenz der constituirenden Versammlung retten und in einem jener Augenblicke, welche auf Jahrhunderte hinaus entscheiden, der ganzen Fluth der Dinge eine andere Wendung geben.

Die königliche Erklärung vom dreiundzwanzigsten Juni wird erlassen. Es ist Militairgewalt genug da und dann folgt des Königs ausdrücklicher Befehl, daß die Versammlung auseinander gehen solle. Bastillen und Schaffotte sind vielleicht die Strafe des Ungehorsams. Mirabeau ist ungehorsam und erhebt seine Stimme, um auch alle Anderen, die bleich und von panischem Schrecken ergriffen dasitzen, zum Ungehorsam zu ermuthigen. Der Oberceremonienmeister, de Brézé, tritt ein und wiederholt den Befehl des Königs an die Versammlung, auseinander zu gehen. „Meine Herren!“

sagt de Brézé, „haben Sie den Befehl des Königs gehört?" Da ruft der Formelschlucker jene für die Weltgeschichte ewig denkwürdigen Worte aus: „Ja, mein Herr, wir haben gehört, was man dem König gerathen hat, zu sagen, und Sie, der Sie nicht der Dolmetscher seiner Meinung für die Generalstaaten sein können, Sie, der Sie hier weder Sitz noch Stimme, noch ein Recht zum Sprechen haben, Sie sind nicht der Mann, der uns daran erinnern kann. Gehen Sie, mein Herr, sagen Sie Denen, die Sie geschickt haben, daß wir durch den Willen der Nation hier sind, und daß nur die Gewalt der Bajonette uns von hier vertreiben kann!" Und der arme de Brézé verschwindet, — „sich mit dem Rücken voran hinausbewegend," sagt der Fils Adoptif.

Und dennoch gehörte dieser große Augenblick, so folgenschwer er auch war, doch vielleicht an und für sich zu seinen kleineren Heldenthaten. Im Allgemeinen möchten wir noch einmal mit besonderem Nachdruck sagen: Er hat „humé toutes les formules." Er betrachtet die Revolution wie eine Materie und eine Kraft, nicht wie die Formel einer solchen. Während unzählige unfruchtbare Sieyes und Constitutionspedanten mit vieler Mühe und unter großem Geräusch ihre erhabene papierne Constitution — die elf Monate dauerte — zusammenbauen, faßt dieser Mann nicht Spinnweben und „gesellschaftliche Verträge" ins Auge, sondern Dinge und Menschen; er erkennt, was zu thun ist, und macht dann auch sofort Anstalt, es zu thun. Er jagt den Oberceremonienmeister de Brézé rücklings zur Thür hinaus, wenn dies das Problem ist. „Marie Antoinette ist entzückt von ihm", wenn es so weit kommt. Er ist der Mann der Revolution, so lange er lebt; er ist König derselben und würde nach unserer Meinung nur mit seinem Leben diese Königswürde niedergelegt haben. Allein von allen diesen Zwölfhundert liegt in ihm die Fähigkeit zu einem König, denn haben wir nicht gesehen, wie emsig das Schicksal ihn während dieser ganzen Zeit geformt hatte, wie ausdrücklich für das jetzt ihm in die Hand gegebene Werk?

O Du wunderlich verdrehter alter Freund der Menschen, während Du diesen Mann auf Inseln Rhé schicktest, in Schlösser If einsperrtest und ihn mit so vieler und scharfer Dressur zu Deinem Ich, nicht zu dem seinen zu machen suchtest, — wie wenig ahnetest Du da, was Du eigentlich thatest.

Wir wollen hier noch hinzufügen, daß der wackere alte Marquis den Sieg seines Sohnes über Schicksale und Menschen noch erlebte und sich

darüber freuete. In der Kaminecke zu Argenteuil bei Paris saß er und strahlte bis auf den letzten Augenblick merkwürdige und interessante Beobachtungen von sich und starb drei Tage vor der Einnahme der Bastille, gerade als die Culbute générale ausbrach.

Endlich aber sind die dreiundzwanzig zugetheilten Monate vorüber. Frau von Staël sah am 4. Mai 1789 den römischen Volkstribun und Simson mit seinem langen schwarzen Haar und am 4. April 1793 findet ein Leichenbegängniß statt, dessen Zug eine geographische Meile lang ist — königliche Minister, Senatoren, Nationalgarden und ganz Paris, — Fackelschein, Trauertöne gedämpfter Trommeln und Hörner und die Thränen von Menschen; die Trauer eines ganzen Volkes, — eine Trauer, wie sie noch kein modernes Volk jemals um einen einzigen Menschen sah.

Somit ist Mirabeau's Werk vollbracht. Er schläft bei den Riesen der Urwelt. Er ist zur Majorität übergegangen: Abiit ad plures.

Was Lob und Tadel, so wie allgemeine Charakterschilderung betrifft, so lassen sich ohne Zweifel in Bezug auf diesen Mirabeau sehr viele Dinge aufstellen, wie denn auch schon viel Discussion über ihn gepflogen worden ist. Wir finden dies ganz in Ordnung, wie in Bezug auf alle Arten neuer Gegenstände, selbst wenn sie weit weniger zweifelhaft wären, als dieser neue Riese ist. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung findet es mittlerweile angemessener, sich und seine erschöpften Leser auf die drei folgenden moralischen Betrachtungen zu beschränken.

Erste moralische Betrachtung: In den gegenwärtigen Jahrhunderten werden die Menschen nicht mehr als Halbgötter und vollkommene Charaktere, sondern als unvollkommene und mangelhafte Menschen geboren, nämlich als Menschen, die in Folge ihrer eigenen Unzulänglichkeit, so wie in Folge falscher Beurtheilung durch andere, weniger Aehnlichkeit mit Halbgöttern als vielmehr mit einer Art von Gott-Teufeln haben und allerdings sehr unvollkommene Charaktere sind. Das Halbgott-Arrangement wäre indessen das, welchem der Verfasser auf den ersten Anblick den Vorzug geben möchte.

Die zweite moralische Betrachtung aber lautet: Wahrscheinlich wurden die Menschen in keinem Jahrhundert als Halbgötter, sondern gerade

auch als Gott-Teufel geboren, von welchen dann einige in eine Art Halbgötter verwandelten. Wie zahlreich sind die Menschen, die nicht blos getadelt, falsch beurtheilt und verleumdet, sondern gemartert, gekreuzigt und an den Galgen gehangen worden sind, — nicht einmal als Gott-Teufel, sondern als wirkliche Teufel, und die nichtsdestoweniger später ein ungemein hohes und achtunggebietendes Ansehen gewonnen haben! Denn Das, was sie nicht waren, was überhaupt nichts war, ist stückweise hinweggefallen; es hat sich als Geschwätz, verworrener Schatten und überhaupt als nichts erwiesen; Das dagegen, was sie wirklich waren, bleibt. Man verlasse sich darauf, Harmodius und Aristogiton, so rein und groß sie auch jetzt erscheinen, schmiedeten gesetzwidrige Complotte und hielten heimliche Sitzungen in der Jacobinerkirche zu Athen, wo sehr zügellose Dinge gesprochen und auch gethan wurden. Sind nicht auf dieselbe Weise Marcus Brutus und der ältere Junius jetzt handgreifliche Helden? Ihr Lob wird in allen Redeübungsvereinen gepriesen; hast Du aber gelesen, wie die Zeitungen sich eine Woche nach ihren Thaten über dieselben aussprachen? Ja, ist nicht der alte Cromwell, — dessen Gebeine wieder ausgegraben und als das rechte Emblem seiner selbst und seiner Thaten, als Auswurf der Schöpfung unter dem Galgen verscharrt wurden — ist nicht auch er wieder eine ganz respektable grimmige Bronzefigur geworden, obschon es jetzt erst anderthalb Jahrhundert her ist, eine Figur, auf welche England mehr als auf sonst etwas stolz zu sein scheint?

Dritte und letzte moralische Betrachtung: Weder Du noch ich, lieber Leser, hatten bei Erschaffung dieses Mirabeau die Hand mit im Spiele, denn wer weiß, ob wir dann in unserer Weisheit nicht auch etwas dagegen einzuwenden gewußt hätten.

Aber was waren die himmlischen Mächte, die ihn schufen, ohne uns auch nur um Rath zu fragen, sie und nicht wir, so und nicht anders! Wir haben uns daher nach Möglichkeit blos bemüht, ein wenig zu verstehen und zu begreifen, was für eine Art von Mirabeau so geschaffen sein konnte; deshalb nehmen wir nun mit lebhafter Befriedigung Abschied von ihm und überlassen es ihm nun, zu gedeihen wie er kann.

Burns*).

(1828.)

Bei den modernen Zuständen unserer Gesellschaft ist es nichts Ungewöhnliches, daß ein Mann von Genie „um Brod bittet und einen Stein empfängt,“ denn trotz unserer großartigen Maxime von Nachfrage und Angebot, ist es doch keineswegs die höchste Vortrefflichkeit, welche die Menschen am bereitwilligsten anerkennen. Der Erfinder einer Spinnmaschine kann ziemlich sicher sein, daß er noch bei seinen Lebzeiten seinen Lohn empfängt, der Verfasser eines ächten Gedichts aber ist, ebenso wie der Apostel einer ächten Religion, des Gegentheils fast ebenso sicher.

Wir wissen nicht, ob diese Ungerechtigkeit nicht um so schroffer dadurch heraustritt, daß gewöhnlich nach dem Tode eine Vergeltung stattfindet. Robert Burns hätte dem Laufe der Natur nach noch lange leben können, aber sein kurzes Leben verging in schwerer Arbeit und Mangel und er starb in der Blüthe seines Mannesalters elend und vernachlässigt. Schon aber glänzt ein stattliches Mausoleum über seiner Asche und mehr als ein prachtvolles Monument ist an andern Orten seinem Ruhme errichtet worden; die Straße, wo er in Armuth schmachtete, wird nach seinem Namen genannt; die vornehmsten Personen in unserer Literatur haben ihren Stolz darein gesetzt, als seine Commentatoren und Bewunderer aufzutreten, und die uns jetzt vorliegende Erzählung seiner Lebensgeschichte ist die sechste, womit die Welt beschenkt worden ist.

Mr. Lockhart hält es für nothwendig, sich wegen dieses neuen Versuchs über einen solchen Gegenstand zu entschuldigen, seine Leser aber werden,

---

*) The Life of Robert Burns, by J. G. Lockhart. Edinburgh, 1828.

glauben wir, ihn gern freisprechen, oder im schlimmsten Falle blos die Ausführung seiner Aufgabe tadeln, nicht die Wahl derselben. Burns' Charakter ist in der That ein Thema, das sich nicht so leicht abnutzen oder erschöpfen läßt, und durch die Entfernung, in welche es durch die Zeit gerückt wird, wahrscheinlich eher gewinnen als verlieren wird.

Man hat gesagt: Niemand ist ein Held vor seinem Kammerdiener, und es ist leicht möglich, daß dies wahr ist; die Schuld aber liegt wahrscheinlich ebenso sehr an dem Kammerdiener, als an dem Helden, denn es ist gewiß, daß für das gemeine Auge nur wenig Dinge wunderbar sind, die nicht zugleich der Entfernung angehören. Es ist für die Menschen schwer zu glauben, daß der Mann, der bloße Mann, den sie an ihrer Seite sich durch das Dasein hindurchkämpfen sehen, aus feinerem Stoffe geschaffen sei, als sie selbst. Setzen wir den Fall, daß ein Tischgast von Sir Thomas Lucy und Nachbar von John sich ein paar Stunden von der Bewachung seines Wildprets abgemüßigt und uns eine Lebensgeschichte Shakspeare's geschrieben hätte! Was für Abhandlungen würden wir dann gehabt haben, — nicht über Hamlet und den Sturm, sondern über den Wollhandel und Wilddieberei und über die Pasquill- und Vagabundengesetze und wie der Wilddieb ein Schauspieler ward und wie Sir Thomas und Mr. John ein christliches Herz im Leibe hatten und ihn nicht zum Aeußersten trieben!

Auf dieselbe Weise glauben wir mit Bezug auf Burns, daß so lange nicht die Gefährten seiner Pilgerfahrt, die ehrenwerthen Accisscommissaire und die Herren von der caledonischen Jagd und die Aristokraten von Dumfries und alle die Squires und Earls, ebenso wie die Schriftsteller von Ayr, in der Finsterniß der Vergangenheit unsichtbar oder nur durch das von ihm entlehnte Licht sichtbar geworden sind, es schwierig sein wird, ihn nach irgend einem wahren Maßstabe zu messen oder zu überschauen, was er im achtzehnten Jahrhundert für sein Vaterland und die Welt wirklich war und that. Es wird schwierig sein, sagen wir, aber immer noch ein gutes Problem für Literarhistoriker und wiederholte Versuche werden uns wiederholte Annäherungen geben.

Seine früheren Biographen haben ohne Zweifel etwas, aber keineswegs viel zu unserer Unterstützung gethan. Dr. Currie und Mr. Walker, die nennenswerthesten dieser Schriftsteller, haben beide, glauben wir, einen wesentlich wichtigen Punkt falsch aufgefaßt, nämlich das eigentliche Verhältniß ihrer Person und der Welt und ihrem Autor, und die Art und Weise, auf welche es solchen Männern geziemte, von einem solchen Mann zu denken

und zu sprechen. Dr. Currie liebte den Poeten wahrhaft, mehr vielleicht, als er seinen Lesern oder auch sich selbst gestand, und dennoch führt er ihn immer mit einer gewissen gönnerhaften Miene vor, als ob das feine Publikum es sonderbar und halb unverantwortlich finden könnte, daß er, ein Mann der Wissenschaft, ein Gelehrter und Gentleman, einem Bauer solche Ehre erweist. Bei allem diesen aber geben wir gern zu, daß sein Fehler nicht Mangel an Liebe, sondern Schwäche des Glaubens war und bedauern, daß der erste und wohlwollendste aller Biographen unseres Dichters nicht weiter gesehen oder nicht muthiger geglaubt hat, was er sah.

Mr. Walker verfällt noch tiefer in denselben Fehler und beide irren gleichmäßig, wenn sie uns einen Katalog über seine verschiedenen vermeinten Eigenschaften, Tugenden und Laster anstatt einer Schilderung des daraus hervorgehenden Charakters als einer lebenden Einheit mittheilen. Dies heißt nicht ein Portrait malen, sondern die Länge und Breite der verschiedenen Züge messen und ihre Dimensionen in arithmetischen Ziffern niederschreiben. Ja, es ist nicht einmal so viel, denn wir müssen erst noch erfahren, durch welche Kunstgriffe oder Instrumente der Geist auf diese Weise gemessen werden k o n n t e.

Mr. Lockhart hat — wir freuen uns, dies sagen zu können — diese Irrthümer beide vermieden. Er behandelt Burns stets als den hohen und merkwürdigen Mann, für welchen die öffentliche Stimme ihn jetzt erklärt hat. Bei der Schilderung seiner Persönlichkeit hat er die Methode getrennter Allgemeinheiten vermieden und mehr charakteristische Vorfälle, Gewohnheiten, Handlungen, Aussprüche, mit einem Wort Erscheinungen aufgesucht, welche den ganzen Menschen zeigen, so wie er unter seinen Mitmenschen leibte und lebte.

Das Buch gewährt daher bei allen seinen Mängeln nach unserer Meinung mehr Einblick in den ächten Charakter Burns', als irgend eine frühere Biographie, obschon sie, da sie nach dem sehr populairen und gedrängten Schema eines Artikels für Constable's „Miscellany“ geschrieben ist, weniger Tiefe besitzt, als wir von einem Schriftsteller von solchem Talent hätten wünschen und erwarten können, und enthält mehr und mannigfaltigere Citate als von Rechtswegen einem Originalwerk zukommen. Das, was Mr. Lockhart selbst schreibt, ist überhaupt größtentheils so gut, so klar, präcis und bündig, daß wir selten wünschen, es den Worten eines Andern Platz machen zu sehen. Indessen, der Geist des Werkes ist durchaus wohlwollend, tolerant

und versöhnend; Komplimente und Lob werden nach allen Seiten hin an Große und Kleine mit freigebiger Hand ausgetheilt, und, wie Mr. Morris Birkbeck von der Gesellschaft in den Hinterwäldern von Amerika bemerkt, „die Höflichkeiten des feinen Lebens niemals auch nur einen Augenblick aus den Augen verloren."

Aber es giebt in dem Buche noch bessere Dinge als diese und wir können mit gutem Gewissen versichern, nicht blos, daß es sich das erste Mal leicht und angenehm lesen läßt, sondern auch ohne Schwierigkeit zum zweiten Mal gelesen werden kann.

Nichtsdestoweniger sind wir weit entfernt zu glauben, daß das Problem von Burns' Biographie bis jetzt auf angemessene Weise gelöst worden sei. Wir deuten hiermit nicht sowohl auf die Mangelhaftigkeit bezüglich der Thatsachen und Documente hin — obschon wir von diesen noch jeden Tag einen neuen Zuwachs erhalten — als vielmehr auf die beschränkte und unvollkommene Anwendung derselben auf den Hauptzweck aller Lebensbeschreibung.

Unsere Ansichten über diesen Gegenstand erscheinen vielleicht etwas übertrieben; wenn aber ein Mensch wirklich bedeutend genug ist, daß man seine Lebensgeschichte zur Erinnerung der Menschheit niederschreibe, so sind wir immer der Meinung gewesen, daß die Leser dann auch mit allen innern Triebfedern und Beziehungen seines Charakters bekannt gemacht werden sollten. Wie stellten sich die Welt und das Menschenleben von seinem individuellen Standpunkte aus nach seiner Anschauung dar? Wie wirkten gleichzeitig vorhandene Umstände von außen auf ihn, wie wirkte er von seinem Innern heraus auf diese ein? Mit welchen Bestrebungen und mit welchem Erfolge beherrschte er sie; mit welchem Widerstand und Leiden erlag er ihnen? Mit einem Wort, von welcher Art und auf welche Weise erzeugt war die Wirkung der Gesellschaft auf ihn; was und auf welche Weise erzeugt war seine Wirkung auf die Gesellschaft?

Wer diese Fragen in Bezug auf ein Individuum richtig und vollständig beantwortete, würde, glauben wir, ein Muster von Vollkommenheit in biographischer Beziehung liefern. Freilich verdienen nur wenige Individuen ein solches Studium und viele Lebensgeschichten werden geschrieben und müssen zur Befriedigung unschuldiger Neugier geschrieben werden und werden gelesen und vergessen, die nicht Biographien in diesem Sinne sind.

Burns aber ist jedenfalls eins dieser wenigen Individuen und ein solches Studium hat bis jetzt noch nicht stattgefunden, wenigstens nicht mit einem solchen Resultat. Unsere eigenen dazu Beiträge können, wir wissen das wohl, nur dürftig und schwach sein, aber wir bieten sie gern und bereitwillig dar und hoffen, daß sie bei Denen, für die sie bestimmt sind, beifällige Aufnahme finden werden.

Burns tauchte gleich als eine wunderbare Erscheinung vor der Welt auf und ward in dieser Eigenschaft auf die gewöhnliche Weise mit lautem, unklarem, lärmendem Erstaunen begrüßt, welches sehr bald in Tadel und Vernachlässigung überging, bis sein frühzeitiger und beklagenswerther Tod einen Enthusiasmus für ihn erweckte, welcher, besonders da sich nun nichts mehr thun, wohl aber viel sprechen ließ, sich bis auf unsere Zeit verlängert hat. Allerdings sind die „neun Tage" schon längst um und eben die Fortdauer jenes Lärmens beweist, daß Burns kein gemeines Wunder war.

Demgemäß erscheint er selbst nüchtern urtheilenden Gemüthern, wo er im Verlauf der Jahre immer ausschließlicher auf sein eigenes ihm inwohnendes Verdienst sich reducirt hat und jetzt als jenes zufälligen Glanzes entkleidet betrachtet werden kann, nicht blos als ein ächter britischer Dichter, sondern auch als einer der bedeutendsten britischen Männer des achtzehnten Jahrhunderts.

Man wende nicht hiergegen ein, daß er wenig gethan habe. Er that viel, wenn wir erwägen wo und wie. Wenn das Werk, welches er ausführte, klein war, so müssen wir bedenken, daß er selbst seine Materialien zu entdecken hatte, denn das Metall, in welchem er arbeitete, lag unter dem wüsten Moorboden verborgen, wo kein Auge als das seine das Vorhandensein eines solchen Metalls errathen hätte, und wir können fast sagen, daß er mit seiner eigenen Hand auch die Werkzeuge zum Verarbeiten desselben erst formen mußte, denn er fand sich in der tiefsten Dunkelheit, ohne Hülfe, ohne Unterricht, ohne Modell, oder blos mit Modellen der niedrigsten Gattung.

Ein Mann von Erziehung und Bildung steht gleichsam in der Mitte eines unermeßlichen Arsenals und Magazins, das mit allen Waffen und Maschinen angefüllt ist, welche der Scharfsinn des Menschen seit den frühesten

Zeiten ersonnen, und er arbeitet demgemäß mit einer Kraft, die er allen früheren Jahrhunderten entlehnt hat.

Wie ganz anders ist dagegen die Lage Dessen, der außerhalb dieses Arsenals steht und fühlt, daß die Thore desselben entweder gestürmt oder auf ewig vor ihm verschlossen bleiben müssen. Seine Mittel sind die gewöhnlichsten und plumpsten; die verrichtete Arbeit an und für sich ist kein Maßstab seiner Kraft. Ein Zwerg hinter seiner Dampfmaschine kann Berge versetzen, aber kein Zwerg wird sie mit der Spitzhacke hinwegräumen und nur ein Titan kann sie mit seinen Armen von der Stelle schleudern.

In dieser letztern Gestalt erscheint Burns. In dem prosaischsten Zeitalter geboren, welches Britannien je gekannt, und in den ungünstigsten Verhältnissen, wo sein Geist, wenn er irgend Etwas vollbrachte, es unter dem Druck fortwährender, schwerer, körperlicher Arbeit, ja des Mangels und der niederschlagenden Furcht vor den schlimmsten Uebeln vollbringen mußte, ohne eine andere Beihülfe als die Kenntniß, welche in der Hütte des Armen wohnt, und die Gedichte eines Ferguson oder Ramsay als Maßstab der Schönheit, erliegt er allen diesen Hindernissen dennoch nicht. Durch die Nebel und die Finsterniß dieser dunkeln Region erkennt sein Luchsauge die wahren Beziehungen der Welt und des Menschenlebens; er wächst zu geistiger Kraft heran und erwirbt sich Intelligenz und Erfahrung. Vorwärts getrieben durch die Expansivbewegung seines elastischen Geistes sucht er einen allgemeinen Ueberblick zu erringen und legt mit stolzer Bescheidenheit uns als die Frucht seiner Arbeit ein Geschenk vor, welches die Zeit nun für unvergänglich erklärt hat.

Hierzu kommt noch, daß seine dunkle, mühevolle Kindheit und Jugend bei weitem die freundlichste Aera seines ganzen Lebens war und daß er in seinem siebenunddreißigsten Jahre starb, und dann frage man, ob es wohl zu verwundern ist, daß seine Gedichte unvollkommen und von geringem Umfange sind, oder daß sein Genius sich nicht die Meisterschaft in seiner Kunst errang. Ach, seine Sonne schien wie durch einen tropischen Tornado und der bleiche Schatten des Todes verdunkelte sie am Mittage! In diese hemmenden Dünste gehüllt, sah man Burns' Genius niemals in klarem, azurnem Glanze die Welt erleuchtend; blos einige Strahlen brachen dann und wann hindurch und färbten diese Wolken mit einem Regenbogenglanze, den die Menschen schweigend und mit Verwunderung und Thränen betrachteten!

Wir sind sorgfältig darauf bedacht, nicht zu übertreiben, denn es ist nicht sowohl Bewunderung, als vielmehr Darlegung, was unsere Leser hier von uns verlangen, und dennoch ist es nicht leicht, einem gewissen Hange nach dieser Seite hin nicht nachzugeben. Wir lieben Burns und wir bemitleiden ihn, und Liebe und Mitleid sind sehr geneigt, das Gute zu vergrößern.

Die Kritik, meint man zuweilen, müsse stets eine Sache des kalten Verstandes sein. Wir sind von der Richtigkeit dieser Ansicht nicht so recht überzeugt, auf alle Fälle aber haben wir es hier mit Burns nicht ausschließlich in unserer Eigenschaft als Kritiker zu thun. So wahr und ächt auch seine Poesie uns erscheinen muß, so interessirt und rührt er uns doch nicht hauptsächlich als Dichter, sondern als Mensch. Man rieth ihm oft, eine Tragödie zu schreiben; Zeit und Mittel waren ihm nicht dazu vergönnt, aber während seines ganzen Lebens spielte er eine Tragödie und zwar eine der rührendsten. Wir zweifeln, ob die Welt jemals ein so durch und durch betrübendes Schauspiel gesehen, ob Napoleon selbst auf seinem Felsen dem denkenden Geist ein solches „Schauspiel von Mitleid und Furcht" einflößte, wie dieser an und für sich edlere, sanftere und vielleicht größere Geist, der sich in hoffnungslosem Kampfe mit niedrigen Hemmnissen verzehrte, die sich immer dichter und dichter um ihn schlangen, bis nur der Tod ihm einen Ausweg eröffnete.

Eroberer sind eine Klasse von Menschen, welche die Welt großentheils recht wohl entbehren könnte, auch kann uns der scharfe Verstand, der rücksichtlose Stolz und der hohe, aber egoistische Enthusiasmus solcher Menschen in der Regel keine Liebe einflößen. Im besten Falle erregen sie Erstaunen und ihr Sturz wird wie der einer Pyramide mit einer gewissen Wehmuth und Scheu betrachtet. Ein ächter Dichter aber, ein Mann, in dessen Herzen ein Ausfluß von Weisheit, ein Ton jener „ewigen Melodien" wohnt, ist das kostbarste Geschenk, welches einer Generation verliehen werden kann. Wir sehen in ihm eine freiere, reinere Entwickelung alles dessen, was in uns selbst das Edelste ist. Sein Leben ist für uns eine reiche Lehre und wir betrauern seinen Tod als den eines Wohlthäters, der uns liebte und lehrte.

Ein solches Geschenk hatte uns die gütige Natur in Robert Burns verliehen, aber mit königlicher Gleichgültigkeit schleuderte sie es aus ihrer Hand wie einen bedeutungslosen Gegenstand und er ward als ein eitler Tand verstümmelt und zerrissen, ehe wir ihn erkannten. Dem unglücklichen Burns

war die Fähigkeit gegeben, das Leben des Menschen ehrwürdiger zu machen, die Fähigkeit aber, sein eigenes Leben weise zu führen, war ihm nicht verliehen. Das Schicksal, — denn so müssen wir in unserer Unwissenheit sagen, — seine Fehler, die Fehler Anderer waren zu streng gegen ihn, und jener Geist, dessen Flug ein so hoher geworden wäre, wenn er nur erst hätte gehen können, sank bald in den Staub; seine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe zertreten und er starb, wie wir fast sagen können, ohne jemals gelebt zu haben.

Und wie wohlwollend und warm war dieses Gemüth, wie erfüllt von angebornem Reichthum, von Liebe zu allen lebenden und leblosen Dingen! Wie fließt sein Herz über von Sympathie gegen die allgemeine Natur und weiß selbst in ihren kahlsten Regionen Schönheit und tiefen Sinn herauszufinden. Das Gänseblümchen fällt nicht unbeachtet unter seiner Pflugschar und mit liebenden sinnigen Betrachtungen wirft er das verlassene Nest des kleinen schüchternen Vogels auf die Seite. Das ehrwürdige weiße Antlitz des Winters entzückt ihn; er verweilt mit wehmüthiger Zärtlichkeit bei diesen Scenen erhabener Oede; die Stimme des Sturmes aber wird ein Hochgesang für sein Ohr. Er liebt es, in den brausenden Wäldern einherzuschreiten, denn dies erhebt seine Gedanken zu ihm, der auf den Flügeln des Windes einherschreitet. Eine ächte Dichterseele, denn sie braucht blos berührt zu werden, und der Klang, den sie von sich giebt, ist Musik!

Hauptsächlich aber beobachte man ihn im Umgange mit seinen Mitmenschen. Welche warme, allumfassende Menschenliebe, welche zuversichtliche, grenzenlose Sympathie, welche großmüthige Uebertreibung des geliebten Gegenstandes! Sein schlichter Freund, sein nußbraunes Mädchen sind ihm nichts Geringes und Gewöhnliches, sondern ein Held und eine Königin, die er als die unvergleichlichsten Geschöpfe der Erde preist. Die rauhen Scenen des schottischen Lebens, die er nicht in arkadischer Illusion, sondern in dem Rauch und Schmutz einer nur zu herben Wirklichkeit betrachtet, findet er dennoch anziehend und liebenswürdig. Die Armuth ist allerdings seine Gefährtin, aber die Liebe und der Muth auch; die einfachen Gefühle, die Würde, der Edelsinn, die unter dem Strohdache wohnen, sind seinem Herzen theuer und ehrwürdig, und so verbreitet er über die niedrigsten Regionen des menschlichen Daseins den Glanz seiner eigenen Seele, und sie steigen in Schatten und Sonnenschein mild und hell zu einer Schönheit empor, welche andere Augen nicht in den höchsten erkennen.

Dabei besitzt er ein gerechtes Selbstbewußtsein, welches nur zu oft in Stolz ausartet, und dennoch ist es ein edler Stolz, der sich blos vertheidigt, nicht angreift; kein kaltes, mißtrauisches Gefühl, sondern ein offenes, freies und geselliges. Der Dorfdichter geberdet sich, wir möchten sagen, wie ein König im Exil; er sieht sich unter die Geringen versetzt und fühlt sich gleichwohl den Vornehmsten ebenbürtig. Aber dennoch beansprucht er keinen Rang, damit ihm keiner streitig gemacht werde. Die Voreiligen weiß er zurückzuweisen, die Uebermüthigen kann er dämpfen; Geld oder Ahnenstolz nützen ihm gegenüber nichts; es brennt ein Feuer in diesem dunkeln Auge, gegen welches die „Insolenz der Herablassung“ nichts ausrichten kann. In seiner Erniedrigung, in seiner äußersten Noth vergißt er nicht auch nur einen Augenblick lang die Majestät der Poesie und des Menschenthums.

Und dennoch, so hoch er sich auch über gewöhnliche Menschen erhaben fühlt, sondert er sich doch nicht von ihnen ab, sondern mischt sich theilnehmend in ihre Interessen, ja er wirft sich ihnen in die Arme und bittet sie gleichsam ihn zu lieben. Es ist rührend zu sehen, wie selbst in seiner schwärzesten Verzweiflung dieser stolze Mann noch bei der Freundschaft Hülfe sucht, oft vor dem Unwürdigen sein Herz ausschüttet und unter Thränen an sein glühendes Herz ein Herz drückt, welches nur den Namen der Freundschaft kennt. Und dennoch war er ein Mann von scharfem Blick, welcher eine gewöhnliche Maske sofort durchschauete, während dennoch gleichzeitig eine großmüthige Leichtgläubigkeit in seinem Herzen wohnte.

Und so zeigte sich unser Bauer unter uns; „eine Seele gleich einer Aeolsharfe, in deren Saiten der gemeine Wind, während er hindurchstrich, sich in artikulirte Melodien verwandelte.“ Und dies war der Mann, für welchen die Welt keinen besseren Wirkungskreis fand, als sich mit Schmugglern und Weinwirthen herumzustreiten, die Accisegebühren von Talg zu berechnen und Bierfässer zu aichen! Mit solchen Arbeiten mußte dieser gewaltige Geist sich auf klägliche Weise abmühen und Hunderte von Jahren können vergehen, ehe die Wiederholung eines solchen Mißbrauches möglich ist.

Alles, was von Burns noch übrig ist, die Schriften, die er zurückgelassen, scheinen uns, wie wir schon oben andeuteten, nicht mehr als ein armseliges, verstümmeltes Bruchtheil von dem, was in ihm war; kurze, unterbrochene Blicke eines Genius, der sich niemals vollständig zeigen konnte, dem zur Vollständigkeit Alles fehlte — Kultur, Muße, wirklicher Fleiß, ja sogar Lebensdauer. Seine Gedichte sind mit kaum einer Ausnahme bloße gelegentliche Ergießungen, die er ohne lange Vorherüberlegung ausströmt und durch die sich eben darbietenden Mittel die Leidenschaft, die Meinung oder Laune der Stunde ausdrückt. Niemals war es ihm auch nur in einem Falle vergönnt, irgend einen Gegenstand mit der vollen Sammlung seiner Kraft zu erfassen, in dem concentrirten Feuer seines Genius zu schmelzen und zu formen.

So unvollkommene Fragmente nach den strengen Regeln der Kunst zu prüfen, wäre nicht blos unnütz, sondern auch unbillig. Nichtsdestoweniger aber liegt etwas in diesen Gedichten, so unentwickelt und mangelhaft sie auch sind, was selbst dem wählerischsten Freunde der Poesie es unmöglich macht, an ihnen vorüberzugehen, ohne davon Notiz zu nehmen. Irgend eine dauernde Eigenschaft müssen sie besitzen, denn nach fünfzig Jahren der abenteuerlichsten Veränderungen des poetischen Geschmacks werden sie immer noch gelesen, ja immer begieriger und in immer weiteren Kreisen, und zwar nicht blos von Literaturfreunden und der Klasse, auf welche vorübergehende Ursachen am stärksten einwirken, sondern von allen Klassen, bis herab zu der ungebildeten und wahrhaft natürlichen Klasse, welche wenig liest, ganz besonders aber keine Gedichte, ausgenommen wenn sie Vergnügen daran findet.

Die Gründe einer so eigenthümlichen und umfassenden Popularität, die sich in buchstäblichem Sinne vom Palast bis herab zur Hütte und über alle Regionen erstreckt, wo die englische Sprache gesprochen wird, sind wohl einer genauen Erörterung werth und scheinen nothwendig auf einen seltenen Vorzug in diesen Werken schließen zu lassen. Worin aber besteht dieser Vorzug?

Die Beantwortung dieser Frage wird uns nicht weit führen. Burns' Vorzug gehört allerdings zu den seltensten, sowohl im Reiche der Poesie, als in dem der Prosa; gleichzeitig aber ist er auch klar und leicht zu erkennen — es ist seine Aufrichtigkeit, seine unbestreitbare Miene der Wahrheit. Hier giebt es keine gefabelten Leiden oder Freuden; keine hohlphantastischen Sentimentalitäten, kein an Drähten gezogenes Raffinement des Gedankens oder des Gefühls. Die Leidenschaft, welche uns geschildert wird,

hat wirklich in einem lebenden Herzen geglühet; die Meinung, die er ausspricht, ist aus seinem eigenen Verständniß hervorgegangen und ein Licht auf seinem Wege gewesen. Er schreibt nicht vom Hörensagen, sondern nach eigener Anschauung und Erfahrung; die Umgebungen, in deren Mitte er gelebt und sich gemüht hat, sind es, die er schildert, diese Umgebungen, so rauh und bescheiden sie sind, haben schöne Gefühle, edle Gedanken und bestimmte Entschlüsse in seiner Seele entzündet und er spricht aus, was in ihm ist, nicht in Folge eines äußeren Rufs der Eitelkeit und des Interesse, sondern weil sein Herz zu voll ist, um schweigen zu können. Er spricht es mit der Melodie und der Modulation aus, die ihm zu Gebote steht, „in heimisch-ländlichem Klingklang", aber dieser ist sein Eigenthum und ächt.

Hierin ruht das große Geheimniß, Leser zu finden und zu behalten, und Der, welcher Andere rühren und überzeugen will, muß allemal erst gerührt und überzeugt sein. Horaz' Regel „Si vis me flere", ist in einem weiteren Sinne als dem blos buchstäblichen anwendbar. Zu jedem Dichter, zu jedem Schriftsteller möchten wir sagen: Sei wahr, wenn Du wünschest, daß man Dir glaube. Der Mensch möge nur mit ächtem Ernste den Gedanken, das Gefühl und den wirklichen Zustand seines eigenen Herzens aussprechen, und andere Menschen — so wunderbar sind wir Alle durch das Band der Sympathie an einander gefesselt — müssen und werden ihn beachten. An Bildung, an Ueberblick können wir über dem Sprecher stehen oder unter ihm, aber in beiden Fällen werden seine Worte, dafern sie nur ernst und aufrichtig sind, einen Wiederhall in unserem Innern finden, denn trotz aller zufälligen Verschiedenheiten in äußerem oder innerem Rang antwortet doch das Herz des Menschen dem Menschen wie Gesicht dem Gesicht.

Dies kann ein sehr einfaches Prinzip zu sein scheinen, dessen Entdeckung Burns eben nicht zum großen Verdienst angerechnet werden könne. Allerdings ist die Entdeckung auch in der That ziemlich leicht, aber die praktische Anwendung ist durchaus nicht leicht, ja sie ist die Hauptschwierigkeit, mit welcher alle Dichter zu kämpfen haben, und die von hundert kaum einer wirklich überwindet.

Ein Kopf, der zu stumpf ist, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, ein Herz, welches zu stumpf ist, um das Eine auf alle Gefahr hin zu lieben und das Andere trotz aller Versuchungen zu hassen, sind einem Schriftsteller gleich verderblich. Mit einem dieser Fehler oder — wie dies häufiger der Fall ist — mit beiden verbinde man Liebe zur Auszeichnung,

den selten fehlenden Wunsch, originell zu sein, und wir haben Affectation, den Fluch der Literatur, ebenso wie die Heuchelei, ihre ältere Schwester, der Fluch der Moral ist.

Wie oft tritt uns in der Poesie ebenso wie im Leben die eine und die andere gegenüber! Selbst große Dichter sind nicht immer frei von diesem Laster, ja einem gewissen Grade von Größe scheint es am häufigsten innezuwohnen. Heftiges Streben nach Auszeichnung tröstet sich zuweilen auch mit einem bloßen Schatten des Erfolgs, und Der, welcher viel zu entfalten hat, wird es zuweilen nur unvollkommen entfalten.

Byron z. B. war kein gewöhnlicher Mensch, und dennoch, wenn wir seine Poesie nach dieser Seite hin untersuchen, so werden wir finden, daß sie sehr weit entfernt ist, fehlerlos zu sein. Im Allgemeinen gesprochen möchten wir sagen, sie sei nicht mehr. Er erfrischt uns nicht mit der göttlichen Quelle, sondern nur zu oft mit gemeinen starken Flüssigkeiten, die für den Geschmack allerdings anreizend sind, aber sehr bald mit Widerwillen oder sogar Uebelkeiten enden. Sind seine Harolds und Giaurs, möchten wir fragen, wirkliche Menschen, wir wollen damit sagen, poetisch-consequente und denkbare Menschen? Scheinen nicht diese Charaktere, scheint nicht der Charakter ihres Autors, welcher mehr oder weniger durch sie alle hindurchschimmert, vielmehr ein für die Gelegenheit angelegter Gegenstand zu sein, keine natürliche oder mögliche Weise des Daseins, sondern Etwas, was viel großartiger aussehen soll als die Natur? Ganz gewiß haben alle diese stürmischen Agonien, dieser vulkanische Heroismus, diese übermenschliche Verachtung und rabenschwarze Verzweiflung mit einem solchen Aufwand von Augenverdrehen und Zähneknirschen und anderem schwefeligem Humor mehr Aehnlichkeit mit der Coulissenreißerei eines Schauspielers in irgend einer geringfügigen Tragödie, welche drei Stunden dauern soll, als mit der Haltung eines Mannes im ernsten Spiel des Lebens, welches siebzig Jahre dauern soll. Nach unserm Gefühl liegt ein Anflug dieser Art, etwas, was wir theatralisch, falsch und affectirt nennen möchten, in jeder dieser sonst so gewaltigen Dichtungen. Vielleicht ist „Don Juan“, besonders in seinen letzteren Theilen, das einzige, einigermaßen aufrichtige Werk, welches er jemals geschrieben, das einzige Werk, worin er sich einigermaßen zeigte wie er war, und sich so für seinen Gegenstand zu interessiren schien, daß er sich auf Augenblicke vergaß.

Und dennoch haßte Byron dieses Laster; wir glauben, daß er es herzlich verabscheute, ja, er hatte ihm mit Worten förmlich den Krieg erklärt.

So schwer ist es selbst für die stärksten Geister, sich dieses erste Erforderniß anzueignen, welches gleichwohl das einfachste von allen zu sein scheint, nämlich das eigene Bewußtsein richtig und ohne unwillkührliche oder vorsätzliche Irrthümer zu lesen. Wir kennen keinen Dichter von Burns' Empfänglichkeit, der mit einem so gänzlichen Mangel an Affectation vor uns erscheint und bis auf den letzten Augenblick in derselben Weise bei uns ausharrt. Er ist ein ehrlicher Mann und ein ehrlicher Schriftsteller, in seinen Erfolgen und in seinen Niederlagen, in seiner Größe und in seiner Kleinheit ist er stets klar, einfach, wahr und schimmert nur im eigenen Glanze. Wir halten dies für eine große Tugend, ja in der That für die Wurzel der meisten anderen Tugenden, literarischer sowohl als moralischer.

Hierbei müssen wir jedoch bemerken, daß wir jetzt blos von Burns' Gedichten sprechen, von den Schriften, welche er Zeit hatte, zu überlegen, und wo kein spezieller Grund vorhanden war, sein kritisches Gefühl irre zu leiten oder sein Streben zu hemmen. Viele seiner Briefe und andere seiner prosaischen Schriften verdienen dieses Lob keineswegs. Hier herrscht ohne Zweifel nicht dieselbe natürliche Wahrheit des Styls, sondern im Gegentheile etwas nicht blos Steifes, sondern Gezwungenes und Verzerrtes, ein gewisser, hochtrabender, aufgebläheter Ton, dessen gespreizte Emphase zu der Festigkeit und rauhen Einfachheit selbst seiner geringfügigsten Verse einen unangenehm berührenden Gegensatz bildet.

Auf diese Weise scheint es, als sei eigentlich kein Mensch ganz frei von Affectation. Ueberlegt Shakspeare selbst nicht zuweilen den leersten Bombast! Aber selbst mit Bezug auf diese Briefe von Burns verlangt die Gerechtigkeit, zu erklären, daß er zwei Entschuldigungen hatte.

Die erste war seine verhältnißmäßige Unbeholfenheit in Bezug auf die Sprache. Burns ist, obschon er größtentheils mit ganz eigenthümlicher Kraft und sogar Anmuth schreibt, nicht Meister der englichen Prosa, wie er Meister des schottischen Verses ist; er ist der erstern nicht Meister, meinen wir, im Verhältniß zu der Tiefe und dem Feuer seines Gegenstandes. Diese Briefe kommen uns vor, wie das Bestreben eines Mannes, etwas auszudrücken, zu dessen Ausdruck ihm das geeignete Organ abgeht.

Eine zweite und wichtigere Entschuldigung aber liegt auch in der eigenthümlichen socialen Stellung, welche Burns einnahm. Seine Correspondenten sind oft Leute, deren Verhältniß zu ihm er niemals genau ermittelt hat, gegen die er sich daher entweder im Voraus waffnet, oder denen er,

ohne es zu wissen, schmeichelt, indem er den Styl annimmt, von dem er glaubt, daß er ihnen gefallen werde.

Auf alle Fälle dürfen wir auch nicht vergessen, daß diese Fehler selbst in seinen Briefen nicht die Regel, sondern die Ausnahme sind. So oft er — wie man freilich gern immer möchte — an vertraute Freunde und über wirkliche Interessen schreibt, wird sein Styl einfach, kräftig, ausdrucksvoll, zuweilen sogar schön. Seine Briefe an Mrs. Dunlop sind durchweg vortrefflich.

Doch kehren wir zu seiner Poesie zurück. Außer seiner Aufrichtigkeit besitzt er noch ein anderes eigenthümliches Verdienst, welches im Grunde genommen nur eine andere Geltung oder vielleicht auch ein Mittel des ersterwähnten ist und sich in der Wahl seines Gegenstandes zeigt oder vielmehr in seiner Gleichgültigkeit in Bezug auf Gegenstände und die Macht, die er besitzt, alle Gegenstände interessant zu machen. Der gewöhnliche Dichter sucht ebenso wie der gewöhnliche Mensch fortwährend in äußeren Umständen die Hülfe, welche er nur in sich finden kann. In dem, was genau bekannt und nahe ist, erkennt er keine Form oder Anmuth; die Heimath ist ihm nicht poetisch, sondern prosaisch; es ist eine vergangene, ferne, conventionell-heroische Welt, wo die Poesie wohnt; wäre er dort und nicht hier, wäre er so und nicht so, so wäre es gut mit ihm.

Daher rührt jene unzählige Schaar rosenfarbener Romane und gepanzerter Heldengedichte, deren Schauplatz nicht auf der Erde, sondern etwas näher beim Mond ist. Daher rühren unsere Sonnenjungfrauen und unsere Kreuzfahrer, grausame Saracenen in Turbanen und kupferfarbene Häuptlinge mit Wampumschnuren und so viele andere unheimliche Gestalten aus den heroischen Zeiten oder in den heroischen Klimaten, von welchen es überall in unserer Poesie wimmelt.

Friede sei mit ihnen! Aber dennoch möchten wir den Dichtern dieselbe Predigt halten, die ein großer Morallehrer den Menschen seines Jahrhunderts zu halten wünschte, nämlich eine Predigt „über die Pflicht, zu Hause zu bleiben.“ Mögen sie überzeugt sein, daß heroische Zeitalter und heroische Klimate nur wenig für sie thun können. Diese Form des Lebens hat etwas Anziehendes für uns, weniger, weil sie besser oder edler ist als unsere eigene, als einfach deshalb, weil sie verschieden ist, und selbst dieser Reiz kann nur von der vorübergehendsten Art sein. Denn wird nicht unser eigenes Zeitalter dereinst ebenfalls ein altes sein und ein eben so altväterisches, sonder-

bares Costüm haben wie die übrigen, so daß es zu diesen keinen Gegensatz mehr bildet, sondern mit ihnen auf gleicher Stufe steht? Interessirt uns jetzt Homer, weil er über Das schrieb, was außerhalb seines griechischen Vaterlandes und zwei Jahrhunderte vorher, ehe er geboren ward, vorging, oder weil er Das schrieb, was in Gottes Welt und in dem Herzen des Menschen vorgeht und was nach dreißig Jahrhunderten noch immer dasselbe ist? Darauf mögen unsere Dichter wohl achten. Ist ihr Gefühl wirklich schöner, wahrer und ihr Blick tiefer als der anderer Menschen, so haben sie nichts zu fürchten, selbst nicht von dem bescheidensten Gegenstande; ist dem nicht so, so haben sie selbst von dem höchsten nichts zu hoffen als eine ephemere Gunst.

Der Dichter, meinen wir, kann nach einem Gegenstande niemals weit zu suchen haben. Die Elemente seiner Kunst liegen in ihm und rings um ihn her; für ihn ist die ideale Welt nicht von der materiellen getrennt, sondern in derselben enthalten — ja er ist eben deshalb ein Dichter, weil er sie hierin erkennen kann. Ueberall, wo ein Himmel über ihm und eine Welt um ihn ist, da ist der Dichter an seinem Orte, denn auch hier ist Menschendasein mit seinen unendlichen Wünschen und kleinen Errungenschaften, seinen ewig vereitelten, ewig erneueten Bestrebungen, seinen Befürchtungen und Hoffnungen, welche durch die Ewigkeit schweifen und all dem Geheimniß von Glanz und Nacht, aus dem es von jeher in jedem Zeitalter oder Klima geschaffen worden, seitdem der erste Mensch zu leben begann. Ist nicht jedes Sterbebett, wäre es auch das eines Bauern und von trockenem Laub, der fünfte Act einer Tragödie? Und sind denn Liebesgeschichten und Hochzeiten veraltet, daß keine Komödie mehr stattfinden kann? Oder ist der Mensch plötzlich so weise geworden, daß kein Gelächter mehr seine Lenden erschüttert?

Das Leben und die Natur des Menschen sind wie sie waren und stets sein werden. Der Dichter aber muß ein Auge haben, um diese Dinge zu lesen, und ein Herz, um sie zu verstehen, oder sie kommen und gehen an ihm vergebens vorüber. Er ist ein vates, ein Seher, ihm ist die Gabe der Vision verliehen. Hat das Leben keine Bedeutungen für ihn, die ein Anderer nicht mit derselben Leichtigkeit entziffern kann, dann ist er kein Dichter und Delphi selbst würde ihn nicht zu einem machen.

In dieser Beziehung bethätigt Burns, obschon vielleicht nicht absolut ein großer Dichter, seine Fähigkeit besser und beweist die Aechtheit seines

Genius mehr, als wenn er eine weit größere Anzahl von Werken hinterlassen hätte, als wir von ihm wirklich besitzen. Er zeigt sich wenigstens als einen von der Natur selbst geschaffenen Dichter, und die Natur ist, im Grunde genommen, immer noch das Hauptagens bei Erschaffung von Dichtern.

Wir hören oft von dieser und der anderen äußeren Bedingung, die angeblich zur Existenz eines Poeten erforderlich ist. Zuweilen ist es eine gewisse Dressur; er muß gewisse Dinge, z. B. „die älteren Dramatiker" studirt und auf diese Weise eine poetische Sprache gelernt haben, als ob die Poesie in der Zunge, nicht im Herzen läge. Andere wieder behaupten, der Dichter müsse in einem gewissen Stande geboren sein und auf vertrautem Fuße mit den höhern Klassen stehen, weil er vor allen Dingen die Welt sehen müsse. Was das „die Welt sehen" betrifft, so glauben wir, daß dies ihm geringe Schwierigkeit machen wird, so bald er nur Augen hat, um zu sehen. Ohne Augen freilich möchte die Aufgabe eine schwierige sein. Der Blinde oder der Kurzsichtige „reist von Dan nach Berscheba und findet alles kahl und öde."

Glücklicherweise aber ist jeder Dichter in der Welt geboren und sieht sie mit oder gegen seinen Willen jeden Tag und jede Stunde seines Lebens. Die geheimnißvolle Maschinerie des Menschenherzens, das wahre Licht und die unergründliche Finsterniß des menschlichen Schicksals offenbaren sich nicht blos in Hauptstädten und wimmelnden Salons, sondern in jeder Hütte und in jedem Weiler, wo die Menschen ihren Aufenthalt haben. Ja stehen nicht die Elemente aller menschlichen Tugenden und aller menschlichen Laster, die Leidenschaften eines Borgia eben so wie eines Luther in stärkeren oder schwächeren Linien in dem Bewußtsein einer jeden Menschenbrust geschrieben, die ehrliche Selbstprüfung geübt hat?

Zuweilen aber werden an den armen Dichteraspiranten noch härtere Anforderungen gestellt, denn man deutet an, daß er eigentlich zwei Jahrhunderte früher hätte geboren werden sollen, weil die Poesie ungefähr um diese Zeit von der Erde verschwand und für die Menschen nun unerreichbar ward! Solche Spinnwebenbehauptungen haben sich dann und wann über das ganze Feld der Literatur verbreitet, aber sie hindern nicht das Wachsthum der hier aufkeimenden Pflanzen; der Shakespeare oder der Burns streift sie unbewußt, und blos indem er weiter schreitet, schweigend hinweg. Ist nicht jeder Genius so lange eine Unmöglichkeit, bis er zum Vorschein kommt?

Warum nennen wir ihn neu und originell, wenn wir wußten, wo sein Marmor lag und welches Gebäude er daraus aufbauen würde? Nicht das Material ist es, sondern der Arbeiter, was da fehlt. Es ist nicht die dunkle Stelle, welche hindert, sondern das trübe Auge. Das Leben eines schottischen Bauern war das niedrigste und roheste von allen Leben, bis Burns ein Dichter in demselben und ein Dichter desselben ward, es als ein Menschenleben und deshalb bedeutsam für alle Menschen erkannte. Tausend Schlachtfelder bleiben unbesungen, aber der „verwundete Hase" ist nicht umgekommen, ohne seine Gedächtnißrede zu erhalten; ein Balsam des Erbarmens haucht uns noch aus seinem stummen Todeskampfe an, weil ein Dichter dabei war. Unser „Allerheiligenabend" war seit dem Zeitalter der Druiden so oft unter roher Scheu und lustigem Gelächter vorübergegangen, aber kein Theokrit erkannte darin den Stoff zu einer schottischen Idylle, bis Burns es that. Wir sagen noch einmal, man gebe uns nur den wahren Dichter, man stelle ihn wohin und wie man will und es wird an wahrer Poesie nicht fehlen.

Abgesehen von der wesentlichen Gabe des poetischen Gefühls, so wie wir sie jetzt zu schildern versucht haben, durchdringt auch ein gewisser rauher, ächter, markiger Werth Alles, was Burns jemals geschrieben; eine Kraft wie von grünen Gefilden und Gebirgslüften wohnt in seiner Poesie; sie duftet von natürlichem Leben und kernigen Naturmenschen. Es liegt eine entschlossene Stärke in ihm und dennoch eine sanfte, angeborene Anmuth. Er ist zart, er ist heftig, aber doch ohne Zwang oder zu sichtbare Anstrengung; er rührt das Herz oder entflammt es mit einer Gewalt, die ihm gewohnt und vertraut zu sein scheint. Wir sehen, daß in diesem Manne die Sanftmuth, das zitternde Mitleid eines Weibes neben dem tiefsinnigen Ernste der Kraft und dem leidenschaftlichen Feuer eines Helden wohnten. Thränen liegen in ihm und verzehrende Gluth, so wie der Blitz in dem Tropfen der Sommerwolke lauert. Er hat für jeden Ton des menschlichen Gefühls einen Wiederhall in seiner Brust; das Hohe und das Niedrige, das Traurige, das Lächerliche, das Freudige — alles ist der Reihe nach diesem „leicht gerührten und Alles umfassenden Geiste" willkommen.

Und man bemerke, mit welcher wilden, schnellen Kraft er seinen Gegenstand ergreift, sei derselbe, welcher er wolle! Wie er gleichsam das volle Bild der Sache ins Auge faßt; voll und klar in jedem Lineament, und den wirklichen Typus, das wahre Sein des Objectes unter tausend zufälligen

und oberflächlichen Umständen erkennt, von welchen auch nicht ein einziger ihn irrezuleiten vermag. Giebt es eine Wahrheit zu entdecken? Keine Sophistik, keine eitle, oberflächliche Logik hält ihn zurück; rasch entschlossen mit untrüglicher Sicherheit dringt er in das Mark der Frage ein und fällt seinen Ausspruch mit einer Emphase, die man nie vergißt. Gilt es eine Beschreibung, die Darstellung eines sichtbaren Gegenstandes? Kein Dichter irgend einer Zeit oder einer Nation ist graphischer als Burns; die charakteristischen Züge enthüllen sich ihm auf einen Blick, drei Zeilen von seiner Hand und wir haben ein Portrait. Und in diesem rauhen Dialekt, in diesem plumpen, oft unbeholfenen Metrum ein so klares und bestimmtes Portrait! Er gleicht darin einem Zeichner, der mit einem verkohlten Stäbchen arbeitet, und doch ist der Grabstichel eines Retsch nicht ausdrucksvoller oder exacter.

Diese Schärfe des Blicks haben wir die Grundlage alles Talentes genannt, denn in der That, wenn wir unsern Gegenstand nicht sehen, wie sollen wir dann wissen, wie wir ihn in unserem Verständniß, unserer Phantasie und unseren Neigungen zu placiren oder zu schätzen haben? Und dennoch ist dies an und für sich vielleicht kein sehr hoher Vorzug, sondern kann eben so mit dem größten als auch mit dem gewöhnlichsten Talent in Verbindung stehen. Homer übertrifft in dieser Eigenschaft alle anderen Dichter und Schriftsteller, sonderbarerweise aber stehen Richardson und Defoe nicht tief unter ihm. Sie gehört in der That dem, was man einen lebhaften Geist nennt, und giebt keine sichere Andeutung in Bezug auf die höheren Begabungen, welche daneben existiren können. In den sämmtlichen von uns erwähnten drei Fällen steht sie mit großer Geschwätzigkeit in Verbindung; die Schilderungen sind detaillirt, weitschweifig und liebend genau; Homer's Feuer bricht dann und wann wie zufällig hindurch, Defoe und Richardson aber haben kein Feuer.

Burns dagegen zeichnet sich durch die Klarheit seiner Gedanken eben so aus, als durch die ungestüme Kraft derselben. Von der durchdringenden Emphase, mit welcher er dachte, giebt die Emphase des Ausdrucks einen kleinen, aber den schlagendsten Beweis. Wer äußerte je denkwürdigere Worte, denkwürdig bald durch ihre glühende Heftigkeit, bald durch ihre kühle Kraft und lakonische Kürze und Präcision? Eine einzige Phrase malt oft einen ganzen Gegenstand, eine ganze Scene.

In der That, einer der leitenden Züge in Burns' Geist ist diese Kraft seiner streng intelligenten Wahrnehmungen. Entschlossenheit und Stärke

sind in seinen Urtheilen, in seinen Gefühlen und Willensäußerungen stets sichtbar. Professor Stewart sagt von ihm mit einiger Verwunderung: „Alle Fähigkeiten von Burns' Geist waren so weit als ich sie beurtheilen konnte, gleich kräftig und seine Vorliebe für die Poesie mehr das Ergebniß seines eigenen enthusiastischen und leidenschaftlichen Gemüthes, als eines Genius, der ausschließlich für diese Gattung der Geistesthätigkeit geschaffen gewesen wäre. Nach seinem Gespräch zu urtheilen, sollte ich meinen, er sei wohl fähig gewesen, sich in jeder Carriere auszuzeichnen, in welcher es ihm gefallen hätte, seine Fähigkeiten aufzubieten."

Dies ist aber, wenn wir nicht irren, zu allen Zeiten eben das eigentliche und wahre Wesen einer wirklich poetischen Begabung gewesen. Die Poesie ist, ausgenommen in solchen Fällen, wo sie in weiter nichts als einer blödsüchtigen, weinerlichen Empfindsamkeit und einer gewissen unbestimmten musikalischen Natur besteht, keine getrennte Fähigkeit, kein Organ, welches den übrigen hinzugesetzt oder von ihnen hinweggenommen werden könnte, sondern vielmehr das Ergebniß ihrer allgemeinen Harmonie und Vollständigkeit. Die Gefühle, die Begabungen, welche in dem Dichter existiren, sind die, welche mit mehr oder weniger Entwickelung in jeder menschlichen Seele existiren. Die Phantasie, welche bei Dante's Hölle schaudert, ist dieselbe, nur schwächere Fähigkeit, wie die, welche diese Schilderung ins Dasein rief. Der Dichter spricht dadurch so gewaltig zu den Menschen, weil er in jeder Beziehung mehr Mensch ist als sie. Shakespeare hat, wie man sehr richtig bemerkt, in dem Entwurfe und der Ausführung seiner Tragödien einen Verstand — wenn es nicht mehr wäre — bewiesen, welcher befähigt gewesen wäre, Staaten zu regieren oder ein Novum Organum aufzustellen.

Von welcher Art Burns' Verstandeskraft gewesen sein mag, vermögen wir weniger zu beurtheilen. Sie mußte unter den bescheidensten Gegenständen verweilen, bekam von Philosophie niemals etwas zu sehen und erhob sich nur durch natürliche Anstrengung und auf kurze Zwischenzeiten in die Region großer Ideen. Nichtsdestoweniger liefern uns seine Werke hierüber hinreichende Andeutungen, wenn auch nicht hinreichende Beweise. Wir erkennen die unaufhaltsamen Bewegungen einer gigantischen, obschon ungeschulten Kraft und können verstehen, wie in der Conversation sein rascher, sicherer Einblick in Menschen und Dinge eben so sehr wie seine übrigen Eigenschaften die besten Denker seiner Zeit und seines Landes in Erstaunen setzte.

Dabei aber ist, wenn wir nicht irren, Burns' intellectuelle Begabung nicht blos stark, sondern auch fein. Auch die zarteren Verhältnisse der Dinge konnten seinem Auge nicht wohl entgangen sein, denn sie waren seinem Herzen vertraut und gegenwärtig. Die Logik des Senats und des Forums ist unerläßlich, aber nicht durchgängig ausreichend, ja vielleicht ist die höchste Wahrheit die, welche ihr am sichersten entgeht. Denn diese Logik wirkt durch Worte und „das Höchste," hat man gesagt, „läßt sich durch Worte nicht ausdrücken." Wir haben guten Grund zu glauben, daß Empfänglichkeit auch für diese höhere Wahrheit eines zarten, obschon unausgebildeten Gefühls dafür in Burns existirt habe. Mr. Stewart „wundert sich", wie man sich erinnern wird, an der oben citirten Stelle, daß Burns sich einen ganz deutlichen Begriff von der Associationstheorie gebildet hatte. Wir glauben aber, daß noch weit höhere und erhabenere Dinge als die Associationstheorie ihm schon seit langer Zeit vertraut waren. Man höre z. B. Folgendes:

„Wir wissen nichts," schreibt er, „oder so viel wie nichts von dem Bau unserer Seelen, deshalb können wir uns auch nicht jene scheinbaren Grillen erklären, in deren Folge wir ganz besonders Vergnügen über Dinge empfinden, welche auf Gemüther anderer Art keinen außerordentlichen Eindruck machen. Ich habe im Frühling einige Lieblingsblumen, darunter die Bergmaßliebe, die englische Hyacinthe, den Fingerhut, die Hagebutte, die Birkenblüthe, welche ich mit ganz besonderem Vergnügen betrachte. Niemals höre ich das laute, einsame Pfeifen des Kibitzes während eines Sommermittags oder das wild durcheinander fahrende Gezwitscher einer Heerde Krammetsvögel an einem Herbstmorgen, ohne eine Erhebung der Seele zu fühlen, die dem Enthusiasmus der Andacht oder der Poesie gleichkommt. Sage mir, theurer Freund, worin hat dies seinen Grund? Sind wir eine Maschine, welche passiv wie die Aeolsharfe den Eindruck des vorübergehenden Zufalls aufnimmt, oder lassen diese Vorgänge in uns auf etwas Höheres schließen? Ich gestehe, daß ich hierin Beweise jener hohen und wichtigen Wahrheit in Bezug auf das Dasein eines Gottes erkenne, der alle Dinge geschaffen, auch die geistige und unsterbliche Natur des Menschen und eine Welt von Wohl und Wehe über Tod und Grab hinaus."

Kraft und Feinheit des Verstandes werden oft als etwas von allgemeiner Kraft und Feinheit der Natur, als etwas theilweise Unabhängiges davon betrachtet. Die Nothwendigkeiten der Sprache verlangen dies so, in

der That aber sind diese Eigenschaften nicht unterschieden und unabhängig, sondern gehen, ausgenommen in besondern Fällen und aus besonderen Ursachen, stets zusammen. Ein Mann von starkem Verstand ist in der Regel auch ein Mann von starkem Charakter und Zartheit in der einen Hinsicht ist nicht oft von Zartheit in der andern getrennt. Auf alle Fälle ist Jedem bekannt, daß in Burns' Gedichten die Schärfe der Einsicht mit der Schärfe des Gefühls Schritt hält, daß sein Licht nicht durchdringender ist, als seine Wärme. Er ist ein Mann vom leidenschaftlichsten Gemüth, aber seine Leidenschaften sind nicht blos stark, sondern auch edel und von der Art, welcher große Tugenden und große Gedichte ihre Entstehung verdanken. Es ist Ehrfurcht, es ist Liebe gegen die ganze Natur, was ihn begeistert, was seine Augen ihrer Schönheit öffnet und Herz und Stimme beredt in ihrem Lobe macht. Es ist ein altes wahres Sprichwort, daß „die Liebe die Kenntniß fördert", vor allen Dingen aber ist es das lebendige Wesen dieser Kenntniß, welches Dichter macht, das erste Prinzip ihres Wachsthums, ihres Gedeihens und ihrer Thätigkeit.

Von Burns' glühender, alles umfassender Liebe haben wir schon als von dem großen unterscheidenden Kennzug seiner Natur gesprochen, der in Wort und That, in seinem Leben und in seinen Schriften gleichmäßig hervortrat. Es wäre sehr leicht, hiervon vielfältige Beispiele anzuführen. Nicht blos der Mensch, sondern auch Alles, was in der materiellen und moralischen Welt den Menschen umgiebt, ist in seinen Augen liebenswürdig; der Hagedorn, der einsame Kiebitz, eine Heerde Krammetsvögel, alle sind ihm theuer, alle leben mit ihm auf dieser Erde und mit allen ist er wie zu einer geheimnißvollen Gemeinschaft verbunden.

Wie rührend ist es z. B., daß er in der Düsterheit seines eigenen Elends und während er über der winterlichen Oede, die in ihm und um ihn herrscht, brütet, an die „albernen Schafe" und „hülflosen Vögel" denkt und ihre Leiden in dem unbarmherzigen Sturme beklagt! Er, der Bewohner der niedern Hütte mit ihrem durchlöcherten Dach und geborstenen Mauer wendet dennoch seine Gedanken den Geschöpfen zu, die nicht einmal eines so armseligen Obdaches theilhaftig sind. Dies ist mehr werth als viele Predigten über die Tugend der Barmherzigkeit, denn es ist die Barmherzigkeit selbst.

Burns lebt so zu sagen in Sympathie; seine Seele stürzt sich in alle Regionen des Seins und nichts, was Existenz hat, kann ihm gleichgültig

sein. Sogar den Teufel kann er nicht mit richtiger Orthodoxie hassen, sondern empfiehlt ihm beim Abschied, „in sich zu gehen und sich zu bessern.“ — „Er ist der Vater der Flüche und Lügen,“ sagte Dr. Slop, „und ist schon verflucht und verdammt.“ — „Das thut mir leid,“ sagte mein Onkel Toby. Ein Dichter ohne Liebe wäre eine physische und metaphysische Unmöglichkeit.

Hat man aber nicht ganz im Gegensatz zu diesem Prinzip gesagt, daß „die Entrüstung Verse mache?“ Man hat dies allerdings gesagt und es ist auch ganz wahr; der Widerspruch aber ist nur ein scheinbarer, nicht ein wirklicher. Die Entrüstung, welche Verse macht, ist im Grunde genommen umgekehrte Liebe, die Liebe zu irgend einem Recht, einem uns oder Andern zukommenden Werth, einer Güte, welche verletzt worden und welche dieses stürmische Gefühl nun zu vertheidigen und zu rächen sucht. Keine egoistische Wuth des Herzens, die als primäres Gefühl und ohne dessen Gegensatz darin existirt, erzeugte jemals viel Poesie, denn sonst müßte der Tiger eine ungemein poetische Natur sein.

Johnson sagte, er liebe einen guten Hasser, womit er nicht sowohl einen meinte, welcher heftig haßte, als vielmehr einen, welcher weise haßte, der die Niedrigkeit aus Liebe zur Großmuth haßte. Trotz Johnson's Paradoxon aber, welches einmal im Gespräch ganz gut angebracht sein mochte, aber welches man nicht so oft im Druck hätte wiederholen sollen, glauben wir, daß gute Menschen mit ihrem Hasse, mag er nun weise oder unweise sein, ziemlich sparsam umgehen, ja daß ein „guter“ Hasser auf dieser Welt ein Geschöpf ist, welches erst noch kommen soll. Der Teufel wenigstens, der für den größten und besten dieser Klasse gilt, soll, wie man sagt, ein keineswegs liebenswürdiger Charakter sein.

Von den Versen, welche die Entrüstung macht, hat Burns uns ebenfalls Proben gegeben und sie gehören zu den besten, was wir in dieser Beziehung besitzen. Wer könnte seinen „Dweller in yon Dungeon dark“ vergessen, ein Gedicht, in welchem man den Gesang der Furien des Aeschylos zu hören glaubt?

Warum sollten wir von „Scots, wha hae wi' Wallace bled“ sprechen, da Alle, vom König an bis zum geringsten seiner Unterthanen herab, dieses herrliche Gedicht kennen? Diese Dithyrambe ward zu Pferde gedichtet, als Burns während eines rasenden Sturmes über ein ödes Moorland hingaloppirte. Es geschah dies in Begleitung eines Mr. Syme, der, als er die

Miene des Poeten bemerkte, sich enthielt zu sprechen, woran er sehr klug that, denn es möchte nicht gerathen gewesen sein, mit einem Manne zu spielen, welcher „Bruce's Address“ dichtete. Ohne Zweifel sang diese ernste Hymne sich, während er sie schuf, durch Burns' Seele, dem äußern Ohre aber mußte sie aus der Kehle des Wirbelwindes gesungen werden. So lange als noch warmes Blut in dem Herzen eines Schotten oder eines Menschen rinnt, wird es auch durch diesen Kriegsgesang in Wallung versetzt werden, denn es ist, glauben wir, der beste, der jemals von irgend einer Feder geschrieben worden.

Ein zweiter wild stürmischer Gesang, der mit seltsamer Zähigkeit in unserm Ohr und Herzen weilt, ist „Macpherson's Abschied.“ Vielleicht liegt hier in der Tradition selbst etwas, was mit dazu beiträgt. Denn war dieser grimmige Celte, dieser zottige Nordland Cacus, der „ein Leben des Kampfes und Streites lebte und durch Verrath seinen Tod fand“, nicht auch einer der Nimrode und Napoleons der Erde in der Arena seiner fernen, nebeligen Schluchten, in Ermangelung einer helleren und weiteren? Ja, war ihm nicht eine gewisse Beimischung von Grazie verliehen? Eine Fiber der Liebe und Sanftheit, ja sogar der Poesie, muß in seinem wilden Herzen gelebt haben, denn er dichtete diesen Gesang in der Nacht vor seiner Hinrichtung; auf den Schwingen dieser schlichten Melodie schwebte seine bessere Seele hoch empor über Vergessenheit, Schmerz und all den Schimpf und die Verzweiflung, die gleich einer Lawine ihn in den Abgrund hinabschleuderten. Hier auch wie in Theben und in Pelops' Geschlecht kämpfte das materielle Schicksal gegen den freien Willen des Menschen und die ätherische Seele sank selbst in ihrer Blindheit nicht ohne einen Schrei, der sie überlebt hat. Wer aber außer Burns hätte einer solchen Seele Worte leihen können, Worte, denen wir niemals ohne ein seltsames, halb barbarisches, halb poetisches Mitgefühl lauschen können?

In einem freundlicheren Gewande offenbart sich dasselbe Prinzip der Liebe, welches wir als die große charakteristische Eigenschaft Burns' und aller wahren Dichter anerkannt haben, dann und wann auch in der Form des Humors. Ueberhaupt rollt in seinen sonnigen Launen ein voller Strom der Heiterkeit durch Burns' Geist; er erhebt sich zu dem Hohen und läßt sich herab zu dem Tiefen und ist Bruder und Spielgenoß der ganzen Natur. Wir sprechen nicht von seiner kühnen und oft unwiderstehlichen Fähigkeit zum Karrikiren, denn diese ist mehr drollig als humoristisch, sondern es

wohnt auch ein viel zarterer Scherz in ihm, der dann und wann in hell-leuchtenden Funken zum Vorschein kommt, wie z. B. in seiner „Anrede an die Maus“ oder in seiner „Elegie auf die arme Mailie“, welches letztere Gedicht als seine glücklichste Leistung in diesem Genre betrachtet werden kann. In diesen Gedichten zeigen sich Züge eines Humors, der eben so schön ist als Sterne's, aber dabei doch ganz verschieden, originell und eigenthümlich, denn es ist nicht Sterne's Humor, sondern Burns'.

Ueber die Zartheit, das Pathos und viele andere verwandte Eigenschaften von Burns' Poesie ließe sich noch weit mehr sagen; bei den uns gesteckten engen Grenzen einer Skizze jedoch müssen wir nun von diesem Theile unseres Gegenstandes Abschied nehmen. Wollten wir auf angemessene und ausführliche Weise in die Besprechung seiner einzelnen Schriften eingehen, so würde uns dies weit über die eben bezeichneten Grenzen hinausführen.

Wie wir schon andeuteten, können wir nur wenige dieser Pièces als solche trachten, welche in streng kritischer Sprache den Namen von Gedichten verdienen. Sie sind gereimte Beredtsamkeit, gereimtes Pathos, gereimter Verstand und doch selten wesentlich melodisch, luftig und poetisch. Selbst „Tam o' Shanter“, der sich einer so bedeutenden Gunst erfreut, scheint uns nicht ganz entschieden unter diese letzte Kategorie zu gehören. Es ist nicht sowohl ein Gedicht, als vielmehr ein Werk brillanter Rhetorik. Das Herz und der Körper der Geschichte liegen noch steif und todt da. In jenes dunkle, ernste, staunende Zeitalter, wo die Tradition geglaubt ward und aus welchem sie sich herleitet, führt er uns nicht zurück; er versucht nicht durch Umformen seiner übernatürlichen Produkte aufs Neue jene tiefe, geheimnißvolle Saite der menschlichen Natur anzuschlagen, welche einst solchen Dingen antwortete und welche auch in uns lebt und stets leben wird, obschon sie jetzt schweigt oder von ganz anderen Tönen erzittert.

Unsere deutschen Leser werden uns verstehen, wenn wir sagen, daß er nicht der Tieck, sondern der Musäus dieses Mährchens ist. Aeußerlich ist es grün und lebendig, wenn man aber genauer hinsieht, so bemerkt man, daß es kein festes Wachsthum hat, sondern blos dem Epheu auf einem Felsen gleicht. Die Erzählung hat keinen rechten Zusammenhang; die seltsame Kluft, welche in unserer ungläubigen Phantasie zwischen dem Wirthshause von Ayr und dem Thore von Tophet gähnt, ist nirgends überbrückt, ja der Gedanke an eine solche Brücke wird verlacht und auf diese Weise wird die Tragödie des Abenteuers weiter nichts als eine trunkene Phantasmagorie

oder ein buntes, auf Bierdünste gemaltes Gespenst und die Posse allein hat noch einige Wirklichkeit.

Wir sagen nicht, daß Burns aus dieser Tradition viel mehr hätte machen sollen; wir glauben vielmehr, daß für streng poetische Zwecke nicht viel daraus zu machen **war**. Auch sind wir nicht blind für die tiefe, mannigfaltige und geniale Gewalt, die sich in Dem zeigt, was er wirklich geleistet hat; doch finden wir in vielen seiner anderen Dichtungen weit mehr „Shakespeare'sche" Eigenschaften als in diesem Tam o' Shanter, ja wir neigen uns sogar der Meinung zu, daß dieser letztere eben so gut von einem Manne hätte geschrieben werden können, der anstatt des Genies blos Talent besessen hätte.

Wir wagen die Behauptung aufzustellen, daß das am strengsten poetische aller seiner Gedichte eins ist, welches wir in Currie's Ausgabe nicht mit aufgenommen finden, welches aber unter dem bescheidenen Titel, „Die fidelen Bettelleute (The Jolly Beggars)", oft gedruckt worden ist. Der Gegenstand gehört allerdings zu den niedrigsten, die es geben kann, zeigt aber nur um so mehr das Talent unseres Poeten, auch das Niedrige in das Gebiet der Kunst hinaufzuheben. Unserer Ansicht nach ist dieses Gedicht durch und durch compact und wie aus einem einzigen Guffe wahrer **flüssiger** Harmonie hervorgegangen. Es ist leicht, luftig und von sanfter Bewegung, dabei aber scharf und genau in seinen Details; jedes Gesicht ist ein Portrait — das alte Weib, der „kleine Apollo", der „Sohn des Mars" sind ächt schottisch und doch ideal; die ganze Scene ist gleichzeitig ein Traum und Poosi-Nansie's „Lumpenschloß."

Ferner scheint es in bedeutendem Grade vollständig, ein wirkliches sich selbst tragendes Ganze zu sein, was an einem Gedicht das höchste Verdienst ist. Der Schleier der Nacht wird auf einen Augenblick auseinandergerissen, in vollem, grellem, flammendem Lichte sehen wir die ungeheuerlichen zerlumpten Gesellen bei ihrem lärmenden Gelag, denn auch hier behauptet der starke Puls des Lebens sein Recht zur Heiterkeit, und wenn der Vorhang fällt, so verlängern wir die Handlung ohne Mühe. Den nächsten Tag werden wieder Kessel geflickt und Mordgeschichten gesungen, die junge Brut treibt sich bettelnd und stehlend umher und sobald als möglich wird dem Schicksal abermals eine Stunde wilder berauschender Lust abgerungen.

Abgesehen von der allgemeinen Sympathie mit dem Menschengeschlecht, welches sich auch hier wieder verräth, beurkunden sich hier auch ächte Begei-

sterung und ein nicht unbedeutendes technisches Talent. Hier finden wir die Treue, den Humor, das warme Leben und die sorgfältige Malerei und Gruppirung eines Téniers, für welchen Hausknechte und zechende Bauern nicht ohne Bedeutung sind. Es wäre allerdings seltsam, wenn wir diese die beste von Burns' Leistungen nennen wollten und wir wollen blos sagen, daß sie uns als die vollkommenste ihrer Art, als ächt poetisch erscheint.

Die ausgearbeitetsten, vollständigsten und wahrhaft begeisterten Leistungen Burns' sind jedoch ohne Widerrede unter seinen „Liedern (Songs)" zu finden. Hier scheint, obschon nur durch eine kleine Oeffnung, sein Licht am ungehindertsten, in seiner höchsten Schönheit und reinen, sonnigen Klarheit. Der Grund hiervon liegt vielleicht darin, daß das Lied eine kurze, einfache Gedichtgattung ist und zu seiner Vollkommenheit nichts mehr verlangt, als ächtes poetisches Gefühl, ächte Musik des Herzens.

Und dennoch hat das Lied seine Regeln eben so wie die Tragödie, Regeln, die in den meisten Fällen nur ungenügend beobachtet, in vielen Fällen nicht einmal gefühlt werden.

Wir könnten eine lange Abhandlung über Burns' Lieder schreiben, welche wir als die bei weitem besten betrachten, welche Britannien bis jetzt hervorgebracht, denn wir wüßten nicht, daß seit dem Zeitalter der Königin Elisabeth durch irgend eine andere Hand etwas wirklich der Aufmerksamkeit Würdiges in diesem Zweige producirt worden wäre. Allerdings haben wir Lieder genug mitunter von ganz vornehmen Leuten; wir haben leere, hohle, vom Wein erzeugte Madrigale, so manche gereimte Rede „in der fließenden und wässerigen Ader des Bischofs Osorius, reich an sonoren" Worten und was die Moral betrifft mit einer kleinen Beimischung von Sentimentalität versehen. Alle diese Lieder bestreben viele Personen sich unausgesetzt zu singen, obschon größtentheils, fürchten wir, der Gesang nur aus der Kehle oder im besten Falle aus einer Region kommt, die immer noch ziemlich weit von der Seele entfernt ist, denn nicht in dieser, sondern in irgend einer leeren Hülle der Phantasie oder auch in einem dunstigen, zweifelhaften Lande an den äußersten Grenzen des Nervensystems scheinen die meisten dieser Madrigale und gereimten Reden ihren Ursprung gehabt zu haben.

Ganz anders ist es mit Burns' Liedern. Abgesehen von dem klaren, männlichen, herzlichen Gefühle, von welchem seine Poesie stets durchdrungen ist, sind seine Lieder auch von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, ehrlich, nämlich der Form nach sowohl als dem Geiste nach. Sie af-

fectiren nicht in Musik gesetzt zu sein, sondern sie sind wirklich und an und für sich Musik; sie haben durch die Harmonie ihr Leben und ihre Gestalt erhalten, eben so wie Venus vollendet aus dem Schooße des Meeres emporstieg. Die Geschichte, das Gefühl, wird nicht geschildert, sondern eingegeben; nicht in rhetorischer, zusammenhängender Vollständigkeit gesagt oder hervorgesprudelt, sondern in wunderbaren Strömen, in glühenden Andeutungen, in phantastischen Ausbrüchen, in Trillern, nicht blos der Stimme, sondern des ganzen Geistes gesungen.

Dies halten wir für das wirkliche Wesen des Liedes und sind der Meinung, daß kein Lied seit den leicht und nachlässig hingeworfenen, welche hier und da in Shakespeare's Spielen vorkommen, diese Bedingungen in so hohem Grade erfüllt, wie die meisten von Burns' Liedern. Dabei läßt eine solche Anmuth und Wahrheit der äußern Bewegung im Allgemeinen auch eine entsprechende Kraft und Wahrheit des Gefühls und des innern Sinns voraussetzen. Burns' Lieder sind in der erstern Eigenschaft nicht vollkommener als in der letztern. Mit welcher Zartheit singt er und dennoch zugleich mit welcher Gewalt und Ungetheiltheit! Es liegt ein durchbohrendes Wehklagen in seinem Kummer, das reinste Entzücken in seiner Freude; er glüht vom grimmigsten Zorne oder lacht laut und schalkhaft und dennoch ist er süß und weich, „süß wie das Lächeln, wenn zärtlich Liebende sich wiedersehen, und weich, wie ihre Thräne beim Scheiden!“

Rechnen wir hierzu ferner die ungeheure Mannigfaltigkeit seiner Gegenstände und wie er fast für jede Regung des Menschenherzens einen Ton und Worte zu finden gewußt hat, so scheint es ein kleines Lob zu sein, wenn wir ihn als den ersten aller unserer Liederdichter betrachten, denn wir wüßten nicht, wo wir einen finden sollten, der nur würdig wäre, ihm an die Seite gestellt zu werden.

Eben so sind es auch seine Lieder, wovon nach unserer Ansicht Burns' hauptsächlichster Einfluß als Autor abhängt und dies ist, wenn Fletcher's Ausspruch wahr ist, kein geringer Einfluß. „Laßt mich die Lieder eines Volkes machen,“ sagte er, „und Ihr sollt seine Gesetze machen.“ In der That, wenn jemals irgend ein Dichter sich mit Gesetzgebern auf diesem Grunde gleichstellen konnte, so war es Burns. Seine Lieder sind schon ein Theil der Muttersprache, nicht blos Schottlands, sondern Britanniens und der Millionen, die an allen Enden der Erde eine britische Sprache reden. In der Hütte wie im Palast, wo immer das Herz sich der bunten Freude

und dem schwarzen Wehe des Daseins erschließt, ist der Name, die Stimme dieser Freude und dieses Wehe der Name und die Stimme, welche Burns ihnen gegeben. Streng genommen hat vielleicht kein Brite die Gedanken und Gefühle so vieler Menschen so tief ergriffen, wie dieser einsame und anscheinend völlig bedeutungslose Mensch.

Von einem andern Gesichtspunkte ausgehend neigen wir uns übrigens der Meinung zu, daß Burns' Einfluß bedeutend gewesen sein kann, wir meinen, wie er speziell auf die Literatur seines Vaterlandes, wenigstens auf die Literatur Schottlands sich äußerte. Unter den großen Veränderungen, welche mit der britischen, ganz besonders mit der schottischen Literatur seit jener Zeit vorgegangen sind, besteht eine der größten, wie man finden wird, in dem auffälligen Wachsthum der Nationalität. Selbst die zu Burns' Zeiten populärsten englischen Schriftsteller zeichneten sich hinsichtlich ihres literarischen Patriotismus in diesem seinem besten Sinne nur wenig aus. Ein gewisser verdünnter Kosmopolitismus war großentheils an die Stelle der alten Insulaner-Vaterlandsliebe getreten; die Literatur hatte gleichsam keine lokale Umgebung; sie ward nicht von den Gefühlen genährt, welche dem heimischen Boden entsprießen. Unsere Grays und Glovers schienen fast wie in vacuo zu schreiben; das, was sie schrieben, trägt nicht das Gepräge des Entstehungsortes; es ist nicht sowohl für Engländer als vielmehr für die Menschen überhaupt geschrieben oder vielmehr, was die unvermeidliche Folge davon ist, für gewisse Generalisationen, welche die Philosophie Menschen nannte. Goldsmith macht hiervon eine Ausnahme, nicht so Johnson; der Schauplatz seines „Rambler" ist wenig mehr englisch als der seines „Rasselas."

Wenn aber dies in gewissem Grade der Fall mit England war, so war es im höchsten Grade der Fall mit Schottland. Unsere schottische Literatur bot überhaupt zu jener Zeit einen sehr eigenthümlichen Anblick dar, der, so viel wir wissen, seines Gleichen vielleicht nur in Genf hatte, wo dieser Zustand der Dinge auch noch jetzt fortzudauern scheint. Eine lange Zeit, nachdem Schottland britisch geworden, hatten wir gar keine Literatur, und zu der Zeit, wo Addison und Steele ihre „Spectators" schrieben, schrieb unser guter John Boston in der edelsten Absicht aber eben so zum Hohne der Grammatik als der Philosophie seinen „Fourfold State of Man." Dann kamen die Spaltungen in unserer Nationalkirche und die noch grimmigeren Spaltungen in unserem politischen Körper. Theologische Tinte und jakobitisches Blut, in beiden Fällen reich an Galle, schienen die

Intelligenz des Landes vertilgt zu haben, sie war indessen blos verdunkelt, nicht verschwunden.

Lord Kames machte so ziemlich den ersten Versuch, englisch zu schreiben und es dauerte nicht lange, so zogen Hume, Robertson, Smith und eine ganze Schaar Nachfolger die Augen von ganz Europa hierher. Und dennoch lag in dieser glänzenden Wiedererweckung unseres glühenden Genius „nichts wahrhaft Schottisches", nichts Nationales, ausgenommen vielleicht das natürliche Ungestüm, welches man uns zuweilen als ein charakteristisches Kennzeichen unserer Nation zum Vorwurf macht.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß Schottland damals trotz seiner vielen Schriftsteller keine schottische Kultur, ja sogar auch keine englische hatte; unsere Kultur war fast ausschließlich französisch. Durch das Studium eines Racine und Voltaire, eines Batteux und Boileau hatte Kames sich zum Kritiker und Philosophen herangebildet; das Licht Montesquieu's und Mably's leitete Robertson bei seinen politischen Speculationen und Quesnay's Lampe entzündete die Lampe eines Adam Smith. Hume war ein zu reicher Mann, als daß er nöthig gehabt hätte, zu borgen, und vielleicht reagirte er auf die Franzosen mehr, als diese auf ihn Einfluß äußerten, aber auch er hatte nichts mit Schottland zu thun; Edinburg war eben so wie La Flèche nur die Wohnung und das Laboratorium, in welchem er nicht sowohl moralisch l e b t e, als vielmehr metaphysisch f o r s c h t e.

Niemals vielleicht gab es eine so klare und wohlgeordnete Klasse von Schriftstellern, der es dennoch allem Anscheine nach an jedem patriotischen Gefühl, ja fast sogar an jedem menschlichen Gefühl mangelte. Die französischen Witzlinge der damaligen Zeit waren eben so unpatriotisch, aber ihr gänzlicher Mangel an moralischen Prinzipien, um nicht zu sagen, ihre offen eingestandene Sinnlichkeit und ihr Unglaube an alle Tugend im strengen Sinne, machen dies leicht erklärlich. Wir hoffen, daß es einen Patriotismus giebt, der sich auf etwas Besseres gründet, als Vorurtheil; daß unser Vaterland uns theuer sein kann, ohne Nachtheil für unsere Philosophie; daß, indem wir alle anderen Länder lieben und achten, wir doch vor allen andern unser eigenes Vaterland und den ehrwürdigen Bau des moralischen und socialen Lebens lieben und achten können, den der Geist im Laufe langer Jahrhunderte hier für uns aufgerichtet hat. Ganz gewiß liegt in allem diesen reiche Nahrung für den besseren Theil des menschlichen Herzens; ganz gewiß können die Wurzeln, die sich in dem innersten Mark des menschlichen

Seins befestigt haben, so kultivirt werden, daß sie in dem Gefild seines Lebens nicht zu Dornen, sondern zu Rosen emporwachsen! Unsere schottischen Weisen aber fühlen keinen Drang dazu; das Feld ihres Lebens zeigt weder Dornen noch Rosen, sondern blos eine glatte, ununterbrochene Tenne für Logik, auf welcher alle Fragen, von der „Theorie des Grundzinses“ an bis zu der „Naturgeschichte der Religion“ mit derselben mechanischen Unparteilichkeit ausgedroschen und durchgesiebt werden!

Seitdem Sir Walter Scott an der Spitze unserer Literatur steht, ist, wie sich nicht leugnen läßt, dieser Uebelstand zum größten Theile gehoben oder schwindet immer mehr und mehr. Unsere namhaftesten Schriftsteller leben, welche andere Fehler sie auch haben mögen, unter uns nicht mehr wie eine französische Kolonie oder wie die Emissaire irgend einer Propaganda, sondern wie natürlich geborene Unterthanen des vaterländischen Bodens, die alle unsere Neigungen, Launen und Gewohnheiten theilen. Unsere Literatur wächst nicht mehr im Wasser, sondern auf dem Lande, und mit den ächten, frischen, kräftigen Tugenden des Bodens und des Klimas.

Wie viel von dieser Veränderung auf Rechnung Burns' oder irgend eines anderen Individuums zu bringen ist, möchte schwer zu ermitteln sein. Eine directe literarische Nachahmung des Dichters Burns stand nicht zu erwarten; sein Beispiel jedoch in Bezug auf die furchtlose Wahl heimischer Gegenstände mußte nothwendig eine entfernte Einwirkung äußern und ganz gewiß glühete die Liebe zum Vaterlande nie in einem Herzen wärmer, als in dem unseres Burns. „Eine Fluth schottischen Vorurtheils,“ wie er dieses tiefe, edelmüthige Gefühl bescheiden nennt, „strömte in seinen Adern und er fühlte, daß sie darin rollen würde, bis die Schleußenthore sich zur ewigen Ruhe schlößen.“ Ihm schien es, als ob er so wenig für sein Vaterland thun könnte und dennoch so gern und freudig Alles gethan haben würde. Ein einziges kleines Bereich stand ihm offen, das des schottischen Liedes, und wie eifrig betrat er dasselbe, mit welcher Hingebung arbeitete er darin! Auf seinen mühevollen Wanderungen verläßt dieser Gegenstand ihn niemals; es ist das kleine glückliche Thal seines von Sorgen belasteten Herzens. In der Düsterheit seines eigenen Kummers sucht er begierig einen einsamen Dichtergenossen auf, und freut sich, einen Namen der Vergessenheit, die ihn bedeckte, entreißen zu können. Dies waren die Gefühle seiner Jugend und sie blieben ihm treu bis ans Ende.

Doch wenden wir uns nun ab von dem blos literarischen Charakter

Burns', der uns schon zu lange beschäftigt hat. Weit interessanter als irgend eins seiner geschriebenen Werke, sind, wie uns scheint, die Werke, die er that — das Leben welches er seinem Willen und seinem Geschicke nach unter seinen Mitmenschen führte. Diese Gedichte sind gleichsam nur kleine gereimte Fragmente, die hier und da in dem großartigen ungereimten Roman seines irdischen Daseins eingestreut sind, und nur wenn sie hier an den betreffenden Stellen eingeschaltet werden, erhalten sie das volle Maß ihrer Bedeutung.

Aber auch diese Existenz war leider nur ein Fragment. Der Riß zu einem mächtigen Gebäude war entworfen worden; einige Säulen, Hallen, feste Baumassen stehen fertig da. Das Uebrige ist mehr oder weniger klar angedeutet, und nur forschende, liebende Augen können die beabsichtigte Vollendung errathen. Denn das Werk ist in der Mitte, ja fast im Beginn abgebrochen und steigt unter uns traurig und schön, unvollendet und dennoch Ruine, empor! Wenn bei Würdigung seiner Gedichte ein mildes Urtheil nothwendig war und die Gerechtigkeit verlangte, daß die Absicht und die offenkundige Fähigkeit, sie durchzuführen, oft für die Erfüllung angenommen würde, so ist dies noch weit mehr der Fall in Bezug auf sein Leben, die Summe und das Resultat aller seiner Bestrebungen, wo die Schwierigkeiten nicht im Einzelnen, sondern in Masse über ihn kamen und so Vieles unvollendet blieb, ja zuweilen falsch aufgefaßt ward und folglich elend verkümmerte.

Im Grunde genommen giebt es nur eine Aera in Burns' Leben und zwar die früheste. Wir sehen bei ihm nicht Jugend und Mannesalter, sondern blos Jugend, denn bis ans Ende bemerken wir keine entscheidende Veränderung in der Färbung seines Charakters; in seinem siebenunddreißigsten Jahre lebte er gleichsam noch in der Jugend. Bei all jener Entschlossenheit des Urtheils, jenem durchdringenden Scharfblick und der eigenthümlichen Reife der Intelligenz, die sich in seinen Schriften kund giebt, gelangt er doch nie zu einer Klarheit über sich selbst. Bis zum letzten Augenblicke erkennt er sein spezielles Ziel nicht einmal mit der Deutlichkeit, wie sie unter gewöhnlichen Menschen in der Regel vorkommt, und kann es daher auch niemals mit jener Einheit des Willens verfolgen, welche solchen Menschen Gelingen und Zufriedenheit sichert. Bis zum letzten Augenblicke schwankt er zwischen zwei Vorsätzen. Er ist, wie ein ächter Dichter, stolz auf sein Talent, und dennoch kann er sich nicht dazu verstehen, dies zu seinem haupt-

sächlichen und alleinigen Ruhme zu machen, und es durch Armuth oder Reichthum, durch gute oder schlimme Tage hindurch zu verfolgen, als das Eine, was noth ist.

Es klebt ihm nämlich noch ein zweiter, weit niedrigerer Ehrgeiz an. Er träumt und kämpft für einen gewissen „Felsen der Unabhängigkeit", was, so natürlich und selbst bewundernswürdig es auch sein mochte, doch weiter nichts war, als ein Zwist mit der Welt, und zwar aus dem verhältnißmäßig unbedeutenden Grunde, daß er mehr oder weniger mit Geld versehen war, als Andere, daß er in der allgemeinen Schätzung auf einer höhern oder tiefern Stufe stand, als Andere. Denn die Welt erscheint ihm noch, wie der Jugend, in geborgten Farben; er erwartet von ihr, was sie keinem Menschen geben kann; er sucht Zufriedenheit nicht in sich selbst, nicht in Thätigkeit und weisen Bestrebungen, sondern von außen, in der Freundlichkeit der Umstände, in Liebe, Freundschaft, Ehre und pecuniärem Wohlbehagen. Er möchte glücklich sein, aber nicht activ und in sich selbst, sondern passiv und durch ein ideales Füllhorn von Genüssen, die er nicht durch seine eigene Arbeit erwirbt, sondern mit welchen er durch die Freigebigkeit des Schicksals überschüttet wird.

Auf diese Weise kann er als junger Mann sich nicht zur Erkämpfung irgend eines würdigen, wohlberechneten Zieles rüsten, sondern schwankt hin und her zwischen leidenschaftlicher Hoffnung und Reue und Täuschung. Mit stürmischer Gewalt vorwärts stürzend, übersteigt oder sprengt er manche Schranke, dringt weit vor, läßt sich aber, da er einer unsichern Führung folgt, fortwährend von seinem Pfade abwendig machen und kann bis zum letzten Augenblick das einzige wahre Glück des Menschen, nämlich das Glück einer klaren entschiedenen Thätigkeit in der Sphäre, für welche er durch Natur und Umstände geeignet und bestimmt ist, nicht erreichen.

Wir sagen dies nicht, um damit gegen Burns einen Tadel auszusprechen, ja es interessirt uns vielleicht um so mehr zu seinen Gunsten. Das soeben erwähnte Glück wird nicht den Besten am schnellsten verliehen, sondern sehr oft sind die größten Geister die, welche seiner am spätesten theilhaftig werden, denn wo das Meiste zu entwickeln ist, da bedarf es auch der längsten Zeit zu dieser Entwickelung. Ein complicirter Zustand war ihm von außen zugetheilt, ein ebenso complicirter Zustand von innen; keine „im Voraus begründete Harmonie" bestand zwischen dem Thonboden von Moßgiel und der feurigen Seele eines Robert Burns. Es war kein Wunder, daß es

lange dauerte, ehe diese beiden sich in einander richteten und fanden. Byron war, als er starb, nur ein Jahr jünger als Burns, und während seines ganzen Lebens, wie es scheinen konnte, weit einfacher situirt, und doch können wir auch in ihm keine solche Anbequemung, keine solche moralische Mannheit finden, sondern im besten Falle, und erst kurz vor seinem Ende, den Anfang von Etwas, was eine solche Anbequemung zu sein schien.

Das bei weitem auffälligste Ereigniß in Burns' Leben ist seine Reise nach Edinburg; ein vielleicht aber noch wichtigeres ist sein Aufenthalt in Irvine, als er erst dreiundzwanzig Jahr alt war. Bis jetzt war sein Leben armselig und mühsam, außerdem aber nicht unfreundlich und bei all seinen Entbehrungen keineswegs unglücklich gewesen. Was seine Abstammung betraf, so hatte er, äußere Umstände abgerechnet, jeden Grund, sich glücklich zu schätzen. Sein Vater war ein Mann von besonnenem, ernstem Charakter und warmem Herzen, wie die besten unserer Bauern sind. Er wußte Kenntnisse zu schätzen, besaß selbst einige, und war, was weit besser und seltener ist, stets bereit, sich noch mehrere anzueignen — ein Mann von Scharfblick und frommem Herzen, ehrfurchtsvoll gegen Gott und daher zugleich freundlich und furchtlos gegen Alles, was Gott geschaffen hat, mit einem Worte, obschon nur ein Bauer mit harten Händen, dennoch ein vollständiger und vollkommener, entwickelter M a n n.

Einen solchen Vater findet man selten in irgend einem Range der Gesellschaft und es verlohnte wohl, weit in der Gesellschaft hinabzusteigen, um ihn zu suchen. Unglücklicherweise war er sehr arm; wäre er nur ein wenig, ja fast nur unmerklich reicher oder vielmehr weniger arm gewesen, so hätte das Ganze sehr leicht einen weit andern Ausgang genommen. Gewaltige Ereignisse drehen sich um einen Strohhalm; das Ueberschreiten eines Bachs entscheidet über die Eroberung der Welt. Hätten die sieben Acker Feld, welche dieser William Burns besaß, einen einigermaßen leidlichen Ertrag abgeworfen, so wäre der Knabe Robert auf eine Schule geschickt worden; er hätte sich, wie so viele schwächere junge Leute thun, bis zu einer Universität durchgekämpft und wäre nicht als ein ländliches Wunder, sondern als ein regelmäßiger, wohlgeschulter, intelligenter Arbeiter aufgetaucht und hätte der britischen Literatur eine ganz andere Richtung gegeben, — denn dies lag einmal in ihm!

Aber das kleine, zu einem Gemüsegarten umgeschaffene Feld warf keinen hinreichenden Ertrag ab; die ganze Familie war so arm, daß sie nicht

einmal von unserm wohlfeilen Schulsystem Gebrauch machen konnte; Burns mußte hinter dem Pfluge hergehen und die britische Literatur ging ihren eigenen Gang. Nichtsdestoweniger liegt selbst in dieser rauhen Umgebung Vieles, was ihn nährt. Wenn er sich plagt und mühet, so geschieht es mit seinem Bruder und für seinen Vater und seine Mutter, welche er liebt und gern vor Mangel schützen möchte. Die Weisheit ist nicht von ihrem dürftigen Heerde verbannt, eben so wenig als der Balsam des natürlichen Gefühls. Die erhabenen Worte: „Lasset uns Gott anbeten", hört man hier von einem „priesterähnlichen Vater." Wenn die Drohungen ungerechter Menschen der Mutter und ihren Kindern Thränen auspressen, so sind dies nicht blos Thränen des Kummers, sondern auch der heiligsten Zuneigung; jedes Herz in dieser schlichten Gruppe fühlt sich nur um so unauflöslicher an das andere gefesselt; in ihrem schweren Kampfe stehen sie beisammen als eine „kleine Schaar von Brüdern."

Auch sind diese Thränen und die tiefe Schönheit, die darin wohnt, nicht ihr einziges Theil. Das Licht besucht die Herzen wie die Augen aller Lebenden; auch liegt in dieser Jugend eine Kraft, die ihn in den Stand setzt, das Unglück mit Füßen zu treten, ja sich darüber lustig zu machen. Denn ein warmer, kecker, elastischer Humor ist ihm verliehen und die dicht auf einander folgenden Gestaltungen des Uebels werden mit einer heitern freundlichen Ironie bewillkommnet und selbst während ihres härtesten Druckes verliert er kein Jota an Herz oder Hoffnung. Unbestimmte Sehnsucht des Ehrgeizes findet sich, so wie er heranwächst, ebenfalls ein; träumerische Phantasien umschweben ihn wie Wolkenstädte; der Vorhang des Daseins steigt langsam in buntem Glanze empor und die Morgenröthe der ersten Liebe vergoldet seinen Horizont und die Musik des Gesanges umtönt seinen Pfad und so schreitet er in Stolz und Freude am Bergeshange hinter seinem Pfluge her.

Wir selbst wissen aus der besten Quelle, daß bis zu dieser Zeit Burns glücklich war; ja daß er das heiterste, fröhlichste, phantastischste und bezauberndste Wesen war, was man in der Welt finden kann, weit mehr als er jemals später schien. Nun aber, in diesem frühen Alter, verläßt er das väterliche Dach, geht hinaus in eine lockrere, lautere und aufregende Gesellschaft und wird in jene Ausschweifungen und jene Laster eingeweiht, welche, wie eine gewisse Klasse von Philosophen behauptete, die naturgemäße Vorbereitung auf den Eintritt in das thätige Leben sind, eine Art Schlammbad,

in welches der Jüngling gleichsam genöthigt wird, sich zu tauchen und, wie wir vermuthen, zu säubern, ehe ihm die wirkliche Toga des Mannes angelegt werden kann.

Wir wollen uns nicht weiter mit dieser Klasse von Philosophen streiten. Wir hoffen, daß sie sich irren, denn Sünde und Reue umlagern uns so sehr auf allen unsern Lebenswegen und sind stets so wenig angenehme Gesellschaft, daß es hart scheint, wenn wir zu irgend einer Zeit genöthigt werden, ihnen zu weichen oder gar, wenn auch nur vorübergehend, unter ihnen zu dienen. Wir hoffen, daß dem nicht so sei. Klar sind wir auf alle Fälle darüber, daß nicht die Schule, die man in diesem Teufelsdienste erhält, sondern blos unser Entschluß, diesen Dienst zu verlassen, uns zur wahren männlichen Thätigkeit geeignet macht. Wir werden Männer, nicht nachdem wir ausgeschweift und uns in dem Jagen nach falschen Freuden getäuscht gefunden haben, sondern nachdem uns auf irgend eine Weise klar geworden ist, welche unübersteigliche Schranken uns während dieses ganzen Lebens einengen; wie wahnsinnig es ist, von den Geschenken dieser außerordentlich endlichen Welt Zufriedenheit für unsere unendliche Seele zu hoffen; daß der Mensch sich selbst genügen muß und daß es für Leiden und Dulden kein anderes Mittel giebt, als Streben und Handeln. Die Mannheit beginnt, wenn wir auf irgend eine Weise mit der Nothwendigkeit einen Waffenstillstand abgeschlossen; sie beginnt sogar, wenn wir uns der Nothwendigkeit gefügt haben, wie ja die Meisten thun; heiter und hoffnungsvoll aber beginnt sie blos, wenn wir uns mit der Nothwendigkeit ausgesöhnt und auf diese Weise wirklich triumphirt und gefühlt haben, daß wir frei sind. Ganz gewiß lernen sich solche Lectionen wie diese letzte, welche in einer oder der andern Gestalt die große Lection für jeden sterblichen Menschen ist, besser aus dem Munde einer frommen Mutter, aus den Blicken und Thaten eines frommen Vaters, während das Herz noch weich und fügsam ist, als im Kampfe mit dem Schicksale, wenn das Herz hart geworden ist und eher zerbricht, als sich erweichen läßt. Hätte Burns fortgefahren, dies zu lernen, wie er es schon in seines Vaters Hütte lernte, so würde er es vollständig gelernt haben, was er aber niemals that, und mancher lange Irrthum, manche bittere Stunde, manches Jahr der Reue und des Kummers wäre ihm dadurch erspart worden.

Ein anderweiter verhängnißvoller Umstand in Burns' Geschichte scheint uns der zu sein, daß er zu jener Zeit auch in die religiösen Streitigkeiten

seines Distrikts verwickelt, daß er zum Kämpfer für die „Priesterschaft des neuen Lichts" angeworben ward, um ihren höchst unerquicklichen Streit durchführen zu helfen. An den Tischen dieser freisinnigen Geistlichen lernte er weit mehr, als für ihn nöthig war. Eine so liberale Verspottung des Fanatismus erweckte in seinem Gemüth Skrupel an der Religion selbst und eine ganze Welt von Zweifeln, zu deren Exorcismus es ganz anderer Beschwörer bedurfte, als diese Männer waren.

Wir sagen nicht, daß ein solcher Verstand, wie der seine, zu irgend einer Zeit seiner Geschichte ähnlichen Zweifeln hätte entgehen oder auch daß er in einer spätern Periode ganz siegreich und unverletzt hätte hindurchkommen können, aber dennoch scheint es ein ganz besonderes Unglück gewesen zu sein, daß gerade diese Zeit von allen andern zu diesem Zusammenstoße ausersehen war. Denn nun, wo seine Grundsätze durch böses Beispiel von außen und durch teuflisch rasende Leidenschaften von innen angegriffen wurden, bedurfte er kaum noch skeptischer Ahnungen, um ihm in der Hitze des Kampfes Verrath zuzuflüstern oder ihm den Rückzug abzuschneiden, wenn er schon geschlagen wäre. Er verliert sein Gefühl der Unschuld; sein Gemüth wird uneinig mit sich selbst; die alte Gottheit thront hier nicht mehr, sondern er ist abwechselnd die Beute wilder Begierden und wilder Reue.

Auch dauert es nicht lange, so compromittirt er sich vor der Welt; sein Ruf der Nüchternheit, der einem schottischen Bauer theurer ist, als ein corrupter Weltmensch sich denken kann, ist in den Augen der Menschen vernichtet und seine einzige Zuflucht besteht darin, daß er seine Strafbarkeit in Abrede zu stellen sucht — eine Zuflucht von Lügen.

Nun umhüllt ihn allmälig die schwärzeste Verzweiflung, die nur durch rothe Blitze der Reue unterbrochen wird. Das ganze Gebäude seines Lebens wird auseinander gesprengt, denn nun soll nicht blos sein guter Ruf, sondern auch seine persönliche Freiheit verloren gehen, Menschen und Schicksal haben sich gegen ihn verbündet und das Verderben folgt gierig seiner Spur. Er sieht keinen andern Ausweg, als den traurigsten von allen — Verbannung aus seinem geliebten Lande in ein Land, welches ihm in jeder Beziehung unwirthlich und widerwärtig ist. Während die düstere Nacht in geistigem Sturm und Einsamkeit sowohl als in physischem um ihn sich herabsenkt, singt er sein leidenschaftlich erregtes Lebewohl an Schottland.

Plötzlich strömt Licht auf ihn herab, aber es ist immer noch ein trügerisches, vorübergehendes Licht und kein wirklicher Sonnenschein. Er wird

nach Edinburg eingeladen, eilt mit erwartungsvollem Herzen hin und wird wie im Triumphe und mit allgemeinem Beifall willkommen geheißen. Das Weiseste, das Größte und Liebenswürdigste, was es hier giebt, sammelt sich um ihn, um sein Angesicht zu schauen, um ihm Ehre, Sympathie und Liebe zu bezeigen.

Burns' Erscheinen unter den Weisen und Edeln von Edinburg muß als eins der eigenthümlichsten Phänomene in der modernen Literatur betrachtet werden und hat fast Aehnlichkeit mit dem Erscheinen eines Napoleon unter den gekrönten Souverainen der modernen Politik. Denn er will sich durchaus nicht wie einem durch bloße Gunst, vorübergehend und um eines gewissen Zweckes willen auf den Thron gesetzten „Scheinkönig" begegnen lassen; noch weniger ist er ein toller Rienzi, dessen plötzliche Erhebung ihm seinen zu schwachen Kopf verdreht, sondern er steht hier auf seiner eigenen Basis, kaltblütig, ohne zu erstaunen, von der Natur selbst für ebenbürtig erklärt, ohne einen Anspruch zu erheben, zu dessen Durchsetzung ihm die innere oder äußere Kraft mangelte.

Mr. Lockhart stellt über diesen Punkt einige eindringliche Betrachtungen an.

„Es bedarf keine große Anstrengung der Phantasie," sagt er, „um sich einen Begriff von den Empfindungen einer isolirten Anzahl Gelehrter — die fast alle entweder Geistliche oder Professoren waren — in der Gegenwart dieses stämmigen, gebräunten, breitschulterigen Fremden mit seinen großen blitzenden Augen zu machen, welcher, nachdem er sich von dem Pfluge hinweg den Weg zu ihnen mit einem einzigen Schritte gebahnt, in seiner ganzen Haltung und Conversation die feste Ueberzeugung verrieth, daß er in der Gesellschaft der ausgezeichnetsten Männer seiner Nation gerade da sei, wo er ein Recht hatte, zu sein. Nur selten ließ er sich herab, ihnen dadurch zu schmeicheln, daß er sich durch ihre Aufmerksamkeit sichtbar geschmeichelt fühlte. Dann und wann maß er sich ruhig in der Discussion mit den gebildetsten Geistern seiner Zeit, besiegte die Bonmots der berühmtesten Witzlinge durch vom glühenden Leben des Genius durchdrungene Ausbrüche von Heiterkeit, setzte mit dem dreifachen Erz der socialen Zurückhaltung gepanzerte Herzen in Erstaunen, indem er sie zwang, unter der furchtlosen Berührung des natürlichen Pathos zu zittern — ja sichtbar zu zittern. Und alles dies that er ohne die mindeste Geneigtheit zu verrathen, jenen handwerksmäßigen Dienern der Erregung zugezählt zu werden, welche für Geld und

Beifall sich dazu hergeben, etwas zu thun, was die Zuschauer und Zuhörer sich schämen würden, selbst zu thun, selbst wenn sie das dazu nöthige Talent besäßen. Dabei — und dies war am Ende das Schlimmste — wußte man, daß er Gesellschaften, deren Besuch diese vornehmen Herren verschmäht haben würden, noch weit häufiger als die ihre durch eine nicht weniger prachtvolle Beredtsamkeit erheiterte und belebte und sie dort — wie sich gleich von vorn herein vermuthen ließ — nicht selten zum Stichblatt seines beißenden Witzes machte."

Je weiter wir uns von dieser Scene entfernen, desto eigenthümlicher wird sie uns erscheinen und die Details ihrer äußeren Erscheinung sind schon jetzt höchst interessant. Die meisten Leser werden sich erinnern, daß Mr. Walkers' persönliche Unterredungen mit Burns zu den besten Stellen seiner Erzählung gehören, und es wird eine Zeit kommen, wo die nachstehende Reminiscenz Sir Walter Scott's, so flüchtig sie auch ist, ebenfalls ihren hohen Werth haben wird.

„Was Burns betrifft," schreibt Sir Walter, „so kann ich in Wahrheit sagen: Virgilium vidi tantum. Ich war, als er im Jahre 1786—87 das erste Mal nach Edinburg kam, ein Bürschchen von fünfzehn Jahren, besaß aber Verstand und Gefühl genug, um mich für seine Poesie sehr zu interessiren, und würde die Welt darum gegeben haben, ihn kennen zu lernen. Leider aber hatte ich nur wenig Bekanntschaft mit irgendwelchen Leuten der Literatur und noch weniger mit dem Landadel der westlichen Provinzen, mit welchen beiden Klassen er am häufigsten umging. Mr. Thomas Grierson war damals Secretair bei meinem Vater. Er kannte Burns und versprach, ihn zu sich zu Tische einzuladen, hatte aber keine Gelegenheit, sein Wort zu halten, außerdem würde ich diesen ausgezeichneten Mann öfter zu sehen bekommen haben. Endlich sah ich ihn eines Tages bei dem verstorbenen ehrwürdigen Professor Ferguson, bei welchem mehrere Herren von literarischem Rufe versammelt waren, unter welchen ich mich des berühmten Mr. Dugald Stewart entsinne. Wir jungen Leutchen saßen natürlich schweigend da, sahen zu und horchten. Das einzige Bemerkenswerthe, dessen ich mich in Burns' Benehmen entsinne, war die Wirkung, welche ein Kupferstich von Bunburg auf ihn hervorbrachte. Das Bild stellte einen Soldaten vor, der todt auf dem Schnee lag; auf der einen Seite saß sein trauernder Hund, auf der andern seine Wittwe mit einem Kind auf dem Arme. Unter dem Bilde standen folgende Zeilen:

„Kalt auf Kanadiens Hügeln ruht der Krieger,
Sein trauernd Weib neigt sich zu ihm herab;
Die Thränen mischen mit der Milch sich ihrer Brust
Und geben ihrem Kind' die Elendstaufe."

„Burns schien durch das Bild oder vielmehr durch die Ideen, die es in ihm anregte, sehr ergriffen zu werden und ich sah, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Er fragte, von wem die Verse wären, und zufällig besann sich außer mir Niemand darauf, daß sie in einem halbvergessenen Gedicht Langhorne's vorkommen, welches den eben nicht viel versprechenden Titel „Der Friedensrichter" führt. Ich flüsterte meine Kenntniß von der Sache einem anwesenden Freunde zu, und dieser theilte den auf diese Weise erhaltenen Aufschluß Burns mit, der mich mit einem Blick und einem Worte belohnte, dessen ich mich, obschon es eine bloße höfliche Redensart war, noch jetzt mit großem Vergnügen erinnere.

„Von Person war er stark und rüstig, sein Benehmen ländlich, aber durchaus nicht plump bäuerisch. Er besaß eine gewisse würdevolle Schlichtheit und Einfachheit, welche vielleicht dadurch, daß man seine außerordentlichen Talente kannte, um so mehr Wirkung erhielt. Seine Züge sind auf Mr. Nasmyth's Gemälde dargestellt, mir kommen sie jedoch hier etwas verkleinert vor, gleichsam als ob man sie von weitem sähe. Sein Gesicht war meiner Ansicht nach weit massiver, als es auf irgend einem der Portraits aussieht. Ich würde den Dichter, wenn ich nicht gewußt hätte, wer er war, für einen sehr klugen Landpächter aus der alten schottischen Schule gehalten haben, das heißt, nicht etwa einen der modernen Oekonomen, welche alle Handarbeit durch ihre Leute verrichten lassen, sondern für den ächten Bauer, der den Pflug selbst in die Hand nimmt. In allen seinen Zügen drückten sich vorherrschend Verstand und Schlauheit aus und nur das Auge verrieth, glaube ich, den poetischen Charakter. Es war groß und dunkel und glühete (ich sage buchstäblich glühete), wenn er mit Gefühl oder Interesse sprach. Niemals sah ich wieder ein solches Auge in einem menschlichen Kopfe, obschon ich die ausgezeichneten Männer meiner Zeit gesehen habe. Seine Conversation verrieth das vollkommenste Selbstvertrauen, jedoch ohne die geringste Spur von Anmaßung. Unter den gelehrtesten Männern ihrer Zeit und ihres Landes sprach er sich mit vollkommener Festigkeit aus, aber ohne die mindeste Voreiligkeit, und wenn er anderer Meinung war, so zögerte er nicht, dieselbe zu erkennen zu geben, wiewohl mit der größten Be-

scheidenheit. Ich entsinne mich keines Theils seiner Conversation noch so deutlich, daß ich etwas Näheres darüber mittheilen könnte, auch sah ich ihn nicht wieder, ausgenommen einige Mal auf der Straße, wo er mich nicht wiedererkannte, was sich am Ende auch nicht erwarten ließ. Er ward in Edinburg sehr fêtirt; die Bemühungen zur Verbesserung seiner äußeren Lage jedoch waren, wenn man bedenkt, was in dieser Beziehung für Andere geschehen ist, außerordentlich geringfügig.

„Ich entsinne mich, daß es mir bei jener Gelegenheit vorkam, als ob Burns' Bekanntschaft mit der englischen Poesie etwas beschränkt wäre, so wie auch daß er, da er doch zwanzig Mal mehr Talent als Allan Ramsay und Fergusson besaß, von diesen mit zu großer Demuth als von seinen Vorbildern spräche. Ohne Zweifel war nationale Vorliebe der Grund dieser Ueberschätzung.

„Dies ist Alles, was ich Ihnen von Burns erzählen kann. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß sein Kostüm mit seinem Benehmen übereinstimmte. Er sah aus wie ein Pächter, der sein bestes Zeug aufgelegt hat, um bei seinem Gutsherrn zu Tische zu gehen. Ich spreche durchaus nicht in malam partem, wenn ich sage, daß ich niemals einen Menschen in Gesellschaft anderer, an Rang und Bildung über ihm stehender gesehen habe, der vollkommener frei von der Wirklichkeit oder auch dem Scheine der Verlegenheit gewesen wäre. Man sagte mir — obschon ich nicht Gelegenheit hatte, selbst Beobachtungen darüber zu machen — er sei Frauen gegenüber außerordentlich artig und suche dem Gespräch allemal eine pathetische oder humoristische Wendung zu geben, wodurch er ihre Aufmerksamkeit ganz besonders zu fesseln verstand. Ich hörte die verstorbene Herzogin von Gordon einige Bemerkungen darüber machen. — Weiter wüßte ich diesen einer seit vierzig Jahren entschwundenen Zeit angehörigen Erinnerungen nichts hinzuzufügen."

Das Verhalten Burns' während dieses blendenden Sonnenscheins von Gunst, das ruhige, natürliche, männliche Wesen, womit er ihn nicht blos ertrug, sondern auch dessen Werth zu schätzen wußte, ist mit Recht als der beste Beweis betrachtet worden, den er von der wirklichen Kraft und Unverdorbenheit seines Geistes geben konnte. Ein wenig natürliche Eitelkeit, ein kleiner Anflug von heuchlerischer Bescheidenheit und Affectation, wenigstens einige Furcht, für affectirt gehalten zu werden, hätten wir fast einem Jeden verzeihen können, hier aber ist auch nicht einmal eine Spur davon

aufzufinden. In seiner beispiellosen Lage verliert der junge Landmann gleichwohl nicht einen einzigen Augenblick die Besinnung; so viele fremde Lichter verwirren ihn nicht, leiten ihn nicht irre.

Nichtsdestoweniger können wir nicht umhin, zu bemerken, daß dieser Winter ihm großen und dauernden Schaden zufügte. Eine etwas klarere Kenntniß der Angelegenheiten der Menschen, weniger ihrer Charaktere, gewährte ihm dieser Aufenthalt in der schottischen Hauptstadt allerdings, ließ aber auch ein empfindliches Gefühl für die ungleichen Austheilungen des Glücks in Bezug auf sociale Bestimmung in ihm zurück. Er hatte die glänzende, prachtvolle Arena gesehen, in welcher die Mächtigen geboren sind, ihre Rolle zu spielen; ja er selbst hatte mitten darin gestanden und er fühlte bitterer als je, daß er hier blos ein Zuschauer war und keinen Theil an diesem glänzenden Spiele hatte.

Von dieser Zeit an bemächtigt sich seiner eine eifersüchtige, entrüstete Furcht vor socialer Herabsetzung und äußert schädlichen Einfluß auf seine persönliche Zufriedenheit und seine Gefühle gegen seine reicheren Mitmenschen. Es war ihm klar, daß er Talent genug besaß, um sich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, wenn er nur den rechten Willen dazu gehabt hätte; auch war es klar, daß er etwas ganz Anderes wollte und deshalb nicht reich werden konnte. Ein Unglück war es für ihn, daß er nicht die Macht besaß, das Eine zu wählen und das Andere zu verwerfen, sondern immerdar zwischen zwei Meinungen, zwei Zielen hin und her schwankte. Aber so ist es mit vielen Menschen; — wir möchten gern die Waare haben, aber auch den Preis dafür behalten und mäkeln daher mit dem Schicksal in ärgerlichem Wortwechsel hin und her, bis die Nacht kommt und unser Markt vorüber ist!

Die Edinburger Gelehrten jener Zeit zeichneten sich im Allgemeinen mehr durch Klarheit des Kopfes als durch Wärme des Herzens aus, und mit Ausnahme des guten alten Blacklock, dessen Hülfe zu unwirksam war, scheint kaum einer Burns mit wahrer Sympathie oder viel anders als eine höchst merkwürdige und sonderbare S a ch e betrachtet zu haben. Von den Großen wird er ebenfalls auf die gewohnte Weise behandelt, an ihren Tafeln bewirthet und dann entlassen. Ein gewisses Quantum Pudding und Lob wird von Zeit zu Zeit sehr gern gegen den Zauber seiner Gegenwart ausgetauscht. Ist dieser Austausch bewirkt, so ist auch damit das Geschäft beendet und ein Jeder geht seines Weges.

Nach Verlauf dieser seltsamen Saison rechnet Burns in düsterer Stimmung seinen Gewinn und Verlust zusammen und denkt über die chaotische Zukunft nach. An Geld ist er etwas reicher, an Ruhm und an dem Schein von Glück unendlich reicher, am eigentlichen Sein desselben aber so arm als je. Ja ärmer, denn sein Herz wird jetzt noch mehr von dem Fieber des weltlichen Ehrgeizes gepeinigt und lange Jahre hindurch foltert ihn diese Krankheit durch nutzlose Leiden und raubt ihm die Kraft zu allen wahren und edleren Bestrebungen.

Was Burns nun thun oder meiden, wie ein Mann in diesen Umständen sich nun zu seinem wahren Vortheil leiten sollte, dies wäre damals eine Frage für den Weisesten gewesen. Auch war es eine Frage, welche er, wie es schien, ganz allein beantworten sollte, denn von allen seinen gelehrten oder reichen Gönnern war es nicht einem einzigen eingefallen, dieser so trivialen Sache einen Gedanken zu widmen. Ohne für Burns das Lob vollkommenen Scharfsinns in Anspruch nehmen zu wollen, müssen wir doch sagen, daß sein Accise- und Landwirthschaftsplan uns gar nicht so sehr unangemessen erscheint, ja daß wir sogar jetzt in Verlegenheit kommen würden, wenn wir einen entschieden besseren in Vorschlag bringen sollten.

Viele seiner Bewunderer sind ganz empört darüber gewesen, daß er sich zu einer so prosaischen Beschäftigung hergab. Sie verlangten vielmehr, er solle am Teiche Bethesda liegen bleiben, bis der Geist der Gönnerschaft das Wasser bewegte, auf daß er mit einem einzigen Sprunge von allen seinen Leiden geheilt werden möchte. Unkluge Rathgeber! sie kennen das Wesen dieses Geistes nicht; sie wissen nicht, wie in dem Schooße der goldensten Träume der Mensch allerdings wohl Glück haben könnte, wenn er nur nicht mittlerweile verhungern müßte.

Es macht Burns' männlichem Muthe und seinem gesunden Menschenverstand Ehre, daß er so frühzeitig fühlte, auf welchem Boden er stand und der Selbsthülfe selbst nach dem bescheidensten Maßstabe den Vorzug gab vor Abhängigkeit und Unthätigkeit, obschon mit Hoffnung auf weit glänzendere Möglichkeiten. Aber auch diese Möglichkeiten waren in seinem Plane nicht zurückgewiesen. Er konnte, wenn der Zufall ihm einen Freund zuführte, erwarten, in nicht langer Zeit einen gewissen Grad von Wohlstand und Muße zu erreichen, während, wenn er keinen Freund bekam, er immer noch in Sicherheit leben konnte, und übrigens war es auch „gar nicht seine Absicht, von irgend einem Stande Ehre zu borgen.“ Nach unserer Meinung

war sein Plan ein ehrlicher und wohlberechneter und Alles drehte sich um die Ausführung desselben. Allerdings schlug er fehl, gleichwohl aber nach unserer Meinung nicht in Folge eines von vorn herein darin liegenden Fehlers. Ja, im Grunde genommen war es kein Fehlschlagen äußerlicher, sondern innerlicher Mittel, welches Burns ereilte. Sein Bankerott war kein Bankerott des Beutels, sondern der Seele, und bis auf seinen letzten Tag war er keinem Menschen etwas schuldig.

Indessen, er beginnt gut — mit zwei guten und weisen Thaten. Sein Geschenk an seine Mutter, freigebig von einem Manne, dessen Einkommen kürzlich noch in sieben Pfund jährlich bestanden, war seiner würdig und nicht mehr als würdig. Edelmüthig auch und seiner würdig war die Behandlung des Weibes, dessen Lebensglück jetzt von seinem Belieben abhing. Ein freundlicher Beobachter hätte heitere Tage für ihn hoffen können. Sein Gemüth ist auf dem richtigen Wege zum Frieden mit sich selbst. Die Klarheit, die ihm noch fehlt, wird ihm, so wie er auf diesem Wege weiter schreitet, verliehen werden, denn der beste Lehrer der Pflichten, die uns noch dunkel sind, ist die Uebung derer, die wir sehen und zur Hand haben. Hätten nur die „Gönner des Genies", die ihm nichts geben konnten, ihm auch nichts genommen, wenigstens nichts weiter! Die Wunden seines Herzens würden geheilt, der gemeine Ehrgeiz hinweggestorben sein. Arbeit und Mäßigkeit wären willkommen gewesen, da die Tugend bei ihnen wohnte; die Poesie würde durch sie hindurchgeschimmert haben, wie in alten Zeiten und in ihrem klaren ätherischen Lichte, auf welches er ein angeborenes Eigenthumsrecht besaß, würde er auf sein irdisches Geschick und alle Hemmnisse desselben nicht blos mit Geduld, sondern auch mit Liebe herabgeblickt haben.

Aber die Gönner des Genies wollten das nicht. Malerische Touristen, alle Arten von fashionablen Literaturjägern und — was noch weit schlimmer war — alle Arten von zechlustigen Mecänassen umschwärmten ihn in seiner Zurückgezogenheit und seine guten sowohl als seine schwachen Eigenschaften sicherten ihnen Einfluß auf ihn. Er fühlte sich durch ihre Aufmerksamkeit geschmeichelt und sein warmes, geselliges Gemüth machte es ihm unmöglich, sie abzuschütteln und seinen Weg getrennt von ihnen fortzusetzen.

Diese Menschen waren nach unserem Dafürhalten die mittelbare Ursache zu seinem Verderben. Nicht daß sie es böse mit ihm gemeint hätten;

sie meinten es blos ein wenig gut mit sich selbst; wenn er dadurch zu Schaden kam, so war dies seine Sache! Aber sie vergeudeten seine kostbare Zeit und sein kostbares Talent; sie störten seine Ruhe und Fassung und traten seiner rückkehrenden Gewöhnung an Mäßigkeit und emsigen, zufriedenen Fleiß hindernd in den Weg. Ihr Hätscheln war ihm verderblich; ihre Grausamkeit, die bald darauf folgte, war ebenso verderblich. Der alte Groll gegen die Ungleichheit des Schicksals erwachte in ihrer Nähe mit neuer Bitterkeit und Burns hatte keine andere Zuflucht als den „Felsen der Unabhängigkeit", der freilich nur ein Luftschloß ist, welches von weitem ganz schön aussieht, aber Niemanden vor wirklichem Wind und Regen schützt. Von unregelmäßiger Aufregung bewegt, bald durch die Verachtung Anderer, bald durch die Verachtung seiner selbst erbittert, gewann Burns seine Gemüthsruhe nicht wieder, sondern verlor sie immer schneller und auf immer. Es lag eine Hohlheit in dem Herzen seines Lebens, denn sein Gewissen billigte jetzt nicht, was er that.

Unter den Dünsten unweisen Genusses, vergeblicher Reue und zorniger Unzufriedenheit mit dem Schicksale ward sein wahrer Leitstern, ein Leben der Poesie mit Armuth, ja mit Hunger, wenn es sein mußte, seinen Augen nur allzuoft gänzlich entzogen. Und dennoch schiffte er auf einem Meere, wo ohne einen solchen Leitstern das richtige Steuern fast unmöglich war. Meteore französischer Politik steigen vor ihm auf, aber dies waren nicht seine Sterne. Es war dies ein Zufall, welcher seine schlimmsten Verlegenheiten beschleunigte, wenn auch nicht die Veranlassung dazu gab. In den wahnsinnigen Wirrnissen jener Zeit kommt er in Collision mit gewissen amtlichen Vorgesetzten, wird von ihnen verletzt, grausam zerfleischt, würden wir sagen, wenn ein todtes, mechanisches Werkzeug in irgend einem Falle grausam genannt werden könnte, und zieht sich verwundet und entrüstet zurück in tiefere Abgeschlossenheit, in düstrere Schwermuth als je.

Nun hat sein Leben seine Einheit verloren. Es ist ein Leben von Fragmenten, welches nun fast keinen andern Zweck hat, als den sehr traurigen, sich seine eigene Fortdauer zu sichern, — in Anwandlungen wilder, unächter Freude, wenn sich solche darboten und schwarzer Verzweiflung und Niedergeschlagenheit, wenn sie vorüber waren. Sein Ruf vor den Menschen beginnt zu leiden, die Verleumdung beschäftigt sich mit ihm, denn ein Unglücklicher erwirbt sich mehr Feinde als Freunde. Allerdings hat er einige Fehler begangen und tausenderlei Unglück gehabt; jetzt aber beschul-

digt man ihn auch wirklicher Verbrechen und Die, welche nicht ohne Sünde sind, werfen den ersten Stein auf ihn! Denn ist er nicht ein Gönner der französischen Revolution, ein Jakobiner, und deshalb durch diese eine Sünde aller andern schuldig?

Diese politischen und moralischen Anklagen waren, wie sich später gezeigt hat, völlig unbegründet, aber die Welt zögerte nicht, ihnen Glauben beizumessen. Ja, seine zechlustigen Mecänasse selbst waren nicht die letzten, die dies thaten. Es ist Grund vorhanden, zu glauben, daß in seinen letztern Jahren die Aristokratie von Dumfries sich theilweise von Burns als von einem ihrer Bekanntschaft nicht mehr würdigen, anrüchigen Menschen zurückgezogen hatte.

Ach, wenn wir bedenken, daß Burns jetzt schläft, „wo grausame Entrüstung sein Herz nicht mehr zerfleischen kann"*), und daß die meisten jener schönen Damen und feinen Herren schon an seiner Seite liegen, an einer Stelle, wo von Rang und Standesunterschieden keine Rede mehr ist, — wer möchte dann nicht über die armseligen Täuschungen und thörichten Spielereien seufzen, welche Herz von Herzen trennen und den Menschen unbarmherzig gegen seinen Bruder machen!

Es stand nun nicht mehr zu hoffen, daß Burns' Genius jemals die wirkliche Reife erlangen oder etwas seiner Würdiges zu Stande bringen würde. Die Melodie seines Geistes war zerstört; nicht der sanfte Hauch des natürlichen Gefühls, sondern die rauhe Hand des Schicksals fuhr jetzt über die Saiten. Und dennoch, welche Harmonie lag in ihm, welche Musik sogar in seinen Mißklängen! Wie hatten die wilden Töne einen Zauber für den Einfachsten wie für den Weisesten; wie fühlten und wußten alle Menschen, daß er ein Hochbegabter war! „Wenn er des Mitternachts ein Gasthaus betrat, nachdem alle Bewohner schon zu Bett waren, verbreitete sich die Nachricht von seiner Ankunft sofort vom tiefsten Keller bis zum obersten Boden und ehe zehn Minuten um waren, hatten Wirth und alle seine Gäste sich eingefunden!"

Einige kurze reine Augenblicke poetischen Lebens waren ihm noch beim Dichten seiner Lieder beschieden, wir können uns denken, wie hastig er nach dieser Beschäftigung griff und wie er jeden andern Lohn verschmähete als den, welchen die Arbeit selbst ihm brachte. Denn Burns' Seele lebte, ob-

*) Ubi saeva indignatio cor ulterius lacerare nequit. — Swift's Grabschrift.

schon verwundet und verstümmelt, noch in ihrer vollen moralischen Kraft, wenn sie sich auch ihrer Irrthümer und ihrer Erniedrigung schmerzlich bewußt war und hier blieb ihm selbst in seiner Herabgekommenheit noch eine edle That der Selbstaufopferung zu thun übrig. Er fühlte dabei auch, daß bei all den „leichtsinnigen Thorheiten", die ihn „heruntergebracht", die Welt doch auch ungerecht und grausam gegen ihn war und er appellirte schweigend an eine andere und ruhigere Zeit. Nicht als gemietheter Soldat, sondern als Patriot wollte er für den Ruhm seines Landes kämpfen; deshalb warf er den armseligen Sold von sich und diente eifrig als Freiwilliger. Mißgönnen wir ihm nicht diesen letzten Luxus seines Daseins; wir wollen nicht gestatten, daß er vergebens an uns appellirt habe! Das Geld war ihm nicht nothwendig; er kämpfte sich ohne dasselbe hindurch. Die Guineen wären schon längst wieder verschwunden, während der hohe Sinn, mit welchem er sie zurückwies, noch lange in aller Herzen für ihn sprechen wird.

Hiermit sind wir bei der Krisis in Burns' Leben angekommen, denn die Dinge hatten jetzt eine solche Gestalt gewonnen, daß sie nicht lange so fortdauern konnten. Wenn keine Besserung zu erwarten stand, so konnte die Natur nur kurze Zeit noch diesen wüsten Kampf gegen die Welt und sich selbst aushalten. Wir sind nicht medizinisch unterrichtet, ob noch eine längere Dauer von Jahren zu jener Zeit für Burns wahrscheinlich war; ob sein Tod als ein in gewissem Sinne zufälliges Ereigniß zu betrachten ist, oder blos als die natürliche Folge der langen Reihe von Ereignissen, welche vorausgegangen waren.

Das Letztere scheint die wahrscheinlichere Meinung zu sein, und dennoch ist sie keineswegs eine sichere. Auf alle Fälle konnte, wie wir schon gesagt haben, irgend eine Veränderung nicht mehr sehr fern sein. Drei Thore der Befreiung — so scheint uns — standen Burns offen: klare poetische Thätigkeit, Wahnsinn oder Tod. Die erste, mit längerem Leben, war noch möglich, obschon nicht wahrscheinlich, denn physische Ursachen begannen hierbei in Frage zu kommen. Und dennoch besaß Burns eine eiserne Entschlossenheit. Hätte er nur sehen und fühlen können, daß nicht blos sein höchster Ruhm, sondern auch seine erste Pflicht und die wahre Medizin für alle seine Leiden hierin lag.

Der zweite Ausweg war noch weniger wahrscheinlich, denn sein Geist gehörte stets zu den klarsten und festesten. Und somit öffnete sich ihm das

mildere dritte Thor und er ging nicht sanft, aber doch schnell in jenes stille Land hinüber, wo die Hagelstürme und Feuerregen nicht hindringen und wo auch der schwerstbeladene Wanderer endlich seine Bürde niederlegt.

Bei Betrachtung dieses traurigen Endes des Dichters Burns' und wie er von jeder wirklichen Hülfe entblößt und ohne durch weise Sympathie ermuthigt zu werden, hinabsank, haben edle Gemüther zuweilen mit vorwurfsvollem Kummer daran gedacht, daß vieles für ihn sich hätte thun lassen; daß durch Rath, wahre Zuneigung und freundliche Handreichungen er sich und der Welt noch hätte gerettet werden können. Wir zweifeln, ob diese Ansicht nicht mehr ein Beweis von Weichheit des Herzens, als von Richtigkeit des Urtheils ist. Uns für unsern Theil erscheint es zweifelhaft, ob der reichste, weiseste und wohlwollendste Mensch dem unglücklichen Burns auf in der That wirksame Weise hätte helfen können. Guten Rath, der ohnedies selten Jemandem etwas nützt, brauchte er nicht; sein Verstand vermochte das Rechte von dem Unrechten eben so scharf zu unterscheiden, wie es vielleicht jemals ein Mensch gekonnt hat. Die Ueberzeugung aber, welche ihm etwas hätte nützen können, liegt nicht sowohl im Kopfe, als im Herzen, wo die Einpflanzung weder durch Argumente noch durch Vorstellungen wesentlich hätte beördert werden können.

Was wiederum Geld betrifft, so glauben wir nicht, daß dies sein wesentlicher Mangel war und können auch nicht recht einsehen, wie irgend ein Privatmann, selbst Burns' Einwilligung vorausgesetzt, ihm ein unabhängiges Vermögen und dabei zugleich gegründete Aussicht auf eine entschiedene Verbesserung seiner Lage hätte gewähren können. Es ist eine betrübende Wahrheit, daß man kaum in irgend einem Range der Gesellschaft zwei Menschen findet, die tugendhaft genug wären, um ohne Schaden für die moralische Unverletztheit des einen oder beider Geld geben und es als eine nothwendige Gabe annehmen zu können. So steht aber einmal die Sache. Die Freundschaft im alten heroischen Sinne des Wortes existirt nicht mehr; ausgenommen in Fällen der Bluts- oder anderen gesetzlichen Verwandtschaft wird sie in der That auch gar nicht mehr erwartet oder unter den Menschen als eine Tugend anerkannt.

Ein scharfer Beobachter des Menschenlebens hat erklärt, das Gönnerwesen, oder mit andern Worten pekuniäre und andere materielle Unter-

stützung, sei mit einem zweifachen Fluche beladen, für Den sowohl, welcher giebt, als für Den, welcher nimmt! Und so ist es auch in Bezug auf äußere Angelegenheiten die Regel geworden, wie es in Bezug auf innere immer die Regel war und sein muß, daß Keiner wirksame Hülfe von einem Andern erwarte, sondern daß Jeder sich mit der Hülfe begnüge, die er sich selbst verschaffen kann. Dies ist, sagen wir, das Prinzip der modernen Ehre und geht ganz natürlich aus jenem Gefühl des Stolzes hervor, welches wir als die Basis unserer ganzen socialen Moralität einpflanzen und ermuthigen. Mancher Dichter ist ärmer gewesen als Burns, aber keiner war je stolzer und es läßt sich sogar bezweifeln, ob nicht — ohne große Vorsicht — eine Pension vom König selbst ihm nicht mehr zur Last gewesen wäre, als sie ihm wirklich genützt hätte.

Wir sind deshalb noch weit weniger geneigt, uns einer andern Klasse von Burns' Bewunderern anzuschließen, welche die höheren Stände unter uns beschuldigen, Burns durch ihre egoistische Vernachlässigung ins Verderben gestürzt zu haben. Wir haben schon unsere Zweifel ausgesprochen, ob directe Geldunterstützung, wenn man sie ihm angeboten hätte, auch angenommen oder wirklich von Nutzen für ihn gewesen wäre. Dabei aber geben wir sehr gern zu, daß für Burns sehr viel hätte geschehen können. So mancher vergiftete Pfeil wäre dann vielleicht von seinem Herzen abgelenkt, so manches Hinderniß auf seinem Wege von mächtiger Hand beseitigt worden. Licht und Wärme aus der Höhe herabgesendet, würde seine bescheidene Atmosphäre freundlicher gemacht haben und das weichste Herz, welches damals athmete, hätte dann unter weniger Schmerzen gelebt und wäre unter weniger Schmerzen gestorben.

Wir wollen auch ferner zugeben — und für Burns ist es viel zugegeben — daß er bei all seinem Stolze sogar mit übertriebener Dankbarkeit sich an Jeden angeschlossen haben würde, der ihm wirklich von Herzen Freund gewesen wäre. Auf alle Fälle hätte man die unerhebliche Beförderung, die er in seinem Amte wünschte, ihm gewähren können; es war dies sein eigener Plan und die Ausführung desselben daher von größerer Wahrscheinlichkeit eines Erfolges begleitet, als die eines andern. Alles dies hätte für unsern Adelstand ein wahrer Genuß sein müssen, ja es war für ihn eine Pflicht, es zu thun. Aber es geschah nichts von allem; ja, wie es scheint, ward es sogar niemals versucht oder auch nur gewünscht; — dies läßt sich leider nicht in Abrede stellen.

Was ist nun aber diesen Nachlässigen wirklich zur Last zu legen? Einfach weiter nichts, als daß sie Weltmenschen waren und nach den Grundsätzen solcher handelten; daß sie Burns begegneten, wie andere Edelleute und andere Bürger andern Dichtern begegnet waren, wie die Engländer gegen Shakespeare, wie König Karl und seine Kavaliere gegen Butler, wie König Philipp und seine Granden sich gegen Cervantes zeigten. Sammelt man Trauben von den Dornen oder sollen wir unsere Dornen niederschlagen, weil sie blos einen Zaun und Hecken geben? Wie hätte auch der „hohe und niedere Adel seines Vaterlandes" irgendwelche Unterstützung diesem „schottischen Barden" bieten können, der auf seinen Namen und sein Land so stolz war? Waren denn der „hohe und niedere Adel" auch nur im Stande, sich selbst ordentlich zu helfen? Hatten sie nicht ihr Wild zu hegen, ihre Wahlfleckeninteressen zu befestigen und deshalb Diners verschiedener Art zu essen und zu geben? Waren ihre Mittel allen diesen Geschäften mehr als angemessen oder weniger als angemessen? „Größtentheils weniger als angemessen, denn nur wenige von ihnen waren in der That reicher als Burns; viele von ihnen waren ärmer, denn zuweilen mußten sie ihre Bedürfnisse wie mit Daumenschrauben aus der harten Hand herauspressen und in ihrem Mangel an Guineen ihre Pflicht der Barmherzigkeit vergessen, was Burns niemals genöthigt war, zu thun.

Wir wollen sie daher bemitleiden und ihnen verzeihen. Das Wild hegten und schossen sie, die Diners aßen und gaben sie, die Wahlfleckeninteressen befestigten sie, aber die kleinen Babylons, die sie einzeln durch den Glanz ihrer Macht baueten, sind alle wieder in das ursprüngliche Chaos zurückgestürzt, wie dies mit den blos egoistischen Bestrebungen der Menschen stets der Fall ist, während es hier eine That zu üben gab, die sich kraft ihres weltlichen Einflusses so zu sagen durch alle Zeiten erstreckte und kraft ihrer moralischen Natur über alle Zeiten hinaus, denn sie war unsterblich wie der Geist der Güte selbst. Diese That zu üben hatten sie Gelegenheit, aber die nöthige Einsicht war ihnen versagt. Wir wollen sie bemitleiden und ihnen verzeihen, oder vielmehr, was besser ist als Mitleiden, wir wollen gehen und anders handeln. Die menschlichen Leiden sind mit Burns' Leben nicht zu Ende gegangen und eben so ist der feierliche Befehl: „Liebet einander und traget einer des andern Last", nicht blos den reichen, sondern allen Menschen gegeben. Allerdings werden wir keinen Burns finden, den wir trösten oder durch unsere Hülfe und unser Mitleid aufrichten könnten; andere himm-

lische Naturen aber, die eben so wie dieser unter der Last eines ermüdenden Lebens stöhnen, werden immer vorhanden sein und jenes Elend, welchem das Schicksal die Stimme versagt hat, ist nicht das geringste, sondern das größte.

Und dennoch glauben wir nicht, daß die Schuld von Burns' Unglück und Untergange hauptsächlich an der Welt liegt. Die Welt begegnete ihm, wie uns scheint, eher mit mehr denn mit weniger Güte, als sie gewöhnlich solchen Menschen zeigt. Sie hat, fürchten wir, ihren Lehrern von jeher nur wenig Gunst gezeigt. Hunger und Blöße, Gefahren und Schmähungen, Gefängniß, Kreuz und Giftbecher sind in den meisten Zeiten und Ländern der Marktpreis gewesen, den sie für Weisheit geboten, und der Willkommen, womit sie die begrüßt hat, welche gekommen sind, sie zu erleuchten und zu reinigen. Homer und Sokrates und die christlichen Apostel gehören der alten Zeit an, aber die Martyrologie der Welt war damit nicht geschlossen. Roger Bacon und Galileo schmachten in den Kerkern der Geistlichkeit, Tasso härmt sich in der Zelle eines Irrenhauses, Camoens stirbt bettelnd auf den Straßen von Lissabon. So vernachlässigte, so verfolgte sie die Propheten, nicht blos in Judäa, sondern an allen Orten, wo es Menschen gegeben hat. Wir sind der Meinung, daß jeder Dichter von Burns' Gattung seiner Zeit Prophet und Lehrer ist oder sein sollte; daß er kein Recht hat, große Güte von ihr zu erwarten, sondern eher verbunden ist, ihr große Güte zu erzeigen; das Burns ganz besonders das gewöhnliche Maß von der Güte der Welt vollständig erfuhr und daß die Schuld seines Unglücks, wie wir schon gesagt haben, nicht hauptsächlich an der Welt liegt.

Aber an wem liegt sie denn? Wir sind genöthigt, zu antworten: an ihm selbst; es ist sein inneres, nicht sein äußeres Mißgeschick, was ihn niederwirft. Es ist überhaupt selten anders; selten geht ein Leben moralisch zu Grunde, ohne daß die Hauptschuld an einem verfehlten inneren Arrangement, an einem Mangel, weniger an gutem Glück denn an guter Führung liegt. Die Natur formt kein Geschöpf, ohne ihm zugleich die Kraft einzupflanzen, deren es zu seiner Thätigkeit und Dauer bedarf; am allerwenigsten vernachlässigt sie auf diese Weise ihr Meisterstück und ihren Liebling, die poetische Seele. Auch können wir nicht glauben, daß es in der Macht irgend welcher äußeren Umstände liegt, den Geist eines Menschen gänzlich zu Grunde zu richten; ja, wenn ihm die geeignete Weisheit gegeben ist, auch nur seine wesentliche Gesundheit und Schönheit zu beeinträchtigen.

Die höchste Summe alles irdischen Unglücks ist der Tod; etwas Schlimmeres kann nicht in dem Becher des menschlichen Wehe liegen und doch haben viele Menschen zu allen Zeiten über den Tod triumphirt und ihn gefangen genommen, indem sie seinen physischen Sieg in einen moralischen Sieg für sich selbst, in ein Siegel und eine unsterbliche Weihe alles Dessen verwandelten, was ihr vergangenes Leben zu Stande gebracht hatte. Was aber geschehen ist, kann auch wieder geschehen, ja, es ist nur der Grad und nicht die Gattung eines solchen Heroismus, was in verschiedenen Zeiten verschieden ist, denn ohne einen Theil dieses Geistes, nicht geräuschvoller Kühnheit, sondern stiller Furchtlosigkeit, der Selbstverläugnung in allen ihren Formen hat kein guter Mensch an irgend einem Orte oder zu irgend einer Zeit es dahin gebracht, gut zu sein.

Wir haben Burns' großen Irrthum schon bezeichnet und ihn mehr beklagt als getadelt. Es war der Mangel an Einheit in seinen Vorsätzen, an Consequenz in seinen Bestrebungen, der fruchtlose Versuch, in freundlicher Einigkeit den gewöhnlichen Geist der Welt mit dem Geiste der Poesie zu verschmelzen, der von weit anderer und ganz unversöhnlicher Natur ist. Burns war nichts ganz und Burns konnte — wie dies mit jedem Menschen von seiner Natur der Fall ist, — auch nichts halb sein. Das Herz, nicht eines bloßen heißblütigen, volksthümlichen Dichterlings, sondern eines ächten, der alten, religiös heroischen Zeiten würdigen Poeten und Sängers war ihm gegeben und er fiel in ein Zeitalter nicht des Heroismus und der Religion, sondern des Skepticismus, des Egoismus und der Trivialität, wo wahrer Adel wenig verstanden und seine Stelle durch ein hohles, ungeselliges, vollständig unfruchtbares Prinzip des Stolzes vertreten ward. Seine offene, empfängliche Natur, abgesehen von seiner höchst ungünstigen Lage machte es ihm ganz ungewöhnlich schwierig, die Einflüsse dieses Zeitalters von sich zu weisen oder richtig unterzuordnen. Der bessere Geist, der in ihm lebte, verlangte fortwährend seine Rechte, seine Oberherrschaft; er brachte sein ganzes Leben mit dem Bestreben zu, diese beiden zu versöhnen und ging seines Lebens verlustig, wie er dessen verlustig gehen mußte, ohne sie mit einander versöhnt zu haben.

Burns war arm geboren und auch geboren, arm zu bleiben, denn er wollte sich nicht bemühen, anders zu sein. Dies wäre auch ganz gut gewesen, wenn er sich darein gefügt und die Sache als ein für alle mal abgemacht betrachtet hätte. Er war allerdings arm, aber Hunderte seines Standes

und seines Geistes sind noch ärmer gewesen, ohne dadurch etwas Tödtliches zu leiden, ja sein eigener Vater hatte mit dem undankbaren Schicksale einen weit härtern Kampf zu bestehen als der seine war und er gab nicht nach, sondern starb muthig kämpfend und in moralischer Beziehung als Sieger.

Allerdings besaß Burns wenig Mittel, sogar wenig Zeit zur Poesie, seinem einzigen wirklichen Berufe, um so kostbarer aber war das Wenige, was er hatte. In allen diesen äußerlichen Beziehungen war seine Lage schlimm, aber noch lange nicht die schlimmste. Armuth, unaufhörliche angestrengte Arbeit und noch weit größere Uebel haben Dichter und weise Männer zu bekämpfen gehabt und oft auch ruhmvoll besiegt. Locke ward als Verräther verbannt und schrieb seine „Abhandlung über den menschlichen Verstand" in einer holländischen Dachstube. War Milton reich oder befand er sich nur auch in leidlichen Umständen, als er sein „Verlorenes Paradies" dichtete? Er stand nicht blos tief, sondern war von einer Höhe herabgestürzt; er war nicht blos arm, sondern verarmt; in Finsterniß und von Gefahren umringt, sang er sein unsterbliches Lied und fand competente Zuhörer, obschon nur wenige. Beendete nicht Cervantes sein Werk als verstümmelter Soldat und im Gefängniß? Ja, ward nicht die Araucana, welche Spanien als sein großes Epos anerkennt, sogar ohne Hülfe von Papier auf Lederstreifen geschrieben, so wie der tapfere Fechter und Reisende in dem wilden Kriegsgetümmel einen Augenblick für sich erhaschen konnte?

Und was hatten denn diese Männer, was Burns fehlte? Zweierlei, was beides, wie uns scheint, für solche Männer unumgänglich nothwendig ist. Sie besaßen ein ächtes religiöses Moralprinzip und ein einziges, nicht doppeltes Ziel in ihrer Thätigkeit. Sie versuchten und verehrten nicht sich selbst, sondern etwas weit Besseres als das eigene Ich. Nicht persönlicher Genuß war ihr Streben, sondern eine hohe heroische Idee von Religion, von Patriotismus, von himmlischer Weisheit in einer oder der andern Form schwebte ihnen stets vor, in welcher Sache sie weder vor Leiden zurückbebten, noch die Erde aufriefen, es als etwas Wunderbares zu betrachten, sondern geduldig litten und dieses Leiden selbst als Glückseligkeit priesen. Auf diese Weise war das „goldene Kalb der Selbstliebe", wie sonderbar es auch geformt sein mag, nicht ihre Gottheit, sondern die unsichtbare Güte, welche allein der vernünftige Dienst des Menschen ist. Dieses Gefühl war gleichsam ein himmlischer Brunnen, dessen Ströme alle Bereiche ihres sonst zu öden Daseins erheiterten, erfrischten und verschönten. Mit einem Worte,

sie wollten nur Eins, dem alle anderen Dinge untergeordnet waren und dienstbar gemacht wurden und deshalb vollführten sie es auch. Der Keil spaltet Felsen, aber seine Spitze muß scharf und einfach sein; ist sie doppelt, so bricht der Keil in Stücken und spaltet nichts.

Einen Theil dieser Ueberlegenheit verdanken diese Männer ihrem Zeitalter, in welchem Heroismus und Aufopferung noch geübt oder wenigstens noch nicht in Abrede gestellt wurden; viel davon verdanken sie auch sich selbst. Mit Burns war es hierin wieder anders. Seine Moralität ist in den meisten ihrer praktischen Beziehungen die eines bloßen Weltmannes; Genuß, in feinerer oder gröberer Gestalt, ist das Einzige, wornach er sich sehnt und wofür er kämpft. Ein edler Instinkt hebt ihn zuweilen darüber hinaus, aber es ist blos ein Instinkt, der nur auf Augenblicke wirkt. Er hat keine Religion; in dem seichten Zeitalter, in welches seine Tage fielen, unterschied man die Religion nicht von den neuen und alten Formen der Religion und sie trat daher mit diesen immer mehr in den Hintergrund der menschlichen Gemüther. In seinem Herzen lebt allerdings zitternde Anbetung, aber in seinem Verstande gab es keinen Tempel. Er lebt in Finsterniß und in dem Schatten des Zweifels. Seine Religion ist im besten Falle ein angelegentlicher Wunsch oder wie die Rabelais' „ein großes Vielleicht."

Er liebte die Poesie warm und von ganzem Herzen; hätte er sie nur rein und mit seinem ganzen ungetheilten Herzen lieben können, so wäre es gut gewesen. Denn die Poesie, wie Burns sie hätte ausüben können, ist blos eine andere Form der Weisheit, der Religion; sie ist die Weisheit und Religion selbst. Aber auch dies war ihm versagt. Seine Poesie ist ein flackernder Schimmer, der nicht in ihm verlöscht, aber sich auch nicht zu dem wahren Lichte seines Pfades erhebt, sondern oft ein Irrwisch ist, der ihn auf Abwege leitet. Es war für Burns nicht nothwendig, reich zu sein, „unabhängig" zu sein oder zu scheinen; wohl aber war es nothwendig für ihn, mit seinem eigenen Herzen einig zu sein; das, was in seiner Natur das Höchste war, auch in seinem Leben am höchsten zu stellen, „in sich selbst jene Consequenz zu suchen, welche äußere Ereignisse ihm immer verweigern mußten."

Er war ein geborener Dichter. Die Poesie war das himmlische Element seines Wesens und hätte die Seele seiner ganzen Bestrebungen sein sollen. In jenen heiteren Aether emporgehoben, in welchem emporzusteigen

die Fittige ihm verliehen waren, würde er keine andere Erhebung gebraucht haben. Armuth, Vernachlässigung und alle Uebel außer der Entweihung seiner selbst und seiner Kunst, waren für ihn eine Kleinigkeit; der Stolz und die Leidenschaften der Welt lagen weit unter seinen Füßen und er blickte auf Edelmann wie auf Sklaven, auf Fürst und Bettler und auf alles, was das Gepräge des Menschen trug, mit klarer Erkennung, mit brüderlicher Liebe, mit Sympathie, mit Bedauern herab. Ja wir zweifeln, ob für seine Ausbildung als Dichter Armuth und zeitweiliges Leiden nicht absolut vortheilhaft waren. Große Männer haben bei dem Rückblick auf ihr Leben dasselbe bezeugt. „Ich möchte nicht," sagt Jean Paul, „daß ich reicher geboren wäre." Und dennoch war Jean Paul's Geburt eine ziemlich arme, denn an einer andern Stelle setzte er hinzu: „Die Gefangenkost besteht in Brod und Wasser und ich hatte oft nur das letztere." Das Gold aber, welches in dem heißesten Ofen geläutert wird, kommt am reinsten heraus, oder, wie er es selbst ausgedrückt hat, „der Kanarienvogel singt um so schöner, je länger er in einem verfinsterten Käfig gelehrt worden."

Ein Mann wie Burns hätte seine Stunden zwischen Poesie und einem tugendhaften Fleiße theilen können — einem Fleiße, den jedes ächte Gefühl sanctionirt, ja vorschreibt und der aus diesem Grunde eine Schönheit besitzt, die den Pomp eines Thrones überstrahlt; seine Stunden aber zwischen Poesie und den Banquetts der Reichen zu theilen, war ein unglücklicher, nichts Gutes versprechender Versuch. Wie konnte er sich bei solchen Banquets wohl fühlen? Was hatte er hier zu thun? Sollte er seine Musik mit dem heiseren Gebrüll durch und durch irdischer Stimmen mischen und den dicken Dampf der Betäubung mit ihm vom Himmel geliehenen Feuer aufhellen? War es sein Ziel, das Leben zu g e n i e ß e n? Morgen muß er ja wieder als Accisebeamter frohnden! Wir wundern uns nicht, daß Burns launenhaft und mürrisch ward und zuweilen gegen gewisse Regeln der Gesellschaft verstieß, sondern vielmehr, daß er nicht völlig überschnappte und a l l e n Vorschriften der Gesellschaft Trotz bot. Wie konnte ein durch seine oder andere Schuld in eine so schiefe Stellung versetzter Mensch jemals auch nur eine Stunde lang Zufriedenheit oder friedlichen Fleiß kennen lernen? Was er unter so verkehrter Leitung that und was er zu thun sich enthielt, erfüllt uns, eins wie das andere, mit Erstaunen über die natürliche Kraft und den Werth seines Charakters.

Ohne Zweifel gab es ein Mittel für diese Verkehrtheit, aber nicht in

Andern, sondern blos in sich selbst, am allerwenigsten in einfachem Wachsthum an Geld und Gut und weltlicher „Respektabilität." Wir hoffen, über die Wirkung des Reichthums auf die Poesie und über seine Fähigkeit, die Dichter glücklich zu machen, genug gehört zu haben. Ja, haben wir nicht ganz in der letzten Zeit ein abermaliges Beispiel davon gesehen? Byron, ein Mann von weit weniger ätherischer Begabung als Burns, wird in dem Range nicht eines schottischen Ackersmannes, sondern eines englischen Pair geboren; die höchsten weltlichen Ehren, die glänzendste irdische Laufbahn sind sein Erbtheil; die reichste Ernte des Ruhms schneidet er bald in einem andern Bereiche mit seiner eigenen Hand. Und was nützt ihm dies alles? Ist er glücklich? ist er gut? ist er wahr? Ach, er hat die Seele eines Dichters und strebt nach dem Unendlichen und dem Ewigen und fühlt bald, daß alles dies blos so viel heißen will, als wenn man auf das Dach des Hauses steigt, um die Sterne zu erreichen! Eben so wie Burns ist er blos ein stolzer Mann; er hätte eben so gern wie dieser „eine Taschenausgabe von Milton gekauft, um die Rolle des Satan zu studiren", denn der Satan ist auch Byron's Ideal, der Heros seiner Poesie und wie es scheint, das Vorbild seines eigenen Verhaltens. Eben so wie in Burns' Falle will sich auch hier das himmlische Element nicht mit dem Staube der Erde mischen; Poet und Weltmann kann er nicht gleichzeitig sein, gemeiner Ehrgeiz verträgt sich nicht mit poetischer Anbetung, er kann nicht Gott und dem Mammon dienen. Byron ist, wie Burns, nicht glücklich, ja er ist der unglücklichste aller Menschen. Sein Leben ist falsch geordnet; das Feuer, welches in ihm lebt, ist nicht ein starkes, stilles Centralfeuer, welches die Produkte einer Welt zur Schönheit erwärmt, sondern es ist das wahnsinnige Feuer eines Vulkans und nun — schauen wir wehmüthig in die Asche eines Kraters, der binnen Kurzem sich mit Schnee füllen wird.

Byron und Burns wurden ihrer Generation als Missionaire zugesendet, um ihr eine höhere Theorie, eine reinere Wahrheit zu lehren. Sie hatten eine Botschaft auszurichten, die ihnen keine Ruhe ließ, bis sie erfüllt war. Gleichsam glimmend und schmerzlich zuckend lag diese göttliche Mission in ihnen, denn sie wußten nicht, was sie bedeutete und fühlten sie blos mit geheimnißvoller Ahnung und mußten sterben, ohne ihr bestimmten Ausdruck geliehen zu haben.

Wir gestehen, daß wir das Schicksal dieser so reich begabten edlen Seelen, die dennoch mit allen ihren Begabungen zu Grunde gingen, nicht

ohne eine gewisse bange Wehmuth betrachten. Uns scheint, als würde uns dadurch eine ernste Moral gepredigt und für Menschen von gleichem Genius, wenn es deren giebt, liegt darin eine Lehre von tief eindringender Bedeutung. Ganz gewiß geziemt es einem solchen Menschen, der für die höchste aller Unternehmungen, die, der Dichter seines Zeitalters zu sein, ausgestattet ist, wohl zu überlegen, was es ist, was er versucht und in welchem Geiste er es versucht. Denn die Worte Milton's sind wahr für alle Zeiten und waren niemals wahrer als in der jetzigen: „Wer Heldengedichte schreiben will, muß erst sein ganzes Leben zu einem Heldengedicht machen.“ Wenn er dies nicht kann, dann möge er diese Arena schleunigst verlassen, denn weder ihr Glanz und Stolz noch ihre Gefahren taugen für ihn. Möge er zu einem modischen Dichterling zusammenschrumpfen, möge er die Götzen der Zeit anbeten und besingen und die Zeit wird nicht ermangeln, ihn zu belohnen.

Dies letztere wird aber nur dann geschehen, wenn er lange in dieser Eigenschaft leben kann. Byron und Burns konnten nicht als Götzenpriester leben, sondern das Feuer ihrer eigenen Herzen verzehrte sie und es war besser für sie, daß sie es nicht konnten. Denn nicht in der Gunst der Großen oder der Kleinen, sondern in einem Leben der Wahrheit und in der uneinnehmbaren Citadelle seiner eigenen Seele muß die Kraft eines Byron oder Burns liegen. Mögen die Großen sich fern von ihm halten, wenn sie nicht wissen, auf welche Weise sie ihn zu ehren haben. Schön ist die Vereinigung des Reichthums mit Begünstigung und Förderung der Literatur gleich dem kostbarsten Blumentopf, der den lieblichsten Amaranth umschließt. Und dennoch fasse man das Verhältniß nicht falsch auf. Ein ächter Dichter ist nicht ein Mann, den die Reichen mit Geld oder Schmeichelei miethen können, damit er der Diener ihrer Vergnügungen, der Verfasser ihrer Gelegenheitsgedichte, der Lieferant ihres Tafelwitzes sei. Er kann nicht ihr Knecht, ja er kann nicht einmal ihr Parteigänger sein. Auf die Gefahr beider Parteien hin versuche man keinen solchen Bund! Wird wohl ein Sonnenroß sanft und geduldig in dem Geschirr eines Karrengaules gehen? Seine Hufe sind von Feuer und sein Pfad führt durch die Himmel, um allen Ländern Licht zu bringen; wird es daher wohl auf kothigen Chausseen patschen und Bier zur Stillung irdischen Appetits von Thür zu Thür schleppen?

Doch wir machen Halt in diesen Betrachtungen, die uns unendlich

weit führen würden. Wir hatten uns vorgenommen, auch noch etwas über Burns' öffentlichen, moralischen Charakter zu sagen, aber auch davon müssen wir absehen. Wir sind weit entfernt, ihn vor der Welt strafbar oder doch strafbarer als die meisten Menschen zu glauben, ja wir zweifeln nicht, daß er weniger strafbar ist, als einer von zehntausend. Vor einem weit strengeren Tribunal verhört, als wo die Plebiscita des gewöhnlichen bürgerlichen Rufs ausgesprochen werden, hat er uns selbst hier weniger Tadel als vielmehr Mitleid und Verwunderung zu verdienen geschienen. Die Welt ist aber gewöhnlich ungerecht in ihren Urtheilen über solche Menschen, ungerecht aus vielen Gründen, von welchen wir nur diesen einen als den hauptsächlichsten anführen: Sie entscheidet wie ein Gerichtshof nach todten Gesetzesvorschriften und nicht positiv, sondern negativ, weniger nach Dem, was recht gethan ist, als nach Dem, was unrecht geschehen oder nicht geschehen ist. Nicht die wenigen Zolle Abweichung von dem mathematischen Kreise, die sich so leicht messen lassen, sondern das Verhältniß derselben zu dem ganzen Durchmesser macht die wirkliche Aberration aus. Dieser Kreis kann der eines Planeten, sein Diameter die Breite des Sonnensystems sein, vielleicht aber auch nur die Rennbahn einer Kunstreiterbude. Dennoch aber mißt man blos die Zolle der Abweichung und man nimmt an, daß der Durchmesser der Kunstreiterbahn und der des Planeten im Vergleich dasselbe Verhältniß geben!

Hierin liegt die Wurzel so mancher blinden, grausamen Verdammung eines Burns, Swift, Rousseau u. s. w. Gesetzt, das Schiff läuft mit beschädigtem Segel- und Takelwerk in den Hafen ein, so ist der Lootse tadelnswerth; er ist nicht allweise und allmächtig gewesen; um aber zu wissen, **wie** tadelnswerth er ist, müssen wir erst fragen, ob er eine Reise um die Erde oder blos nach Ramsgate und der Hundsinsel gemacht hat.

Bei unsern Lesern im Allgemeinen, so wie überhaupt bei allen Menschen von richtigem Gefühl brauchen wir nicht als Vertheidiger für Burns aufzutreten. In Mitleid und Bewunderung eingesargt, ruht er in unser aller Herzen in einem weit edleren Mausoleum als jenem marmornen und seine Werke werden selbst bei ihrer Mangelhaftigkeit niemals aus dem Andenken der Menschen hinwegschwinden. Während die Shakespeare und Milton gleich mächtigen Strömen durch das Land des Gedankens rollen und Flotten von Kauffahrern und fleißige Perlenfischer auf ihren Wogen tragen, fesselt auch dieser kleine Springquell unser Auge, denn auch er ist ein finn-

reiches Werk der Natur und sprudelt aus den Tiefen der Erde voll und frei in das Licht des Tages empor und oft wird der Reisende von der Heerstraße seinen Schritt hierherlenken, um von seinen klaren Fluthen zu trinken und unter seinen Felsen und Tannen sich stillen Betrachtungen zu widmen.

Deutsche Dramenschmiede.

(1829.)

Der Beruf eines Dramenschmiedes ist in dem jetzigen Entwickelungsstadium der Gesellschaft ein ebenso wesentlicher und anerkannter, als der eines Zeugschmiedes, Hufschmiedes oder anderen Schmiedes, und es läßt sich nicht absehen, weshalb er in der allgemeinen Achtung tiefer stehen sollte, als diese seine Collegen, ausgenommen vielleicht aus dem einen Grunde, daß die Letzteren, welche für die Bedürfnisse des Körpers in Eisen arbeiten, ein vollständig seinem Zweck entsprechendes Werk liefern, während der Erstere, der für die Bedürfnisse der Seele in Gedanken und Gefühlen arbeitet, ein Werk liefert, welches seinem Zwecke nur unvollständig entspricht. In anderer Beziehung scheint er jedoch mit ihnen auf gleicher Stufe zu stehen, denn wer vorurtheilsfrei denkt, wird, meinen wir, nicht bezweifeln, daß ein Talent, welches ein entsprechendes Theaterstück geschaffen, auch wohl unter angemessener Leitung hinreichend gewesen wäre, die Arbeiten eines Zeug- oder Hufschmieds zu liefern. Indessen, wenn das Publikum sich gegen den Dramenschmied in einer Beziehung knickerig zeigt, so muß es in der andern desto freigebiger sein, denn nach Adam Smith werden die Erwerbszweige, welche für weniger ehrenvoll gelten, dafür desto besser bezahlt. Indem so Eins das Andere ausgleicht, kann der Dramenschmied sich immer eine ganz gute Existenz gründen, wie er in der That auch thut, denn Dramenschiede hat es von jeher gegeben und wird es wahrscheinlich stets geben, wenn nicht vielleicht im Laufe der Jahre das Theater ganz aufhört oder aber, wie hier und da bereits der Fall ist, jeder Schauspieler auch sein eigener Dramenschmied wird und somit dieses Handwerk sich mit dem anderen und älteren verschmilzt.

Die britische Nation hat auch ihre Dramenschmiede, von welchen mehrere ihr Handwerk sehr gut verstehen, doch scheint bei uns diese Art Fabrikation nicht recht zu gedeihen, wenigstens nicht mit jener hervorragenden Kraft, welche die meisten anderen Zweige unserer nationalen Industrie auszeichnet. In Kurzwaaren und Baumwollenwaaren, in allen Arten chemischer, mechanischer oder anderer materiellen Processe thut es England der ganzen übrigen Welt zuvor; ja sogar in vielen Fächern der literarischen Manufaktur, wie z. B. in der Fabrikation von Romanen, steht es unerreicht da, in Bezug auf das Theater aber kann es, der Grund möge nun sein, welcher er wolle, auf keine solche Ueberlegenheit Anspruch machen. In dieser Beziehung steht es schon Frankreich bedeutend nach, hinter Deutschland aber bleibt es vollends unendlich weit zurück. Hören wir Engländer nicht seit zwanzig Jahren tagtäglich, daß das Drama todt oder wenigstens in einen Zustand von Scheintodt versunken sei und sitzen die dramatischen Aerzte nicht beisammen, um wöchentlich, monatlich oder vierteljährlich, obschon stets vergeblich, ihre Kuren vorzuschlagen, während in Deutschland das Drama allem Anscheine nach nicht blos lebt, sondern auch in üppiger Fülle der Kraft sich regt, gleichsam als ob es sich erst die Hörner abliefe! Denn wenn die britischen Dramenschmiede sich kümmerlich hinfristen und unsere Knowleses, Maturins, Shiels und Shees vereinzelt und verlassen wie Tannen auf einem irischen Sumpfe dastehen, sind die deutsche Dramenschmiede eine starke siegreiche Schaar, so zahlreich, daß, wie man berechnet hat, im Kriegsfalle ein Regiment Infanterie daraus gebildet werden könnte, in welchem vom Oberst an bis zum Tambour jeder Offizier und Gemeine seine dramatischen Erzeugnisse vorzeigen könnte.

Den Ursprung einer so auffälligen Erscheinung zu erörtern, ist hier nicht unsere Aufgabe. Die nächste Ursache liegt ohne Zweifel in der größern Nachfrage nach dem betreffenden Artikel; welche größere Nachfrage wiederum ihren Grund entweder — wie Montesquieu glauben würde — in dem Klima Deutschlands, oder vielleicht natürlicher und unmittelbarer, in dem politischen Zustande dieses Landes hat, denn der Mensch ist nicht blos ein arbeitendes, sondern auch ein schwatzendes Thier und wo es keine Parlamentsformen oder andere dergleichen Fragen in den Mußestunden zu besprechen giebt, fällt man gern über Theater und Schauspieler, oder was sich sonst darbietet, her, um sich so viel als möglich gegen die Angriffe der Langeweile zu schützen.

Um uns von der Thatsache, daß wirklich eine solche überwiegende Nachfrage nach Dramen in Deutschland vorhanden ist, zu überzeugen, brauchen wir blos irgend ein deutsches belletristisches Journal zur Hand zu nehmen. Ist nicht jedes Literaturblatt und Kunstblatt bis zum Bersten mit Theaterangelegenheiten vollgestopft? Ja, hat nicht der Redacteur Correspondenten in allen Hauptstädten der civilisirten Welt, welche ihm über diesen einen Gegenstand und keinen andern rapportiren?

Indessen wir sehen vor der Hand von diesem journalistischen Correspondenzwesen ab und wenden uns der Aufgabe zu, welche wir uns zunächst gestellt haben, indem wir den Zustand der Schauspieldichtkunst in Deutschland ein wenig näher ins Auge fassen und einzelne Siege derselben der Betrachtung unserer Leser vorführen. Denn so tief auch diese Branche der Literatur stehen mag, so ist sie doch eine wirklich vorhandene, rührige und dauernde, und ein Beruf, dem sich Viele widmen, hat, selbst wenn es ein nutzloser und thörichter Beruf ist, stets Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit, die wir ihm widmen müssen, sei es nun, um ihn zu loben und zu fördern, oder um ihn zu tadeln und zu hemmen. Unser Zweck ist, das gründliche Studium der ausländischen Literatur zu fördern, welches Studium, wie alle anderen menschlichen Unternehmungen, sowohl seine negative als seine positive Seite hat. Wir haben schon, so wie die Gelegenheit sich dazu darbot, den Verdiensten verschiedener deutscher Dichter Rechnung getragen und müssen nun ein Wort über gewisse deutsche Poetaster sagen, in der Hoffnung, daß es hauptsächlich die Achtung vor den erstern ist, was uns bewogen hat, auch nur diese flüchtige Notiz von den letzteren zu nehmen, denn das Schlechte ist an und für sich von keinem Werthe und verdient blos deshalb nähere Schilderung, damit man es nicht fälschlich für das Gute halte. Der Leser darf dabei durchaus nicht fürchten, daß wir ihn bei dieser Gelegenheit mit einem ganzen Gebirge dramatischen Gerülles überschütten werden, welches auf den Böden der Schauspielhäuser still und harmlos vermodert und verschimmelt. Dies sei fern von uns! Ueberhaupt ist unsere Kenntniß dieses Gegenstandes im höchsten Grade beschränkt und ihn zu erschöpfen, oder mit wissenschaftlicher Genauigkeit besprechen zu wollen, wäre ein für uns geradezu unmögliches Unternehmen. Der geneigte Leser fasse daher Muth, denn er ist in Händen, die ihm nicht viel Schaden thun wollen, ja was noch mehr ist, es nicht können. Ein einziger schüchterner Blick in das ungeheure Lager der Dramenschmiede, die mit so fürchterlichem Tumult durcheinander hämmern

und feilen — und wir verlassen es schnell wieder, wahrscheinlich auf viele Jahre.

Der deutsche Parnaß hat, wie einer seiner eigenen Bewohner bemerkt, einen etwas breiten Gipfel und dennoch nimmt man an, daß innerhalb des letzten Jahrhunderts nur zwei Dramatiker ihn erstiegen haben: Schiller und Goethe, wenn man nicht etwa aus Rücksicht auf „Minna von Barnhelm“ und „Emilie Galotti“, Lessing als dritten hinzugesellen will. An dem Abhange des Berges stoßen wir auf einige vereinzelte Mitglieder derselben Genossenschaft. Unter denselben behaupten Tieck und Maler Müller einen festen und ziemlich hohen Standpunkt, während weiter unten verschiedene, sehr rechtschaffene Leute, denen wir ein schleuniges Emporkommen wünschen, heftig drauf losklettern, aber auf dem lockern Sande immer wieder zurückrutschen. Daß das Lager oder die Werkstätte, von welcher wir sprechen und in welche wir einzutreten im Begriff stehen, nicht an dem Abhange des Berges, sondern ganz unten am Fuße desselben auf ebenem Boden liegt, wird der Leser schon von selbst vorausgesetzt haben, denn das charakteristische Wesen eines Dramenschmiedes besteht eben darin, daß er nicht in Poesie, sondern in Prosa arbeitet, welche der erstern mehr oder weniger geschickt nachgebildet ist.

Und hier wird der einen Augenblick verweilende Leser bemerken, daß er sich in einem civilisirten Lande befindet, denn gerade an der Grenzlinie des Parnaß erhebt sich ein Galgen, an welchem eine menschliche Gestalt in Ketten aufgehängt ist! Es ist die Gestalt August's von Kotzebue und sie baumelt hier schon seit vielen Jahren zur Warnung für alle zu kecken Dramenschmiede, die aber, wie wir sehen, sich sehr wenig darum kümmern. Unglücklicher Kotzebue, sonst der Liebling des ganzen europäischen Theaters! Es war der Fürst aller Dramenschmiede und verstand Theaterstücke mit einer Schnelligkeit und einem Glücke zu fabriziren, wie noch keiner vor ihm, denn seine Muße brütete wie andere Tauben allmonatlich Zwillinge aus und die Welt betrachtete sie mit einer Bewunderung, die zu groß war, als daß man sie in Worten hätte aussprechen können. Was ist alle Popularität der Vergangenheit oder Gegenwart gegen diese? Wurden nicht seine Stücke in fast jede Sprache artikulirt sprechender Menschen übersetzt oder wenigstens, wie man buchstäblich sagen kann, auf jedem Theater von Kamschatka bis Cadix aufgeführt? Rührten sie nicht die verstocktesten Herzen aller Länder und lockten sie nicht gleich der Musik Orpheus' Thränen auf eiserne Wangen

herab? Wir haben selbst Männer von kieselhartem Herzen gekannt, welche bekannten, daß sie bei diesen Stücken zum ersten Mal in ihrem Leben geweint. So war es vor mehr als vierzig Jahren und wie steht es heute? Kotzebue glaubte, als er so auf dem hohlen Ballon des Beifalls der großen Menge emporgetragen ward, es wären ihm Flügel verliehen, um zu den Unsterblichen hinaufzusteigen. Fröhlich stieg er empor und schwebte und segelte, als ob er die Lüfte beherrschte; in der dünnen Luft der höheren Region aber platzte sein Ballon oder die Pfeile kecker Bogenschützen durchbohrten ihn und so sehen wir ihn endlich als Vogelscheuche hin- und herschwanken, um vor der Berührung verbotener Früchte zu warnen.

O ihr Dramenschmiede und literarischen Quacksalber jeder Gattung. weinet über Kotzebue und über euch selbst! Wisset, daß das lauteste Beifallsgebrüll des großen Haufens noch kein Ruhm ist; daß der Ballon, wenn ihr so wahnsinnig seid, ihn zu besteigen, endlich ganz gewiß platzt oder von Pfeilen durchschossen wird und daß dann eure Gebeine ebenfalls als Vogelscheuchen dienen werden.

Jedoch verlassen wir dieses allegorische Gebiet, um uns unserer prosaischen Aufgabe zuzuwenden.

Unter den Hunderten deutscher Dramatiker, wie man sie nennt können drei Individuen, welche ihre sämmtlichen Collegen überragen, als die Repräsentanten der ganzen Zunft der Dramenschmiede betrachtet werden, deren verschiedenartige Handgriffe und Manipulationen durch die Procedur dieser drei in einem gewissen Grade veranschaulicht werden. Wir sprechen daher der Reihe nach von Grillparzer, Klingemann und Müllner.

Franz Grillparzer ist ein Oesterreicher und sein Vaterland wird als keineswegs fruchtbar an Poeten betrachtet — ein Umstand, der vielleicht zu seiner ziemlich raschen Berühmtheit ein wenig beigetragen hat. Unsere genauere Bekanntschaft mit Grillparzer datirt erst aus neuerer Zeit, obschon sein Name und Proben seines Fabrikats schon seit längerer Zeit in vielen britischen und ausländischen Journalen oft mit Zeugnissen ausgehängt worden sind, welche vielleicht manchen weniger erfahrenen Kunden verlockt haben. Auch haben wir im Grunde genommen diese Zeugnisse nicht falscher gefunden, als dergleichen Zeugnisse gewöhnlich sind oder vielmehr nicht so falsch, denn Grillparzer ist in der That ein sehr harmloser Mann, dem man sogar in gewisser Beziehung ein gewisses Verdienst zuerkennen muß, so daß wir

ihn nur widerstrebend der Zahl der Dramenschiede zugesellen, anstatt ihm den Namen eines Dramatikers beizulegen, worauf er allerdings Anspruch macht. Wäre das Gesetz in Bezug auf mittelmäßige Dichter seit Horaz milder geworden, so wäre es mit Grillparzer ganz gut bestellt gewesen, denn es läßt sich nicht leugnen, daß er wirklich eine kleine Ader von Grazie und poetischer Zartheit besitzt, eben so wie eine scheinbare Bescheidenheit und wirkliche Liebe zu seiner Kunst, welche etwas Besseres verspricht. Aber Götter und Menschen und Säulen sind in Bezug auf diese unglückliche Mittelmäßigkeit, selbst auf die gefällige und amüsante Mittelmäßigkeit noch gleich stark und wir kennen bis jetzt von Grillparzer noch keine Scene oder Zeile, die etwas mehr als mittelmäßig wäre. Non concessere ist daher vor der Hand sein Urtheil und je lauter seine es mit ihm wohlmeinenden Bewunderer ihn herausstreichen, desto nachdrücklicher muß es ausgesprochen und wiederholt werden.

Nichtsdestoweniger ist Grillparzer's Anspruch auf den Namen eines Dramenschmiedes vielleicht mehr sein Unglück als sein Verbrechen. Da er in einem Lande lebt, wo man dem Drama so große Aufmerksamkeit erweist, so hat er sich verleiten lassen, sich ebenfalls darin zu versuchen, ohne doch entschiedene Befähigung zu einem solchen Unternehmen zu besitzen, so daß das ihm zugetheilte Maß von Talent, welches in irgend einem Zweige der Prosa oder auch im Sonett, in der Elegie, im Liede oder in einer anderen Nebengattung von Poesie Gutes geleistet haben würde, gleichsam seiner Bestimmung zum Trotz, gezwungen wird, Dramen zu schreiben, welche, obschon regelmäßig in Scenen und einzelne Reden abgetheilt, dem Wesen nach aus lauter Monologen bestehen, und obschon von Charakteren wimmelnd, nur zu oft blos einen Charakter ausdrücken und obendrein keinen sehr außerordentlichen — nämlich den Charakter Franz Grillparzer's selbst. Zu seinem noch größeren Unglück hat er auf dieser Laufbahn Beifall gefunden und er wird sie daher wahrscheinlich immer weiter und weiter verfolgen, mögen die Natur und die Sterne sagen, was sie wollen.

Das eigenthümliche Kennzeichen eines Dramenschmiedes ist, daß er in Prosa schreibt, welche Prosa er, wahrscheinlich erst sich selbst, und dann dem einfältigeren Theile des Publikums für Poesie aufschmiert — sit venia verbo. Die Art und Weise, auf welche er diesen Taschenspielerstreich ausführt, begründet seine besondere Unterscheidung und bestimmt die Spezies, welcher er in dem Genus Dramenschmied angehört. Der allgemeine Kennzug aber,

welcher einem jeden dieser sich selbst so nennenden Dichter eigenthümlich ist, besteht darin, daß er durch prosaische und gleichsam mechanische Mittel ein Ziel zu erstreben sucht, welches ohne poetischen Genius absolut nicht zu erreichen ist. Größtentheils hat er einen gewissen Kniff oder Handwerksvortheil, den man bei genauerer Besichtigung entdecken und dadurch das Herz seines Geheimnisses durchschauen kann. Er hat entweder blos einen Kniff oder mehrere, und je schlauer er diese zu verbergen weiß, desto vollkommener ist er in seinem Handwerk, denn sobald das Publikum einmal diese seine Kunstgriffe durchschauete, wäre es aus mit ihm. Kein Zauberer gilt, sobald wir wissen, wie er's macht, wenn er Feuer frißt, mehr für einen ächten Wunderthäter, ja er amüsirt uns nicht einmal mehr in seiner wahren Eigenschaft als Gaukler und wenn er den ganzen Vesuv auffräße. Zum Glück aber für Dramenschmiede und andere dergleichen Leute ist das Publikum ein kurzsichtiges Thier, welches sich unglaublich leicht täuschen läßt, ja in der Regel, wie schon das uralte Sprichwort sagt, getäuscht sein will.

Ueber Grillparzer's eigenthümlichen Kniff läßt sich nicht sehr viel sagen. Er scheint nach der Reihe verschiedene Rezepte versucht zu haben und — zu seiner Ehre sei es gesagt — mit keinem derselben recht zufrieden zu sein. Das bei weitem schlechteste seiner Dramen, welches wir gesehen haben, ist die Ahnfrau, eine furchtbare Gespenstertragödie, deren verwerflicher Mechanismus gleich auf den ersten Blick zu erkennen ist. Es ist weiter nichts als die alte Schicksalsgeschichte. Eine unsichtbare Nemesis sucht die Sünden der Väter an den Kindern heim bis ins dritte und vierte Glied — eine Methode, die in der deutschen Kunst vor einiger Zeit eben so allgemein und herrschend war, wie der Dampf im englischen Maschinenwesen ist und worüber wir gleich Gelegenheit haben werden, noch mehr zu sprechen.

In seiner Vorrede bemühet sich Grillparzer, die Thatsache, daß er ein Schicksalsdichter sei, zu leugnen oder abzuschwächen; aber das hilft ihm alles nichts, denn es ist eine Thatsache, die sich auf das Zeugniß unserer fünf Sinne gründet. Indessen freuet es uns, zu bemerken, daß er mit diesem einen Versuche die Schicksalsbranche verlassen und bessere, wenigstens andere, eingeschlagen zu haben scheint.

Was die Ahnfrau selbst betrifft, so wollen wir bemerken, daß uns noch wenig Dinge so frappirt haben, wie die kleine Bemerkung des Grafen Borotin, die mitten unter den entsetzlichsten und unheimlichsten Nachtgedanken ganz unerwartet auf folgende Weise zum Vorschein kommt:

Bertha.
Und der Himmel, sternelos,
Starrt aus leeren Augenhöhlen
In das ungeheure Grab
Schwarz herab!

Graf.
Wie sich doch die Stunden dehnen!
Was ist wohl die Glocke, Bertha?

Eine zartere Wendung ist wohl selten in einem tragischen Dialog vorgekommen.

Was die Geschichte der „Ahnfrau" betrifft, so ist sie natürlich von der herzzerreißendsten Art. Diese „Ahnfrau" ist eine Dame oder vielmehr der Geist einer Dame, denn sie ist schon seit einigen Jahrhunderten todt, welche im Leben eine sogenannte Indiscretion begangen hatte, welche Indiscretion der unhöfliche Herr Gemahl — man hätte meinen sollen hinreichend — dadurch strafte, daß er ihr das Schwert durch den Leib rannte. Grillparzer's Fatum aber ist damit noch nicht zufrieden, sondern verurtheilt die schöne Büßende, auch noch ferner als Gespenst umzugehen, bis der letzte Sprößling ihrer Familie stirbt. Demgemäß hört man sie von Zeit zu Zeit Thüren zuschlagen und mehr dergleichen Unfug verüben und dann und wann sieht man sie mit furchtbaren Glotzaugen und anderem gespenstischen Zubehör, zum Schrecken nicht blos der Dienstleute, sondern auch des alten Grafen Borotin, ihres jetzigen alleinigen männlichen Nachkommens, dessen Mittagschläfchen sie bei einer Gelegenheit auf grausame Weise stört. Dieser Graf Borotin ist ein guter, redseliger alter Herr. Er hatte einen Sohn, der schon vor langer Zeit in einem Teiche ertrank, ohne daß man jedoch die Leiche gefunden hätte. Außerdem besitzt er noch eine hochgebildete Tochter, welche weiter keine Freier hat, als einen gewissen Jaromir, einen Menschen von unbekannter Herkunft und allem Anscheine nach sehr dürftigen Vermögensumständen; ja später ergiebt sich sogar, daß er das Haupt einer Räuberbande ist, welche schon lange die benachbarten Wälder unsicher gemacht hat. Gerade um diese Zeit langt ein Offizier an, welcher beauftragt ist, mit seiner Mannschaft diese Räuber vollständig auszurotten, und nun kommen auf einmal die seltsamsten Dinge an's Licht. Dieser Jaromir ist nämlich Niemand weiter, als des armen alten Borotin ertrunkener Sohn, der aber nicht ertrunken, sondern von den Räubern gestohlen und aufgezogen worden ist. Demzufolge ist er der Bruder seiner Braut und ein ganz entsetzlicher Bursche,

der, indem er sein Leben vertheidigt, ohne es zu wissen, seinen eigenen Vater umbringt und seine Braut zum Selbstmorde treibt, so daß also aus der Heirath auf keinen Fall etwas wird.

Der Leser begreift leicht, daß alle diese Geschichten nicht ohne einigen Lärm und Tumult abgehen. In der That herrscht auch während dieser ganzen Nacht überall ein fürchterlicher Spektakel — Räuber sterben, Musketen knallen, Frauen kreischen, Männer fluchen und die „Ahnfrau" selbst, der Genius dieses ganzen Wirrwarrs, taucht zu wiederholten Malen auf. Indessen, mit der Zeit nimmt Alles ein Ende und so auch hier. Jaromir gelingt es endlich, ebenfalls den Geist aufzugeben, worauf, nachdem das ganze Geschlecht der Borotine zum Teufel gegangen ist, die „Ahnfrau" sich ebenfalls dahin zurückzieht oder wenigstens die Oberwelt von ihrer Gegenwart befreit, worauf das Stück in tiefer Stille endet. Wir wollen über diese arme Ahnfrau weiter nichts sagen, als: „Wo sie auch sein möge, requiescat! requiescat!"

Wie wir schon oben erwähnten, scheint die Schicksalsmethode bei der Fabrikation tragischer Rührung Grillparzer selbst nur wenig befriedigt zu haben, denn nach dieser Ahnfrau hören wir nichts weiter davon. Sein „König Ottokar's Glück und Ende" ist ein weit unschuldigeres Stück und bewegt sich in einer ganz anderen Richtung, indem es nicht durch alte Weibermärchen von Schicksalsbestimmung auf uns einzuwirken sucht, sondern durch den Glanz von Thronen und Fürstenthümern, den grausamen oder hochherzigen Stolz von österreichischen Kaisern und böhmischen Eroberern, den Witz ritterlicher Höflinge und schöne, aber verschmitzte Königinnen — alles dies mit einer gehörigen Beimischung von Krönungsceremonien, ungarischen Costüms, bärtigen Hellebardierern, Schlachtenlärm und Kriegsgetöse. Es wird in diesem Stück sogar ein Versuch zur Charakterzeichnung gemacht, denn gewisse Personen des Drama's sind offenbar bestimmt, sich von gewissen andern nicht blos der Kleidung und dem Namen, sondern auch ihrer Natur und ihrem Wesen nach zu unterscheiden; wenigstens versichern sie dies wiederholt oder deuten es an und thun alles Mögliche, um es durch die That zu beweisen, was ihnen aber unglücklicherweise nur in sehr geringem Grade gelingt. In der That sind diese Personen des Drama's mehr Rubriken und Titel als Personen und größtentheils bloße theatralische Automaten, die eine nur mechanische Existenz besitzen. Das Wahre an der Sache ist, daß Grillparzer nicht im Stande ist, irgend einem Charakter oder Gegenstande

ein poetisches Leben mitzutheilen, wodurch er, selbst wenn es auch auf keine andere Weise geschähe, das durch und durch prosaische Wesen seines Talentes kundgiebt. Seine Personen besitzen in einigen Fällen einen gewissen Grad von metaphysischer Wahrheit; das heißt: ein Theil ihres Baues entspricht, vom psychologischen Standpunkte aus betrachtet, dem andern, und soweit wäre Alles gut; diese blos wissenschaftlichen und leblosen Eigenschaften aber zu einem lebenden Menschen vereinen, ist die Aufgabe nicht eines Dramenschmiedes, sondern eines Dramatikers. Nichtsdestoweniger ist „König Ottokar" eine verhältnißmäßig harmlose Tragödie. Sie hat viel Handlung, die ziemlich effectvoll ist, aber des Zusammenhanges entbehrt, und das Stück muß sich in Folge der darin vorkommenden Liebeshändel, Schlägereien, Hochzeiten, Leichenbegängnisse, Prozessionen, Lager ꝛc., besonders wenn der Schneider und der Maschinist ihre Schuldigkeit thun, ganz hübsch ausnehmen, vorzüglich auf einem Wiener Theater, wo es eine nationale Bedeutung hat, weil Rudolph von Habsburg eine der Hauptpersonen darin ist.

Das Vorbild dieses „Ottokar" sind wahrscheinlich Schiller's Piccolomini gewesen — ein Gedicht von ähnlicher Zusammensetzung und Tendenz, wiewohl von ersterem eben so verschieden, als eine lebende Rose von einer Masse todter Rosenblätter. Es scheint, als ob Grillparzer gehofft hätte, uns durch eine hinreichende Menge wundersamer Auftritte und Umstände zu verblüffen, ohne weiter ängstlich darnach zu fragen, ob die Seele und Bedeutung derselben uns deutlich werde oder nicht. Und hierin eben liegt, glauben wir, der eigenthümliche Kniff oder das Dramenschmiedgeheimniß Ottokar's, nämlich darin, daß der Effect hauptsächlich von seiner Quantität abhängt, von der großen Anzahl der Ueberraschungen und freudigen oder beklagenswerthen Abenteuer, die nach einander zum Vorschein kommen, so daß die Menge des oberflächlichen Inhalts den Mangel der callida junctura aufwiegt.

Diese zweite Methode bei der Fabrikation von Tragödien halten wir für besser als die erste. Gleichzeitig ist es aber eine sehr gebräuchliche Methode, sowohl im Fache der Tragödie als in anderen, ja wir haben von Leuten, deren Erwerb es ist, Verse zu schreiben oder die Phantasie auf andere Weise anzustrengen, sagen hören, es sei dies die beste Methode, die sie kennten. Sammeln nicht diese Leute „Stoff" auf der ganzen bewohnbaren Erde, indem sie geflissentlich seltsame Ereignisse, Mordthaten, Duelle, Geistererscheinungen u. dergl. ausforschen und zusammentragen? Haben sie von

dergleichen Stoffen einen hinreichenden Vorrath gesammelt, so bedarf es dann von ihrer Seite weiter nichts, als daß sie dieselben geschickt und bunt zustutzen und in ein Futteral bringen, welches dann Novelle, Drama oder Roman heißt. Aber alles dies ist nichts weiter als Combination und keine Schöpfung und hat in der Literatur wenig Werth. Die Quantität — so viel ist gewiß — kann die Qualität niemals ersetzen und die brillantesten Farben nützen nichts, wenn nicht eine lebensvolle Gestalt damit gemalt wird. Für „König Ottokar" wäre es besser, wenn die Geschichte halb so lang und dadurch um so bündiger geworden wäre, denn eben so wie zu Cervantes' Zeit ist es auch jetzt noch wahr: nunca lo bueno fuè mucho. Was nützt der Schluck Branntwein, so lange er in chemischer Vermischung mit einem Fasse voll Spülicht schwimmt! Der Destillateur möge ihn immer und immer wieder durch seinen Apparat laufen lassen, denn es sind die Tropfen reinen Alkohols, die wir wollen, nicht die vielen Kannen Wasser, die in jeder Pfütze zu haben sind.

Im Ganzen genommen erinnern wir uns an „König Ottokar" ohne Groll und um zu beweisen, daß Grillparzer ihn, wenn auch nicht poetischer, doch weniger prosaisch hätte machen können und wirklich etwas Besseres in sich trägt, als sich hier kund giebt, wollen wir eine Stelle citiren, die uns sehr schön und natürlich empfunden zu sein scheint. König Ottokar steht auf dem letzten seiner Schlachtfelder, wo er nichts vor sich sieht als Tod oder Gefangenschaft, und er überdenkt seine vergangenen Missethaten, indem er sagt:

Ich hab' nicht gut in deiner Welt gehaus't,
Du großer Gott! Wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über deine Fluren;
Du aber bist's allein, der stürmen kann,
Denn du allein kannst heilen, großer Gott.
Und hab' ich auch das Schlimme nicht gewollt,
Wer war ich, Wurm? daß ich mich unterwand,
Den Herrn der Welten frevelnd nachzuspielen,
Durchs Böse suchend einen Weg zum Guten!

Den Menschen, den du hingesetzt zur Lust,
Ein Zweck, ein Selbst, im Weltall eine Welt —
Gebaut hast du ihn als ein Wunderwerk.
Mit hoher Stirn und aufgericht'tem Nacken,
Gekleidet in der Schönheit Feierkleid,

Und wunderbar mit Wundern ihn umringt,
Er hört und sieht und fühlt und freut sich.
Die Speise nimmt er auf in seinen Leib;
Da treten wirkende Gewalten auf,
Und weben fort und fort mit Fasern und Gefäß,
Und zimmern ihm sein Haus; kein Königsschloß
Mag sich vergleichen mit dem Menschenleib!
Ich aber hab' sie hin zu Tausenden geworfen,
Um einer Thorheit, eines Einfalls willen,
Wie man den Kehricht schüttet vor die Thür.
Und Keiner war von den Geblieb'nen allen,
Den seine Mutter nicht, als sie mit Schmerz geboren,
Mit Lust gedrückt an ihre Nährerbrust,
Der Vater nicht als seinen Stolz gesegnet,
Und aufgezogen, Jahrelang gehütet;
Wenn er am Finger sich verletzt die Haut,
Da liefen sie herbei und banden's ein,
Und sahen zu, bis endlich es geheilt:
Und 's war ein Finger nur, die Haut am Finger!
Ich aber hab' sie Schockweis hingeschleudert,
Und starrem Eisen einen Weg gebahnt
In ihren warmen Leib. — Hast du beschlossen
Zu gehen in's Gericht mit Ottokar,
So triff mich, aber schone meines Volks!

Stellen dieser Art, deren in Grillparzer's Dramen hier und da mehrere vorkommen und die wenigstens eine liebenswürdige Zartheit der Empfindung beweisen, lassen uns um so mehr bedauern, daß wir ihn dennoch verdammen müssen und berechtigen zu der Hoffnung, daß er nicht dazu geboren ist, stets ein Dramenschmied zu bleiben. Eine ächte, obschon schwache poetische Ader scheint er wirklich zu besitzen und die Reinheit seines Herzens kann ihn bei ernsten Studien noch auf das ihm angemessene Feld führen. Wir halten ihn für einen rechtschaffenen, gewissenhaften Mann und ehrlichen Freund der Kunst; ja dieses unaufhörliche Schwanken in seinen dramatischen Entwürfen ist schon an und für sich ein gutes Zeichen. Außer der „Ahnfrau“ und „Ottokar“ hat er noch drei Dramen: „Sappho“, das „Goldene Vließ“ und „Ein treuer Diener seines Herrn“ nach ganz anderen Prinzipien geschrieben, indem er, wie es scheint, einem klassischen Modell oder wenigstens einem französischen Spiegelbilde eines solchen Modells nachstrebt. „Sappho“ scheint uns bei weitem die fehler-

loseste seiner Arbeiten zu sein, die wir bis jetzt kennen gelernt haben. Es liegt darin ein hoher Grad von Anmuth und Einfachheit, eine Weichheit, Politur und guter Geschmack, wie man ihn von dem Verfasser der „Ahnfrau“ nicht erwarten sollte.

Wenn wir es aber nur mit Widerstreben über uns gewinnen konnten, Grillparzer unter die Dramenschmiede zu zählen, so kann in Bezug auf den zweiten Namen, der auf unserer Liste steht. — Dr. August Klingemann — von einem solchen Hang zur Schonung nicht die Rede sein. Dr. Klingemann war einer der unbestreitbarsten Dramenschmiede, die es je gegeben. Seine Procedur ist von der Grillparzer's ganz verschieden. Bei ihm handelt es sich nicht um eine schwankende, sich ewig verändernde Methode oder um eine Combination von Methoden, sondern um ein feststehendes Prinzip der Thätigkeit, welchem er mit unbeugsamem Muthe folgt, während er mit seinen eigenen Leistungen höchlich zufrieden zu sein scheint. Während Grillparzer uns bald durch die Schicksalsmethode, bald durch pomphafte Action und großsprecherische oder weinerliche, in allzureichlicher Fülle sich ergießende Sentimentalität zu überwältigen sucht, scheint Klingemann, ohne eines dieser Hülfsmittel zu verschmähen, sich doch in der Hauptsache auf zuverlässigere und allezeit fertigere Dinge zu stützen — wir meinen seine Vorräthe von Blitzmehl, Oelpapier, Masken, rothen Mänteln und Schießpulver. Was durch Donner und Blitz, magische Laternenbilder, Todtenköpfe, Feuerregen und dergleichen geleistet werden kann, wird hier geleistet. Hierzu kommen noch eine Menge Kirchhof- und Kapellenscenen bei der stürmischsten Witterung, abgesehen von Schlachtfeldern, hier und da durch das Waldesdunkel blitzenden Waffen und den Schüssen, die man dann und wann in der Ferne fallen hört. Außerdem sind die boshaften Seitenblicke, die leichenhafte Blässe, das Fußstampfen und die Ohnmachten von der Art, daß sich darüber ein Stein in der Erde erbarmen möchte. Aber nicht blos die Blicke und Geberden dieser Leute sind von der herzzerreißendsten Art, sondern ihre Worte und Gefühle — denn Klingemann ist kein halber Künstler — stimmen damit überein — hochtrabende Aufgeblasenheit, die reinste Unschuld, die erhabenste Seelengröße, göttliche Ideen aller Art — überall der schönste tragische Humor. Die Moral ist dabei von der trefflichsten Art, auf die Tugend wird die ängstlichste Rücksicht genommen und das Walten der Vorsehung und des Teufels streng von einander getrennt gehalten. Aus diesen Bestandtheilen sind die Klingemann'schen Dramen zu-

sammengesetzt und es läßt sich nicht leugnen, daß ihre Wirkung eine durchaus nicht unangenehme ist, ja wir müssen zu unserer Schande gestehen, daß wir diese Schauspiele mit einem gewissen Grad von Genuß gelesen haben und behaupten, wer Lust hat, sich auf irrationelle Weise zu amüsiren, der findet hier für sein Geld die rechte Waare.

Klingemann's letzte dramatische Arbeit ist „Ahasver". Dieser Ahasver ist Niemand anders, als der ewige Jude oder Schuhmacher von Jerusalem, in Bezug auf welchen wir hier zwei Bemerkungen nicht umgehen können. Die erste gilt dem sonderbaren Namen des Schuhmachers; warum nennen Klingemann und die Deutschen überhaupt diesen Mann Ahasver, da sein authentischer Name doch Johannes — Joannes a Temporibus Christi oder kurzweg Joannes a Temporibus — ist? Unsere zweite Bemerkung gilt dem Umstande, daß kein Geschichtschreiber oder Erzähler, weder Schiller, noch Strada, noch Thuanus, noch Monro, noch Dugald Dalgetty, etwas davon erwähnen, daß Ahasver der Schlacht bei Lützen beigewohnt habe. Es ist möglich, daß sie glaubten, die Sache sei zu notorisch, als daß sie der Erwähnung bedürfe. Also, er war auf alle Fälle dabei, ja er muß auch bei Waterloo und wahrscheinlich auch bei Trafalgar gewesen sein, obschon es nicht klar ist, auf welcher Flotte, denn er nimmt Theil an allen großen Schlachten und weltgeschichtlichen Ereignissen; wenigstens ist er Zeuge derselben, weil sein Verhängniß ihn dazu zwingt.

Dies ist die eigenthümliche Beschäftigung des ewigen Juden, die wir aus dieser Tragödie kennen lernen; seine anderen Eigenthümlichkeiten — daß er nicht über drei Nächte an einem und demselben Orte wohnen kann, daß er von schwermüthigem Temperament ist und vor allen Dingen, daß er nicht sterben kann, weder durch Hanf, noch durch Stahl, ja nicht einmal durch Blausäure, sondern bis zum jüngsten Tage weiter wandern muß — sind allen Lesern hinreichend bekannt. Ahasver's Aufgabe in der Schlacht bei Lützen scheint eine sehr leichte gewesen zu sein und einfach darin bestanden zu haben, den Löwen des Nordens fallen zu sehen, aber nicht durch eine Stückkugel, wie man gewöhnlich glaubt, sondern durch die verrätherische Pistolenkugel eines gewissen Heinyn von Warth, eines bigotten Katholiken, welcher sich für einen Deserteur der Kaiserlichen ausgiebt, um eine solche Gelegenheit zu finden. Unglücklicherweise verfällt Heinyn unmittelbar nach seiner That in einen schlaflosen, halb rasenden Zustand; geht nach Hause auf sein Schloß Warth, erschreckt sein armes Weib und seinen würdigen,

obschon etwas schwachköpfigen Vater, schleicht dann einige Zeit lang herum, indem er bald betet, bald, und zwar öfterer, schwört und flucht, bis endlich die Schweden ihn festnehmen und umbringen. Ahasver ist wie gewöhnlich bei dem Tode zugegen; in der Zwischenzeit aber hat er Frau von Heinym vom Tode des Ertrinkens gerettet, obschon er sie zugleich durch den Blick seiner unheimlichen stieren Augen vergiftet und nun, da sein Geschäft allem Anscheine nach zu Ende ist, giebt er in seltsamen Worten zu erkennen, daß er fort müsse. Hierauf schreitet er feierlich in den Wald hinein; Wasaburg sieht ihm überrascht nach; die Uebrigen knien um den Leichnam, das Requiem dauert leise fort, und, was noch wunderbarer ist, der Vorhang fällt.

Dies ist die einfache Handlung und ernste Katastrophe dieser Tragödie, in Bezug auf welche es überflüssig wäre, uns weiter in eine Kritik einlassen zu wollen. Wir wollen blos noch bemerken, daß unserem Exemplare eine entsetzliche Lithographie beigefügt ist, welche Ludwig Devrient als Ahasver vorstellt, wie er eben „feierlich in den Wald hineinschreitet“ und die Schlußworte spricht: „Ich aber wandle weiter — weiter — weiter!“

Zunächst werfen wir nun einen Blick auf Klingemann's zweite hervorragende Leistung; wir meinen das Trauerspiel „Faust“. Klingemann giebt zu, daß der Gegenstand schon oft behandelt worden und daß besonders Goethe's Faust dramatische Momente habe; er aber stellt sich die Aufgabe, ihm eine ganz dramatische Gestalt zu geben oder, wie er selbst sagt, eine ächt dramatische Tragödie daraus zu machen. Von dieser lobenswerthen Absicht ausgehend, hat Klingemann einen Faust geschaffen, der sich von dem Goethe's in mehr als einer Beziehung unterscheidet. Der Held dieses Stückes ist nicht der alte Faust, Doctor der Philosophie, welcher durch die Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntniß zur Verzweiflung getrieben wird, sondern der schlichte Johannes Faust, der Buchdrucker und zugleich Erfinder des Schießpulvers, den sein ehrgeiziges Gemüth, noch mehr aber der gänzliche Mangel an baarem Gelde zur Verzweiflung treibt. Er hat ein vortreffliches Weib und einen vortrefflichen blinden Vater, welche beide sehr wünschen, daß er Ruhe halten und in seiner Werkstatt arbeiten möchte; da er sich aber auf die schwarze Kunst versteht, so beschließt er, sich lieber auf diese Weise zu helfen. Demgemäß macht er einen Contrakt mit dem Teufel, unter, wie es scheint, ziemlich vortheilhaften Bedingungen, indem der Teufel sich verbindlich macht, ihm auf die wirksamste Weise zu dienen und Faust dagegen vier Todsünden begehen kann, ehe ihm ein Haar auf seinem Haupte

gekrümmt werden darf. Indessen der Teufel ist, wie man leicht voraussehen kann, ein schlauer Fuchs und Faust wird zuletzt doch überlistet.

Ein zweiter charakteristischer Unterschied Klingemann's ist seine Art und Weise, dieses böse Prinzip zu verkörpern, wenn er endlich beschließt, es sichtbar vorzuführen, denn alle diese Contrakte und vorbereitenden Anstalten werden sehr angemessen hinter den Coulissen zu Stande gebracht und nur die Hauptmomente des Geschäfts dem Publikum durch einen Donnerschlag oder so etwas angedeutet. Wir sehen hier keinen kalten, ironischen Mephistopheles, sondern einen etwas großmäuligen jovialen „Fremden" mit einem sehr rothen Gesicht, dessen Farbe, wie Faust anfänglich glaubt, vom vielen Trinken herrührt. Dieser Fremde hat indessen die Eigenthümlichkeit an sich, daß er, so oft ein religiöser Gegenstand zur Sprache gebracht oder ein geheiligter Name erwähnt wird, sein Glas auf den Tisch stampft und es gewöhnlich zerbricht.

Eine Zeitlang nach Abschluß dieses Handels gehen Faust's Geschäfte sehr gut und er scheint sich ganz wohl zu befinden. Da zeigt ihm aber der Fremde „sein Weib" Helena, das reizendste Wesen von der Welt, aber auch das hartherzigste, denn trotzdem, daß ihr Herr Gemahl nicht im mindesten eifersüchtig ist, will sie doch Faust nicht die geringste Ermuthigung gewähren, bis er Käthe, seine eigene Gattin, ermordet hat, die ihm niemals etwas zu Leide gethan und gegen welche er auch nicht den geringsten Groll hegt. Nichtsdestoweniger beschließt er, in Erwägung, daß er ja vier Todsünden zuzusetzen hat und es um eines so hohen Gewinnes willen wohl auf eine ankommen lassen kann, Käthe umzubringen. Hier aber nimmt die Geschichte schon eine schlimme Wendung, denn nachdem er die arme Käthe vergiftet hat, macht er die ganz unerwartete Entdeckung, daß sie guter Hoffnung ist und daß er deshalb nicht e i n e Todsünde, sondern deren zwei begangen hat! Ja, ehe noch das Begräbniß stattfindet, sieht er sich durch eine Art zufälliger Selbstvertheidigung genöthigt, seinen Vater umzubringen und die dritte Todsünde zu begehen, mit welcher dritten, wie wir gleich sehen werden, sein ganzer ihm zugestandener Vorrath erschöpft ist, weil eine vierte, die er unwissentlich begangen, ihm schon auf das Kerbholz gebracht ist. Von nun an kann es uns nicht wundern, wenn die Sache immer bedenklicher wird — es zeigen sich allerhand beunruhigende Erscheinungen, schwarze Masken umtanzen ihn auf sehr verdächtige Weise, der Fremde mit dem rothen Gesicht

scheint ihn auszulachen und Helena will nirgends zum Vorschein kommen. Damit der theilnehmende Leser mit eigenen Augen sehe, wie der arme Faust nun chicanirt wird, wollen wir hier einige Scenen anführen. Zur ersten wählen wir die, wo die schwarzen Masken auftreten.

Erleuchteter Saal. (In der Ferne hört man rasche Tanzmusik. Masken gehen abwechselnd über die Bühne, aber alle schwarz gekleidet, und mit ganzen undurchsichtigen Larven. Faust stürzt nach einer Pause wild herein, einen gefüllten Pokal in der Hand.)

Faust (in den Vordergrund stürmend.)
Ha, Gift statt Wein, daß ich mich d'rin berausche!
Der Wein macht nüchtern — glühend Feuer will ich!
Fort mit dem Trank —! Und Blut ist's obendrein!
(er schleudert schaudernd den Pokal weit von sich.)
Des Vaters Blut — — ich trank mich darin voll!
(in steigendem Aufruhre.)
Doch Fluch ihm! Fluch! daß er mich hat gezeugt!
Dem Mutterschooße Fluch, der mich getragen!
Der Amme Fluch, die mich an's Licht gefördert,
Daß sie mich nicht erwürgt' im ersten Schreie!
Was kann denn ich für mein entsetzlich Dasein?
Verflucht seist du Natur, die mich betrogen,
Verflucht ich selbst, daß ich mich täuschen ließ! —
Und du gewaltig Wesen, das zum Hohne,
Den Feuergeist in diesen Kerker bannte,
Daß er verzweifelnd hin nach Freiheit ringt —
Dir — —
(er schaudert furchtbar zusammen.)
Nein, die vierte — schwarze Sünde nicht!
Nein! Nein!
(er schlägt im Uebermaße des ausbrechenden Schmerzes beide Hände vor das Gesicht.)
O ich bin unaussprechlich elend!!
(drei schwarze männliche Masken treten zu ihm.)
Erste Maske.
Hei! Lustig, Freund!
Zweite Maske.
Hei, lustig, Bruder!
Dritte Maske (mit einem schneidenden Tone wiederholend).
Lustig!
Faust (in wilder Laune auffahrend, und sich unter ihnen umsehend).
Hei, lustig denn!

Erste Maske.

Wer wollte Mücken fangen!

Zweite Maske.

Das Leben währt ja lang', bis Mitternacht!

Dritte Maske.

Und hinterdrein hat gar die Lust kein Ende!

(die Musik hört plötzlich auf, und eine Glocke schlägt drei Mal an.)

Faust (betäubt.)

Was giebt's?

Erste Maske.

Das dritte Viertel erst auf Zwölf!

Zweite Maske.

Da ist's noch Zeit!

Dritte Maske.

Genug zum Faschingsspiel!

Erste Maske.

Um Mitternacht geht erst der Kehraus an!

Faust (schaudernd).

Was wollt ihr?

Erste Maske (faßt seine Hand rasch).

Hei! Wir tanzen ihn zusammen!

Faust (reißt die Hand zurück).

Fort! — Feuer!!

Erste Maske.

Nicht doch; nur ein Schwefelfunken!

Zweite Maske.

Der Bruder phantasirt!

Dritte Maske.

Holla! Musik!

(die Musik hebt wieder in der Ferne an.)

Erste Maske (heimlich lachend).

Die Milzsucht sticht ihn!

Zweite Maske.

Horch, am Rabensteine

Hebt lust'ger Tanz an!

Dritte Maske.

Da muß ich hinaus!

(ab.)

Erste Maske.

Auch drunten wirbelt's schon im Fegefeuer!

Zweite Maske.

Da gilt es Eile! — Hui! Auf Wiedersehn!

Erste Maske (zu Faust).

Um Mitternacht!

(beide Masken eilen fort.)

Faust (faßt sich an die Stirn).

Ha, was umgiebt mich hier!

(heftig vorwärts tretend.)

Herunter mit den Larven!

(heftiges Klopfen von außen.)

Welch Getöse! —

Beschleicht mich Wahnsinn —?

Stimme (heftig von außen).

Oeffnet dem Gericht!

(die Musik hört auf, es donnert.)

Faust (stürzt betäubt zurück).

Ich träume schwer! — Noch geht die Welt nicht unter!

Stimme (wie vorher).

Hier muß er sein! — Macht auf! Es wettert draußen!

Faust (trocknet die Stirn).

Hat mich die Angst entmannt —!

Aus den Händen dieser irdischen Häscher wird Faust von dem jovialen Fremden mit leichter Mühe befreit und nun kommt das längst ersehnte tête-à-tête mit Helena.

Faust zieht Helenen auf die Bühne, die ebenfalls ganz verlarvt ist. Die andern Masken entfernen sich.

Faust (erhitzt und glühend).

Nicht länger sträube dich!

Helene.

Ha, wilder Stürmer!

Faust.

Mein Busen brennt —!

Helene.

Die Zeit ist noch nicht da!

Faust.

Sie ist's! Sie ist's! — Ha, Weib, sie soll es sein!
Statt einer hab' ich drei dir aufgeopfert!
Die Mutter schläft, das Kindlein und der Alte,
Mit dir zu kosen sang ich sie in Schlummer! —
Ha, Feuerbraut, die Nacht ist eingeweiht,
Gezahlt hab' ich die theure Morgengabe;
Drum gieb mir Gluth für Gluth!

Helene (mit heimlichem Nachdrucke).

Sie brennt für dich!

Faust.

Zerrissen ist jedwedes Lebensband;
An dich bin ich gefesselt, dein —

Helene (mit einem Triumph einfallend).

Auf ewig!

(die Musik in der Ferne wird immer wilder und seltsamer, es rollen dumpfe Donner hinein, die nach und nach stärker werden.)

Faust.

Auf ewig dein! — Horch, wie die die Töne schwellen!

Helene.

Sie donnern uns den wilden Hochzeitsjubel!

Faust (sie umschlingend).

Ha, gieb den Brautkuß mir!

Helene.

Um Mitternacht!!

Faust.

Jedweder Puls wird mir zur Ewigkeit! —
Die Larve fort, die mir dein Wangenfeuer,
Der schwarzen Augen dunkle Gluth verbirgt!
(er will ihr die Maske nehmen.)

Helene (sträubt ihm entgegen).

Ist sie gefallen, wirst du treu verbleiben?

Faust (streckt die Hand empor).

Ja bei dem —

Helene (zieht ihn rasch zurück).

Halt!

Faust (als es stärker donnert).

Das donnert meinen Eid!
Die Töne schwören ihn, die Herzensschläge,
Mein ganzes Dasein, das in Flammen glüht!
Ha, immer wilder schwillt der Jubel an,
Schon wirbelt um uns her der Hochzeitsreigen,
Die Fackel brennt —

Helene (mit wildem Tone).

Ha denn, mein Bräutigam!

Faust (auf sie eindringend).

Hinweg die Larve! —

Helene (noch wilder).

Ha! Die Hochzeitsstunde —

Faust.

Die Larve fort!!

Helene.

Sie schlägt!!

Faust.

Den Brautkuß!

(er ist im Begriffe, sie zu umschlingen.)

Helene.

Nimm ihn!

(die Larve und die Hauptbedeckung entfallen ihr und sie grinset ihn aus einem Todtenschädel an; es donnert heftig und die Musik endet wie mit einem Schrei in Dissonanzen.)

Faust (taumelt in Todesschrecken zurück).

Entsetzen — —! Weh! — —

Helene.

Das Lager ist bereit!

Folg, Bräutigam, hinab zur Feuerhochzeit!!

(sie versinkt mit einem krachenden Donnerschlage in den Boden, aus dem Flammen emporlodern. Faust stürzt von der Bühne, die so lange leer bleibt, bis die jetzt einfallende Glocke zwölf geschlagen hat. Alles verdunkelt sich tief und die Lichter erlöschen.)

Alles dies ist schon nicht sehr erbaulich, aber immer noch Kinderei gegen die dreizehnte Scene, die letzte dieser seltsamen ereignißvollen Geschichte, womit wir unsere Leser weinend zu Bett zu schicken gedenken.

Der Fremde schleudert den Faust, dessen Gesicht todtenbleich ist, bei den Haaren auf die Bühne zurück.

Faust.

Ha, laß mich fliehen! — Fort! —

Der Fremde (mit wildem donnernden Tone).

Es ist vorbei!

Faust.

Entsetzliches Gesicht! — —

(sich bebend an die Brust des Fremden werfend.)

Du bist mein Freund!

Drum schütze mich!!

Fremder (auflachend).

Haha!

Faust (dringender).

Mein letzter Freund!!

Fremder (mit triumphirender Bosheit).

Ei freilich!!

Faust.

Ha, so laß uns fort!

Fremder.

Wohin?!

Faust.

Zur Kirche!

Fremder.

Ich mit dir?!

Faust (irre).

Wir wollen beten!
Ja beten! beten!! Ach mein Schlafgebet —
Aus meiner Kindheit — das wird mir getreu sein — —
Der Mutter Segenskreuz!! — Hinaus zur Kirche!! —
Dir thut's auch Noth — — der Himmel wird uns retten! —
(wild wie im Wahnsinn.)
Fort! Fort!! —

Der Fremde (schleudert ihn zurück).

Zurück! — Dein Lebensspiel ist aus!!

Faust (wie vorher).

Noch hab' ich Zeit bis zu dem vierten Frevel!
O eine Spanne hat zur Buße Raum;
Zur Kirche hin — laß uns um Gnade knieen!

Der Fremde.

Haha! — Kennst du mich denn?

Faust.

O rette mich!

Der Fremde (ergreift ihn mit übermächtiger Gewalt, kehrt ihn so, daß Faust's Gesicht gegen die Zuschauer gewendet wird, indeß das seine von diesen abgekehrt ist; und so blickt er ihn an und ruft mit donnernder Stimme).

Ich bin's!! —

(ein Donnerschlag.)

(Faust taumelt mit dem Ausdrucke des höchsten Entsetzens zu Boden, indem er einen unartikulirten Schrei ausstößt.)

(Jener fährt nach einer Pause mit schneidender Kälte fort.)

Ist das der mächt'ge Höllenzwinger?
Der mir — he, mir! — getrotzt!! —
(mit empörendem Stolze.)
Gewürm des Staubes!
Ich hatte keine Qual — mir!! aufgespart —!
Fahr' jetzt hinab zu andern Sclavengeistern —
Du bist zu klein für mich!!

Faust (richtet sich in die Höhe und scheint seine Kraft wiederzugewinnen).
Ich bin der Faust!

Der Fremde.
Du nicht!

Faust (indem er sich mit seinem ganzen Trotze emporreißt).
Verfluchter! Ha, ich bin's! ich bin's!
Zu meinen Füßen hin, ich bin dein Meister!

Der Fremde.
Nicht mehr!!

Faust (wild).
Ha, mein Vertrag?!

Der Fremde.
Er ist am Ende!!

Faust (wie vorher).
Drei Frevel nur!!

Der Fremde.
Der vierte ist vollbracht!

Faust.
Nur Weib und Kind — und meines Vaters Blut —!

Der Fremde (hält ihm ein Pergament entgegen).
Und hier dein eignes! —

Faust.
Ha, das ist mein Pact!

Der Fremde.
Die Unterschrift — war deine schwerste Sünde!

Faust (wüthend).
Ha, Lügengeist!! — So hast du mich vergarnt!

Der Fremde.
Dein Blut ist mein! Das Bündniß ist zerrissen!

Faust (mit seiner ganzen Kraft austobend).
Mein Buch!! Mein Buch!!

Der Fremde (mit dem höchsten Ausdrucke).
Ha, jetzt — quäl' ich dich selbst!

Faust (mit steigender Kraft).
Du mich?! — Ha, alle deine Höllenflammen,
Verfluchter, thürme sie um mich zusammen!
Ich trotze ihnen, trotze deinen Mächten,
Der wilde Schmerz, ich will mit ihm nicht rechten,
Ihn jubelnd tragen, deine Wuth verlachen,
Dich und die Hölle selbst zu Schanden machen;
So, wild und kühn, mein wildes Dasein krönen,
Ich will's — der Faust! — und ewig dich verhöhnen!!

Der Fremde (in höchster Wuth).

Hinab, Verfluchter!!

(er reißt ihn mit den Haaren gegen den Hintergrund, in diesem Augenblicke verwandelt sich unter heftigen Blitzen und Donnerschlägen die Bühne in eine grause Wildniß, in deren Hintergrunde eine klaffende Höhle; in diese schleudert der Teufel den Faust, von allen Seiten sprüht Feuer herunter, so daß die ganze innere Höhle im Brande zu stehen scheint; ein schwarzer Schleier senkt sich über beide, als jener den Faust unter sich liegen hat.)

Faust (in einem wilden Trotze aufjubelnd).

Ha, hinab! hinab!

(Donner, Blitz und Feuer. Beide versinken.)

Dies ist also die Klingemann'sche Art und Weise, Trauerspiele zu schreiben. Vielleicht ließe sich von unserer Seite dagegen der Einwand erheben, daß diese Methode an einem Mangel an Moralität laborire, denn befolgen nicht unsere britischen Dramenschmiede genau denselben Plan? Wir könnten hierauf antworten, daß Klingemann, wenn auch nicht durch seinen Plan, sich doch wenigstens durch seine unendlich überlegene Ausführung desselben auszeichnet; unsere Meinung aber ist, daß sein Anspruch auf Originalität sich auf etwas ganz Anderes gründet, nämlich auf seine vollständige Zufriedenheit mit sich selbst und seiner Dramaturgie, so wie auf den kaltblütigen Heldenmuth, womit er bei allen Gelegenheiten diese Zufriedenheit zu erkennen giebt. Klingemann war kein armer schüchterner Dramenschmied, der das Publikum um Gottes willen gebeten hätte, ihm nicht die Tracht Prügel zu verabreichen, die er verdient, sondern ein kecker, stolzer Dramenschmied, der sich als solchen bekannte, ja sich sogar auf seine übereinandergehäuften Machwerke setzte und von dieser Höhe herab über das deutsche Drama im Allgemeinen eine scharfe kritische Aufsicht führte.

Indessen, wir müssen Klingemann, wie seinen Ahasver, immer „weiter — weiter — weiter" gehen lassen, denn es wird nun Zeit, daß wir uns zu dem dritten der obengenannten Schriftsteller wenden.

Dr. Adolph Müllner ist von allen diesen Dramenschmieden in England am besten bekannt und mehrere seiner Werke sind in unsere Sprache übersetzt worden. In seinem Vaterlande war sein Ruhm oder wenigstens sein Ruf sehr bedeutend, denn nur selten hat ein Dramenschmied so viel Aufsehen gemacht als Müllner — ja es gab sogar nicht Wenige, welche behaupteten, er sei etwas weit besseres als ein Dramenschmied: Kritiker des sechsten oder eines noch tieferen Ranges warfen in allen Winkeln Deutsch-

lands die Frage auf, ob Müllner nicht ein Poet und Dramatiker sei? Da die höheren Autoritäten dieser Frage nur ein hartnäckiges Schweigen entgegensetzten, so sahen diese Kritiker sechsten Ranges sich in die Nothwendigkeit versetzt, sie selbst zu beantworten und thaten es so laut und nachdrücklich, daß man hätte meinen sollen, es seien dadurch alle Zweifel, welche Dieser und Jener in dieser Beziehung noch gehegt, vollständig zerstreut worden. In Müllner selbst scheint auch nur wenig Zweifel an seiner eigenen Größe übrig geblieben zu sein — eine Selbsttäuschung, die um so verzeihlicher war, als das Theaterpublikum sie fast einstimmig zu theilen schien und ihm in so und so vielen Theatern allabendlich donnernden Beifall spendete. Ein solcher Ruhm ist eine angenehme Speise für den hungrigen Appetit eines Menschen und er wälzt ihn als einen süßen Bissen natürlich so lange als möglich auf der Zunge herum, was ihm aber im Grunde genommen nur wenig nützen kann, ja oft erweist sich das, was für den Geschmack Zucker war, als Bleizucker, so bald es hinuntergeschluckt ist. Besser wäre es, glauben wir, für Müllner gewesen, wenn ihn ein schwächerer Beifalldonner und von wenigeren Theatern begrüßt hätte. Denn was ist Gutes dabei, selbst wenn nichts Uebles darin läge? Und wenn tausend Hüte bei der Nennung des Namens eines Dichters in die Höhe fliegen, so wird er selbst doch deswegen um kein Haar breit größer, ja nicht einmal die Vorstellung, die man sich von seiner Größe macht, wird dadurch zuletzt im mindesten zu seinen Gunsten alterirt. Die Gegner werden durch dergleichen übertriebenen Beifall zu nur um so strengerer Prüfung angestachelt, die Sache wird endlich genau bekannt und der Dichter, welcher anfangs mit thörichter Freigebigkeit behandelt worden, sieht sich später um so kärglicher bedacht. Niemand wird leugnen, daß Müllner ein Mann von bedeutendem Talent war. Er war eigentlich Jurist und wir glauben gern, daß er in dieser Eigenschaft sehr gut geschrieben habe; sich aber zum Poeten aufwerfen, war ein ganz anderes Unternehmen, durch welches er nach unserer Ueberzeugung auf eine Bahn geführt ward, für welche er nicht geschaffen war.

Das Erste, was wir von Müllner lasen, war die „Albaneserin“, deren Wirkung auf uns von der Art war, daß wir uns nicht versucht fühlten, unsere Bekanntschaft mit Müllner weiter fortzusetzen. Eine handgreifliche Nachahmung von Schiller's Braut von Messina, ohne irgendwelche Philosophie oder Sentimentalität, die nicht entweder vollkommen abgedroschen oder vollkommen falsch, oft sowohl das eine als das andere wäre,

zu einem gewissen hohlen Umfange aufgeblasen, aber ohne alle wirkliche Größe und durchgängig auf leeres Geklingel und Getöse und andere Elemente der unzweifelhaftesten Prosa gebaut, konnte ein solches Werk uns in Bezug auf Müllner's Genius als Poet durchaus nicht befriedigen, und da die Zeit kostbar und die Welt groß genug ist, so hatten wir uns im Stillen vorgenommen, diesem Dichter künftig aus dem Wege zu gehen. Nichtsdestoweniger machte unser würdiger Freund später sowohl in seinem Vaterlande als auch außerhalb desselben in der Gunst des Publikums so bedeutende Fortschritte, daß seine Arbeiten unsere Aufmerksamkeit aufs Neue in Anspruch nahmen, denn wir halten die Existenz eines ächten Dichters in irgend einem Lande für eine so wichtige Erscheinung, daß selbst die mindeste Wahrscheinlichkeit eines solchen eine nähere Erörterung verdient. Demgemäß lasen wir die „Albaneserin" noch einmal und studirten sodann die sämmtlichen dramatischen Werke Müllner's aufs Gewissenhafteste, wobei wir die denselben beigegebenen Vorreden, Anhänge und anderen prosaischen Zusätze nicht übersahen. Nachdem wir uns auf diese Weise alle Einsicht verschafft, welche in dieser Beziehung zu erlangen möglich war, sprechen wir unser Urtheil über Müllner nach bestem Wissen und Gewissen in Folgendem aus.

Müllner war nach unserer Ueberzeugung und trotz Allem, was zum Gegentheile gesagt oder gesungen worden, kein Dramatiker und hat niemals eine Tragödie geschrieben. Entscheidungsgründe für dieses schroff absprechende Urtheil könnten wir, wenn der Beweis hauptsächlich uns obläge, in großer Menge anführen. Es ist indessen ein Grund vorhanden, der, wenn unsere Bemerkung richtig ist, faktisch alle übrigen einschließt. Müllner's ganzes Denken und Wesen scheint bis zur tiefsten Wurzel ein prosaisches, aber kein poetisches gewesen zu sein; seine Dramen sind daher wie alles andere, was er zu Tage gefördert, nicht geschaffen, sondern fabrizirt, ja wir glauben, daß sein Fabrikationsprincip an und für sich schon ein dürftiges und entlehntes ist. Vergebens würde der Leser in sämmtlichen sieben Bänden eine tiefere oder klarere Ansicht, einen schöneren oder höheren Gedanken suchen, als man von dem gewöhnlichsten prakticirenden Advocaten erwarten kann.

Nichtsdestoweniger müssen wir, indem wir Müllner als einen Dramenschmied hinstellen, doch erwähnen, daß er an Talent und Intelligenz höher steht, als seine beiden vorgenannten Collegen. Er besaß einen bessern Geschmack als Klingemann und verschmähete die Hülfe von Blitz und Schieß-

pulver fast gänzlich, nahm sich die Mühe, einen großen Theil seiner Tragödien zu reimen und schrieb überhaupt mit einer gewissen Sorgfalt, von welcher der Braunschweiger Theaterdirector nichts zu wissen schien.

Die Hauptfrage aber in Bezug auf Müllner ist eben so wie hinsichtlich jener anderen Dramenschmiede: Worin besteht der eigenthümliche Handgriff, dessen er sich bei Ausübung dieses seines Handwerkes bediente? Wir wollen uns demgemäß bemühen, sein Geheimniß — sein Recept zum Schauspielmachen zu ergründen und es unsern Lesern mitzutheilen. Müllner's Recept war aber im Grunde genommen gar kein geheimnißvolles, sondern schwamm, so zu sagen, oben auf und konnte, wie man glauben sollte, selbst von einem Menschen von weit geringerer Begabung, als Müllner besaß, in Anwendung gebracht werden. Zacharias Werner hat bekanntlich ein entsetzliches Trauerspiel geschrieben, welches den Titel führt: „Der vierundzwanzigste Februar.“ Die Geschichte dreht sich um einen in sehr herabgekommenen Umständen lebenden Bauer, dessen Frau und einen reichen Fremden, welcher bei ihnen wohnt. Dieser letztere wird in der Nacht des vierundzwanzigsten Februars von den beiden Erstern schändlicherweise ermordet und giebt sich sterbend als ihren eigenen einzigen Sohn zu erkennen, welcher nach Hause zurückgekehrt ist und ihnen ein behagliches, sorgenfreies Alter bereitet haben würde, wenn sie sich nicht auf diese Weise übereilt hätten. Indessen, die verbrecherische That ist einmal begangen und zwar mit einer halbverrosteten Sichel und es bleibt der ganzen Gesellschaft natürlich weiter nichts übrig, als vollends zu Grunde zu gehen. Diese Leute sind nämlich einmal vom Schicksal schon verdammt, weil der Großvater ein Verbrechen begangen hatte, wegen dessen seine Nachkommen, gleich Atreus' Söhnen, unerbittlich verfolgt werden, ja das Schicksal nimmt es damit so genau, daß dieser selbe vierundzwanzigste Februar, der Tag, wo jene alte Sünde begangen ward, für die Familie immer noch ein verhängnißvoller Tag und die alte Sichel, das Werkzeug des ersten Verbrechens, stets auch wieder das Werkzeug eines neuen Verbrechens und einer neuen Züchtigung ist, denn unbegreiflicherweise haben diese Leute während eines halben Jahrhunderts nie daran gedacht, sie zum Schmied zu tragen, damit er Hufnägel daraus mache, sondern sie ganz ruhig und zwar sehr unklugerweise fast wie eine Art Köder für den Satan an der Wand hängen lassen. Dies ist die tragische Lehre, welche in Werner's „vierundzwanzigstem Februar“ enthalten ist und da die sämmtlichen Personen des Stücks mit kaltem Eisen niedergestochen

oder in Hanf aufgehangen werden, so kann man nicht sagen, daß sie des erforderlichen Nachdrucks entbehre.

Werner's Stück ward 1809 in Weimar unter der Leitung des großen Goethe selbst aufgeführt und scheint auf das Publikum keinen geringen Eindruck gemacht zu haben. In der That ist dieses Stück auch durchaus nicht ohne Gehalt und eine gewisse rohe Kraft, und wenn Jemand so verstockt ist, daß er unbedingt in einem Schlachthause oder im Angesicht des Galgens stehen muß, ehe er sich zu Thränen rühren läßt, so kann es eine sehr behagliche Wirkung auf ihn äußern. Ein Verdienst wenigstens läßt sich ihm nicht abstreiten, nämlich das, daß es den Geschmack des Publikums getroffen hatte, denn der kleine Keim von Originalität, welcher darin liegt, hat sich bereits zu einem ganzen Walde Nachahmungen entwickelt. Eine Zeit lang war die Schicksalspoesie ein förmlich feststehender Zweig der deutschen Dramaturgie und es gab besondere Schicksalstragöden, gerade so wie es Leinweber und Baumwollenweber giebt. Aus dieser Schicksalsfabrik haben wir schon in Grillparzer's „Ahnfrau" eine Probe gesehen, der größte Schicksalsfabrikant aber, das Haupt und der Fürst aller Schicksalsdramatiker, war Adolph Müllner. Er machte in Schicksal und nur in Schicksal; das Schicksal ist die Basis und der Hauptbestandtheil seiner sämmtlichen tragödischen Erzeugnisse; hätte man dieses eine Princip abschneiden wollen, so hätte man sein Rohmaterial vernichtet und er hätte nicht mehr fabriziren können.

Müllner erkannte es an, daß er Werner viel zu verdanken habe, wiewohl nach unserer Meinung nicht mit der gebührenden Wärme. Werner hatte ihn zum Manne gemacht, denn hätte es keinen „vierundzwanzigsten Februar" gegeben, so hätte es auch keinen „neunundzwanzigsten Februar", keine „Schuld", keine „Albaneserin" und wahrscheinlich auch keinen „König Yngurd" gegeben. Müllner begann nämlich sein Geschäft als Dramenschmied mit einer Copie von Werner's „vierundzwanzigsten Februar", vor welchem Müllner's Stück indessen doch insofern etwas voraus hatte, als ein Schleifstein mit auf das Theater kam und der Zuschauer das Vergnügen hatte, das Mordwerkzeug vor Verübung des Verbrechens erst wetzen zu sehen. Der Verfasser war dabei so ehrlich, seine Nachahmung öffentlich einzugestehen, denn er nannte dieses Stück den „neunundzwanzigsten Februar" und bedankte sich in der Vorrede, obschon etwas zögernd, bei Werner, als seinem Meister und Urbilde. Aus irgend einem

unerklärlichen Grunde ward dieser „neunundzwanzigste Februar“ nicht als Makulatur in den Höckerladen geschickt, sondern kam in große Aufnahme. Es ward sogar unter dem Titel „Eumenides Düster“ eine sehr matte Parodie darauf geschrieben, welche Müllner wieder abdrucken ließ; eben so gab man den Wunsch zu erkennen, daß der Schluß des Stücks aus einem traurigen in einen freudigen verwandelt werde — einen Wunsch, den der unermüdliche Dramenschmied auch erfüllte und aus Rücksicht für schwache Nerven den „Wahn“ schrieb, welcher zwar auch mit Thränen endet, aber mit Freudenthränen. Müllner hat sich überhaupt mit diesem seinem „neunundzwanzigsten Februar“ ein besonderes Verdienst erworben, denn wer anders als er hätte ein zweites und ein drittes Gesicht auf einen und denselben Kirschkern schneiden können, welcher Kirschkern erst geborgt, ja, so zu sagen, halb gestohlen werden mußte?

Von da ab begann Müllner scheinbar auf eigenen Füßen zu stehen und bemühete sich, sich und Andere zu überreden, daß seine Schuld an Werner hiermit abgeschlossen sei. Nichtsdestoweniger aber ist es klar, daß er mit jedem Tage neue Schulden häufte. Denn hatte nicht diese einzige Werner'sche Idee sich Müllner's Gemüth so vollständig bemächtigt, daß er ganz davon besessen war und so zu sagen gar keinen andern tragischen Gedanken hatte? Daß ein Mensch an einem gewissen Tage des Monats ein Verbrechen begeht, für welches ein unsichtbares Fatum ihn schweigend verfolgt, das Vergehen am wahrscheinlichsten an demselben Tage des Monates alljährlich straft — wenn nicht, wie im „neunundzwanzigsten Februar“, ein Schaltjahr ist und das Fatum deswegen in gewisser Beziehung geprellt werden kann — und nicht eher ruhet, als bis der arme Wicht selbst und vielleicht sein letzter Nachkomme mit dem Besen der Vernichtung hinweggefegt sind: dies ist, mehr oder weniger versteckt, die tragische Essenz, das Lebensprincip — ob ein natürliches oder galvanisches, wollen wir nicht entscheiden — aller Müllner'schen Dramen. So haben wir in jenem ewigen „neunundzwanzigsten Februar“ das Princip in seinem nackten Zustande. Ein alter Holzhauer oder Waldbewohner hat schon vor langer Zeit an diesem Schalttage mit der Schwester seines Weibes eine Todsünde begangen und deshalb muß seine ganze Nachkommenschaft bewußt oder unbewußt in Blutschande und Mord beharren, indem der Tag der Katastrophe regelmäßig alle vier Jahre an demselben neunundzwanzigsten wiederkehrt, bis endlich zum Glück die ganze Gesellschaft umgebracht wird und damit die Geschichte ein Ende hat.

In der „Schuld“, einer weit höher strebenden Leistung, haben wir genau dieselbe Doctrin einer jährlichen Wiederkehr und das Interesse dreht sich abermals um die zarte Frage von Mord und Incest. In der „Albaneserin“, welche, wie sie nun eben ist, wirklich als Müllner's bestes Werk betrachtet werden kann, finden wir die Schicksalstheorie ein wenig colorirt, als ob das Säftchen dem Verfasser allgemach widerlich würde und er es deshalb in einen Löffel Syrup hüllen möchte. Demgemäß ist es hier der Fluch eines Sterbenden, welcher auf den Verbrecher einwirkt, welcher Fluch, da er noch durch eine altherkömmliche Sünde in der Familie des Fluchers unterstützt wird, einen ganz eigenthümlichen Effect hat, indem die betreffenden Personen Vatermord, Brudermord und die alte Incestgeschichte, so wie zwei Selbstverbannungen und zwei sehr entschiedene Selbstmorde durchmachen.

Man muß in der That glauben, Müllner habe ohne diese Schicksalspanacee gar nichts schaffen können, denn in „König Yngurd“ scheint es, als ob er einen solchen Versuch gemacht und gefunden hätte, daß es doch nicht gehe. Dieser „König Yngurd“, ein erdichteter Bauernkönig von Norwegen, soll, wie man uns mittheilt, eine rohe Skizze von Napoleon Bonaparte sein und entwickelt allerdings in den ersten zwei oder drei Acten einen nicht geringen Grad von Tapferkeit. Dabei ist er ein sehr tugendhafter Mann und kühn wie Ruy Diaz, bis er plötzlich mitten in einer Schlacht, nachdem das Stück schon weit vorgerückt ist, von einer wunderlichen Laune oder Grille ergriffen wird, sich an einen einsamen Ort unter Felsen zurückzieht und sich hier auf sehr wohlfeile Weise mit lauter Stimme dem Teufel überantwortet, der allerdings nicht persönlich erscheint, um ihn mit Beschlag zu belegen, aber doch, wie sich später herausstellt, das Anerbieten bereitwilligst angenommen hat. Denn Yngurd wird von dieser Zeit an ganz entsetzlich mürrisch und lasterhaft und thut fast weiter gar nichts, als daß er Menschen chicanirt und umbringt, bis endlich, nachdem das Maß seiner Ungerechtigkeiten voll ist, er selbst chicanirt und umgebracht wird und der Autor, durch dieses sein tragisches Universalelixir mächtig unterstützt, sein Stück zu einem ganz behaglichen Schlusse bringt.

Dies also ist Müllner's dramatisches Geheimniß — dies war der einzige und alleinige Patenthaken, mittelst welchem er seine aus irdischem Staube geformten Tragödien an die höhere Geisterwelt anhängen wollte, um auf diese Weise so zu sagen durch ein Zugwerk eine freie Communica-

tion zwischen der sichtbaren prosaischen Erde und dem unsichtbaren poetischen Himmel ins Werk zu setzen. Das größere oder geringere Verdienst dieser seiner Erfindung oder vielmehr Verbesserung — denn Werner ist der eigentliche Patentinhaber — gab damals, als sie auftauchte und noch lange nachher Stoff zu einem mit vieler Lebhaftigkeit und Erbitterung geführten Kampfe.

Die kleineren kritischen Lichter waren über diesen Punkt sehr getheilter Meinung und da die höheren Autoritäten, wie wir schon früher bemerkten, sich nicht dazu verstehen wollten, irgendwelches Licht darüber zu verbreiten, so dauerte der Streit ziemlich lange. Was uns betrifft, so gestehen wir, daß wir dieses Recept zu dramatischen Thränen nicht viel höher stellen möchten, als die zerschnittene Zwiebel in der „Zähmung einer Widerspenstigen." Schlau in dem Taschentuch verborgen, reichte diese Zwiebel hin, um Christoph Sly zu täuschen; sie erreichte auf diese Weise ihren Zweck, was hinsichtlich der Schicksalserfindung mit den deutschen Christoph Sly's eben so der Fall gewesen zu sein scheint.

Müllner's Schicksalstheorie ist von mehrern seiner Gegner auch deswegen angegriffen worden, weil sie der christlichen Religion feindlich sei. Wir würden den Zustand der christlichen Religion allerdings für einen sehr hinfälligen halten, wenn Müllner's Trauerspielfabrikation eine bemerkbare Wirkung darauf äußern könnte. Nichtsdestoweniger wollen wir, da wir die Sache einmal zur Sprache gebracht haben, bemerken, daß diese Schicksalsgeschichte uns keineswegs eine christliche Lehre, ja nicht einmal eine muhamedanische oder heidnische zu sein scheint. Das Fatum der Griechen war, obschon eine falsche, doch eine erhabene Hypothese und harmonirte hinreichend mit dem ganzen sinnlichen und materiellen Gebäude ihrer Theologie; es war ein Hintergrund vom tiefsten Schwarz, auf welchem sich jene farbenreiche Phantasmagorie sehr gut ausnahm. Ueberdies weilte bei ihnen die rächende Macht wenigstens in ihren sichtbaren Kundgebungen blos an den hohen Stätten der Erde und besuchte nur die Häuser fluchwürdiger Herrscher oder anderer großer Verbrecher, vor denen die Welt ohne solch wunderthätiges Einschreiten keinen Schutz gefunden haben würde, da sie für die Rache derselben unerreichbar waren. Niemals aber erniedrigten sich, so viel wir wissen, die Erinnyen zu gewöhnlichen Polizeidienern und das Fatum zu einem Friedensrichter, um arme Teufel wegen Beraubung eines Hühnerstalles zur Tretmühle zu verurtheilen oder den Boden mit Fußangeln zu

bestreuen, um dadurch der Wilddieberei Einhalt zu thun. Und, was hat dies alles mit der geoffenbarten Vorsehung unserer Zeit zu thun — jener Macht, deren Thun und Walten sich nicht nach dem Jahre oder Jahrhunderte und nicht blos an einzelnen Individuen oder Nationen kund giebt, sondern sich durch die ganze Ewigkeit und über die unendliche Masse der Wesen erstreckt, welche sie regiert und erhält?

Indessen, es bedarf keiner theologischen Argumente, um dieser Müllner'schen Schicksalstheorie ihr Urtheil zu sprechen. Ihr Werth als dramatisches Princip läßt sich, wie es scheint, schon durch die eine Erwägung feststellen, daß heutzutage kein Mensch im Geringsten mehr daran glaubt, und daß Müllner selbst nicht daran glaubte. Wir behaupten nicht etwa, daß die Dichtung eine Thatsache sein solle oder daß kein dramatisches Erzeugniß ächt sei, wenn es nicht gerichtlich beschworen werden könne, sondern blos, daß die Dichtung nicht Lüge und Wahnsinn sein dürfe. Wie soll im Drama oder in einem Gedicht irgend einer Art eine consequente Lebensphilosophie, welche die Seele und das Urwesen aller Poesie ist, zur Anschauung gebracht werden, wenn der Dichter und jeder Sterbliche mit ihm weiß, daß die ganze moralische Basis seiner idealen Welt eine Lüge ist? Und ist es wohl etwas Anderes als eine Lüge, daß das menschliche Leben sich auf das abgeschmackte Princip eines Fatums gründe oder gründen könne, welches Holzhauer und Kuhhirten an gewissen Tagen des Monats mit räthselhaften Heimsuchungen verfolgt?

Wir könnten, wenn es in diesem Falle von irgendwelcher Bedeutung wäre, hinzufügen, daß wir Müllner's tragischen Kunstgriff auch noch aus einem umfassenderen Grunde für gänzlich ungenügend halten und zwar einfach aus dem Grunde, weil es ein Kunstgriff ist, ein Recept oder ein Handwerksvortheil, welcher, wenn er auch noch so vortrefflich wäre, durch wiederholten Gebrauch in geradzu anstößige Manierirtheit ausarten muß. Hierin aber liegt eben der Unterschied zwischen Schaffen und Fabriziren; das letztere hat seine Manipulationen und geheimgehaltenen Proceduren, die von Jedem gelernt werden können, das erste aber nicht. In der Poesie giebt es kein Geheimniß, welches die geringste wirksame Kraft besäße, als das eine Universalgeheimniß: daß der Dichter mit einer reineren, höheren und reicheren Natur begabt sei, als andere Menschen, welche höhere Natur ihm selbst die geeignete Form zur Verkörperung ihrer Inspirationen lehrt, wie denn auch in der That die unvergängliche Schön-

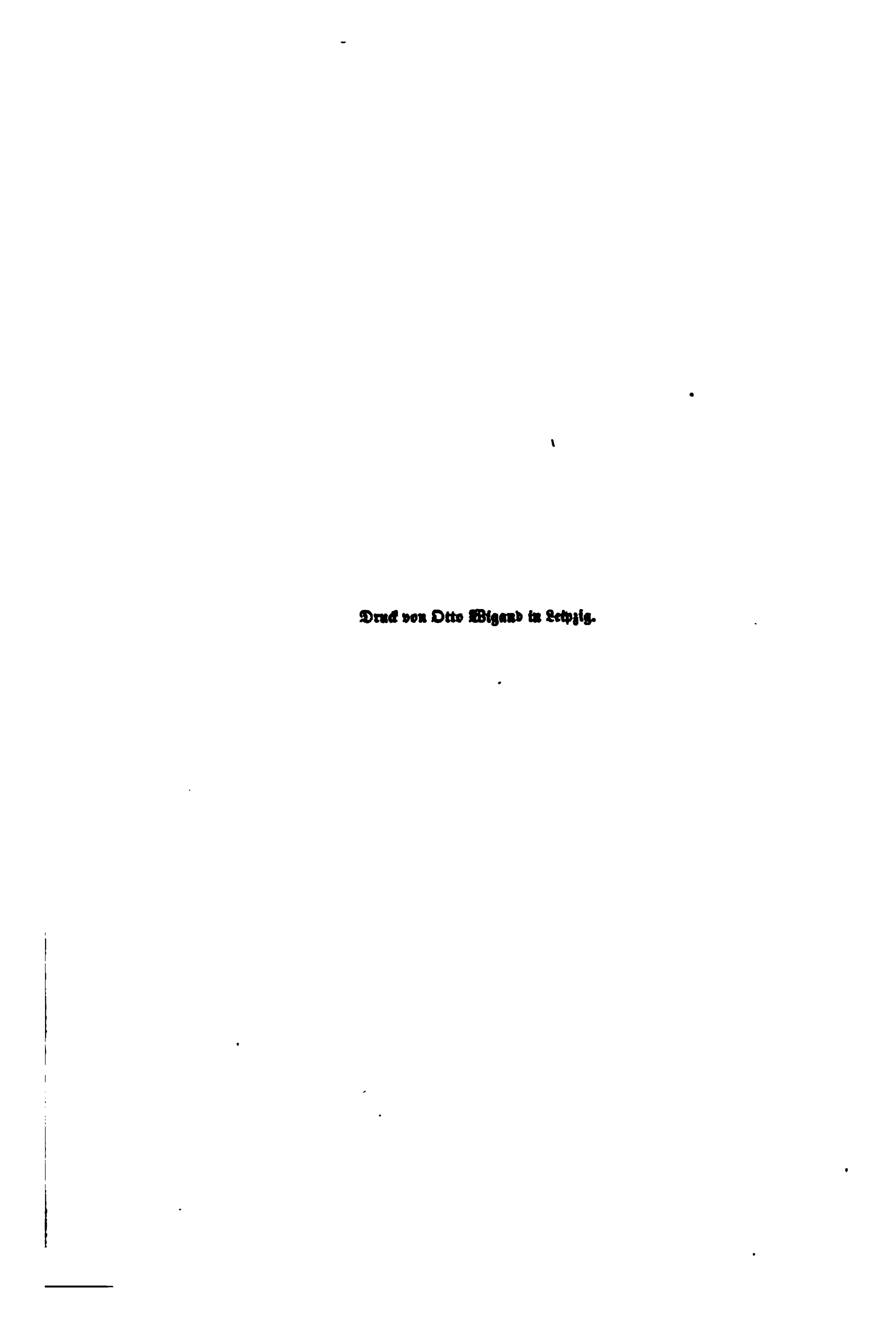
heit derselben durch jede Form mehr oder weniger deutlich hindurchleuchtet.

Hätte Müllner irgendwelchen Anspruch auf dieses letztere große Geheimniß, so wäre es unsere Pflicht, länger und ernster bei seinen kleineren zu verweilen, wie unrichtig und dürftig dieselben auch sein möchten. Weil ihm aber ein solcher Anspruch nicht zur Seite steht, so glauben wir nunmehr von ihm Abschied nehmen zu können. Eine noch weiter ausgeführte Analyse seiner einzelnen Dramen zu geben, wäre eine leichte, aber langweilige und undankbare Aufgabe. Eine geschickt gearbeitete Dampfmaschine kann mit einiger Aussicht auf Ausbeute für die Wissenschaft aus einander genommen werden, wenn sie gleich auch nur eine aus Menschenhänden hervorgegangene Schöpfung ist; wer aber würde seine Zeit damit verschwenden wollen, den Mechanismus von zehn Kaffeemühlen aus einander und wieder zusammenzuschrauben? Eben so wenig wollen wir als Proben der Diction und des Gedankenganges, welcher in diesen Dramen herrscht, Auszüge mittheilen. Wir haben schon gesagt, daß der Gedankengang ein schulgerechter, wohlgeordneter und bühnengerechter ist, daß auch die Diction gut und metrisch und grammatisch richtig ist und sich an beiden weiter kein Fehler auffinden läßt, als daß sie Poesie sein wollen und dennoch durch und durch die unverfälschteste Prosa sind. Diese Thatsache durch Auszüge darthun, wäre ein vergebliches Unternehmen. Nicht einige wenige Büschel Haidekraut, sondern tausend damit bewachsene Acker bilden die öde Haide und wer einen netten Strauß davon begehrt, der greife nur aufs Gerathewohl in Müllner's gesammelte dramatische Werke hinein; wir für unsern Theil aber mögen nichts mehr damit zu thun haben.

Nicht aus Groll gegen die deutsche Nation, welche wir aufrichtig lieben, haben wir auf diese Weise von ihren Dramenschmieden gesprochen und wenn wir uns in unserm eigenen Vaterlande umsehen, so fühlen wir nur zu wohl, daß die Deutschen zu uns sagen können: „Nachbar, kehre vor Deiner Thür." Uebrigens haben wir auch schon gesagt, daß es Dramenschmiede geben muß und die drei hiergenannten sind die besten ihrer Klasse. Wer von unsern Landsleuten dergleichen Produkte bezieht und findet, daß sein innerer Mensch sich dabei wohlbefindet und gedeihet, nun der möge damit fortfahren, aber wohl möge er nicht vergessen, daß es nicht die deutsche Literatur ist, was er auf diese Weise verschlingt, sondern nur der Schaum, um nicht zu sagen, der Abschaum, der deutschen Literatur, den er vielleicht,

wenn er warten gelernt hat, in nicht allzu langer Zeit in der neuen und vielleicht wohlfeileren Form des Bodensatzes genießen kann. Auf diese Weise thue Jeder das Seine:

„Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann;
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann."



Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Inhalt.

Dr. Francia . . . . Seite 1
Mirabeau . . . . „ 60
Burns . . . . „ 138
Deutsche Dramenschmiede . . . . „ 196


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04981 4422

